











ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF



LXVIII. JAHRGANG, CXXXII. BAND
DER NEUEN SERIE XXXII. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1914

Inhalts-Verzeichnis des CXXXII. Bandes
der neuen Serie XXXII. Bandes

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Neuere Sprachen

Altnordisch

Germanisch

Deutsch

Provenzalisch

Spanisch

Rätisch



Grimmelshausen, 'Der fliegende Wandersmann nach dem Mond'.

Inhaltsangabe: Stammbaum der Texte. — Holländischer Text mit 2. Teil. — Inhaltsangabe des 2. Teiles. — Verhältnis des holländischen Textes zu den übrigen, insbesondere zum englischen Text. — Das englische Original. — Godwins Persönlichkeit. — Die französischen Texte und ihr Verhältnis zum englischen Original. — Baudoins Persönlichkeit. — Die deutschen Texte und ihr Verhältnis zur französischen Vorlage. — 'Anhang' in der Ausgabe: Grimmelshausen 1667. — Quellenfrage. — Einwirkung des Romans auf die Literatur.

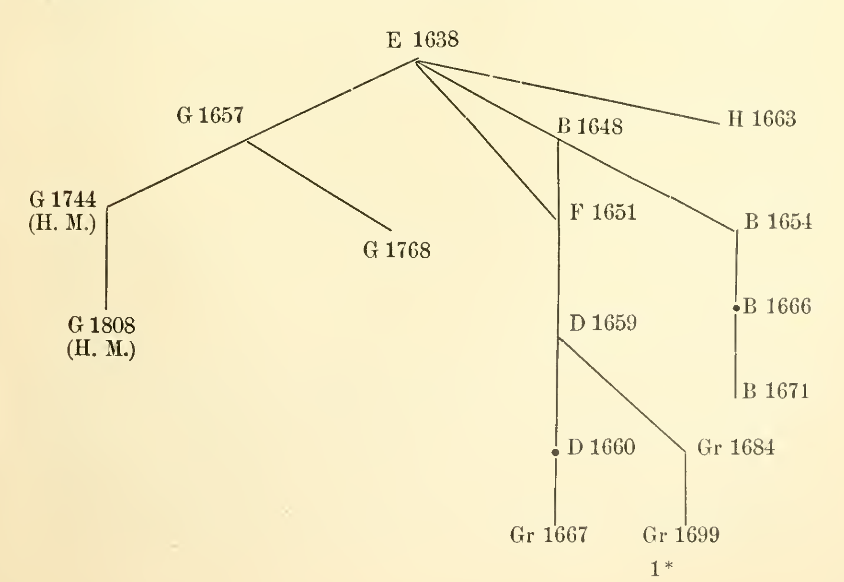
Unter Grimmelshausens Werken finden wir an erster Stelle 'Der fliegende Wandersmann nach dem Mond', einen Roman in der Tradition der spanischen novela picaresca, den er im Alter von ungefähr 30 Jahren aus dem Französischen übersetzte.

Der Held, Domenico Gonsales, erzählt darin seine Lebensgeschichte: Als Sohn eines spanischen Edelmannes 1552 in Sevilla geboren, ist er das jüngste von 17 Kindern, soll Geistlicher werden, hat aber mehr Lust zum Kriegshandwerk, verläßt heimlich die Hochschule von Salamanca und kommt 1569 in ziemlich schlechten Verhältnissen nach Antwerpen; er tritt in die Dienste des Marschalls von Cossé, wird dessen Sekretär, zieht mit ihm gegen den Prinzen von Oranien, macht reiche Beute und begibt sich an den Hof des Herzogs Alba, der ihn zwar gut behandelt, ihn aber wegen seiner Kleinheit oft verspottet. Mit Alba kehrt er 1573 nach Spanien zurück, wo er freudig aufgenommen wird, da er sich ein ansehnliches Vermögen erspart hat. Auf Wunsch seiner Angehörigen, die ihn in der Heimat festhalten wollen, heiratet er die Tochter eines Kaufmanns aus Lissabon und lebt nun eine Reihe von Jahren in stillem Frieden. 1596 kommt er mit einem Landsmann, Peter Delgadez, in Streit und tötet ihn im Zweikampfe. Ein Verwandter des Getöteten, der gerade zu dieser Zeit aus Indien zurückkehrt, verlangt hohes Lösegeld für den Mord, und Gonsales, der seine Frau und seine beiden Kinder nicht ins Elend bringen will, sucht durch eine Handelsreise nach Indien den Verlust wieder hereinzubringen. Reich an kostbaren Edelsteinen tritt er die Heimreise nach Spanien an, wird aber während der Fahrt krank und landet auf der Insel St. Helena, wo er allein mit einem Mohren, Diego, zurückbleibt. Auf dieser Insel, von der eine genaue Beschreibung gegeben wird, erfindet er ein Verständigungsmittel zwischen sich und seinem Diener Diego durch Lichtsignale und ein Verkehrsmittel durch gezähmte Vögel, die zwischen beiden hin und her fliegen. Anfangs müssen die Vögel nur Botschaften, dann aber auch Lebensmittel hin und her tragen, die Bürde wird immer mehr vergrößert und so erwacht in Gonsales der Gedanke, daß auf diese Weise auch ein Mensch von den

Vögeln befördert werden könnte. Um die Last des menschlichen Körpers auf eine entsprechende Anzahl von Vögeln gleich zu verteilen, konstruiert er sich einen Flaschenzug aus Stricken und Korkstücken, und als der erste Versuch mit einem Lamm gelungen ist, setzt er sich selbst auf sein fliegendes Gerüst, und auf ein bestimmtes Zeichen, das Diego durch Ausspannen eines weißen Tuches gibt, tragen ihn seine Vögel ein Stück durch die Luft. Unser Held ist voll Glück über das gelungene Experiment und kann seine Sehnsucht nach der Heimat kaum bezwingen. Endlich kommt die indische Flotte, die ihn nach Spanien bringen soll; doch in der Nähe von Teneriffa werden die spanischen Schiffe von Engländern angegriffen; der spanische Kapitän Alphonsus de Xima will von einer Ergebung, zu der ihm Gonsales rät, nichts wissen, sein Schiff scheitert, und während es sinkt, wobei die einen zugrunde gehen, die anderen von den Engländern gerettet werden, erhebt sich Gonsales mit seinem Vogelapparat, den er auf das Schiff mitgenommen hat, in die Luft. Seine Vögel tragen ihn auf die Insel Teneriffa; um sich vor den wilden Eingeborenen zu retten, will er auf ein Stück weißes Erdreich in der Ferne zusteuern, doch die Vögel führen ihn in schnellem Fluge auf die Spitze des El Pico, des höchsten Berges der Insel; und von hier erheben sie sich nach kurzer Rast wieder und tragen ihn mit ungeheurer Geschwindigkeit zum Monde. Zwölf Tage dauert die Reise; Dämonen erscheinen ihm, die ihm Lebensmittel mitgeben, ihn aber vergebens für ihre Gemeinschaft zu gewinnen suchen; er macht allerlei Beobachtungen in bezug auf Mond und Erde und sieht vor allem mit eigenen Augen, daß Kopernikus recht hat mit der Behauptung, daß die Erde sich drehe; ja, er zählt die Tage nach den Drehungen der Erde. Im Mond landet er auf einem hohen Berg. Während er auf der ganzen Reise keinen Hunger verspürte, regt sich dieser jetzt gewaltig; doch die Speisen, die ihm die Dämonen gaben, sind verdorben. Da ißt er Blätter von einem Baum, auf den auch seine Vögel zugeflogen sind, und wird wunderbar gestärkt. Die Mondbewohner erscheinen und umringen ihn. Einer nimmt ihn freundlich auf und führt ihn bald zu dem Fürsten Pylonas, dem er sieben Edelsteine zum Geschenk überbringt; als er lange bei Pylonas verweilt hat und die Einwohner, ihre Sitten, ihre Tonsprache usw. kennengelernt hat, wird er zu Irdonozur, dem höchsten Mondherrscher, berufen und erhält von ihm drei Arten herrlicher Wundersteine zum Geschenk: der Machrius trägt ewiges Feuer in sich, das alle Metalle schmilzt; der Poloastis erhellt mit seinem Lichte eine große dunkle Kirche; der Ebolus vergrößert oder verringert das Gewicht des menschlichen Körpers um die Hälfte, je nachdem, welche seiner Flächen mit der bloßen Haut in Berührung gebracht wird. Endlich, nach-

dem ihm alle Wunder des Mondes bekannt geworden sind, sehnt er sich heim zu den Seinen; ungern nur wird er entlassen; Pylonas gibt ihm ein kostbares Geschenk mit für die Königin Elisabeth von England, die glorwürdigste Regentin seiner Zeit, und läßt ihr seinen Gruß entrichten. Schnell wird unser Held auf seinem Flugapparat zur Erde befördert; als seine Vögel einmal müde werden, macht er sich mit dem Ebolus leichter, so daß der Flug wieder aufs beste von statten geht. — Er landet in China. Dort fängt man ihn ein und bringt ihn vor die Behörde. Ein Mandarin aber findet Gefallen an ihm, sieht, daß er kein böser Zauberer ist, preist ihn glücklich wegen seiner wunderbaren Abenteuer und nimmt ihn aufs beste auf. Nur wegen seiner Vögel ist Gonsales in Sorge, die auch tatsächlich für ihn verloren sind. Auf dem Schlosse des Mandarinen lebt er in voller Freiheit; mit ihm kommt er einige Male nach Peking, trifft dort Landsleute, nämlich Jesuiten, die unter der Leitung des P. Pantoja 1601 nach China gekommen sind, um das Christentum hier einzuführen, bespricht mit ihnen die Möglichkeit einer Rückkehr in sein Vaterland und schickt auf ihren Wunsch einen Bericht seiner wunderbaren Reise nach Macao, der als Vorläufer seiner selbst nach Spanien kommen soll. Mit dem Ausdruck der Hoffnung auf baldige Heimkehr schließt er seine Geschichte. —

Der Roman 'Der fliegende Wandersmann nach dem Mond' steht in einem sehr interessanten literarischen Zusammenhang, den wir uns vielleicht am besten durch einen Stammbaum veranschaulichen:



Dabei bezeichnet: E = Englisch. Text (anon.), H = Holländ. Text (anon.), G = Godwin, B = Baudoin, F = Französisch. Text (anon.), D = Deutsche Texte (anon.), Gr. = Grimmelshausen, (H. M.) = Harleian Miscellany. Die beigefügten Indizes bedeuten die Jahreszahlen des Erscheinens. Mir lagen bei der Arbeit die Texte H 1663, B 1648, B 1654, F 1651, D 1659, D 1660, Gr. 1667, Gr. 1684, Gr. 1699 und G (H. M.) im Original vor, während ich mir von den übrigen die nötige Kenntnis durch Anfragen zu verschaffen suchte. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß alle diese Texte mehr oder weniger getreue Übersetzungen, respektive Neuauflagen sind, die in letzter Linie auf E 1638 zurückgehen.

Eine Ausnahmestellung nimmt nur der holländische Text H 1663 ein. Diese Ausgabe, die ich nirgend verzeichnet gefunden habe und von der die Kgl. Bibliothek in Berlin das, wie es scheint, einzige vorhandene Exemplar besitzt, erweckt, wie es wohl in der Absicht des Herausgebers lag, fürs erste den Anschein, als wäre sie nicht eine Übersetzung aus dem Englischen, sondern das Original selbst in einer späteren Auflage.

Der Held unseres Romans weist nämlich in seinem Reisebericht wiederholt auf einen zweiten Teil seiner Beschreibung hin. Ich zitiere nach Gr. 1699, der einzigen in Wien vorhandenen Ausgabe. Dort heißt es S. 542, als Gonsales zu dem Fürsten Pylonas geführt wird:

> Selbiges Fürsten Herrlichkeit zu beschreiben / nebenst andern Umständen / will sich hier nicht schicken / und will davon gedenken in dem 2. Teil dieses Buches / dann ich in diesem Buch nur dahin ziele / eine schlechte Beschreibung herauszugeben meiner Reise ...

Seite 549, wo es sich um die Reise unseres Helden zu Irdonozur handelt:

> die Geschicht von dieser Reise / und was dabey vor Reden vorgefallen / will ich ausführlich beschreiben in einem andern Buch / ...

Seite 551 bei der Beschreibung der Mondwelt:

> was ich aber itzt davon gedencke / ist nur eine summarische Anführung zu dem andern Theil dieser Beschreibung / da ihr ein mehrers davon werdet vernehmen / ...

Seite 560, da Gonsales davon spricht, wie gut er von dem Mandarinen behandelt wurde:

> Er ließ mich auch auf freyen Fuß stellen / so wol in als außer seinem Hause / und wenn er nach Paquin reisete / nahm er mich mit sich / daß ich dadurch Gelegenheit bekam / mich zu erkundigen von den Sitten / Regierung und Policey der Völker / davon ich mit mehren gedencken will in meinem andern Buch / ...

Einen solchen zweiten Teil besitzt nun der holländische Text und nur dieser!

Der Titel des holländischen Buches heißt:

Het Rechte Eerste Deel van de Man in de Maan ofte Een Verhael van een Reyse derwaerts, Gedaen door den spoedigen Bode Domingo Gonzales. Den laetsten Druck. T'Amsterdam. — By Michiel de Groot, Boekverkooper, op den Nieuwen-dijk in den grooten Bibel. 1663.

Auf diesen ersten Teil, der im Texte mit E 1638 übereinstimmt, folgt:

Het Rechte Tweede Deel van de Man in de Maan. Dat is: Een volkoome verhaal van de wonderlikke Reizen / in verscheide onbekende Gwesten, gedaan door den spoedigen Bode Domingo Gonzales. T'Amsterdam

usw., wie beim ersten Teil, nur ohne Angabe des Jahres. Auch diesem Teile geht eine Vorrede voraus, die wie diejenige des ersten Teiles mit E. M. gezeichnet ist. Es heißt darin, daß eine Vorrede für den zweiten Teil der Geschichte vom Mann im Monde eigentlich nicht notwendig sei, da die Beschreibung sich durch ihren interessanten Inhalt selbst genug empfehle; um aber weiterem Mißbrauche mit dem Namen des Autors zuvorzukommen ... es hätten nämlich einige ihre eigenen Erfindungen unter dem Namen dieses Autors erscheinen lassen ... seien ein paar Worte nicht überflüssig: Es stehe fest, daß unser Edelmann von all dem, was er im zweiten Teil erzähle, nichts geträumt habe; in seinen Schriften, die er allein dem Herausgeber E. M. anvertraut hätte, seien mehr Wunder enthalten, als die weisesten Spanier, Brabanter und Holländer in tausend Jahren entdecken könnten, wovon sich jeder, der die Geschichte lese, überzeugen könne. Man möge das Buch lesen und wieder lesen, denn es sei mehr darin gesagt, als man glaube; das beste Gold werde eben in den tiefsten Minen gefunden. Mit einer nochmaligen Empfehlung des Werkes an den Leser schließt der Herausgeber die Vorrede und bringt dann unter der Überschrift 'Dit is het Tecken' das Bild des Autors, eines Mannes in spanischer Tracht mit einem Buche in der Hand.

Der zweite Teil schließt sich unmittelbar an den ersten an:

Gonsales entschuldigt sich, daß er mehrere Jahre vergehen ließ, ehe er sein Versprechen einlöse und den angekündigten zweiten Teil seiner Reise schreibe. Das Geschick selber habe ihn bisher daran verhindert. Der zweite Teil solle von ganz anderer Art sein als der erste; doch sei er überzeugt, daß man mit ihm zufrieden sein werde. Er habe versprochen, von Pylonas und Irdonozur und dem Mondreiche zu erzählen; in der Tat aber werde er einen Himmel von Wundern und einen Abgrund von Irrtümern enthüllen. Der erste Teil werde hinter dem zweiten weit zurückbleiben. Um dies zu beweisen, werde er nach Art der vorsichtigen Schneider und Weber den Faden dort anknüpfen, wo er abgerissen wurde. Hier beginnt die eigentliche Erzählung:

Gonsales kommt wiederholt nach Peking, wo er mit P. Pantoja

und anderen Vätern der Sozietät über seine Heimkehr berät, ohne Wissen des Mandarinen, der ihm, wie er fürchtet, Schwierigkeiten bereiten würde; denn Fremdlinge, die einmal die einheimische Tracht angelegt haben, dürfen ohne besondere Erlaubnis das Land nicht mehr verlassen. Schon ist ein Abschiedsmahl des Gonsales im Kreise der Patres geplant, da findet er seine Wohnung von Soldaten des Königs umstellt und wird zu Hof befohlen; ihm ahnt nichts Gutes, doch gibt er sich ganz unbefangen und wird wider Erwarten freundlich aufgenommen und zu einem Gastmahl eingeladen. Dasselbe findet in einem herrlichen Saal voll Gold und Edelsteinen statt, und Gonsales genießt die höchsten Ehren.

An dieser Stelle seiner Erzählung nimmt er Anlaß, wenigstens eines seiner Versprechen einzulösen und eine Beschreibung von China zu geben. Und nun folgt ein sehr ausführlicher Bericht über das Land, seine Bodenprodukte und Erzeugnisse, über die Bewohner und ihre Beschäftigungen, über Künste und Wissenschaften, Verfassung und Religion, Sitten und Gebräuche usw. Gonsales erzählt bei dem Gastmahle seine Abenteuer und erfährt dafür von allerlei Wunderbarem bei den Chinesen. Nachher aber erwacht wieder die Sehnsucht nach der Heimat in ihm; das Abschiedsmahl mit den Jesuiten findet statt; er schenkt dem P. Pantoja je einen Machrius, Poleastis und Ebolus und erwirbt sich dadurch ein großes Verdienst um die katholische Kirche. Denn der König von China beschäftigt sich mit dem Problem, die Unsterblichkeit zu erfinden, und braucht bei seinen Versuchen immer geschmolzene Metalle. Pantoja überläßt ihm den Poleastis mit seinem ewigen Feuer und erhält dafür die Erlaubnis, die katholische Religion überall zu lehren. Begleitet von den besten Segenswünschen des P. Pantoja reist unser Held am nächsten Morgen in einem Segelwagen an die Küste nach Macao. Doch ehe er sein Ziel erreicht hat, wird er von chinesischen Soldaten eingeholt, nach Peking zurückgebracht und wegen seiner heimlichen Flucht zum Tode verurteilt. In dieser äußersten Not hilft ihm sein Ebolus, der ihn durch Berührung mit der linken Brustseite unsichtbar macht, eine Eigenschaft, von der Gonsales selbst bis dorthin nichts wußte. Sobald er sich aber über das Wunder klar ist, zeigt er seinen Richtern den Wunderstein. Als der Ziam, der unserem Papst entspricht, die Wahrheit der Aussage selbst erprobt hat, wird Gonsales freigesprochen. Der Mandarin erzählt nun unserem Helden, daß seine Verhandlungen mit den Patres und seine heimliche Abreise ihnen keineswegs verborgen geblieben seien; nicht Pantoja war der Verräter, sondern ein Wunderspiegel, in welchem man alle Handlungen der Menschen sehen kann; die Anfertigung eines derartigen Spiegels wird ausführlich beschrieben. Gonsales läßt auch seinen Richtern je einen seiner kostbaren

Steine, wird dafür mit Gold und Silber und einem geschriebenen Buche beschenkt, in welchem allerlei Künste enthalten sind, und reist nun, von 30 königlichen Reitern begleitet, in einer mit vier weißen Pferden bespannten Kutsche nach Macao.

Am 24. Juli 1602 segelt er auf einem spanischen Schiff der Heimat zu, vorbei an der Insel Branco, dem Os Baixos dos Pescadores, den Lequeos-Inseln, der Insel Termosa, an Japan, kommt in eine Strömung, die vermutlich in der Nähe der Straße zwischen Neu-Spanien, Asien und Tartarien verläuft; dann geht es vorbei an der Insel St. Augustin, und man hofft, in wenigen Tagen den Hafen von Acapulco zu erreichen. Doch ein gewaltiger Sturm macht alle Hoffnungen zunichte, und Gonsales, der mit Sehnsucht seiner Vögel gedenkt, erwartet mit den anderen den Tod. Da wird das spanische Schiff von feindlichen Schiffen überfallen, und es geht ihnen schlechter als wenn sie den Tod erlitten hätten. Gonsales könnte sich mit seinem Ebolus wohl unsichtbar machen, doch er will kein besseres Los haben als seine Gefährten. Nach einer vollständigen Plünderung werden die Unglücklichen auf die einzelnen feindlichen Schiffe verteilt. Gonsales bleibt auf dem früheren Schiff, doch kommt er unter das Kommando eines Engländers. Diesem erzählt er teilweise seine Geschichte und erwähnt auch des Geschenkes von Pylonas an Elisabeth von England; der Engländer erbietet sich dazu, der Königin das Geschenk zu überbringen, weil er sich dadurch in Gunst zu setzen hofft, und von da an behandelt er auch unseren Helden sehr freundlich. Nur die Hoffnung auf Heimkehr ist wieder in die Ferne gerückt. Als man bei den Fuchsen-Inseln in der Nähe von Chile landet, beschließt Gonsales, sich nun von den anderen zu trennen und auf ein besseres Abenteuer zu warten. Dies gelingt ihm leicht, da er sich unsichtbar macht. Er durchstreift nun, ebenfalls unsichtbar, die Insel und findet hier seine Vögel wieder, die durch die lange Ruhe das Fliegen verlernt haben und hier in die Klauen von Füchsen gekommen sind. Die Erinnerung an ihre einstigen treuen Dienste entlockt ihm bittere Tränen. Auch das Volk dieser Insel lernt er kennen; ihre Sprache ist der der Chinesen in Peking ähnlich, nur daß sie alle Dinge gerade mit dem umgekehrten Namen bezeichnen; was z. B. die Chinesen 'licht' nennen, heißt hier 'dunkel' usf. Auch hier werden Sitten und Einrichtungen des Volkes besprochen und ganz besonders ein Instrument hervorgehoben, mit dem Mücken und Fliegen gefangen werden, und eine Münze, die bei Königen und Fürsten Gunst erweckt. 14 Tage bleibt er bei diesen Leuten und durchschaut alle ihre Geheimnisse; einmal droht ihm ein arges Übel. Ein böser Geist verleitet ihn dazu, sich mit einer schönen Frau einzulassen, da hört sein Ebolus sofort zu wirken auf und er wird sichtbar. Der Ehemann

ist etwas erstaunt über ihn; doch hilft sich unser Held aus der Verlegenheit und wird freundlich aufgenommen. Als er merkt, daß seine Wirte den Spaniern nicht zugetan sind, hütet er sich, sich als Spanier zu bekennen, und denkt an seine Weiterreise. Er will es so machen wie Dädalus, nur sollen ihm Sonne und Wasser nichts anhaben können. Glücklicherweise findet er auf der Insel Vögel mit großen Flügeln; ein solches Flügelpaar befestigt er an seinen Armen und mit zwei Flügelschlägen erreicht er die Höhe einer Eiche. Doch kann er seinen Flug nicht lenken. Da kommt er auf den Gedanken, sich einige Federn seiner Gänse an die Fersen zu binden, und nun ist er Herr des Reiches der Lüfte und verläßt, mit seinen Edelsteinen und Schätzen beladen, die Fuchsen-Inseln. Auf den Augenblick des Aufstieges bezieht sich das beifolgende Bild, das an der Spitze des zweiten Teiles der holländischen Ausgabe steht und sich sonst nirgend findet.



Um nicht für einen Vogel geschossen zu werden, macht sich Gonsales unsichtbar und will nun über Brasilien und die Kanarischen Inseln nach Spanien fliegen. Als er Land unter sich sieht, hält er es für Brasilien und läßt sich herab: doch er findet ein Volk darin, dessen ganze Auffassung der gewöhnlichen entgegengesetzt ist: die Wahrheit wird gehaßt, die Lüge himmlischen Ursprungs gehalten, die Kinder herrschen über die Eltern u. dgl. Unser Held will dort einen Apfel essen, doch warnt ihn eine Stimme aus der Luft davor und trägt ihm auf, binnen 48 Stunden die Insel zu verlassen. Er eilt zu seinem Flugzeug. Am nächsten Morgen sieht er eine Tafel mit Speise und Trank vor sich, und eine Stimme aus der Luft ruft ihm in spanischer Sprache zu, er möge essen und trinken, so viel er wolle. Das Mahl sei ihm durch eine besondere Gnade von Sint Jago zu-

geschickt worden, und er werde, wenn er sich gesättigt habe, 40 Tage lang weder Hunger noch Durst empfinden. Gonsales folgt der Aufforderung, und nachdem er das überirdische Mahl genossen hat, verschwindet der Tisch, und er fliegt weiter, ohne Hunger oder Ermüdung zu spüren. Nach vier Tagen läßt er sich auf ein Bergland mit Strömen und Wäldern nieder, auf welchem er zu seiner Verwunderung keine menschliche Ansiedlung sieht. Bevor er landet, bleibt er zwischen Himmel und Erde in einem großen Spinnweb hängen, aus dem er sich nicht befreien kann. Bald fliegen zwei kalbsgroße Spinnentiere herzu und greifen ihn an. Durch eine griechische Beschwörung, die ihm glücklicherweise einfällt, fallen die beiden Tiere herunter. Unser Held selbst aber bringt noch zwei Stunden großer Angst in dem Netze zu, bis er durch den Flügelschlag vorbeifliegender großer Vögel auf den Boden geworfen wird. Er fällt in den Eingang einer Höhle; mit Hilfe seines Machrius kann er den finsteren Weg weiter verfolgen. Nach zwei Stunden kommt er auf einen großen Platz mit einem herrlichen Gebäude; ein zwergähnliches Volk, das ihn trotz seiner Unsichtbarkeit sieht, fragt ihn, woher er komme. Er erzählt seine Erlebnisse und wird in das königliche Schloß geführt, das große Ähnlichkeit mit dem Palaste des Pylonas hat. Die Bewohner dieses Landes aber können ungehindert durch Stein und Metall gehen, denn die feste Erde ist ihr Element, wie das Wasser das der Fische und die Luft das der Vögel. Es folgt nun eine sehr ausführliche Darlegung über die zwei Stammväter des Menschengeschlechtes, die zueinander in demselben Verhältnis stehen wie Leib und Seele; von dem körperlichen Adam stammen die Menschen, von dem anderen die Nymphen, Salamander, Sylphen und Gnomen; die einzelnen Gattungen dieser letzteren Art werden genau charakterisiert. 36 Stunden verweilt Gonsales hier und wird aufs freundlichste aufgenommen. Dann setzt er seinen Flug fort und kommt auf eine Insel zu einem anderen Wundervolk: zu Leuten, die sich selbst aufessen und wieder lebendig werden, die einen ganzen Kreis von Verwandlungen durchmachen können usf. Kurz, das Fabelhafte häuft sich. — Nach einer Woche fliegt er weiter; er merkt, daß er sich dem Wendekreis des Krebses nähere und nicht weit von der Insel Fugo. gegenüber dem Kap Blanco sei; an Brasilien ist er also vorübergekommen, ohne es selbst zu wissen; nun hofft er, in kurzer Zeit nach Madeira, Porto Sancto oder Teneriffa zu kommen. Als er weiterfliegt, regnet es, seine Flügel nehmen Schaden, er wird müde und hungrig, da erreicht er zu seiner Freude den El Pico auf Teneriffa; auf dem Berge sieht er ein herrliches Gebäude, das aussieht wie die Grabstätte eines großen Heiligen mit einer Kapelle; man könnte es als achtes Weltwunder bezeichnen. Engel bewachen seinen Eingang; durch eine

besondere Gnade ist es ihm vergönnt, das Innere dieses Gebäudes zu sehen; doch muß er versprechen, nichts zu berühren. Unglücklicherweise stößt er mit der Hand an ein goldenes Weihrauchfaß, das an einer goldenen Kette herabhängt, deren Ende er nicht sehen kann. Wie er nun nach Besichtigung des Wundergebäudes überlegt, ob er zu Schiff oder im Flug in die Heimat zurückkehren solle und sich für das letztere entscheidet, geschieht wieder ein Wunder: In schnellem Fluge wird er bei Spanien, England, Schottland und Irland vorübergetragen, dann werden ihm seine Flügel von den Armen genommen, und er fällt in der Nähe der norwegischen Küste ins Meer, wo ihn ein Pottfisch verschluckt. Während des Falles hört er eine Stimme aus der Luft, die ihm sagt, er habe sich diese Strafe durch die Berührung des Weihrauchfasses, das vom Himmel herunterhing, zugezogen, und der Fisch werde ihn ans Land bringen, wenn er entsühnt sei. Gonsales glaubt anfangs, er werde das Unglück nicht überleben; doch geht es ihm besser als er gehofft; er kann sich in dem geräumigen Leibe des Fisches ungehindert bewegen, und durch die Augen des Fisches sieht er die interessanten Wunder am Meeresgrunde. An dieser Stelle gibt er eine ausführliche Beschreibung der Nymphen, die durch ihre Vereinigung mit den Menschen eine Seele empfangen. Nach vier Tagen und vier Nächten setzt ihn der Fisch im äußersten Winkel von Norwegen ans Land. Am Strande sieht er Leute von zweierlei Volk, in rauhe Felle gekleidet, in bitterem Streit; wie sie ihn erblicken, stürzen sich alle auf ihn los, weil sie ihn vermutlich für ein Seeungeheuer halten. Er kämpft mit ihnen auf Leben und Tod; trotz tapferster Gegenwehr wird ihm schließlich der rechte Arm abgeschlagen, er wird geplündert, seine kostbaren Steine werden mit Füßen getreten; mit seinem abgehauenen Arm in der gesunden Hand kommt er zur Hütte eines Einsiedlers von schrecklichem Aussehen, der Gonsales bei sich aufnimmt. In der Nacht erscheint ihm ein schöner Jüngling mit sonnenglänzendem Antlitz, und während er zur heiligen Jungfrau betet, fügt der Jüngling ihm den abgehauenen Arm wieder an seinen Leib, ohne sich eines anderen Mittels zu bedienen als des heiligen Kreuzes. Als der Einsiedler das Wunder sieht, hält er Gonsales für einen großen Heiligen, und alle müssen sich ihm mit entblößtem Haupte und gebogenem Knie nahen. Der alte Priester selbst küßt täglich voll Ehrerbietung seine Hand. Nach drei Wochen wird der alte Priester durch ein Schreiben des Bischofs aufgefordert, Gonsales an seinen Hof zu schicken. Unterdes hat er so viel von der Sprache des Landes gelernt, daß er dem Alten seine Wunderreise entdecken kann. Dieser verspricht ihm auch, einen Brief mit der Reisebeschreibung an seine Frau nach Sevilla zu schicken. Am 4. November 1602 fährt er auf einem

Schlitten zu dem Bischof. Auch von ihm wird er als großer Heiliger empfangen, und dort weilt er noch. Er ist von Normannen umgeben. Als Diener wird ihm ein Spanier zugewiesen, der schon lange von Spanien fort ist und seine Muttersprache vergessen hat, sich aber als Verwandter unseres Helden herausstellt. Thomas Gonsales, der Vater des Spaniers, war nämlich der einzige Bruder vom Urgroßvater unseres Domenico Gonsales; der Spanier selbst hieß früher Lazarus von Tormes, doch wurde er seither wieder getauft und heißt nun Seuren Jensen. Hier erwartet nun unser Held mit Geduld das Ende seiner Abenteuer.

Wie wir gesehen haben, wird H 1663 im Titel ausdrücklich als 'neuester Druck' bezeichnet; das Buch mußte also schon früher aufgelegt worden sein. Daß es nicht auf eine französische oder deutsche Übersetzung zurückgehen kann, geht daraus hervor, daß die französischen und deutschen Bearbeitungen durchweg einige Verkürzungen gegenüber dem englischen Text aufweisen, die H 1663 nicht teilt.

Daß aber ein holländischer Text auch vor E 1638, dem ersten englischen Text, erschienen sein könnte, dafür spricht ein gewichtiges Argument. Es ist nicht anzunehmen, daß unser Roman nach 1603 abgefaßt worden sei; denn in diesem Jahre starb Königin Elisabeth von England, die Pylonas als die größte Fürstin seiner Zeit grüßen läßt. Ist es nicht auffallend, daß ein vor dem Jahre 1603 verfaßtes Buch erst 1638 in Druck erscheint?

Weiter bringt E 1638 ein Bild der Insel Teneriffa mit dem El Pico, bei welchem ein großer Fisch vorüberschwimmt, und ein großer Fisch ist es auch, der Gonsales, allerdings erst bei Norwegen, verschlingt, nachdem er das goldene Weihrauchfaß am El Pico berührt hat, während im ersten Teile des Romans von einem Fische keine Rede ist.

Ferner muß in Betracht gezogen werden, daß der englische Bischof Godwin, der als Verfasser des Romans gilt, das Buch nicht selbst herausgegeben hat, sondern daß es erst fünf Jahre nach seinem Tode anonym erschien. Erst die zweite Auflage vom Jahre 1657, wo unser Roman zusammen mit einem anderen Werk des Bischofs, mit dem 'Nuntius inanimatus', herausgegeben wurde, weist auf seinen Namen hin.

Die älteste literarische Quelle, die Godwin erwähnt, die 'Athenae Oxonienses' des Anthony Wood (lib. II. p. 272) aus dem Jahre 1674, sagt: 'Franciscus Godwin ... natus est anno CIƆDLXI. Aedis istius alumnus anno LXXVII ...' Bevor Wood die Werke des Bischofs bespricht, sagt er, daß Godwin in seine Studien vergraben war, daß er sich um Ehre und Macht kaum kümmerte, und fährt dann wörtlich fort: 'quam tamen nec in ludricis eum destituit Ingenii acies vel e libro ejus unico colligi possit, cui titulus

"Homo Lunaris" angl. Hunc ille Libellum cum Aedis huiusce Alumnus ageret, conscripsit, neque publica umquam luce donandum duxit ...'

Die Angabe des Geburtsjahres 1561 stimmt nicht genau mit dem überein, was wir von Godwin selbst erfahren. Er sagt in der Einleitung zu seiner Geschichte der englischen Bischöfe 'De Praesulibus Angliae': 'Elizabethae Principis (quae annos iam quattuor regnaverat quando natus sum) designatione, Ecclesiae Landavensis ministerio admotus sum etc.', und er erwähnt selbst in seinem Werke 'Rerum Anglicarum Annales', daß Elisabeth am 17. November 1558 zur Regierung kam. Er müßte demnach im Jahre 1562 oder Anfang 1563, nicht aber 1561, geboren sein. Noch weniger kann er den 'Mann im Mond' als Alumnus in Oxford im Jahre 1577 geschrieben haben. Denn am Schlusse des Romans ist die Rede davon, daß P. Pantoja mit anderen Jesuiten nach China gekommen sei, eine historische Tatsache, die in das Jahr 1601 fällt. Die Angaben von Wood sind also nicht zuverlässig.

Auf Wood geht Hallam zurück in seiner 'Introduction to the Literature of Europe' (vol. III, p. 390), der Woods Angabe übernimmt, daß Godwin das Werk als Student in Oxford geschrieben habe, zugleich aber erwähnt, aus inneren Proben gehe hervor, daß der Roman zwischen 1599 und 1603 geschrieben sei, und nachdem er einige Stellen des Werkes hervorgehoben hat, die ihm Widersprüche zu enthalten scheinen, wohlwollend hinzufügt: 'but we must not expect everything from our ingenious young student.' Hallam hat also offenbar die Angabe des Geburtsjahres bei Wood nicht beachtet.

Allibone, der sich wieder auf Hallam beruft, führt in seinem 'Dictionary of English Literature and British and American Authors' (Vol. I, p. 682) nur an, daß Godwin den Roman zwischen 1599 und 1603 abgefaßt haben müsse.

Benthem in seinem 'Engeländischen Kirch- und Schulenstaat', 1694 in erster Auflage erschienen (p. 960), führt zwar 1562 als Geburtsjahr Godwins an, sagt aber über 'The man in the moon' auch: 'Dieses Buch war von ihm geschrieben, als er noch jung und ein studiosus in collegio Christi war, unter dem erdichteten Namen Domingo Gonzales.' Dunlop, 'Geschichte der Prosadichtungen', aus dem Englischen übertragen von Liebrecht (p. 421), spricht überhaupt von einem spanischen Werke des Domenico Gonsales.

Endlich müssen wir noch eine Stelle aus Baudoins Einleitung zur französischen Übersetzung des Romans heranziehen: nachdem Baudoin sich an einer früheren Stelle über die geschickte Erfindungsgabe des Autors — soit Espagnol, soit Anglois — geäußert hat, sagt er in bezug auf das ihm vorgelegene Original: 'J'en ay eu l'Original de Monsieur d'Avisson, Medecin des mieux versez

qui soient aujourd'huy dans la connaissance des belles Lettres surtout de la Philosophie naturelle. Je luy ay cette obligation entre les autres de m'avoir non seulement mis en main ce Livre en Anglois, mais encore le Manuscrit du sieur Thomas d'Anan, Gentilhomme Escossois, recommandable pour sa Vertu, sur la Version duquel j'adnoiie que j'ai tiré le plan de la mienne.' Das livre en Anglois kann E 1638 gewesen sein; was für eine Bewandtnis hat es aber mit dem Manuskript des Thomas d'Anan?

Ziehen wir einen Schluß aus dem Vorausgehenden, so können wir sagen, daß keiner der angeführten Punkte der Annahme widerspricht, daß unser Roman ein holländisches oder, da die Geschichte in spanischem Milieu spielt, vielleicht ein spanisches Original hat, dessen erster Teil ins Englische übersetzt wurde, während der zweite, unleugbar viel schwächere Teil wegblieb.

Aber so geschickt der holländische Anonymus auch seine Sache zu machen versuchte, seine Fiktion hält doch der literarischen Kritik nicht stand. Mit einem Schlag läßt sich der Nimbus zerstören, und das holländische Original wird zu einer Übersetzung aus dem Englischen mit einem unechten zweiten Teil.

Es finden sich nämlich die Initialen E. M., mit denen die Einleitung des ersten und zweiten Teiles vom H 1663 und die Einleitung von E 1638 unterzeichnet ist, wieder bei der Einleitung eines anderen Werkes von Godwin, 'De praesulibus Angliae', Ausgabe 1616. Dort findet sich ein Gedicht zur Verherrlichung Godwins mit der Unterschrift: 'Edw. Mahonides, Alias Christopher'. E. M. war also offenbar das Pseudonym eines Jüngers Godwins, der nach dem Tode des Bischofs 'The man in the moon' herausgab. Er sagt in seiner Vorrede 'To the Ingenious Reader', das vorliegende Werk sei eine originelle Erfindung, bei welcher der Autor dem Leser vermutlich ebenso freistelle, die Einzelheiten zu glauben oder nicht, als er selbst seine Phantasie frei walten ließ. Übrigens sei einst die Entdeckung eines neuen Erdteils und das Vorhandensein von Antipoden ebenso unmöglich erschienen als es nun die Bewohnbarkeit des Mondes sei, dessen Erforschung vielleicht den jetzt lebenden Galileisten vorbehalten sei, die mit ihren Ferngläsern Sonnenflecke und Mondgebirge entdeckt hätten. Übrigens werde der Leser am besten selbst über das Werk urteilen. — Aus dieser Vorrede geht hervor, daß der Herausgeber nicht vom Verfasser selbst über das Werk unterrichtet worden war und daß die Einleitung später als der Roman entstand, da die Auffindung der Sonnenflecke durch Galilei ungefähr in das Jahr 1610 fällt und der Ausdruck 'Galileisten' eine noch spätere Zeit voraussetzt.

Es wäre ein sonderbares Zusammentreffen, wenn Godwins Herausgeber und der fragliche Holländer zufällig beide mit E. M.

zeichnen würden, zumal da bei eingehenderer Betrachtung des Werkes gewichtige Gründe für Godwin sprechen, während der Holländer selbst Argumente an die Hand gibt, die den Glauben an seine Originalität befestigen sollen, ihn aber tatsächlich untergraben. — Obwohl der Held unseres Romans ein Spanier ist, der auch auf seinen Reisen immer wieder der spanischen Verhältnisse und des spanischen Vaterlandes gedenkt, fehlt nicht nur jede gehässige Anspielung auf die Engländer, zu denen die Spanier gerade zu jener Zeit gewiß nicht im besten Verhältnis standen, sondern es finden sich sogar einige Stellen, die die Engländer in geschickter, fast unauffälliger Weise in besserem Lichte erscheinen lassen als die Spanier selbst: Seite 520 erzählt Gonsales, daß ein Verwandter des von ihm getöteten Delgadez aus Indien zurückkehrte, und dort heißt es: 'dann ob er wol von den Englischen in der Kist geschlagen und verfolget worden / die ihm auch sein bestes Geräthe weggenommen / so wolte er sich doch eines sonderlichen Sieges rühmen / usf.'. Als die spanische Flotte, die unseren Helden nach Hause bringen soll, in der Nähe von Teneriffa von Engländern angegriffen wird, spricht Gonsales Seite 529 von den leichten englischen Schiffen, 'die gleichsam geflügelt waren / wie fast alle Englische Schiffe seynd', im Gegensatz zu den schweren spanischen Fahrzeugen. Und Seite 530 rät er selbst dem Kapitän seines Schiffes, 'daß er sich den Englischen ergebe'. Kurz darauf, als das spanische Schiff gescheitert ist, heißt es: 'und bey einer so großen Noth verkehrte sich die Grausamkeit der Englischen in ein sonderlichs Mitleiden / das man sich sonsten nicht zu vermuten hatte / sie thaten allen möglichen Fleiß / auch mit Gefahr ihres Lebens / daß sie die Leute auf dem Schiff möchten in ihre Chaloupen bringen / usf.'. Am auffallendsten aber ist die Episode beim Abschied unseres Helden von Pylonas, Seite 555; dort erzählt Gonsales: 'Er aber / der mir viel Gutes hatte wiederfahren lassen / begehrte nicht mehr von mir / als nur diß / daß ich ihme versprechen solte / so ich würde Gelegenheit haben / daß ich seinetwegen grüßen solte die Königin Elisabetha in Engelland / die er vor die Glorwürdigste Regentin hielt / die zu seiner Zeit lebte. Er belustigte sich recht darüber / wenn er von ihr redete / oder reden hörte. Er gab mir auch vor sie mit ein herrliches Geschenk / welches nicht von geringem Werth war. Und ob ich sie zwar halten muß vor eine Königin die der Kron von Spanien nicht wol zugethan ist / so werde ich mich doch bemühen und sehen / wie ich meinem Versprechen nachkomme / so bald es nur die Möglichkeit seyn wird.'

Verrät sich in allen diesen Bemerkungen nicht der Engländer, der, besonders durch die letzte Stelle, seiner Königin eine Huldigung bringen will? Godwin hat ja auch andere Werke fürst-

lichen Personen dediziert. So widmet er 'De Praesulibus Angliae' dem König Jakob, 'Rerum Anglicarum Annales' dem König Karl von England.

Eine Stelle des Romans ließe sich auch mit einem anderen Werke Godwins in direkten Zusammenhang bringen. Seite 524, da Gonsales von den Verständigungsmitteln zwischen sich und Diego auf St. Helena spricht, sagt er: 'Weiln aber diese Wissenschaft große Geheimnissen in sich hält / welche man in der Kürtze so nicht erzehlen oder beschreiben kan / also bin ich gesinnt / eine sonderliche weitläuftige Beschreibung davon heraus zu geben / und bin versichert / daß es seinen großen Nutzen haben wird / so man es recht begreiffen kan.' 1629 schrieb Godwin seinen 'Nuntius Inanimatus', von dem Anthony Wood a. a. O. sagt: 'De commercio miro quidem et inaudito, longe scilicet dissitorum colloqio familiari agit opusculum illud; ferunt antem Artem fidem pene superantem re ipsa fuisse comprobatam, quin et Authorem ejus coran Rege erudito, Jacobum volo, promissa praestitisse.' 1657 wurden 'The man in the moon' und 'The inanimate Messenger' zusammen herausgegeben.

Ferner dürfen wir den großen Unterschied zwischen Godwins Roman und seiner Fortsetzung nicht übersehen: Godwins Darstellung ist geistreich, anziehend, nicht frei von Ironie; voll von originellen Gedanken; selbst dem Unglaublichen versteht er den Anschein von Realität zu geben. — Der holländische zweite Teil ermüdet durch eine Anhäufung von Unmöglichkeiten. In den Motiven ist er eine Wiederholung des ersten Teils: Auch hier eine Reiseschilderung, bei der der Held, der seine Heimat zu erreichen hofft, durch ein wunderbares Abenteuer in ein fernes Land verschlagen wird und zum Schluß auf eine Gelegenheit zur Heimkehr wartet, nachdem er einen Bericht seiner Reise nach Hause geschickt hat. Auch hier ein feindlicher Überfall auf dem Meer, auch hier die Verwertung des Flugmotivs. Das Originelle in der Erfindung, die geschickte Verbindung der Motive und der Schein von Wahrscheinlichkeit fehlen hier vollständig.

Außerdem macht sich der holländische Verfasser durch einige Bemerkungen recht verdächtig. Er gibt vor, daß der Mißbrauch mit dem Namen seines Autors eine Einleitung zum zweiten Teil notwendig mache und will dadurch jedenfalls den Verdacht von sich selbst ablenken. Im Gegensatz zum ersten Teil, wo E. M. in der Vorrede sagt, der Autor mache wohl keinen Anspruch auf unbedingte Glaubwürdigkeit, betont der holländische Herausgeber, der übrigens Helden und Autor identifiziert, ausdrücklich, daß seinem Helden von all den Wundern, die er erzählt, gewiß nichts nur geträumt habe, und dann ergeht er sich in übermäßigem Lob über den Verstand und die Erfindungsgabe seines Edelmannes.

Am Beginn des zweiten Teiles greift er sogar in etwas befremdender Weise den ersten Teil an: Der Inhalt des zweiten Teiles, sagt er, werde sich zum ersten verhalten wie ein Rhinozeros zu einer Ameise, wie eine ganze See zu einem Wassertropfen; das geringste Detail des zweiten Teiles werde das größte Wunder des ersten Teiles so weit übertreffen, wie der größte Spanier den kleinsten usf.

Wie verhält es sich nun mit den Punkten, die die Originalität von H 1663 zu stützen schienen?

Wir haben gesehen, daß das Vorhandensein eines zweiten Teiles nichts beweist, da er eine unechte Fortsetzung des Originals ist. Dieser Fall steht nicht vereinzelt in der Literaturgeschichte da; gerade die Gattung der Abenteuerromane weist vielfach unechte Fortsetzungen auf.

Was die Bemerkung 'letzter Druck' betrifft, so ist es möglich, daß unserem Druck H 1663 ein Druck vorausgegangen sei; denn es ist eher anzunehmen, daß der holländische Text auf das anonyme E 1638 zurückgeht als auf G 1657, das schon Godwins Namen trägt. Auch findet sich in H 1663 nur das Titelbild aus E 1638 (und zwar das Spiegelbild davon), während die Skizzen von St. Helena und Teneriffa fehlen. Die wortgetreue Übersetzung des englischen Textes würde auch eine treue Wiedergabe der Bilder erwarten lassen, wenn der Schein der Originalität aufrechterhalten bleiben soll. Alle Nachforschungen nach einem früheren Druck blieben allerdings erfolglos.

Auch daß Godwin den Roman um 1603 verfaßte und derselbe erst 1638 herausgegeben wurde, läßt sich nun vielleicht erklären: Godwin wollte, wie bereits erwähnt, Königin Elisabeth verherrlichen; gerade um diese Zeit starb die Königin; dadurch verlor das Werk für ihn seine Bedeutung; er ließ es liegen, und erst sein Jünger E. M. gab es nach dem Tode des Bischofs heraus.

In bezug aus das Bild von Teneriffa mit dem großen Fisch ließe sich vielleicht nun, umgekehrt zu unserer früheren Annahme, denken, daß der Holländer durch das Bild zur Erzählung mit dem Fisch angeregt worden sei.

Was endlich die zitierte Stelle in der Einleitung Baudoins betrifft, so können wir auch hier die Unklarheit beseitigen, wenn wir den Gegensatz nicht darin suchen, daß Baudoin durch den Arzt Avisson das 'livre' und das 'manuscrit' zur Verfügung hatte, sondern das 'livre en Anglois' und das 'manuscrit du sieur Thomas d'Anan', dessen 'version', die Baudoin besonders zum Vorbilde diente, dann eben eine französische gewesen sein müßte, woraus sich auch erklären würde, daß Baudoins Text eine ziemlich getreue Übersetzung von Godwin ist, obwohl er sich an d'Anan hält.

Es sei hier eingeschaltet, daß die Anführung dieser Stelle Baudoins (siehe Seite 13) eine Ergänzung bilden dürfte zu einer Bemerkung Hönnchers, 'Anglia' X, pag. 453; es heißt dort:

'Eine in der Note zu Edgar Allan Poes "The adventure of one Hans Pfaal" (Tauchnitz-Edition, Seite 117) sich findende Bemerkung (The writer [nämlich Baudoin] professes to have translated his work from the English of one Mr. D'Avisson [Davidson?] although there is a terrible ambiguity in the statement) scheint auf einer gefälschten Stelle oder dem Mißverständnis einer Stelle in der französischen Übersetzung, die dem Verfasser vorlag, zu beruhen.' —

Wir können also wohl, im Anschluß an die jahrhundertlange literarische Tradition, behaupten, daß Godwin der Verfasser unseres Romans sei, und wollen an dieser Stelle einen Blick auf seine Persönlichkeit werfen:

Franciscus Godwin (1562—1633) wurde im Gebiete von Northampton in England geboren als Sohn des Bischofs Thomas von Bath und Welles, studierte in Oxford Theologie, wurde Subdekan in Exeter, 1601 Bischof von Llandoff und 1617 Bischof von Hereford, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb. Er war ein rechtlicher, sittenstrenger Mann, bewandert auf dem Gebiete der Mathematik und Philosophie, ganz besonders hervorragend durch seine reichen geschichtlichen Kenntnisse. Seine Hauptwerke, die wir bereits kennen, seien hier zusammengefaßt: 'De Praesulibus Angliae Commentarius', London, 1601; 'The man in the moone or a Discourse of a voyage thither', erschienen 1638; 'Rerum Anglicarum Henrico VIII, Edwardo VI et Maria regnantibus Annales', 1616; 'Nuntius Inanimatus' oder 'The inanimate Meesenger', 1629.

Über den holländischen Verfasser wissen wir nichts; es sei denn, daß er vielleicht am Schlusse seines zweiten Teiles auf sich selbst anspielt, wenn er sagt, Gonsales habe in Norwegen einen Verwandten gefunden, der früher Lazarillo de Tormes, nun aber Seuren Jensen heiße.

Wenden wir uns nun wieder dem Stammbaum unseres Romans zu: Wir haben bisher gesehen, daß E 1638 das Original und H 1663 eine Übersetzung davon sei. Eine zweite Übersetzung aus dem Englischen ist B 1648 (siehe Stammbaum, Seite 3), das Titelblatt sagt nur 'Mis en notre Langue, Par J. B. D.', die Widmung des Werkes an Monsieur de Deremberg aber ist ausdrücklich mit J. Baudoin unterzeichnet. Von den Vorlagen Baudoins, dem englischen Buch und dem Manuskript von d'Anan war schon die Rede, und wir können gleich auf das Verhältnis der Übersetzung zum Original eingehen.

Baudoin selbst gibt darüber im Advis du Traducteur einige Aufschlüsse. Er sagt in bezug auf seine Übersetzung: 'Telle qu'elle est, ie vous la donne, lecteur, accomodée à notre façon d'escrire dans une Narration sans affeterie aussi naive que la Matiere le peut permettre. Ne me blasmez point au reste, si j'ai retranché d'un si petit ouvrage les Complimens Latins de Gonzales à Irdonozur, pource qu'en sujet si peu serieux, comme est celuy-cy, j'ai creu ne pouvoir avec bien-seance, entre-mesler des Realitez à des Advantures imaginaires.' Die lateinischen Begrüßungen, auf die Baudoin hier anspielt, finden nicht zwischen Gonsales und Irdonozur, sondern zwischen Gonsales und Pylonas statt. Ich zitiere die betreffenden Stellen nach dem holländischen Text, der, wie ich aus zahlreichen Stichproben weiß, mit dem mir nicht zugänglichen E 1638 übereinstimmt.

Bei Gr. 1699, der die französische Übersetzung wiedergibt, heißt es Seite 544, da Gonsales vor Pylonas erscheint: 'Das Erste, so da vorgieng / wie ich neml. in seine Kammer kam / war diß / daß ich mich zu seinen Füßen legte / und mich gar tief vor ihm neigete. Er aber war so höfflich gegen mir / daß er mich selbst wieder aufrichtete / und wie ich meinte / daß es die rechte Zeit wäre / überreichte ich ihme 7 köstliche Steine von allerley Art /' usf. Im Original heißt es: 'Met dat ick in quam viel ik op mijn knyen, en vondt goedt hem in Latyn aen te spreecken, met dese worden: Propitius sit tibi Princeps Illustrissime Dominus noster Jesus Christus; Sy hoorende de heylighe naem van onsen Salighmaecker noemen, vielen alle ghelijck op haer knyen, de Koningh, de Koningin, en al de rest (even als dat Volk dede dat ick aller eerst outmoete) spreeckende een woordt of twee, dat ick niet en verstondt, nae dat sy op gestaen waeren, vervolghde ick mijn reden aldus: Maria Salvatoris genitrix, Petrus et Paulus, en soo voort, op hopende een groot getal van Heyligen, om te sien of daer een onder mochte wesen di sy als haer Patroon eerden; eyndelick noemende onder andere S. Martinus, so booghen sy alle haer lichaemen, en hielden haer handen op met groote eerbiedigheydt: de reden daer of leerde ick te wesen, dat Martijn in haer tael Godt beteecken: dar nam ick mijn Juweelen ...' Aber dies ist nicht die einzige Stelle, an der Baudoin eine Verkürzung vornimmt. S. 521 spricht Gonsales von seinen wunderbaren Erfindungen und fügt hinzu: 'Aber das noch mehr ist / so wird euch bekant werden eine gantze neue Welt / nebens allerley Würkungen der Natur / welche bißhero den Weltweisen sind unbekand gewesen / und vielleicht nicht einmal darauff gedacht haben.' Hier setzt das Original fort: 'Maer ick dien daer op te letten dat ick niet al te milt en zymet dese wonderlicke misterien ghemeen te macken, voor dat de Wijse van onsen Staet overleyt hebben, hoe nae het gebruyk van

dese dingen mach gaen neffens de Polieye, en't goedt bestier van ons Laut: als oock dat de Vaders van de Kerck niet bevinden dat het verkondighen det selve niet strijde teghen de Catholijcke Religie, welcke ick geleert heb (door de wonderen die ick gesien heb meer dan eenigh sterstick Man in menig' Eew voorleden) met al mijn vermogen voor te staen, sonder insicht van vordeel van eenigh tijdlick goed, en soo hoop ick te doen.' Dann erst heißt es weiter (Seite 521 in Gr. 1699): 'Damit ich nun wieder auf meine vorige Rede komme /' usf.

Seite 523 heißt es bei Gr. 1699: 'Diego ... suchte Lebensmittel gleich wie auch ich tun muste an meinem Ort.' Das Original fügt hinzu: 'by aldien wy gestadigh by een gebleven hadden, soo ruym niet soude uyt-ghevallen hebben.'

An einer Stelle wird durch eine Auslassung der Sinn geradezu geändert: Gr. 1699 heißt es Seite 541, bei der Ankunft des Helden im Mond: 'Ich muß weiters gedencken / wie die Sitten waren der Einwohner dieses unbekannten Landes: Sie kamen zu mir / wie ich schon gesagt habe / gantz unversehens und auff eine solche ungewöhnliche Weise / daß mich recht eine Furcht ankam / und kunte mich auch nicht besinnen was ich thät / gleichsam als wann ich in einer Ohnmacht liegen thäte / und gleich wie sich über mich verwunderten / also erschrack ich vor ihnen / und weiln sie meines gleichen nicht gesehen hatten / thaten sie mir große Ehre an / also, daß Junge und Alte vor mir nieder knieten / die Hand in die Höhe hielten /' usf. Das Original sagt dafür: 'Volght nu dat ick verhael van de manieren van dit Volk, 't welck soo schielijck en op sulck een ongewonen wesen aen my vertoonende, my dapper verbaest maeckten, soo dat ick my kruyste, en riep overluydt, Jesus, Maria. Het woordt Jesus was soo haest niet uyt miin mondt, of sy vielen all'op haet knyen, jongh en oudt (het welck my niet weynigh verblijde), houdende beyde de handen on hoogh ...'

Wie von der geheimnisvollen Insel am Mond die Rede ist, heißt es Gr. 1699, Seite 547: 'Diese Insul hat ihren absonderlichen Oberherrn / dessen Name ist Hiluch /' usf., und im Original: 'Dit Eylandt noemen sy Godts Eylandt, of Insula Martini, op haer spraeck: sy seggen dat het een eyghen Heer heeft ...', und kurz darauf: 'Sein (Imozez) Reich gehet über die gantze Monds-Kugel / so viel betrifft den Gottesdienst und die Kirchengepräng /', wo das Original fortsetzt: 'soo volkomentlijck als onse Heylighe Vader de Paus over eenigh deel van Italien soude mogen hebben.' Dann folgt in beiden Texten: 'Ich hatte große Lust diesen wunderbaren Menschen zu sehen /' usf.

Seite 551, bei der Beschreibung der Sitten im Mond, sagt die Übersetzung: 'Die Mäßigkeit wird in diesem Lande sonderlich

beobachtet /', wofür das Original hat: 'Het is in duysendt Jaer niet bevonden datter of Hoere jager, of Dief onder haer was, waer van men dese reden soude konnen geven.'

Neben diesen Verkürzungen finden sich meist unbedeutende Auslassungen — so zählt Baudoin zum Beispiel von den 7 Edelsteinen, die Gonsales dem Pylonas bringt, nur 6 auf; im Original kommt als 7. der Topas hinzu. Grimmelshausen hat diesen Fehler bemerkt, denn er läßt auch den 6. Stein, den Opal, weg und sagt Seite 545: '... und wie ich meinte / daß es die rechte Zeit wäre / überreichte ich ihme 7 köstliche Steine von allerley Art / darunter war ein Diamand, Rubin / Smaragd / Saphir / Türkis / und andere' —, ferner Ungenauigkeiten bei Jahreszahlen und anderen Zahlenangaben. So sagt z. B. die französische Übersetzung 1669 statt 1569 für die Ankunft des Helden in Antwerpen und 1673 statt 1573 für die Rückkehr nach Spanien u. a. m.

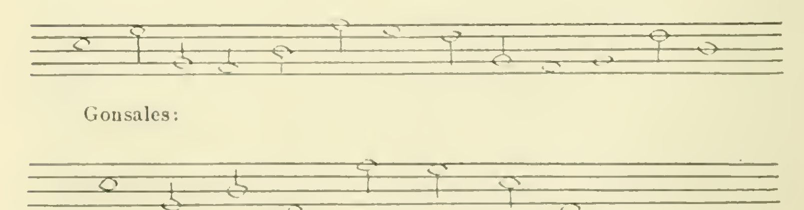
Auch die Eigennamen treten im Französischen vielfach in anderer Form auf. So heißt es: Manfeld für Mansvelt, Tanier für Tavier, Delgades für Belgades, Hima für Xima, Rymundo für Rimundo, Nembrige für Neubrigensis, Dosia de Carano für Desia de Caranna.

An einer Stelle wird durch unrichtige Übersetzung der Sinn geändert: Auf der Rückreise vom Mond fürchtet sich der Held, daß er auf die Erde stürzen würde, weil seine Vögel schon müde sind und sich fallen lassen. Er legt also den Ebolus an, und nun sagt die Übersetzung, Seite 556: 'alsobalden konte ich mercken / daß meine Vögel / weil sie nicht mehr so schwere Last nach sich zu ziehen hatten /viel geschwinder fort kamen als vor /', während das Original sagt: 'dat mijn Vogels veel ghemackelicker voortgingen'.

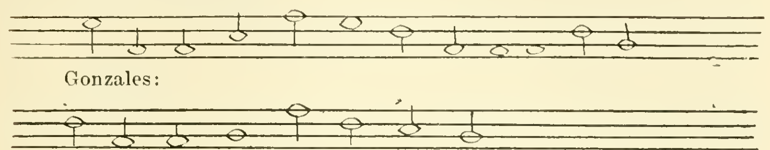
Als Gonsales über die Sprache im Mond redet und sagt, daß dieselbe nur aus Tönen bestehe, gibt er zwei Beispiele.

Dieselben sehen im Original so aus:

Glorie be to god alone:



Baudoin bringt die Notenbeispiele in der Form:

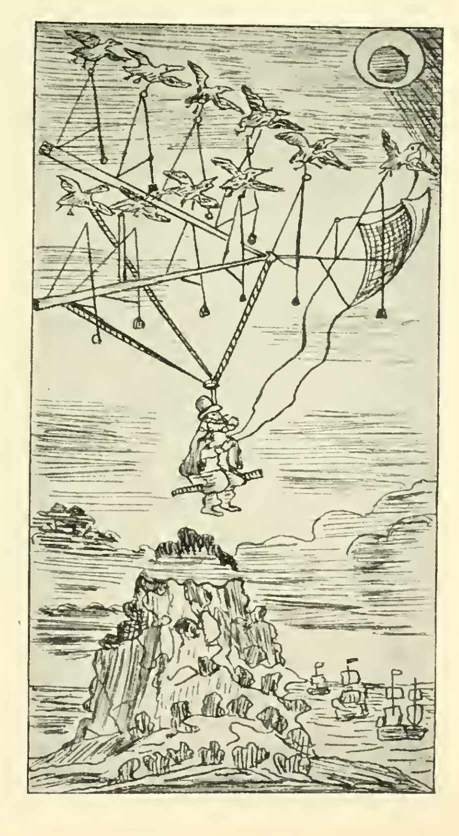


Die Verschiedenheiten lassen sich aus einer sehr ungenauen Übertragung erklären, wobei auch der Umstand eine Rolle spielt, daß statt der fünf nur vier Notenzeilen verwendet werden.

Von den drei Bildern des Originals sind bei Baudoin nur das von St. Helena und das von der Insel Teneriffa vorhanden.

Zusammenfassend können wir also sagen, daß Baudoin eine ziemlich getreue Übersetzung gibt, deren Abweichungen vom Original teils auf die Tendenz, Religiöses aus der scherzhaften Erzählung zu entfernen, teils auf eine gewisse Oberflächlichkeit des Übersetzers zurückgehen.

B 1654 ist ein Nachdruck von B 1648. Einige Abweichungen zeigt das anonym erschienene F 1651, das ich nirgend verzeichnet fand und von dem sich ein Exemplar in der Wiener Hofbibliothek befindet. Der Text stimmt mit B 1648 überein; doch sind die fehlerhaften Jahreszahlen richtiggestellt, die Notenbeispiele stimmen mit dem englischen Original überein, und von den drei Bildern des Originals findet sich nur dasjenige, das bei B 1648 fehlt, nämlich der Aufstieg des Gonsales mit seinem Flugapparat vom El Pico, und zwar gleich dem Bild im ersten Teil des holländischen Textes als Spiegelbild des Originals (siehe nebenstehend).



Ich vermute, daß der Herausgeber dieses Textes B 1648 und das englische Original vor sich hatte. Die späteren Auflagen des französischen Textes von 1666 und 1671 sind mir nicht bekannt und kommen für uns auch nicht in Betracht.

Was die Persönlichkeit des französischen Übersetzers anbelangt, so läßt sich sagen, daß Jean Baudoin (vgl. 'La grande Encyplopédie' V, pag. 858) um 1590 in Pradelles geboren wurde und Vorleser der Königin Marguerite war; er war eines der ersten Mitglieder der l'Académie française (1634) und hinterließ eine große Anzahl teils eigener Werke, teils Übersetzungen von mittelmäßiger Bedeutung. Er starb 1650 in Paris.



Auf F 1651, nicht auf Baudoin, dürfte unser Grimmelshausen zurückgehen. Denn auch er bringt die Notenbeispiele des Originals, die richtigen Jahreszahlen und nur das Bild vom Aufstiege des Gonsales, allerdings in etwas veränderter Form (s. nebensteh.). Auch nennt er sein Werk eine Übersetzung aus dem Französischen, ohne den französischen Autor anzuführen.

Die erste Auflage seiner Übersetzung führt den Titel:

Der fliegende Wanders-Mann nach dem Mond oder Eine gar kurtzweilige und gar seltzame Beschreibung der Neuen Welt des Mondes / wie solche von einem gebohrenen Spanier / mit Namen Dominico Gonsales, beschrieben: und der Nach-Welt bekandt gemacht worden ist. Aus dem Französischen ins Teutsche übergesetzt. Ins gemein lustig zu lesen / und wird die Sach an sich selbsten den Gelahrten zu fernerem Nachdenken heimgestellt. Wolffenbüttel Gedruckt bey den Sternen Im Jahre 1659.

E. Weller in Julius Petzholdts 'Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft' (Jahrg. 1857, p. 32) behauptet, der erste deutsche Druck des 'Fliegenden Wandersmanns' könne nicht von Grimmelshausen herrühren, weil der Druckort Wolffenbüttel in diesem Fall nicht möglich sei. Leider begründet er diese Behauptung nicht. Die Übersetzung selbst aber spricht jedenfalls für Grimmelshausen. Abgesehen davon, daß der deutsche Übersetzer die Vorrede sehr frei wiedergibt — er spricht davon, daß schon die Pythagoräer an eine Bewohnbarkeit des Mondes glaubten und daß dieser Gedanke von Kopernikus aufgenommen wurde — fügt er einen selbständigen Schluß hinzu, der stark an Grimmelshausens Stil erinnert. Es heißt Gr. S. 516: 'Es wird zwar niemand leichtlich diesen Gonsales auf seine Weise die Reise nachthun / Unterdessen fliege ein jeder mit seinen Gedancken so hoch er kan / und glaube was er wil: Ich habe mich bemühet des Authoris Meinung in seinen rechten Verstand überzusetzen / hab ich in einem und andern geirret / so ist irren menschlich / ein anderer suche es zu verbessern / weiln aber der Klügling oder Momus auch nicht ausbleiben / und seine breite Zähne hervorblecken wird / so reibe er sie erst an das / was folget:

Wiltu richten mich und das Meine /
So sih' erst auff dich und das Deine /
Wirst dann nichts finden an dir /
So komm und urtheile von mir.'

Über das Verhältnis des deutschen zum französischen Text können wir folgendes sagen: Die Übersetzung ist eine freie, doch sinngemäße. Grimmelshausen läßt einzelnes, meist Nebensätze, weg, einzelnes fügt er hinzu. Er koordiniert, wo die Vorlage subordiniert. Den Ausdruck 'gansas' übersetzt er durchwegs durch 'Vögel'; auch die Verbindung 'bazo la manos' umschreibt er. Eigennamen bringt er nicht in der französischen, sondern in der spanischen Form. Ausgesprochene Fehler in der Übersetzung liegen an folgenden Stellen vor:

Gr., Seite 523: '... es kam aber selten dazu / daß wir Noth litten / weil das Wild dar nicht weg laufft oder fliehet / sondern erschrickt vielmehr / wenn es einen Menschen siehet / gleich wie ein Ochs / Ziege oder ander zahmes Thier zu tun pflegt', während es im Französischen heißt: 'Cela n'arrivoit neautmoins que fort rarement, n'y ayant là point d'Animal qui s'enfuye de devant un homme; qu'il ne s'épouvante non plus de voir, qu'un bœuf, une chevre ou quelqu'autre beste semblable.'

Gr., Seite 524: 'und so es nicht allzu hell wäre gewesen / so würde man noch weiter hin haben sehen können /'.

Im Französischen: 'de la lumiere que quand mesme elle n'eust

pas esté si grande on n'eust point laissé de voir encore de bien plus long'.

Gr., Seite 528: 'Dieses war meines Erachtens die Ursach / daß er seinen bösen Sinn / da er einigen gegen mir hatte / ändern mußte.'

Im Französischen: 'Ce qui pouvoit suffire, comme il sembloit, á detourner sa mauvaise volonté s'il eu avoit pour moy.'

Gr., Seite 547: 'das die Lufft was kälter wurde /'. Französisch: 'plus clair'.

Die späteren Texte von Grimmelshausen weisen nur orthographische Verschiedenheiten und unbedeutende Druckfehler auf.

Außerdem sind die beiden letzten Ausgaben von den drei ersten durch gewisse Äußerlichkeiten verschieden.

Gr. 1684 und Gr. 1699, die in die gesammelten Werke aufgenommen sind, teilen den Text in Kapitel mit ausführlichen Überschriften und weisen zwei Bilder auf. Das eine, Gr. Seite 661, zeigt den fliegenden Wandersmann mit 25 Vögeln, getreu der betreffenden Stelle im Text, Seite 526: 'meinen Vögeln, deren 25 zusammen waren', während die Vorlage sich auf 10 Vögel beschränkt. Dieses Buch trägt die Inschrift:

Schau den tollen Wandersmann Und sein rares Flugwerck an Denk was Menschen Witz nicht kan.

Das zweite Bild, Seite 685, zeigt die Ankunft des Helden im Mond und trägt die Inschrift:

Schau wie sich das Mond Land weist Ob man es zwar Lügen heißt Hore dem, der drein gereist.

Zu den letzten Drucken gehört auch ein Gedicht, das sich in unserer Ausgabe Gr. 1699 am Beginn des ganzen Bandes befindet:

Siebendes Buchs /
I. Capitel.

D'Er / so zuvor must flüchtig werden /
Fleucht nach dem Mond / verläßt die Erden.
Hierzu gebraucht er sich der Schwanen /
Die vor ihm her die Wege bahnen.
Im Mond gibts Volck und Ländereyen
Die sich auch wohl durch Kriege zweyen.
So bald der Fremd ins Land gekommen /
Wurd er recht freundlich aufgenommen.
Erhält was seltsames von Steinen /
So er nicht hätte sollen meinen.
Drauf reist er wiederum zurück /
Letztlich nach Haus mit gutem Glück.

All diese Verslein rühren nicht mehr von Grimmelshausen her. Sehr interessant aber ist für uns die dritte Ausgabe aus dem Jahre 1667, die einen Anhang von Grimmelshausen aufweist; da dieser Anhang sich in der Gesamtausgabe nicht findet, vermute ich, daß

der Gesamtausgabe der Text des Romans von 1659 zugrunde liegt. Denn Gr. 1660 besitzt überhaupt kein Titelkupfer.

Ich gebe den Anhang zu Gr. 1667 seiner Originalität und seiner geringen Bekanntheit wegen wieder:

Anhang

Etlicher wunderlicher Antiquitäten / so der fliegende Wandersmann Zeit seiner wehrenden Reiß / in einer abgelegenen Vestung an dem Meer gelegen / und von den Türcken bewohnet / gesehen und verzeichnet:

1) Adams unsers ersten Vatters perline Hutschnur / mit grüner Seiden und goldnen Plätchen bestochen / die er getragen / wann er zu Gevattern gestanden.

2) Sein Damascater Mantel mit Moscowitischen köstlichen Beltzwerk gefüttert / den er umgethan / wann er einen Gevattern bitten müssen.

3) Ein Kästlein von Perle-Mutter / darinnen gelegen 15 Haar aus des Methusalems Bart / so ihm in den 800ten Jahr seines Alters ausgefallen / daraus er geweissaget / daß er sterben würde.

4) Des Ertz-Vatters Abraham langer Wurff-Spieß / sein Stoßdegen / und eine Taschen von Eselshaut mit Schneckenhäußlein geziert.

5) Noe Sonntäglicher Mantel von hebräischen Buchstaben zusammengemacht / so nicht wenig Mühe gekost.

6) Isaacs Karwatschen / die er gebraucht als er seiner Liebsten entgegen geritten.

7) Ein Stuck van dem Feigenblatt / wormit sich die Eva bedecket.

8) Eine Wiegen von Augspurgischer Arbeit / so die Eva zu ihren Kindern gebrauchet.

9) Eine Venedische Gläserne Flasche / darinnen eine ziemliche Quantität von dem Wasser der Sündfluth auffbehalten worden.

10) Esaus Tabacks-Pfeiffen / aus einer Salat-Stauden gemacht.

11) Ein Rad von einem Schubkarn / welches bey Erbauung des Babylonischen Thurms gebraucht worden.

12) Eine viereckigte Sackpfeiffen von Cypreß-Holtz mit welcher die Ismaeliter / als sie um das guldene Kalb gedantzet / musiciert haben.

13) Die Haut von dem alten Buttelhund / welcher den Moysen im Kästlein schwimmend aus dem Meer getragen.

14) Der Schatten des öbern Ackers / worrauff Abel seinen Bruder Cain erschlagen.

15) Zwo junge Holtz-Tauben / welche der junge Isaac in der Waltzkugel bey Würtzburg ausgenommen.

16) Samsons Handschuh aus Venedischem Glaß gegossen / und mit hölzernen Frantzen.

17) Ein stück Nagel von der Lincken großen Zehen Nabuchodonosors / so ihm abgeschnitten als er wider zum König eingesetzt worden.

18) Batsaba güldener Beltz von 63 Goldstrichen / welcher den König David verschamoniert gemacht.

19) Des Ertzvatters Jakobs großer Zinnener Becher / den ihm der erste Kannengießer Meister Abraham von Neckers-Ulm gebürtig / zum neuen Jahr verehret hat.

20) Aaronis Bischoffs-Stab von einem Elends-Zahn mit Bezoart verpulversirt.

21) Eine Pasteten / welche von der Hochzeit zu Cana in Galilea übergeblieben.

22) Goliaths Fechtbuch / daraus zu lernen wie man parieren soll / item das Ohrband seines Schlagdegens.

23) Drey Sprüssel von der Leitern / welche Jacob in dem Traum gesehen.

24) Ein Zahn von dem Esels-Kihnbacken / wormit Samson die Philisser geschlagen.

25) Eine schöne Discant-Geige / so der Jubal gemacht / auff welcher die Istraeliten musicirt / als sie um das güldne Kalb getanzt.

26) Ein Frantzösisches Scherlein / damit dem Simson die Haar abgeschnitten worde.

27) Des Bileams Spißruten / womit er seine Eselin unbarmhertzig tractiret / daß sie geredt und gesagt: Warum schlägst du mich?

28) Ein großer Schnitz vom Apffel / davon Adam und Eva gebissen.

29) Der rechte Flügel vom Raben / welcher dem Daniel die Speiß in die Löwen-Gruben getragen.

30) Das Conterfeyt Evae / so Adam in Kupffer gestochen.

31) Der Chor-Rock Jonae / als er zu Ninive geprediget / wie auch ein stück gedörrter Leber / die er aus dem Wallfisch geschnitten.

32) Ein Halßtuch von Türckischer Arbeit / so Joab getragen.

33) Zwo Sensen so mit Rost angeloffen / damit des Baotz Schnitter das Korn abgeschnitten.

34) Ein von Augspurger Arbeit eiserner Schwanck-Kessel des reichen Mannes.

35) Des Königs Davids Hirtentasch von preußischen Corduan.

36) Der Bethsabae Badmantel von Niderländischer Leinwat.

37) Des General Joabs Occasion-Degen von anderthalb Spannen lang / so er wider Amasa und Abner gebrauchet.

38) Des Königs Saul großer Mundbecher von Englischen Zin.

39) Der keuschen Susannae silbernes Balsam-Büchslein / und Venedische Saiffen / welche sie nach den alten Hudlern geworffen / so sie verunehren wollen / davon der eine auf dem Kopff ein Bäulen / und der ander einen blauen Flecken am Fuß bekommen.

40) S. Peters Fischershosen.

41) Des Peters Fischersblauten / damit er dem Malcho das Ohr abgehauen.

42) Deß verlohrnen Sohns Hut mit etlich 100 Elen Favorbänden.

43) Des verlohrnen Sohns Sammeter Rock / den ihme ein frantzösischer Wirt ausgezogen / als er die Zeche nicht zahlen können.

44) Vier Partisanen / so des Königs Roboan seine Trabanten getragen.

45) Ein überzienter Köbich aus der Archen Noe / darinn ein Canari-Vogel gewesen / wie es aus den darinn liegenden Federn zu schließen.

46) Ein Krug mit Perlemutter eingelegt / sampt einem Carduanischen Schuh mit hohem Absatz / worauf der hinkende Mephiboset gedantzt.

47) Ein Eastorhut von Katzenhaaren / so Jacob dem Isac auf der Kirbe gekaufft.

48) Die Klüppel von der Trummel / so Moyses Schwester gerührt nach ersoffenem Pharao.

49) Zwo Nebelkappen von grauen Tuch / und Augengläsern / so die Jünger nach Emaus gehend getragen / samt dem Fell Eisen so sie verlohren.

50) Des Königs Davids Perspectiv von einem Roßzahn / doch ohne Gläser / wordurch er nach Betsaben gesehen. Item derselben Reibsäcklein aus einem gestreifften unzeitigen Igels-Balg zugeschnitten.

51) Die gläsern knöpflichte Krausen / so Meister Bartel im Spessart gemacht / und Noe den ersten Rausch darauß getruncken.

52) Ein ansehnliches stück Wildpret von dem hindern Lauff eines Igels / so Esau gefället / und seinem Vatter Jacob praesentiret hat.

53) Ein Scharmützel voll Blut vom Lucifer da er nach Abhauung der rechten Seiten von S. Michael ist in Abgrund gestoßen worden.

54) Die Schlautern / samt einem Partikul des Steins / damit David den Goliath erlegt hat.

55) Der Riemen von Judas Beutel / worinnen die vom Hohenpriester gegebene 30 Silberling gewesen waren.

56) Ein stuck von der steinern Tafel Mosis / so er aus Zorn gebrochen.

57) Der Misthauffen auf welchem Job gesessen samt einem guten Particul des Windes welcher ihme das Haus eingeworffen / wie auch die Straiffhosen und Stifeln seiner Patientz.

58) Das Bögeleisen / womit Eva dem Adam seine Krägen gebögelt.

59) Ein halb Maß Zehr / welche David vergossen / als er seinen Sohn Absolon beweint.

60) Die vier Huffeisen des Maulthiers — auf welchem Adam in das Land ob der Enß geritten / und alldorten die Rebellischen Bauern zur Huldigung gezwungen.

61) 9 Beltz / von den Füchsen / welche Samson in der Philister Korn gejagt.

62) Noch eine Halbe Saltz-Scheiben von Loths Hausfrauen / welche in eine Saltzsäulen verändert worden.

63) 3 Löffel vol Hirschbrey des Propheten Hebacus / welchen der Engel / beym Schopff zum Schnittern ins Feld getragen.

64) 500 Kühäut von denen / welche zu Ninive gefast haben.

65) Ein Schüt Stroh / welche in Abbrännung Sodoma und Gomora übergeblieben.

66) Dinae des Jacobs Dochter Nadelbüchslein / daraus sie Wehr genommen / und den jungen Sichen in die Seiten gestochen / wann er ein Ehren-Griff thun wollen.

67) Ein alte Schuhahlen / mit welcher Abel seine Schuh gepletzt.

68) Etliche Vögel / so in dem Läger der Istraeliten in Egypten gefangen worden.

69) Vier Haar so aus den Lincken Horn Moysis am Kopff ausgefallen / und bißher in einer Papiernen Schachtel aufbehalten worden.

70) Das Schwäntzel des jungen Tobias Hunds / damit er gewedelt, als er zurück nach Haus gekehret hat.

71) Das Häcklein / womit Gallenus in Grabung der Kräuter von dem Hypocrate ist ermordet worden.

72) Ein Blat von der Stauden / unter welcher Jonas das Unglück der Stadt Ninive erwartend / gesessen ist.

73) Ein ziemliches Stück vom Regenbogen, welcher nach der Sündflut erschienen.

74) Der Feuerzeug samt dem Schwebel / mit welchem Jonas im Wallfisch hat Feuer aufgeschlagen.

75) Die lincke und mittelste Spitz vom Stern / welcher den Heiligen drey Königen vorgeleuchtet.

76) Die Trögelsgeigen / welche Adams dritten Sohn / von seinem Tauff-Todten zum Neuen Jahr verehret wurden.

77) Drey paar Semmel von Manna gebacken / so den Istraeliten vom Himmel geregnet.

78) Die große Mühe und Arbeit / welche bey Erbauung der Archen Noe angewendet.

79) Drey Elen von der Nabelschnur der ersten Tochter Evae / da sie als ein Kind gar jung zur Welt kommen.

80) Ein Perspektiv mit einem sonderbaren Seecombaß / welche dem Jona im Wallfisch sehr wohl gedienet.

81) Eine Steltze in einem grünen Sammeten Futteral / samt etlich perfumierten Handschuhen / Halßtüchern und Schlaffhauben / so die zehn Aussätzigen zur Gelübde / in das Kirchlein Reminiscere bey Querfurt auf der Eselswise haben gestifftet.

82) der Hasensprung (so vor der Vesten zu Nürnberg zusehen /) von

Epele von Gailingen / als sein Schweißfuchs ein Mänigen in der Lufft mit ihme machte / etc.

83) Das Brillenfutter des blinden Bartimei / von schön durchbrochner Arbeit.

84) Das Pedal samt dem Ruck-Positiv zu der Harpffen-Davids / benebenst dem Stimhammer von Praesilgenholtz / und etlichen guten Romanischen Quinten.

85) Ein Lang 8 Eckicht Blaßrohr des Propheten Elisae / welches er dem Evangelister Johanni (die Sperlinge und Heuschrecken in der Wüsten damit zu schießen /) vermacht hatte / ist gar auf eine besondere Art / zum Schimpff und Ernst: Als einem gezogenen Lauff inwendig mit Rehehaaren gefüttert / auch mit einem guten Flindenschloß und Vorschlag versehen.

86) Etliche mit rothgeschwärtztem Helffenbein eingelegte alte Quirl / sollen von Josephs Zimmermanns Arbeit seyn / welche er seiner alten Mumme Elisabeth zu ehren geschnitzelt / und ihr solche nebenst einer Bratwurst und ein paar Saal-Eyer über Gebürg endlich gesendet.

87) Ein Glaß mit Specerey und Walperthau damit sich die alte Magd Hagar geschmüncket / wann sie auf dem Istraelitischen Schäfferdantz erschienen.

88) Ein schmaler Fischer-Cahn / worinnen sich ein Stadtpfeiffer-Gesell und Tragoner nach der Arche Noe hatten übersetzen lassen / weiln jener bey nahe die Zeit verschlaffen / dieser aber dem vorigten Tag beym abstossen eben auf die Wache war gezogen.

Zum letzten . Fünff lebendige Frösch / so dem König Pharaon auf dem Tisch gehupft. —

Extract[1]

Der ansehnlichen Tractamenten samt deren Expens, welche den Herrn von Hirschau in vergangener Fastnacht aufgesetzt / und von denselben ritu solenni verzehret worden.

Erstlich

Vor Salat und Wagenschmier	9 Kreutz.
Vor Schnecken und Hosenbändel	19 Kr.
Vor ein Kammfutter und Eyer	10 Kr.
Vor ein Milchsuppen und paar Strümpff zu toppeln . . .	5 Kr. 3 Pf.
Vor ein Fenster-Rahm und ein Klöß-Suppen	18 Kr.
Vor ein Mistgabel und Blutwurst	14 Kr.
Vor eine Schlaffhauben und ein gepfefferten Lerchenfuß . .	30 Kr.
Vor 6. paar Semeln uñ ein Hutschnur	20 K.
Vor 10. Maß Wein und ein Schüssel voll Fauler Oepfel . .	63 Kr.
Vor sauer Kraut und ein Hufeisen	5 K. 4 Sch.
Vor Bratwürst und Hembder zu waschen	19 Kr.
Vor 2. paar Handschuch und Schmeer	32 Kr.
Vor ein gebratenen Haan und Schuh zu flicken	51 Kr.
Vor Essig und einen Calender	9 K.
Vor Speck und Messer zu schleiffen	14 Kr.
Vor eine Gerstensuppen und Spinnrath	11 Kr. 2 Pf.
Vor kalt Wasser und eine Laterne	18 K.
Vor Lorbeer und einen Riemen	6 K.
Vor ein Reibeisen / und 2. Stockfisch	33 K.
Vor Bier und eine Handzwellen	22 K.
Vor einen Bogen Papier und irdenen Krug	4 Kreutz.
Vor ein eiserne Feile und Zimmetrinden	13 K.
Vor ein paar Pistoln / und ein gebraten Elephantenzahn .	76 Kr.

[1] Beifolgender Extract schließt die Ausgabe von 1667 und weist eine Variante des Namens Grimmelshausen auf.

Vor ein Neheküssen und weiße Ruben . . . . 29 K.
Vor ein Eyerkuchen und 2. Pfeiffen . . . . 9 K.
Vor Zimetrinden und Baumöl . . . . =14 Kr.
Vor Saltz und Welsche Nüsse . . . . =19 K.
Vor Dinten und einen Muschkatblüh . . . . 25 Kr.
Vor Immer und ein Flicket Leder . . . . 25 K.
Vor Käß und Haar abzuschneiden . . . . 21 Kr.
Vor Saffran und eine Beißzange . . . . 20 K.
Vor ein Klupet Lerchen und eine Karten . . . . 19 K.
Vor Schreibfeder und ein Butterfaß . . . . 29 K.
Vor Amarellen und Dalekenpapier . . . . 4 K.
Vor ein Handfaß und Krebs . . . . 26 Kr.
Vor Fahrschnür und Butter . . . . 16 K.
Vor Pfeffer und Futtertuch . . . . 19 K.
Vor Schweinen-Fleisch und ein Löffel-Korb . . . . 16 Kr.
Vor Schwebel und ein Bettziegen . . . . 39 K.
Vor Uberschläg und 2. Trinckgläser . . . . 27 K.
Vor 2. Tauben und ein Waschkessel . . . . 23 K.
Vor Quetschen und ein Borer . . . . 5 K.
Vor Zwiebel / Schlitzfeder und paar Pumphosen . . . . . 1 fl.
Vor Latwergen und eine Streubüchse . . . . 30 kr.
Vor ein kälbern Schweinsbraten / und ein Schermesser zu flicken . . . . 13 kr.
Vor ein Krebssuppen und ein Fenster-Rahm zu flicken . . 15 Kr. 9 Pf.
Vor eingebäiste Eyer uñ ein Bretspiel . . . . 7 k. 5 pf.
Vor candirte Pfifferlung / und ein Balsambüchslein . . . 10 kr. 2 Btz.

Diese kleine und große zusammensummirte Ausgaben / thun Suma Summarum 15. Gulden 15. Batzen / und 15. Kreutzer / weniger 3. Elen Tuch.

Wir sind nun mit der Betrachtung des Stammbaumes unseres Romans zu Ende und können abschließend sagen, daß unser deutscher Text bis auf einige Verkürzungen und Irrtümer eine treue Wiedergabe des Originals ist.

Es wäre nun noch eine sehr interessante, aber wegen der Unzulänglichkeit des nötigen Materials recht schwierige Frage zu erörtern, nämlich die Quellenfrage.

Godwin selbst gibt uns in unauffälliger Weise mehrere Anhaltspunkte dafür: So heißt es S. 520, wie von dem aus Indien zurückkehrenden Verwandten des Delgades die Rede ist: 'so wolte er sich doch eines sonderlichen Sieges rühmen / der seiner Meynung nach / auff seine Seite gefallen wäre / bey den Insel Pinas / *wie er dann davon hernacher eine Beschreibung im Druck hat herausgegeben*'.

Seite 525, wo vom Abrichten der Tiere auf St. Helena die Rede ist: 'da ich dann befunden / *dass wahr sey was Plutarchus schreibet* / daß die Thiere / so Fleisch essen viel leichter zu unterrichten sind / als andere'.

Seite 531, da die Engländer die schiffbrüchigen Spanier aufnehmen: 'Der General von der Flotte war der erste / den sie suchten zu retten; er sprang auch selbst / *wie der Pater Pico Bericht getan hat* / in die Chaloupe' usf.

Seite 535: '... und will die Meinung des Copernici hier nicht eintreffen /'.

Seite 536: '... wie Copernicus davor hält ...'

Seite 538, da ihm auf der Reise zum Mond ein Heuschreckenschwarm begegnet: 'Wer da lesen wird / was die Gelehrten von diesem schädlichen Ungezieffer geschrieben / und sonderlich Johan. Leo in der Beschreibung Africae ...'

Seite 552: 'Ich erinnere mich auch / daß ich deswegen gelesen habe vor etlichen Jahren einige Historien / in welchen alles das bekräfftigt wird / was man da schreibet von denen / die im Mond wohnen / und ist davon absonderlich zu lesen ein Capitel des Wilhelmi Nombrige, zu Ende seines ersten Buchs / da er gedencket von den absonderlichen Sachen / so in Engelland zu sehen. Es saget fast eben der gleichen Inigo Mondejar in dem andern Buch seiner Beschreibung von neu Grenada und Joseph Dosia de Carona in seiner Historie von Mexico.'

Die Erforschung all dieser Quellen und ihre Verwendung in dem Roman wäre ein reiches Thema für eine Spezialarbeit, vorausgesetzt, daß ihre Auffindung möglich ist.

Hier soll nur konstatiert werden, daß die Nachweisbarkeit einiger dieser Quellen auch auf die wirkliche Existenz der anderen schließen läßt.

Abgesehen von Kopernikus und Plutarch läßt sich Joh. Leo Africanus nachweisen, der, aus Granada gebürtig, 1491 nach Afrika ging und später eine Beschreibung von Afrika in arabischer Sprache herausgab, die dann ins Italienische und um 1560 ins Lateinische übersetzt wurde.

Ein Inicus Mondejar starb 1525 als Vizekönig von Granada; nach einer Beschreibung von Granada suchte ich vergebens, wie ich auch Dosia de Carona, der im holländischen Text Joseph Desia de Caranna heißt, nicht finden konnte.

Doch hatte ich das Werk des Wilhelmi Nombrige, nach H 1663 'Guil. Neubrigensis, de reb. Angl.', in Händen, wodurch sich ein interessanter Einblick gewinnen läßt, wie der Autor seine Quelle benutzt.

Gulielmus Petyte oder Parvus stammte aus Bridlington in Yorkshire und war um 1200 canonicus regularis des neobrigensischen Klosters. Er zeichnete sich durch reiches Wissen auf dem Gebiet der Theologie und Geschichte aus und schrieb unter anderem 'de rebus Anglicis libri V' das XXVII. Kapitel des I. Buches, welches mit der Bemerkung eingeleitet ist: 'Nec praetereundum videtur inauditum a seculis prodigium: quod sub Rege Stephano in Anglia noscitur evenisse', hat folgenden Inhalt:

'In der Nähe eines Dorfes in Estanglia sind sehr alte Wolfsgruben vorhanden; aus diesen tauchten einst zur Erntezeit, als alles auf den Feldern beschäftigt war, zwei Kinder hervor, ein Knabe und ein Mädchen, am ganzen Körper grün, von ungewöhnlicher Farbe, mit Gewändern aus einem unbekannten Stoff bekleidet. Als sie planlos durch den Acker irrten, wurden sie von den Schnittern eingefangen und in das Dorf geführt. Viele Leute strömten zusammen, um sie zu sehen und einige Tage erhielten sie keine Nahrung; schließlich gingen sie aber vor Hunger schon fast zugrunde; dennoch rührten sie nichts an von den Speisen, die ihnen geboten wurden. — Als gerade Bohnen vom Acker eingeführt wurden, rissen sie diese sogleich an sich und suchten die Hülsenfrucht in dem Stengel; da sie nichts darin fanden, weinten sie bitterlich; da gab ihnen einer der Anwesenden eine aus der Hülse geschälte Frucht, welche sie sofort freudig verzehrten. Mit dieser Speise nährten sie sich mehrere Monate; bis sie den Gebrauch des Brotes kennen lernten. Dann wirkte die Natur der irdischen Speisen auf sie ein, und sie änderten allmählich ihre Farbe und wurden menschenähnlicher. Sie lernten auch die Sprache des Landes. Den Weisen schien es, als empfingen sie die heilige Taufe, was auch tatsächlich der Fall war. Der Knabe, der jünger zu sein schien, überlebte die Taufe nur kurze Zeit, während seine Schwester am Leben blieb und sich von den gewöhnlichen Frauen nur wenig unterschied. Sie heiratete dann später und soll noch vor wenigen Jahren gelebt haben. Als sie schon der Sprache des Landes mächtig war und gefragt wurde, wer und woher sie seien, soll sie geantwortet haben: "Homines de terra sancti Martini, qui scilicet in terra nativitatis nostrae praecipuae venerationi habetur". Auf die weitere Frage, wo denn dieses Land sei und wie sie daher gekommen seien, antwortete sie: "utrumque nescimus", und nur daran erinnerte sie sich, daß sie, als sie eines Tages die Herden ihres Vaters weideten, einen sonderbaren Klang hörten, und während sie erstaunt lauschten, gerieten sie plötzlich in eine Art von Verzückung und fanden sich auf dem Felde der Schnitter. Als man sie fragte, ob bei ihnen an Christus geglaubt werde und ob bei ihnen die Sonne aufgehe, bejahte sie das erste und verneinte das zweite und fügte hinzu: "et ejus radiis terra nostra minime illustratur, illius claritatis modulo contenta: quae apud nos Solem vel Orientem praecedit vel sequitur Occidentem.

Porro terra quaedam lucida non longe a terra nostra aspicitur amne largissimo utramque dirimente". Das und vieles andere, das zu lange aufhalten würde, soll sie gesagt haben. Jeder möge darüber denken wie er wolle.' —

Die Hauptstellen, die die Entlehnung Godwins aus dieser

Quelle zeigen, sind im deutschen Text nicht mehr vorhanden. Wir haben sie Seite 18 und Seite 19 dieser Arbeit holländisch zitiert.

Es handelt sich im ersten Falle um die Begrüßung zwischen Gonsales und Pylonas (Gr. 1699, Seite 545): Gonsales nennt die Namen einer Reihe von Heiligen, um zu sehen, ob die Mondbewohner einen als ihren Patron verehren. Als er endlich S. Martinus nennt, da beugen sie sich und halten die Hände voll Ehrfurcht in die Höhe, woraus er erkennt, daß MARTIN in ihrer Sprache GOTT bedeute.

Die zweite Stelle (Gr. 1699, Seite 547) heißt: 'Diese Insel nennen sie in ihrer Sprache "Gottes Eiland" oder insula Martini.' Die Stelle, wo in der Quelle von dem geringen Maß von Helligkeit und von der nicht weit entfernten leuchtenden Erde die Rede ist, läßt sich vielleicht heranziehen für Gr. 1699, Seite 547: 'Es sind aber andere / welche an den Oertern / da sie her sind / etwas Klarheit dulden können / so wol von der Sonnen als von der Erden / ...'

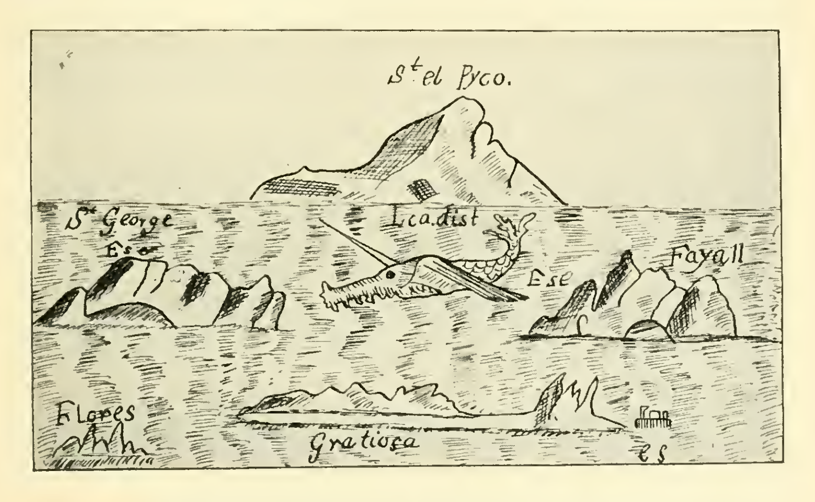
Die Vorstellung von der ungewöhnlichen Farbe und von den Kleidern aus unbekanntem Stoff finden wir Gr. Seite 541 wieder: 'sie hatten gantz bündte Kleider / wie ich nicht wol beschreiben kan / daß man es verstehen kan / weder was die Form / noch was die Materi betrifft'.

Endlich können wir wohl einen Einfluß der Stelle: 'Durch die Natur der irdischen Speisen änderten sie allmählich ihre Farbe und wurden den Menschen ähnlicher' annehmen für die Mondkinder, die mit den irdischen vertauscht werden, Gr. Seite 552: 'biß die Lufft der Erden demselben eine solche Farbe gegeben hat / die da unserer gleich ist'. Wir sehen also, daß Godwin die übernommenen Motive ganz selbständig verarbeitet hat, wie wir überhaupt seiner Originalität bei dem Werke einen großen Raum zugestehen müssen. Es ist anzunehmen, daß ihm noch Beschreibungen von St. Helena, Teneriffa und China vorlagen. Vielleicht hat er auch einige Züge, die er in der Schilderung von China fand, auf die Mondeswelt übertragen. Auf die Ähnlichkeit der Sprache weist er ja selbst hin, Gr. Seite 559: 'dann die Mandarins, wie man mich berichtet / eine absonderliche Sprache haben / und ist bald deren gleich / welche die / so in dem Mond wohnen / gebrauchen / und ist auch von unterschiedlichen Thonen /'. In einer von Math. Dresser ins Deutsche übertragenen Beschreibung von China des Spaniers J. Gonzales de Mendoza fand ich bemerkt, daß der König mit seinen Untertanen oft nur durch ein Glasfenster spricht. Gr. Seite 549, da Gonsales zu Irdonozur kommt, heißt es: 'ich will nur diß gedencken / daß er niemaln mit mir reden wollte / oder mich vor sich lassen / es muste dann geschehen durch ein Gitter /'.

Dazu kommen historische Tatsachen: Albas Ankunft in den Niederlanden 1569 und seine Rückkehr nach Spanien 1573. Der Marschall von Cossé, Graf Mannsfeld, Tampier, der Prinz von Oranien, Elisabeth von England sind historische Persönlichkeiten; ebenso P. Pantoja, der mit mehreren Jesuiten 1601 nach Peking kam, um dort das Christentum zu verkündigen.

Was das Geographische anbelangt, so dürften nicht nur in dem englischen Original, sondern auch in seiner holländischen Fortsetzung überall wirkliche Örtlichkeiten zugrunde liegen, wenn auch manche Namen so sehr entstellt sind, daß ein tatsächlicher Nachweis nicht möglich ist.

Interessant ist das Bild von der Insel Teneriffa wegen eines geographischen Irrtums des Zeichners. Im Texte heißt es ganz



richtig, daß Teneriffa eine der kanarischen Inseln sei, die im El Pico ihre höchste Höhe erreiche. Das Bild aber zeigt, wie man aus den Inseln in der Umgebung ersieht, nicht die kanarischen Inseln, sondern die Azoren, in deren Mitte sich in der Tat eine Insel befindet, die den Namen Pico führt, woraus sich der Irrtum leicht erklärt.

Die Form des Romans endlich geht, wie schon erwähnt, auf die spanische 'novela picaresca' zurück, die um 1550 in Spanien aufkam: der Ich-Roman voll wunderbarer Abenteuer. Der holländische Text spielt auf diese Abhängigkeit an, da er Gonsales einen Verwandten des Lazarillo de Tormes, des Helden der ersten 'novela picaresca', nennt.

Hallam in seiner 'Introduction to the Literature of Europe', Vol. III, pag. 390, sagt: 'Godwin hat, soviel ich weiß, kein Vor-

bild außer Lucian.' Und diese Bemerkung nimmt Allibone, Bd. I, auf.

Aus Lucian könnte das Motiv von der Reise in den Mond übernommen sein, das sich in Ikaro-Menippos und in der 'wahren Geschichte' findet. Gerade bei diesem Motiv liegt aber nahe, daß Godwin durch Kopernikus darauf geführt worden sei, der wieder auf die Pythagoräer zurückgeht. Die Pythagoräer hielten, wie z. B. Plutarch erzählt, den Mond für bewohnbar und glaubten, daß Lebewesen und Pflanzen dort viel größer und schöner seien, was mit der Mondschilderung in unserem Roman übereinstimmt, während sich bei Lucian keine anderen Vergleichspunkte finden lassen.

Wahrscheinlicher ist es, daß der zweite holländische Teil direkt oder indirekt von Lucian beeinflußt ist. So kommen z. B. sehr große Spinnen, wie die, in deren Netzen sich Gonsales fängt, in der wahren Geschichte vor, im Kriege der Sonnen- und Mondbewohner. Der Spiegel in China, der alles zeigt, was im Menschenleben vorgeht, erinnert an einen ähnlichen Spiegel bei Lucian, durch welchen man alles hört, was auf Erden gesprochen wird, und in dem man alle Städte und Völker der Erde sieht. Endlich würde der Flug des Helden mit den beiden angebundenen Flügeln mehr dem Adler- und Geierflügel des Ikaro-Menippos bei Lucian entsprechen als Godwins kunstvoller Vogelapparat. Auch der große Fisch, der Gonsales verschlingt, findet in der 'wahren Geschichte seine Parallele, wo ein Walfisch das ganze Schiff verschlingt und die Reisenden durch seinen zeitweilig geöffneten Rachen blicken.

Im übrigen läßt sich über die Quellen des zweiten Teiles sagen, daß dem Verfasser eine ausführliche Beschreibung von China vorgelegen haben muß und eine ganze Reihe von Wunder- und Zaubergeschichten, astrologischen Schriften u. dgl.

Was schließlich die Einwirkung unseres Romans auf die Literatur betrifft, so läßt sich folgendes sagen:

Kurz nach Godwin schrieb der englische Bischof John Wilkins 'The world in the moon', das, wie Zedler nachweist, ganze Partien aus Godwin entlehnt.

Über die Übersetzung von Baudoin wirkte 'The man in the moon' auf Cyrano de Bergerac, der in seinen 'voyages comiques' seinen Helden in dem Monde mit Gonsales zusammentreffen läßt. (Vgl. Dunlop-Liebrecht, p. 421.) Grimmelshausen hat, wohl durch seine Übersetzung vom fliegenden Wandersmann im Mond veranlaßt, den Traktat 'Kurtze und Kurtzweilige Reise-Beschreibung nach der obern neuen Mondswelt' verfaßt. Auch ein deutscher Dichter der jüngsten Vergangenheit gedenkt unseres kühnen Romanhelden, nämlich Robert Hamerling in seinem 'Homunculus'.

Da in Homunkel (X. Gesang) die Sehnsucht erwacht, zu fliegen, heißt es:

> ‘Sollte nicht auch dies gelingen?
> Ist es doch nichts Neues, dieser
> Aufschwung sterblicher Geschöpfe
> Von der Erde hoch ins Blaue!
> Schauten nicht seit grau’ster Urzeit
> Die verwunderten Gestirne
> Schon so manchesmal ein Erdkind,
> Das den Weg nach oben einschlug?’

Viele Beispiele kühnen Fluges aus der Vorzeit werden angeführt, an die man denken solle, darunter auch:

> ‘An Domingo Gonzales
> (Don Gonzago), der auf einer
> Gans zum Mond die Reise rittlings
> Machte, die er dann beschrieben.’

Wien. H. Elsner.

Forbes' 'Songs and fancies', das erste in Schottland gedruckte Liederbuch.

(Fortsetzung.)

The first song.

Melodie in Gordons *Lutebook* (Straloch-Ms.) 1627—9.

If care doth cause men cry,
Why do I not complain?
If every wight bewails his woe,
Why do I not the same?

Since that amongst them all,
I dare well say, is none
So fare from joy, so full of woe,
Nor hath more cause to moan. 8

For all things living hath
Sometime a quyet rest;
The drawing ox, the bearing ass,
And every other beast.

The peisand and the post,
Which are at all assayes,
The shipboy and the galey-slave
Hath time to take their rest. 16

Save I, poor wretch, whome care
Doth so me now constrain
To wail the day, and weep the night
Continually in pain.

From painfulness to pain,
From pain to bitter tears,
From tears to painfull pain again.
And so my life it wears. 24

Each thing under the sun,
That I can hear or see,
It makes me to bewail my woe
And cruel destinie.

When I see men rejoice,
Seeing I cannot so,
I take more pleasure in my pain,
It doubles but my woe. 32

Or when I see men have
Their most desired sight,
Alace! I think all men are well
Save I, poor woful wight.

Or when I hear the sound
Of song or instrument,
I think all thing that joyful is
Doth cause me to lament. 40

Even as a stricken deer
Withdraws himself alone,
So seek I then some secret place,
Where I may make my moan.

Although that for a time
Doth much appease my grief,
Yet doth it breed me further pain
To cause me more mischief. 48

Z. 8: *moan*] *mourn* F(orbes' Druck).

The second part.[1]

Since that amongst them all,
I dare well say, is none
More grievous sinner than I am,
Nor hath more cause to moan.

My youthful years mispent
In health and ignorance,
Not caring how I repent my time
In sloath and negligence. 8

Even like a wandering sheep
Long have I gone astray:
Lord bring me to thys flock again,
And guide me the right way.

Grant me the grace to rise
And stand in time to come,
That I may mend my wretched life
And mourn for time by-run. 16

Call me not to accounts
Of former faults misdone,
But let my saviors bloody wounds
Be for my sin ransome.

In mercy, Lord, my God,
Receive me home to thee,
That I may walk in thy true fear
And praise thy name trulie. 24

---

[1] Die erste Strophe aus Teil 1 ist natürlich wieder mit aufzunehmen in der geistlichen Umdichtung.

Relieve my burthen great
Of sin and worldly care,
That I may in thy sanctuary
Sing praises evermair. 28

Finis.

Z. 3: *than*] *nor* F. Z. 4: *nor*] *and* F. Z. 20: *be ransome for my sin* F.

The II. song.

Chepman and Myllar, *The knightly tale of Golagrus and Gawaine and other ancient poems*, 1508 (Neudruck von David Laing, Edinburg 1827. — Hyndford-Ms., Edinburg, *Advocates' Library*. — Bannatyne-Ms. Nr. 220 (ed. Hunterian Club, S. 664). — Herd, *Ancient and modern Scottish songs*, 1776, II 212. — Pinkerton, *Select Scot. ballads*, 1783, II 20. — Morison, *Scotish ballads*, 1790, II 544. — Ritson, *Scotish songs*, 1794, XLI, mit Melodie. — Laing, *Poems of Alexander Scott*, 1821, diesem zugeschrieben; ebenso Ross, *Book of Scotish poems*, 1882. — J. Cranstoun, *Poems of A. Scott Sc. T. S.*, 1896, im Anhang mit Melodie gegeben. — Hecht, Herd's Ms. Nr. 1. — Die fünfte Strophe nur bei Forbes und nach ihm bei Herd. Einiger falschen Reime wegen, die auch bei Hecht nicht verbessert, hier wiedergegeben.

O lusty May with Flora Queen,
The balmy drops from Phebus sheen,
Prelusant beams before the day,
By the Diana groweth green
Through gladness of this lusty May.

Then Aurora that is so bright
To woful hearts she casts great light,
Right pleasantly before the day,
And shows and shads forth of that light
Through gladnes of this lusty May. 10

Birds on their boughs of every birth
Sends forth their notes, and makes great mirth
On banks that blooms on every bray,
And fares and flyes ov'r field and firth
Through gladness of this lusty May.

All lovers' hearts that are in care
To their ladies they do repare,
In fresh mornings before the day;
And are in mirth ay maire and maire
Through gladness of this lusty May. 20

Of every moneth in the year
To mirthful May there is no peer;
Her glistring garments are so gay;
You lovers all, make merry cheer,
Through gladness of this lusty May. 25

Z. 4: *be that* B(annatyne-Ms.). Z. 6: *Aurora*] *Esperus* B. Z. 7: *she*] *he* F H(erd), fehlt B; *to*] *till* B; *great*] *his* B. Z. 8: *with bankis that blumis on every bray* B. Z. 9: *And shuris ar shed forth of thair sight* B. Z. 11: *their* fehlt B, für *birth* B *sort* F wie alle Drucke. Z. 12: *rejoising nottis makand their mirth* B; *send* H; *make* H. Z. 13: *ryt plesandly upon the spray* B. Z. 14: *with florrissing our feild and firth* B. Z. 16: *hearts* fehlt B. Z. 19: *more and more* F wie alle Drucke. Z. 24: *you*] *your* F H.

The III. song.

Gordons *Lutebook*, 1627. — Geistliche Paraphrasierung bei Wedderburn, 1567, Neudruck Mitchell Sc. T. S. 137/8.

Into a mirthful may-morning,
As Phebus did upspring,
I saw a may
both fair and gay
Most goodly for to see.
I said to her: be kind
To me, that was so pyn'd
For your love truly. 8

First therefore when I did you know,
You thirl'd my heart so low
Unto your grace,
but now in case
Banisht through false report.
But I hope and I trow
Once forth to speak with you,
Which doth me comfort. 16

Wherefore, I pray, have mind on me,
True love, where ever you be;
Where ever I go,
both too and fro,
You have my heart alright.
O Lady, fair of hew,
I me commend to you,
Both the day and night. 24

Since Fortune false, unkind, untrue,
Hath exyld me from you,
By sudden chance
I shall advance
Your honor and your fame
Above all earthly wight;
To you my truth I plight
In earnest or game. 32

Z. 32: *game*] *gain*.

The IV. song.

Melodie in Gordons *Lutebook*, 1627 — Text bei Herd, 1769, I 308. — Hecht, Herd's Ms. Nr. 2. Bei ihnen wie in Forbes' Druck die ehemalige Reimanordnung vielfach verderbt.

In a garden so green, in a May-morning sheen,
Heard I my lady pleen of paramours;
Said she: my love so sweet, come you not yet, not yet,
Heght you not me to meet amongst the flowers?
Elore, Elore, Elore, Elore, I love my lusty love, Elore lo! 5

The skyes up springeth, the dew down dingeth,
The sweet larks singeth their hours of prime.
Phebus up sprenteth, joy to rest wenteth,
So lost mine intent is, and gone's the time.
Elore *etc.* 10

Danger my dead is, false fortune my feed is,
And langour my leed is, but hope I dispair;
Disdain my desire is, so strangeness my fear is,
Deceit out of all ware is: Adew, I fare!
Elore *etc.* 15

Then to my ladie lythe, did I my presence kyth,
Saying: my byrd be blyth: am I not yours?
So in my armes two did I the lustie jo,
And kissed her times mo than night hath hours.
Elore *etc.* 20

Live in hope, ladie fair, and repel all dispair;
Trust not that your true feer shal you disease.
When deceit and langor banisht is from your bowr,
Ile be your paramour, and shal you please.
Elore *etc.* 25

Favour and dutie unto your bright beautie
Confirmed hath lawtie, obliedg'd to truth;
So that your soverance, heartlie but variance
Mark in your memorance mercie and ruth.
Elore *etc.* 30

Yet for your courtesie banish all jealousie;
Love for love lustily do me restore.
Then with us Lovers ying true love shal rest and ring,
Solace shall sweetlie sing for evermore.
Elore *etc.* 35

Finis.

Z. 1: *sheen* fehlt F H. Z. 3: *not yet nor yet* F. Z. 9: *is mine intents* F H. Z. 14: *is* fehlt F H. Z. 16: *lythe*] *blyth* F H. Z. 17: *blyth*] *glad* F H. Z. 22: *disease*] *betray* F H. Z. 22: *feer*] *love* F H. Z. 33—34: für schottisch *ying* : *ring* (= *reign*) : *sing* englisch *young* : *reign* : *sing* F H.

The V. song.

Whenas the Greek did enterprise.

Anglisierte Fassung von *Before the Greek durst enterprise* von Alexander Montgomery (*Works* ed. Cranstoun Sc. T. S., 1885, S. 188) ohne erhebliche Abweichungen. — Chappel-Wooldridge, *Old English pop. music* I 183, gibt die Melodie in der Vermutung, daß es die der bekannten Ballade Troy-town sei.

The VI. song.

You lovers all that love would prove,
Come learn to know true love indeed.
First love the Lord, your God above,
From whom all goodness doth proceed.
Pray to him faithfully
To grant his Sp'rit to thee
Thy sins to mortifie,
And that with speed. 8

Also love thy neighbour heartfully,
Wishing his welfare night and day,
Dealing with all men faithfully,
As to thyself thou wouldst alway.
Beseech the Lord of might
His sp'rit to guide the right,
His precepts day and night
For to obey. 16

Since that the time is here but short
That we in earth are to endure,
Rejoice in God and have comfort
In Christ, his son, that bought us dear.
Pray to the Trinitie,
One God and persons three,
To save him faithfully
With heart intiere. 24

The sacrifice of laud and praise
Sing to the Lord, both day and night,
With thanksgiving to him always
For all his benefits so bright.
Thy time in vertue spend,
Remember on thy end,
See thou thy life amend
With all thy might. 32

Then shalt thou at the latter day,
When Christ thee to account shall call,
Rejoice in God, and not affray
For fear of anie sudden fall.
Therefore live merrily
In love and charity,
Thanking thy God truly,
What may befall. 40

Still waiting on that day and hour
When Christ shal come without delay
To judge all earthly creature,
Now let us all still watch and pray.
Then be prepared therefore
With lamps and oyl in store,
To meet that king of Glore
That comes for ay! 48

Finis.

Z. 44 im Druck am Anfang der Strophe.

The VII. song.

Pinkerton, *Ancient Scottish poems*, 1786, S. 212, mit der Überschrift: *On fals freyndship* (nach dem Maitland-Ms.).

The thoughts of men do daily change
As fantasie breeds in their breasts,
And now their nature is so strange,
That few can find where friendship rests;
For double dealing bears such sway,
That honest meaning doth decay. 6

The stedfast faith that friends profest
Is fled from them, and seldom us'd.
He who a faithful friend profest
Doth make his friendship now abus'd.
Where one is found a friend indeed,
A score there be that fail at need. 12

For barren trees will bloom right fair
As well as those that fruit will yeeld,
Whose bark and branches seems as fair
As anie tree within the field.
As simple looks the subtile man
As he that no kind falshood can. 18

A friend of words, where deeds be dead,
Is like a spring that water wants;

And he that with fair words is fed
Doth hope for fruit of wither'd plants;
But who can judge by hew of eye,
Since deeds are dead, where truth should be. 24

The fairest way that I can find
Is first to try and then to trust,
So shall affections not be blind,
For proof will soon spy out the just;
And tryal knows who means deceit,
And bids us be ware of their bait. 30

Without good proof be not too bold,
If thou my counsel list to take;
In painting words there is no hold,
They be but leaves that wind do shake.
But where that words and deeds agree,
Accept that friend, and credit me. 36

Finis.

Z. 1: *do*] *dois* P(inkerton). Z. 3: *and now*] *for quhy* P. Z. 6: *that*] *all*; *dois quyte decay* P. Z. 7: *profes* P. Z. 8: *fled*] *fred* F; *seldom*] *seindle* P. Z. 9—10: *quha dois ane faythful freynd posses, Be quhame he never was abusit* P. Z. 11: *ane freynd* P. Z. 12: *fails* P. Z. 13: *will blosumes beir* P. Z. 14: *will*] *do* P. Z. 15: *branches shynes as cleir* P. Z. 16: *as ony flour in all the field* P. Z. 18: *as he that of na falsat can* P. Z. 19: *friend in w.* P. Z. 20: *ane spring.* Z. 22: *doth*] *dois* P. Z. 23: *be vew of e* P. Z. 24: *quhair* [*deids*] (sic!) *be deid quhair treuth suld be* P. Z. 25: *the surest way* P. Z. 26: *to trye*] *to prufe; then*] *syn* P. Z. 27: *affection* P. Z. 28: *proof*] *treuthe*; *spy*] *try out* P. Z. 30: *and bids bewair with thair debait* P. Z. 31: *not our bold* P. Z. 32: *thou*] *yow* P. Z. 33: *payntit words* P. Z. 34: *do*] *dois* P. Z. 36: *trust weill that fr.* P.

The VIII. song.

When chyle cold age shal cease upon thy blood,
And heavy hairs do show the winters fall,
Thy joints which first in full perfection stood,
Now sick and weak, makes thee thou mayst not crawle,
O then, I say, for all thy passed pleasure,
A conscience clear is worth a world of treasure. 6

When on thy bed in anguish thou do'st ly
In some hard feaver, striving still for breath,
Thy wife and children then upon thee cry,
Some wishing life, yet most for goods thy death,
O then, I say, for all thy passed pleasure,
A conscience clear is worth a world of treasure. 12

When foul sin shal appear in its own weed,
Shal thy distracted senses so affright
In recordation of thy former deed,
Nothing thou'st have but dolor for delight,
O then, I say, for all thy passed pleasure,
A conscience clear is worth a world of treasure. 18

Finis.

Z. 14: *affiright* F.

The IX. song.

Ravenscroft, *Melismata: Musicall phansies fitting the court, citie, and country humours* 1611 (letzte der *Country-pastimes*). — Arthur Bedford's *Excellency of divine musick*, 1733. — Rimbault, *Little book of songs and ballads*, 1857, S. 79, nach Ravenscroft. — Chappell, *Popular music of the olden times* I 373, mit Melodie; Text in moderner Schreibung ebenfalls nach Ravenscroft. — Sandys, *Christmas carols* 1883, S. 106. — Rickert, *Ancient English Christmas carols* 1910, S. 195.

Remember, o thou man, o thou man, o thou man,
Remember, o thou man, thy time is spent!
Remember, o thou man, how thou was dead and gone,
And I did what I can; therefore repent! 4

Remember Adams fall, o thou man, o thou man,
Remember Adams fall from heaven to hell!
Remember Adams fall, how we were condemned all
In hell perpetual, ther in to dwell. 8

Remember Gods goodness, o thou man, o thou man,
Remember Gods goodness, his promise made;
Remember Gods goodness, how he sent his son, doubtless,
Our sins for to redress: be not afraid. 12

The angels all did sing, o thou man, o thou man,
The angels all did sing on the shepherds hill.
The angels all did sing praise to our heavenly king,
And peace to man living with a good will. 16

The shepherds amaz'd was, o thou man, o thou man,
The shepherds amaz'd was to hear angels sing.
The shepherds amaz'd was how it should come to pass
That Christ, our Messias, should be our king. 20

To Bethlem they did go, o thou man, o thou man,
To Bethlem they did go the shepherds three.
To Bethlem they did go to see if it were so or no,
Whither Christ was born or no to set man free. 24

As th'angels before did say, o thou man, o thou man,
As th'angels before did say, so it came to pass.
As th'angels before did say, they found a babe where he lay
In a manger, wrapt in hay, so poor he was. 28

In Bethlem he was born, o thou man, o thou man,
In Bethlem he was born for mankinds sake.
In Bethlem he was born for us that was forlorn,
And therefore took noo scorn our flesh to take. 32

Give thanks to God alway, o thou man, o thou man;
Give thanks to God alway most joyfully!
Give thanks to God alway for this our happy day,
Let all now sing and say: Holy, holy! 36

Finis.

Z. 3: *was*] *art* R(avenscroft, nach Rimbault). Z. 8: *there in*] *there for* R. Z. 10: *and his p.* R. Z. 14: *on*] *upon* R. Z. 15: *praises* R. Z. 17: *was*] *were* R. Z. 18: *was*] *were*, *to hear*] *the* R. Z. 19: *was*] *were* R. Z. 21: *they did*] *did they* R. Z. 23: *if*] *wh'er it were so* R.

Z. 24: *was*] *were* R. Z. 27: *he*] *it* R. Z. 28: *he*] *as it* R. Z. 30: *mankind* R. Z. 31: *was*] *were* R. Z. 34: *with heart most joyfully* R. Z. 33: *allways* II S. Z. 35: *allways* II S. Z. 36: *now*] *all men* R.

Sandys hat noch eine vorletzte Strophe:

In a manger laid he was, o thou man, o thou man,
In a manger laid he was at this time present;
In a manger laid he was, between an ox and an ass,
And all for our trespass, therefore repent.

The X. song.

Now is the month of maying.

Aus Thomas Morley, *First booke of balletts*, 1595, Nr. 3 (vgl. Bolle, *Die gedruckten englischen Liederbücher bis 1600, Palaestra* XXIX 91). Mit Melodie abgedruckt bei Moffat, *The minstralsy of England*, 1901, S. 33; Douglas, *English songster*, 1900, S. 61.

The XI. song.

Addit.-Ms. 15 233; abgedruckt *Shakespeare Society*, 1848, S. 76 [hinter John Pedfords *Interlude of Wit and Science*] unter der Überschrift: *Sleep compared with Death*. William Bird, *Psalms, songs, and sonnets*, 1611. — Bei Oliphant, *Musa madrigalesca*, 1837, S. 34, und Bullen, *Lyrics from El. song books*, S. 67, der erste Vers nach Bird.

Let not, I say, the sluggish sleep
close up thy waking eye,
Untill that thou with judgement deep
thy daily deeds do try.
He that one sin in conscience keeps,
while he to quyet goes,
More venterous is then he that sleeps
with twenty mortal foes. 8

Wherefore at night call into mind
how thou the day hath spent;
Praying to God, if ought thou find,
and then in time repent.
And since thy bed a patern is
of death and fatal tears,
Bedwart it shal not be amiss
this to record in verse: 16

My bed is like the grave so cold,
and sleep, which steeks mine eye,
Resembleth death; cloaths which me fold
declare the mould so dry.
The frisking fleas resembleth well
the wringing worm to me,
Which with me in the grave shal dwel,
when I no light shal see. 24

The mightie bell which I hear knel,
when I am laid in bed,
Most like a bitter trumpet fell,
ev'r shouting in my head.

My rising in the morn likewise,
when sleepy night is past,
Puts me in mind that I must rise
to judgement at the last. 32

Finis.

Z. 1: *I say* fehlt Sh(akespeare) S(ociety). Z. 3: *that thou* fehlt Sh S. Z. 4: *do*] *thou* Sh S. Z. 5: *that*] *which* Sh S. Z. 6: *while*] *when*. Z. 9: *into*] *unto*. Z. 10: *hath*] *hast*. Z. 11: *praise God if nought amisse thou*. Z. 12: *if ought, in time repent*. Z. 13: *since*] *sith*. Z. 14: *tears*] *hearse*. Z. 15: *bedward*. Z. 18: *shuts*. Z. 19 u. 21: *resemble*. Z. 22: *wringlinge*. Z. 25: *nightlie; I dooe heare*. Z. 26: *as I in bed dooe lye*. Z. 27: *the passinge bell may seme t'apere*. Z. 28: *which soundes when I must dye*. Z. 29: *my*] *the*. Z. 31: *how I shall rise*. — Die Fassung der Shakespeare Society enthält noch einen Vers, der bei der Zusammenfassung zu Achtsilbnern weggelassen wurde:

I gooe to bed as to my grave,
God knowes when I shall wake!
But Lord! I trust thou wilt me save,
And me to mercie take!

Roxburghe ballads III 187: *A christian's nightly care* ist in demselben Versmaß abgefaßt. Bei der Ballade ist keine Melodie angegeben; es ist wohl wahrscheinlich, daß sie nach unserer Melodie gesungen wurde. Inhaltlich sind beide Gedichte sehr ähnlich: es ist eine Ermahnung zum Gebet vor dem Schlafen und dann das Gebet selbst. Auch sprachliche Anklänge weisen auf eine Verwandtschaft hin.

Vgl. zu Z. 15—16: I'am sure it will not God displease
To sing this soberly. Z. 35—36 Rb.

Zu 17—24: *My bed itselfe is like the grave,*
My sheets the winding sheet,
My cloathes the moulds which I must have
To cover me most meet.
The hungry flaes that lowp most fresh
To worms I can compare,
Which greedily will eat my flesh
And leave my bones right bear.
The waking cock that airly crowes
To put the night away,
Puts me in minde the trumpe that blowes
Before the latter day.

Zu 29—32: *Then up I rise up lustily*
When sluggish sleep is past,
So hope I to rise joyfully
To judgement at the last. Z. 52—68 Rb.

The XII. song.

Geistliche Bearbeitung der bekannten Ballade *Fortune my foe* (vgl. Chappell, *Old popular music* I 162).[1]

[*Sinner:*] Satan, my foe, full of iniquity,
Thy subtil snares of sin assaulteth me
Against my Lord and maker to rebell,
With sweet allurements leads the way to hell.

[1] Ein ähnliches Gespräch zwischen Christus und dem Sünder zu einer Balladenmelodie ist: *A christian conference between Christ and a sinner.*

Christ: O sinful man, since God hath creat thee
A living soul to serve him faithfullie,
And from the hell he thee redeem'd again,
Obey my voice, and from thy sins refrain. 8

Sinner: Alas! Satan, the World, and Flesh also,
All three in one conspired hath my woe
Me to intrape in sinful pleasures here
Through Sin and Sathan, Death and endless Fear.

Christ: Believe my word, and in thy heart imprint
My suffrings for thy sake, and do repent.
Pray to our father for the sp'rit of grace:
To mend thy life God grant thee time and space. 16

Sinner: Alace! my foressaid foes full craftily
Doth me entise from thy precepts to fly,
And follow pleasures of my flesh and sin,
The which is sweet to pass my time therein.

Christ: O careless man! that sweetness brings no gain,
But in the end eternal woe and pain.
Fly sin therefore, the Sabbath-Day thou keep,
My word will draw thee from that sinful sleep. 24

Sinner: Alace, my Lord! I fight continually
Against the devil, the world, and flesh all three;
So that my wits and senses are grown dumb,
Clogged with worldly things, almost ov'rcome.

Christ: Cast first thy care to conquer heaven above
Through faith in me and goodly works in love;
Thy father who doth know thy present need
Will thee supply of wordly things with speed. 32

Sinner: Prosperity makes me sometimes misknow,
Adversity makes me despair and low,
Whiles with the one and other am torment,
Which marrs my mind, and makes me malcontent.

Christ: If riches grow, set not thy heart thereon,
Lest that it make thee like the rich glutton;
Riches well us'd, Gods blessing doth procure,
If crost with want, then Lazarus was poor. 40

Sinner: Betwixt these two, I crave to stand content,
If so it please my God for to consent,
Praying therefore I seek to please his will,
And be brought home, thy flock and fold until.

Christ: Thou art not able for to run that race,
To please his will without his sp'rit of grace;
Therefore beseech his divine Majestie
To banish sin, and grant his sp'rit to thee. 48

To the tune of: Go to bed, sweet heart (*Roxb. ballads* III 164); ebenso auch die religiöse Bearbeitung von *Who is at my window* (*Mitchell,* S. 32).

Sinner: I shal beseech my Lord and God of might,
The Father, Son, and Sp'rit to guide me right,
That I may walk in thy true fear and love,
And at the last attain thy joyes above.

Christ: If so thou do, thy prayer shal be heard,
And in the heavens for thee a place prepar'd;
Then serve thy God, and praise his holy name.
Obey my voice, and still with me remain. 56

Finis.

Z. 44: *brought*] *grought* F.

The XIII. song.

Bateson, *Second set of madrigals*, 1618. — Melodie im Skene-Ms. (ed. Dauney) Nr. 77. Text ibid. 304. — Nach Oliphant, *Musa madrigalesca*, S. 221, komponiert auch von Dowland, *Second book of madrigals*, 1600; aber nicht im vollständigen Abdruck des *English garner* IV, 519 ff.

If floods of tears could change my follies past,
Or smoaks of sighs could sacrifice for sin,
If groaning cryes could free my fault at last,
Or endless moan for ever pardon win,
Then would I weep, sigh, cry, and ever groan,
For follies, faults, for sins, and errors done. 6

I see my hopes are blasted in their bud,
And find men's favours are like fading flowrs;
I find too late that words can do no good,
But loss of time and languishing of hours.
Thus since I see, I sigh and say therefore:
Hopes, favours, words, begone, beguile no more. 12

Since man is nothing but a mass of clay,
Our days not else but shadows on the wall,
Trust in the Lord, who lives and lasts for ay,
Whose favour found will neither fade nor fall.
My God, to thee I resign my mouth and mind:
No trust in youth, nor faith in age I find. 18

Finis.

Z. 16: *fall*] *fail* F.

The XIV. song.

Melodie in Gordons *Lutebook* und im Skene-Ms. (ed. Dauney) Nr. 62; Text ibid. S. 284. — Vers 1—3 bei Henry Youll, *Canzonets to three voyces*, London 1608, und *Roxburghe coll.* I 198, 199 (Neudruck I 611); hier weitere Verse und ein zweiter Teil weltlichen Inhalts unter dem Titel: *The lover's delight, or a pleasant pastorall sonnet. To a new Court-tune.* — Das weltliche Lied, in The charmer, *a choice collection of songs, Scots and English*, 1751, II 121, und Ramsey, *Tea table miscellany* II 210, mit der Überschrift: *The invitation.*

Come, love, let's walk in yonder spring,
Where we shal hear the blackbird sing,
The robin redbreast and the thrush,
The nightingale in thorny bush,

The mayis sweetly caroling,
This to my love content will bring. 6

In yonder dale grows flagrant flowrs,
With many sweet and shady bowrs,
A pearly brook, whose silver streams
Are beautifi'd with Phebus beams,
Still stealing through the trees so fair,
Because Diana batheth her there. 12

Behold the nymph with all her train
Comes tripping through the park amain,
And in this grove she here will stay
At barley-break to sport and play,
Where we shall sit us down and see
Fair beautie mixt with chastitie. 18

All her delight is, as you see,
Here for to sport and here to be,
Delighting in this silver stream
Only to bath herself therein,
Until Acteon her espy'd,
Then to the thicket she her hyed. 24

And there by magick art she wrought,
Which in her heart she first had thought,
By secret speed away to flee,
Whilst he a hart was turn'd to be;
Thus whilst he view'd Diana's train,
His life he lost her love to gain. 30

Another of the same.

Come, Lord, let's walk on Sion Hill
There to remain for ever still;
Where prophets, postles, and just folk
With martyrs on a row do walk,
The angels sweetly caroling,
This to my soul content will bring. 6

In God's house manie mansions are,
Which Christ is gone for to prepare
For his elect and own dear friends,
Where joy remains and never ends;
God's Saints shal thither all repair,
Because the Lamb of God reigns there. 12

We shal behold the Lord amain
Come through the clouds with angels' train,
And in the twinkling of an eye,
We shal ascend up through the skie,
Where we shal sit us down, and sing
Sweet psalms of praise to Iehovah-King. 24

Finis.

Z. 1: *in*] *by* Ch(almer) R(amsay); *into the springe* Y(oull) R(oxburghe) b(allads). Z. 2: *shall*] *may* Y Ch R; *will* Rb. Z. 4: *the*] *and* Ch R; *in*] *on* Rb. Z. 5: *their musick sweetely* Rb. Z. 6: *this*] *these* Y, *that* Rb.

— V. 2 F Y Rb = V. 3 Ch R. Z. 7: *in yonder vale* Rb; *are sweete flowers* Y Rb; *are finest flowers* Ch R. Z. 8: *with* [*and* Y] *many plesant shadie b.* Y Rb Ch R. Z. 9: *perling brooke* Y Rb Ch R; *with silver* Rb. Z. 10: *all beautified with* Rb; *beautified by* Y. Z. 11: *which stealing thr. the f. for feare* Y; *which steal out thr. the t. for feare* Ch R; *I stood behind a tree for fear* Rb. Z. 12: *to see Diana bathe* Rb. — V. 3 F Y Rb = V. 2 Ch R. Z. 13: *see wher the* [*this* Y] *nymphe* Y Rb Ch R. Z. 14: *o'er the parke again* [*amaine* Rb] Y Rb; *comes skipping through* Ch R. Z. 15: *here will she stay* Y; *she means to stay* Ch R; *yn yonder grove there will they stay* Rb. Z. 16: *Barley-breaks* Ch R. Z. 17: *we may sitt* Y Ch R; *we will sitt* Rb.

The XV. song.

How should my feeble body fare.

A lover's complaint von Alexander Scott (ed. Cranstoun Sc. T. S. 36, S. 46), wo es nach dem Bannatyne-Ms. Nr. 247 (ed. Hunt. club S. 707) abgedruckt ist. — Eine zweite Fassung findet sich im Panmure-Ms. (abgedruckt Cranstoun App. B). — Die Abweichungen unserer dritten Fassung sind bei Cranstoun angegeben, der auch die Melodie nach Laing's Scott-Ausgabe 1821 mit abdruckt.

The XVI. song.

No wonder is suppose my weeping eyes
Be blinded with the rainy cloud of wo,
And with the sword of sharp adversities
My doolful heart thus pierced been in two.
Alace, sweet heart! all comfort is ago!
Despair is Lord, Good Hope is in exile!
That e'r I lov'd, alace! this sory while! 7

As with the wind oppressed is the corn,
The stone thirled with rainy drops great,
And with the worm the scarlet rent and shorn,
So is my heart overthral'd and overset.
My salt-tears are mingled with bloody sweat,
Pale is my face, and faded is my hew;
Of love's lair, alace! that ever I knew. 14

I seak remead unto my deadly wound
As fire in yce and heat in marble-stone;
I find a quadrant in a figure round,
A deaf sophist, a problem to expone;
I seek the truth in heart where there is none:
As who would fish upon the mountains hie,
Or go to gather berries in the sea. 21

New is my care through old occasion,
Old is my wound, my pains are very sore;
The more I seek for consolation,
My heaviness increaseth more and more.
I love, alace! and all my love is lore,
More woo I wish dread never man on eard.
Such is my chance, such is my hapless weard. 28

I have enough and more for to complean,
Of every care that may my dool distress

How may my tongue or hand express the pain,
Because the truth unable is to guess?
I love, alace! not with those cares express
My deadly ghost, but rather with the dart
Bereave my life, as thou hast done my heart. 35

Z. 18: *expone*] *expound* F. Z. 22: *new*] *now* F.

The XVII. song.

Das außerordentlich beliebt und weit verbreitet gewesene Lied ist uns in mehreren Fassungen überliefert. Die erste Fassung, die ursprüngliche, die der Zeit vor der Blüte der Vokalmusik in England entstammt und abweichend von den übrigen beginnt:

What yf a daye, or nyghte, or howre
Crowne my desyres wythe every delyghte

findet sich in Ryman, *Collection of songs of the 15th century* (Cambridge Public Library); Sanderson, *Diary* (Brit. Mus., Lansdowne-Ms. 241, fol. 49); Dowland, *Musical collection* (Public Library Cambridge); Univ. Libr. Cambr. Lute-Mss. Dd IV 23. Die zweite ist die der englischen Liederbücher der Shakespeare-Zeit, die aber meist nur die erste und zweite Strophe enthalten: Philip Rosseter, *Ayres* 1601. — Richard Alison, *Howre's recreation in musicke,* 1606 (in eigener Vertonung). — Robinsons *Citharen lessons* 1609. — Alexander Gill, *Logonomia anglica* 1619 Str. 1 mit Melodie. — Giles Earles *Songbook,* 1626, Add.-Ms. 24 665. — Skene-Ms. (ed. Dauney Nr. 70) nur die Melodie. — Add.-Mss. 33 933, 6704. Übersetzungen: Starter, *Friesche Lusthof,* 1634. — D. R. Camphuysen, *Stichelycke rymen,* 1646, mit der Überschrift: *Essex' lamentation or What if a day.* — Der Text der beiden Strophen in dieser Fassung abgedruckt bei Bullen, *Works of Thomas Campion,* 1889, S. 398. — Eine weitere Fassung, vielleicht die erste im Druck, steht am Schluß von *Ane verie excellent and delectabill treatise intitulit Philotus. Quharin we may persave the greit inconveniences that fallis out in the mariage betwene age and youth.* Edinburgh 1603 (Samuel Daniels *Tragedy of Philotus*). — Unserer Fassung folgt Chappell in seiner modernisierten Form, *Popular music* I 310. — Eine völlig selbständige Fassung ist die der Balladensammlungen, in denen das Lied sehr häufig ist: dreimal in der Roxburghe-Sammlung (I 116, II 182, III 908), zweimal in der Pepys- (I 52, II 18) und je einmal in der Rawlinson- und Douce-Sammlung. Sie enthalten einen zweiten Teil und tragen die Überschrift: *A friends advice: in an excellent ditty concerning the variable changes in this life. To a pleasant new tune.* [Abgedruckt *Roxburghe ballads* I 348; Bullen, *Works of Thos. Campion,* hiernach Vers 3—5.] — Hierher stellt sich auch die Version im *Golden garland of princely delights,* 3. Ausg. 1620, mit dem Titel: *The inconstancy of the world.*

What if a day, or a month, or a year
Crown thy delights with a thousand wisht contentings;
May not the change of a night or an hour
Cross thy delights with as many sad tormentings.
Fortune, honor, beauty, youth
Are but blossoms dying;
Wanton pleasures, doting love

Of in een dagh, in een maend, in een jaer
't Gheluk u bekroon met vael duysend vrolijckheden
't verandere kan, van een uyr of een paer
Kruyssen u vreughd weer met soo veel bitterheden.
Rijkdom, hoogheyd, schoonheyd, jeughd

Are but shadows flying.	Zijn maer ydle shynen;
All our joys are but toyes,	Wulpsche liefde, dartle vreughd
Idle thoughts deceiving;	Sal als roock verdwynen.
None hath power of an hour	's Werelds roem, als een bloem,
In our lives bereaving. 12	Moet in't end verkaeren.
	Al haer kracht, kan geen naht
	't leven ous vermeeren.
	[Starter, *Fries. Lusthof.*[1]]

Th'earth is but a point of the world, and a man
Is but a point of the earths compared centure;
Shal then the point of a point be so vain
As to triumph in a silly points adventure?
All is hazard that we have,
Here is nothing byding;
Days of pleasure are as streams
Through fair meadows glyding.
Well or wo, time doth go,
Time hath no returning;
Secret fates guides our states
Both in mirth and mourning. 24

What if a smile, or a beck, or a look
Feed thy fond thoughts with many vain conceivings,
May not that smile, or that beck, or that look
Tell thee as well they are all but false deceivings?
Why should beauty be so proud
In things of no surmounting?

---

[1] Die beiden übrigen Strophen in Starters *Friesischen Lusthof* sind unabhängig von der englischen Vorlage; sie spielen aufs religiöse Gebiet hinüber wie der zweite Teil der Balladenfassung:

Dorpere menschen dus haeckt na de deughd
Die saligh maeckt: want ghy sult te veel verliesen,
Soo ghy de aerdsche verganckelijcke vreughd
Will voor de eenwighe hemelsche vreughde kiesen.
Door en beeckjen aerdsch geneughd,
Vloeyd een zee van sorgen,
En bloeyd heden onse jeughd,
Die verdort wel morgen.
Hierom d'aerd, wgrld verklaerd,
Een herbergh te wesen,
Daermen flijt, synen tijt
Beyd in sorgh en vreesen.

Ach! droeve tyden, veel blinder als blint,
Die dus de rijkdommen boven de deughden verheffen,
Keert doch by tijds, ach ick bid u versint,
Hoe de verledene tyden d'onse overtreffen.
Doen en had niemant te veel: en nochtans
Had elck syn ghenoegen.
Nu is de werelt soo verkeert, dat wy t'hans
Slechts naer rijckdom ploegen.
Deught en eer wort nan meer
Hedensdaeghs ghepresen;
Is men rijck, 't geld ghelijck,
Men moet deughtsaem wesen.

All her wealth is but a shrewd,
Nothing of accounting.
Then in this, ther's no bliss,
Which is vain and idle,
Beauties flowrs have their hours,
Time doth hold the bridle. 36

What if the world with a lure of its wealth
Raise thy degree to great place of hie advancing,
May not the world, by a check of that wealth,
Bring thee again to as low despised changing?
While the sun of wealth doth shine,
Thou shalt have friends plentie;
But come want, they repine,
Not one abides of twentie.
Wealth and friends hold and ends
As thy fortunes rise and fall;
Up and down, smile and frown,
Certain ist no state of all. 48

What if a grip, or a strain, or a fit
Pinch thee with pain of the feeling pangs of sickness,
May not that grip, or that strain, or that fit
Show thee the form of thine own true perfect lickness?
Health is but a glance of joy,
Subject to all changes;
Mirth is but a silly toy,
Which mishap estranges.
Tell me than, silly man,
Why art thou so weak of wit,
As to be in jeopardie,
When thou mayst in quiet sit? 60

Finis.

Verglichen mit Sanderson nach Abdruck in *Roxburghe ballads*, mit Fassung der *Songbooks* und mit Philotus nach Bullen, Earles nach Wooldridge, Balladenfassung nach *Roxburghe ballads*.

Z. 1: *what if a day or a night or an ower* S(anderson). Z. 2: *delights* F S(ong)b(ooks); *desires* B(allade); *desire* Ph(ilotus); *wisht* F Ph B; *sweet* Sb; *night* S. Z. 3: *cannot the chaunge* S; *the chance* B Ph E(arles); *a chance* Sb. Z. 4: *delights* F Ph B S; *desires* Sb; *cross thee againe* E; *with a thowsand s. t.* S Ph. Z. 5: *fortunes in their fairest birth* B. Z. 7: *pleasure* Sb S; *doting mirth* B. Z. 8: *thoughts dreaminge* S. Z. 11: *none have* E. Z. 12: *in our lives b.* Sb B Ph; *in their lives b.* S E. V. 2 entspricht V. 5 B. Z. 13: *Earth is but* S Sb Ph; *to the world* S Sb. Z. 14: *to the world's* S Sb E. Z. 15: *a point of a point* S Sb E. Z. 16: *as to delight in* Ph. Z. 13—16:

then, if all this have declar'd thine amisse,
take it from me as a gentle friendly warning;
if thou refuse, and good counsell abuse,
thou maist hereafter dearly buy thy learning. B.

Z. 18: *there is* S Sb E. Z. 19: *like streams* S Sb B E; *but streams* Ph. Z. 21—24 = Z. 9—12 E. Z. 21: *well and wo* Sb. Z. 22: *in time no retorninge* S; *in time is no r.* Ph; *there is no r.* B; *time is never turning* Sb. Z. 23: *guyde* S Sb Ph B. V. 3 = V. 2 B; fehlt S Sb Ph. Z. 26: *many a sweet* B. Z. 28: *are but vain deceiving* B. Z. 32: *of a rich accounting* B.

Z. 33: *repose no blisse* B. Z. 34: *is so vain* B. V. 4 = V. 3 B. Z. 37: *with allures of her wealth* B. Z. 40: *put the again to a low* B. Z. 41: *whilst* B. Z. 45: *wealth with friends* B. Z. 46: *as your fortunes* B. V. 5 = V. 4 B. Z. 49: *grief* B. Z. 51: *doth not that* B. Z. 52: *thy own* B. Z. 53: *a glimpse of joy* B. — Add.-Ms. 6704 hat noch eine besondere Strophe: *Goe sillie note* (vgl. Wooldridge S. 101), die Balladenfassung einen zweiten religiösen Teil.

The XVIII. song.

Like as the dumb solsequium with care ov'rcome.

Montgomery, *The Solsequium*[1] in *Works* ed. Cranstoun Sc. T. S. 1885/86, S. 148.

The XIX. song.

Gordons *Lutebook*[2]. — Herd 1776, I 137. — Ramsay, *Tea table miscellany*, II 214.

The gowans are gay, my jo,
the gowans are gay!
They make me wake when I should sleep
the first morning of May.

About the fields as I did pass,
the gowans are gay!
I chanc'd to meet a proper lass,
the first morning of May. 8

Right busie was that bony maid,
the gowans are gay!
And I thereafter to her said
the first morning of May:

O ladie fair, what do you here?
the gowans are gay! —
Gathring the dew, what needs you spear
the first morning of May? 16

The dew, quoth I, what can that mean?
the gowans are gay!
She said: To wash my ladie clean
the first morning of May!

I asked farther at her sine,
the gowans are gay!
To my will if she would incline,
the first morning of May! 24

She said her errand was not there,
the gowans are gay!
Her maidenhead on me to ware,
the first morning of May.

Thus left I her, and past my way,
the gowans are gay!
Into a garden me to play
the first morning of May. 32

Where there were birds singing full sweet;
the gowans are gay!
Unto me comfort was full meet
the first morning of May.

And thereabout I past my time,
the gowans are gay!
While that it was the hour of prime
the first morning of May. 40

---

[1] Eine direkte Nachahmung dieses Gedichtes von Montgomery ist Sonnet X von Patrick Hannay, *Songs and sonnets* 1622 (ed. G. Saintsbury, *Caroline poets* I 717). Die einleitende Strophe ist nur eine gekürzte Fassung von der Montgomerys. Auch in Sonnet XIV, *The loving lizard*, liegt eine Anlehnung an Montgomery, *Misc. poems* 39 (bes. Z. 7—10) vor.

[2] Buchan, *Ancient ballads of the North* I 22, enthält eine Ballade anderen Inhalts mit denselben beiden durchgehenden Versen: *The gowans are gay* und *the first morning of May*.

And then returned home again,
the gowans are gay!
Pausing what maiden that had been,
the first morning of May! 44

Finis.

Z. 1: *the*] *there gowans* durchgehend H(erd) R(amsay); *jo*] *joy* H. Z. 3: *make*] *gar* H R. Z. 11: *I halst* (*hasst* R) *her, syne to her I said* H R. Z. 13: *ladie*] *mistress* H. Z. 15: *neid ye* H R. Z. 19: *she said*] *quoth she* H R; *ladie*] *mistress* H R. Z. 23: *gif to my* H R. Z. 26: *the*] *where* H R. Für V. VIII zwei andere H R:

Then like an arrow frae a bow,
there gowans are gay!
She skift away out o'er the know
the first morning of May!

And left me in the garth my lane,
there gowans are gay,
And in my heart a twang of pain
the first morning of May.

Z. 33: *the little birdes they sang full sweet* H R. Z. 35: *me*] *my* H R. Z. 39: *untill it was* ... H R. Z. 41: *hame bedeen* H R. Z. 43: *pausand* H R.

The XX. song.

Sleep, wayward thoughts.[1]

Dowland, *First book of songs* 1597, Nr. 13. — Panmure-Ms. — Gordons *Lutebook.* — *Golden garland of princely delights* 3, ed. 1620. — Thos. Oliphant, *Musa madrigalesca* S. 154. — Chappel, *Musical Antiquarian Society* 1844, mit Partiturabdruck, und Arber, *English garner* IIII 42, nach Dowland, mit nur ganz unwesentlichen Abweichungen.

The XXI. song.

When Father Adam first did flee
From presence of the Lord his face,
His cloaths was short, scarce coverd his knee;
The great God cry'd, and held him in chace:
Stay, Adam; stay, Adam, saith the Lord; 5
Where art thou, Adam? turn thee and stay! —
I was afraid to hear thy word,
And naked thus to come in thy way. —
Who has reveal'd to thee
That naked thou should'st be? 10
Or hast thou eaten of the tree
Which I commanded thee
That touch'd it should not be?
Therefore beginneth thy miserie,
O Adam, poor Adam, I pity thee! 15

The woman which thou gave to me
To be my helper, as I thought,
Did eat, and also counsel'd me,
Which now, alace! is dearly bought.
The serpent false hath me beguil'd, 20
That rebel to thy Majesty,
For to have us and ours exyl'd
With his rebellious company. —

---

[1] In *Eastward hoe,* dem gemeinsamen Stück von Johnson, Chapman, Marston, findet sich eine Anspielung auf dies Lied. Vgl. Bolle, *Die gedruckten engl. Liederbücher bis 1600,* S. 266.

That is no excuse
To leave the Lord, and use 25
The counsel of thine enemie,
Blest freedom to refuse,
Soul and body to abuse.
Pity, o Adam, I pity thee!
O Adam, poor Adam, I pity thee. 30

Yet for thy fault thou punisht shalt be,
And in place of pleasure and ease
Nothing but labor shal be to thee,
Thy meat win with sweat and disease!
And thou, o Eve, instead of mirth 35
And pleasant paradice preclair
In grievous pains shal be thy birth,
With many a sigh and groan full fair.
Yet from thine enemie
And Satans crueltie 40
I will surely, ay, set thee free;
If thou wilt turn to me,
Obey, and thankful be,
Surely thou shalt be dear to me.
O Adam, poor Adam, dear shalt thou be. 45

But thou, the serpent, that did go
So sliely up upon the field,
Shal on thy belly creep also;
The dust shal be thy meat and bield.
Cursed shalt thou be for ever, 50
Enemy to the woman's seed;
He shal prevail, but thou shalt never;
For he shal bruise thee on the head,
And shal restore again
From death and endless pain, 55
My servant David to be with me,
Where he shall ay remain
With me, his Soverain,
In joy and bless eternally.
O Adam, o Adam, thus shal it be! 60

Away went Satan most discontent,
Christ being promised for to ring,
And metamorphos'd his intent
Trough power of his mightie king.
Our freedom, Lord, we have from thee, 65
That bowels of mercie powred out
Upon thy whole posterity
Of thy free grace withouten doubt.
Therefore we all humbly
Intreat thy majestie 70
That we may ever thankful be,
And for our sins contrite,
Praying to thee most sweet:
O Jesus, dear Jesus, have pity on me!
O Adam, dear Adam, I pity thee. 75

Finis.

Z. 7: *word*] *voice* F. Z. 13: *that*] *it* F. Z. 41: *set*] *seet* F. Z. 62: *reign* F.

The XXII. song.

Gordons *Lutebook* 1627.

My bailfull breast in blood all bruist
And all my corps, alace! in pain,
That force nor strength have I no maughts
To use themselves as they were mine;
My body doth but dayly dwine
In deadly wo, without offence;
My heart it hath no medicine,
Since I must pass from her presence. 8

Uncertain of the time and place,
When that we two should meet again,
No force of all, yet gave her grace
Would once relieve me of my pain.
Alace! fair words are but a train,
And serves thy body but a space;
Without good hope, time's spent in vain.
I say no more, but oft: helas! 16

Alas! that ever I saw her face,
Or had it in rememberance!
Alas! that ever I knew the place,
Where first we made our acquaintance!
Wo worth the love of ignorance,
To love where no love can abide!
Wo worth the framed ignorance,
Since dol'rous death must be my guide! 24

Albeit as yet I suffer smart,
Not all in vain my time is spent;
For she that hath my faithful heart,
Would heart out of my bowels rent,
And alter many wits content,
Who lists to look on her a space.
Was never beautie more excellent,
But may be seen into her face. 32

And yet suppose my heart were free
At liberty, but any pain,
It were impossible to me,
But it would soon return again
To her with whom it did remain,
Above all earthly wight alive.
Sweet heart, relieve me of my pain,
Relieve me, or I end my life. 40

Finis.

Z. 25: *smart*] *pain* F.

The XXIII. song.

Arber, *English garner* IV 46. — Oliphant, *Musa madrigalesca,* S. 165. — Dowland, *First book of songes or ayres* 1597, Nr. 19. — Bullen, *More lyrics,* S. 9. — Alle diese Abdrucke nach Dowland sind fälschlich in vier ungleichen Strophen wiedergegeben; durch Umstellung von Z. 4—6 und 7—10 ist die Reimanordnung gestört.

Awake, sweet love, thou art return'd:
My heart which long in absence mourn'd

Lives now in perfect joy.
Let love which never absent dyes
Now live for ever in her eyes,
Where come my first annoy.
Only herself has seemed fair, 7
She only I could love,
She only drew me to despair,
When she unkind did prove.
Dispair did make me wish to die,
That I my noys might end;
She only which did make me flee
My state may now amend. 14

If she esteem thee now ought worth,
She will not grieve thy love henceforth
Which so dispair hath prov'd.
Dispair has proved now in me
That love will not unconstant be,
Though long in vain I lov'd.
If she at last reward my love, 21
And all my harmes repair,
Thy happiness will sweeter prove,
Rais'd up from deep dispair.
And if that now thou welcome be,
When thou with her do'st meet,
She all this while but play'd with thee
To make thy joyes more sweet. 28

Finis.

Eine handschriftliche Notiz in unserem Exemplar schreibt das Lied Montgomery zu; vgl. Einleitung. Z. 12: *noys*] *joys* F. Z. 17: *proved* E(nglish) g(arner). Z. 20: *loved* Eg. Z. 21 u. 22: *my*] *thy* Eg. Z. 24: *raised* Eg. Z. 26: *do'st*] *doth* Eg.

The XXIV. song.

Montgomery, *Works* ed. Cranstoun Sc. T. S. 1885/6, S. 158. — Unsere Fassung, die von Cranstoun nicht berücksichtigt, weist eine Anzahl wesentlicher Änderungen auf.

Even dead behold I breath;
My breath procures my pain;
Else dolor, after death,
Should slack, when I am slain.
But destinies disdain
So span my throward threed
But mercy to remain
A martyr, quick and dead.
O cruell deadly feed!
O rigor but remorse!
Since there is no remead,
Come, patience, perforce. 12

The fates, my froward fates,
With wicked wierds have wrought
My state, of all estates
Unhappiest to be thought.
Have I offended ought,
Or wrought against their will
But mercy, then they mought
Conclude my corps to kill.
But as they have no skill
Of reason nor regard,
The innocent and ill
Receive a like reward. 24

My heart but rest or rove,
Reuth, reason, or respect,
With fortuns, death, and love
Is keeped under check,
That now there is no neck,
Nor draught to make debate,
But needs must burst and break,
For love must have his mate.
Relief, alace! is late,
Since I am forc'd to flie;
I stand in strange estate,
I love, I dwyn, I die. 36

Yet time shal try my truth,
And painful patient part;
Though love would rage but reuth,
And death with deadly dart
Should stay to cure my smart,
Nor fortunes fickle wheel,

All shal not change my heart
Which is as true as steel:
I am not like an eel
To slip away and slide.
Love, fortune, death, farewell!
Where I am bound, I 'le bide! 48

Finis.

Z. 1: *death* F. Z. 4: *am*] *war* C(ranstoun). Z. 6: *throward*] *fatall* C; *froward* F (vgl. C Nr. XVI, Z. 28: *thrauard thread*). Z. 9: *cruell*] *fatall* C. Z. 13: *troward*] *throuard* C. Z. 14: *have*] *hes* C. Z. 17: *have*] *had* C. Z. 19: *mought*] *might* F. Z. 22: *of gude nor ȝit regard.* Z. 23: *and*] *with.* Z. 24: *ressaves the lyk r.* C. Z. 27: *fortun* C. Z. 31: *but let it brist or brek* C. Z. 32: *his*] *it* C. Z. 34: *quhen I am bund to flie* C. Z. 36: *I dwyn and dou not die.* Z. 41: *suld sey to caus me smart.* Z. 42: *nor*] *on* F. Z. 44: *quhilk* C. Z. 46: *to slippe nor ȝet to slyde* C. Z. 48: *for I am bound to byd.*

The XXV. song.

Lyke as the lark within the marleons foot
With piteous voice doth chirk her yeelding lay,
Even so do I, since is no other boot,
Rendring my song unto your will obey.

Your vertue mounts above my force so hie,
That with your beauties seas'd I am so sure,
That there remains resistance none in me
But patiently your pleasure to endure. 8

And in your will my fancie shal depend,
My life and death consists into your will;
I rather would my life were at an end,
Then in dispair this way continue still.

Wounded I am, with deadly darts dint,
Fetter'd with fetters, dispairing of relief,
Lying in langor, as careful captive tint,
And ye the cause of all my wo and grief. 16

And since there is no pity more in place,
But that your cruelty doth thrist my blood,
I am content to have no other grace,
But let it out, if it may do you good. 20

Finis.

Eine handschriftliche Notiz in unserem Exemplar schreibt dieses Gedicht ebenfalls Montgomery zu. Zugrunde liegt Tottel's Misc. 1557 (Arber 132).

The XXVI. song.

I love great God above,
I'm not opprest with love;
But daily may remove
When liketh me. 4
Be she for my behove,
I list for no reprove.
Ay, when I list to love, I may let be,
And choose another love that will love me. 8

I see lovers anew,
That are both trust and true,
For love changes hide and hew,
And blaikned be; 12
When she lists not to rew,
Why should I more pursue?
Ay, when I list to love, I may let be,
And choose another love that will love me. 16

Since wicked variance
And false dissimulance
And double inconstance
Beareth the gree, 20
Since faithful observance,
Can get no recompence,
Ay, when I list to love, I may let be,
And choose another love that will love me. 24

Since faith cannot be found,
Nor pity can abound,
Why should I run on ground,
And cannot flee? 28
As good love lost is found,
Far better loose then bound!
Ay, when I list to love, I may let be,
And choose another love that will love me. 32

Since I am not her mease,
She is so ill to please,
Love doth her most disease,
That cannot flee. 36
Since as good comes as gaes,
My heart yet shal I raise;
Ay, when I list to love, I may let be,
And choose another love that will love me. 40

Finis.

Die Melodie ist fast dieselbe wie in Nr. IX: *Remember o thou man.* — Z. 29: *is*] *as* F. Z. 37: *gaes*] *goes* F.

The XXVII. song.

Dowland, *Third book of songs or ayres* 1603 (Arber, *English garner* III 621, ohne die Antwort). — Rawl. Ms. poet. 148, fol. 50, Edward Dyer zugeschrieben. — Davison, *Poetical rhapsody*, ed. Bullen II 86. In der ersten Ausgabe der *Poet. rhapsody* Incerto unterzeichnet, in der zweiten: A. W., dem unbekannten Verfasser so vieler Gedichte aus dieser Sammlung, zugeschrieben. — Bullen, *Lyrics of the Elizabethan songbooks* S. 121. — Eine stark abweichende Fassung im Bannatyne-Ms. fol. 211b, aber nicht von Bannatynes Hand (ed. Hunterian club, Appendix IV, S. 1105).[1] Unsere

[1] Unverkennbar ist auch ein Einfluß auf *The bull by nature has his horns* in Davisons *Poet. rhaps.* (ed. Bullen II 83); ebenso in *The fountains smoke, and yet no flames they show* aus Robert Jones' *The muses' garden of delight* 1610 (Bullen, *More lyrics* 106). — Das Lied war ähnlich beliebt und häufig beantwortet wie *Were I a king* von Edward Vere Earl of Oxford, für das wir ebenfalls mehrere Antworten besitzen (vgl. Bolle, *Liederbücher* 83 u. 264).

Antwort findet sich noch in Harl.-Ms. 6910, fol. 153 (Bullen, *Davison's Poetical rhapsody* II 198). Eine abweichende Antwort enthält die erste Ausgabe von Davison's *Rhapsody*, eine dritte die zweite Ausgabe; in der Liste von Francis Davison im Harl.-Ms. 280, fol. 102, die die dem A. W. zugeschriebenen Gedichte enthält (vgl. Bullen, ibid. LXVII) ist noch eine vierte angeführt: *Though lowest trees have tops, the ant her gall.*

The lowest trees have tops, the ant her gall,
The flee her splen, the little spark its heat,
The slender hairs cast shadows, tho but smal;
And bees have stings, although they be not great;
Seas have their course, and so have little springs;
And love is love, in beggers as in kings. 6

Where waters smoothest are, deep are the foords,
The dyal sturs, yet none perceives it move,
The firmest faith is in the fewest words,
The turtles cannot sing, and yet they love;
True hearts have eyes, and ears, no tongue to speak;
They hear, and see, and sigh, and then they break. 12

The answere.

Bushes have tops, but the cedar greater;
A hair casts shadow less then Pharaohs towr;
The spark casts heat, but greater heat the fire;
A bee can sting not like a scorpions power;
Seas have their course, and so have little springs;
So beggars love, but greater love have kings. 18

Rough are deep seas, when smooth run shallow foords;
The ratt makes noise, before the dyal move;
The firmest faith is still confirm'd with words;
And turtles mourn in loosing of their love.
If hearts have eyes and ears, the tongue can speak:
They'l hear, and see, and sigh before they'l break. 24

Finis.

Z. 2: *flee*] *fly*; *its*] *his* G; *sparks their heat* D(avison). Z. 3: *the*] *and* G D. Z. 5: *course*] *source* G D; *little*] *shallow* G D. Z. 6: *as*] *and* G. Z. 7: *waters*] *rivers* D; *are*] *run* G D. Z. 11: *tongues* G D. Z. 13: *the lowest trees have tops, the cedars higher* R(awl.-Ms. 148). Z. 14: *an hair* R; *shadows* R; *Pharaohs*] *Nimrod's* R. Z. 15: *the sparks have heat* R; *heat*] *hath* R. Z. 16: *and bees do sting, unlike the sc. p.* R. Z. 17: *their*] *main* R; *and floods have sp.* R. Z. 18: *so*] *and* R. Z. 19: *run*] *are* R. Z. 20: *ratt*] *Jack* R; *moves* R. Z. 22: *loves* R. Z. 23: *ears and eyes, then tongues to speak* R. Z. 24: *sigh*] *see* R; *they'l*] *they* R.

The XXVIII. song.

Ramsay, *Tea table miscellany* II 208, ohne Vers 1, 3, 4, 6, 8 mit der Überschrift: *Slighted love is sair to bide.* Herd, 1776, I 291: *Slighted love fair to bide*, dieselben Verse wie Ramsay. — Ritson, *Scotish songs*, 1794, nach Forbes.

Where art thou, Hope, that promis'd me relief?
Come, hear my doom pronounced by disdain.
Come, traitor Hope, that all men doth mischief,
Come, here let see, and ease me of my pain!

Alace, sweet Hope, where is thy scope?
Or where shalt thou remain?
Why flees thou me to make me die?
Wilt thou not come again?
Since Hope is gone, and cannot me remead,
In bondage thus I must bide Fortune's fead. 10

I had a heart, and now I heartless go!
I had a mind that dayly was opprest!
I had a friend that's now become my foe!
I had a will, yet can I get no rest!
What have I now? nothing I trow,
But spite where I had joy.
What am I then? a heartless man!
Should love me thus destroy?
I love and serve one whom I do regard,
Yet, for my love disdain is my reward. 20

If promis'd faith and secret love intend
And choose but doubt, I thought I had done well;
If fixed eye and inward heart do bind
A man in love, as now my heart doth feel,
What pain is love, or what may move
A man for to dispair?
Nothing so great as hie despite
Of his sweet lady fair.
Such is my chance, as now I must confess;
I love a love, though she be merciless. 30

What pain can pierce a heart that I do want,
If love be pain that doth anie subdue?
What pain can force a bodie to be faint?
If love be pain, how can I pain eschew?
Since I am fast knit to the mast
This torment to indure,
And have no might, by law nor right,
My lady to procure,
What shal I say, since will gainstands the law?
I have a will, yet will makes me stand aw. 40

Where shal I go to hide my weary face?
Where shal I find a place for my defence?
Where is my love, who is the meetest place
Of all the earth that is my confidence?
She has my heart, till I depart,
Let her do what she list;
I cannot mend, but still depend,
And dayly to insist,
To purchase love, if love my love deserve;
If not for love, let love my body sterve. 50

Come here, ye Gods, and judge my cause aright;
Hear my complaint before ye me condemn;
Take you before my ladie most of might,
Let not the wolf devore the silly lamb.
If she may say, both night or day,
That ev'r I did her wrong,

My mind shal be with cruelty
To ly in prison strong.
Then shal ye save a sakeless man from pain,
Try well my cause, and then remove disdain. 60

O lady fair, whom I do honor most,
Your name and fame within my breast I have;
Let not my love and labor thus be lost,
But still in mind, I pray you to ingraff
That I am true, and shal not rue
A word that I have said;
I am your man, do what ye can,
When all these playes are play'd,
Then save your ship unbroken on the sand,
Since man and goods are all at your command. 70

Then choose to keep or loss that ye have done;
Your friendly friend doth make you this request.
Let friends between us lovers two not come,
Since late detastes caus'd you me to detaste.
Keep hope in store you to deplore,
Conquer your friend indeed;
Remember, ay will come the day,
When friends a friend will need.
You have a friend so friendlie and so true;
Keep well your friend, I say no more: Adue. 80

Finis.

Str. 1 fehlt R(amsay) H(erd). Z. 11: *and*] *but* RH; *go*] *gae* RH. Z. 12: *that*] *but* RH. Z. 13: *fo*] *fae* RH. Z. 14: *I had a will that now has freedom lost* RH. Z. 15: *naething* RH. Z. 16: *spite*] *grief* RH. Z. 17: *should*] *could* RH. Z. 19: *and*] *I*; *do*] *much* RH. Str. 3—4 fehlen RH. Z. 41: *go*] *gang* RH. Z. 43: *where my true love remains, the fittest place* RH. Z. 45: *hath*] *has* H; *is* R. Str. 6 fehlt RH. Z. 64: *thee to ingrave* RH. Z. 66: *ane word* RH. Z. 67: *ye*] *you* RH. Str. 8 fehlt RH.

The XXIX. song.

Wo worth the time and eke the place.

Zwei verschiedene Versionen in dem *Buik of the verie honourable womane Margaret Robertsone* 1630; kopiert von P. Buchan in seiner Hs. II, fol. 258a und 263b—264a (Brit. Mus. Add.-Mss. 29 408 und 29 409, fol. 256a—269b). — Leyden's Ms. of 1639. — Herd 1776, I 309. — Hecht, *Herd's Mss.* Nr. 3. — Unser Text ohne erhebliche Abweichungen.

The XXX. song.

Ramsay, *Tea table misc.* II 212 mit der Überschrift: *The fairest of her days.* — Herd, *Scots songs* I 218. — *Scottish ballads* 1790, IV 46.

Who doth behold my mistris face,
And seeth not good hap hath she,
Who hears her speak, and marks her grace,
Shal think none ever spake but she.
In short for to resound her praise,
She is the fairest of her days. 6

Who knows her wit and not admires,
Shal think himself void of all skill;
Her vertues kindles strong desires
In those who think upon her still.
In short for to resound her praise,
She is the fairest of her days. 12

Her red is like unto the rose,
When from a bud unto the sun
Her comely colors doth disclose,
The first degree of ripeness won.
In short for to resound her praise,
She is the fairest of her days. 18

And with the red is mixt a white
Like to the same of fair moonshine
That doth upon the water light,
And makes the color seem devine.
In short for to resound her praise,
She is the fairest of her days. 24

Finis.

Ähnlich, wenn auch nicht in unmittelbarer Beeinflussung, ist *When I behold my mystris face* aus J. Wilsons *Cheerful airs or ballets,* 1160 (Bullen, *More lyrics* 132). Z. 1: *Whoever beholds my Helens face* R H S(cottish b(allads). Z. 2: *seeth*] *sayth* R H Sb; *that good* ... R H. Z. 3: *marks*] *tents* R H Sb. Z. 4: *nane* R H. Z. 5: *the short way to* ... R H Sb. Z. 8: *he maun be deem'd devoid of skill* R H Sb. Z. 9: *kindle* R H Sb. Z. 10: *in them that think* R H Sb. Z. 16: *whase buds are op'ning to the sun* R H Sb. Z. 17: *doth*] *to* R; *do* Sb H. Z. 22: *the wite* R H Sb. Z. 23: *like to the sun fair moonshine* R H Sb. Z. 24: *that does upon clear waters light* R H Sb.

The XXXI. song.

Though your strangeness frets my heart.

Von Thomas Campion. — Robert Jones, *Musical dream* 1609. — Thomas Campion, *Two books of airs* 1613. — John Stafford Smith, *Musica antiqua: a selection of music from the commencement of the 12th to the beginning of the 18th century.* — John Wilson, *Cheerful ayres or ballads first composed for one single voice, and since set for three voices* 1660, hat es selbständig vertont. Diese Melodie bei Moffat-Kidson, *The minstralsy of England* 1901, S. 50. — Bullen, *Lyrics from Elizab. songbooks* II 134. — Thos. Campion. *Works* (ed. Bullen, S. 79).

The XXXII. song.

Die Melodie findet sich in den Sammlungen von Instrumentalmusik jener Zeit meistens unter dem Titel *Bara Faustus dream* oder *Barrow Foster's dream*, auch *Barbara Foster's dream* (vgl. Chappel, *Popular music* I 240, 775); in den Liedersammlungen dagegen unter unserem Titel: *Come sweet love let sorrow cease*; oder auch unter: *Phoebus is long over the sea.*[1] — Unter dem ersten Titel findet sie sich in *Queen Elizabeth's virginal book* (zweimal), Rossiters *Lessons for consort,* 1609, *Nederlandt'sche gedenck clanck* 1626; unter dem zweiten Titel in *Airs and sonnets* (Ms. Trinity Coll.

[1] *Phebus is long over the sea* ist auch die 3. Zeile der 2. Strophe in der Ballade: *B. F.'s dream.*

Dublin, F. v. 13); Leyden's Ms. 1639; Gordon's *Lutebook*; Skene-Ms. Nr. 112 (in der Ausgabe von Dauney aber nicht mit abgedruckt); und unter dem dritten in den auswärtigen Sammlungen: *Nederlandt'sche gedenck clanck* 1626, *Friesche Lusthof* 1634, und Dr. Camphuysens *Stichelycke rymen* 1647. — Der Text findet sich in *Golden garland of princely delights* (3. Ausgabe 1620) unter dem Titel: *The shepherds joy; to the tune of Bara Faustus dream.* Die Ballade *Bara Faustus dream* (*Roxb. ballads* vol. VIIIa, S. 595) enthält als Str. 5 die erste Strophe unseres Liedes: *Come sweet love.*[1]

Come, sweet love, let sorrow cease,
Banish frowns, leave off distention;
Love's warr makes the sweetest peace,
Hearts uniting by contention.
Sunshine follows after rain;
Sorrows ceasing this is pleasing,
All proves fair again;
After sorrow cometh joy.
Trust me, prove me, try me, love me,
This will cure annoy. 10

Winter hides his frostie face,
Blushing ever to be more moved,
Spring returns with pleasant grace;
Flora's treasures are renewed.
Lambs rejoice to see the spring,
Leapping, skipping, sporting, tripping;
Birds for joy do sing.
Let your springs of joy renew,
Colling, kissing, clapping, blessing,
And give love his due. 20

See this bright shine of thine eyes
Clouded now with dark disdaining;
Shal such stormy tempests rise
To set loves fair day a raining?
Men are glad the sky being clear,
Lightly toying, sporting, joying
With their lovely pier,
But are sad to see the shour
Sadly louring, dropping, pouring,
Turning sweet to sour. 30

[1] In *The Roxb. ballads* (VIIIa, S. 595) wird vermutet, daß alle Strophen, die uns vorliegen, einst zu der Ballade wie Str. 1 gehört hätten. Näher liegt aber die Vermutung, daß erst diese Strophe *Come sweet love* später hineingekommen sei in die Ballade. Der Text bei Forbes gibt deutlich einen Streit wieder wie die Bitten des Liebenden der schmollenden Geliebten gegenüber, das Vergangene vergessen sein zu lassen, was inhaltlich gar nicht zu der Ballade passen würde, dem Traum einer Liebenden, die über das Meer zu dem Geliebten sich geführt wähnt. Auch metrisch hebt sich die Strophe *Come sweet love* in der Ballade heraus. Sie ist die einzige, die in der 7. Zeile der Melodie entsprechend einen dreihebigen Vers enthält, wo die anderen einen vierhebigen enthalten. Da Z. 5—7 und 8—10 durch Wiederholung zu derselben Melodie gesungen werden, so ist der vierhebige Vers in den Balladenstrophen nur durch schlechte Überlieferung zu erklären, der aber die betreffende Strophe nicht mit unterlag. Eine Verkürzung zu einem dreihebigen Vers läßt sich übrigens in allen Balladenstrophen leicht herstellen.

Then sweet love, disperss this cloud,
Which procures this woful toying
When each creature sings aloud,
Killing hearts with overjoying.
Everie dove doth seek her make;
Jointlie billing, she is willing
Sweets of love to take.
With such warrs let us contend,
Wooing, wedding, doing, bedding,
This our strife shal end. 40

Finis.

Z. 19: *colling, clapping, kissing, blessing* F. Z. 29: *sadly dropping, louring, p.* F. Z. 35: *make*] *mate* F.

The XXXIII. song.

Aus Robert Jones' *Musical dream,* 1609. — Danach Bullen, *Lyrics from Elizabethan songbooks* S. 112 [in Str. 1 ist jedoch V. 5—10 fälschlich aus Str. 2 herübergenommen].

Sweet Kate, of late,
Ran away and left me plaining.
Abide, I cry'd,
Or I die with thy disdaining. —
Tee hee hee, quoth she,
Gladely would I see
Any man to die for loving.
Never any yet
Dy'd of such a fit;
Neither have I fear of proving. 10

Unkind, I find
Thy delights are in tormenting.
Abide, I cry'd,
Or I die with thy disdaining.
Tee hee hee, quoth she,
Make no fool of me.
Men, I know, have oaths at pleasure;
But their hopes at end,
They bewray, they fain'd,
And their oaths are kept at leasure. 20

Her words, like swords,
Cut my sory heart asunder.
Her flouts, with doubts,
Keep my heart affections under. —
Tee hee hee, quoth she,
What a fool is he,
Stands in aw of once denying!
Cause I had enough
To become more rough,
So I did — a happy trying. 30

Z. 5—10 = Z. 15—20 B(ullen). Z. 14: *disdaining*] *consenting* B. Z. 17: *will have* F. Z. 18: *at end*] *attained* B. Z. 19: *their fain'd* F. Z. 22: *in sunder* B. Z. 24: *keep*] *kept* B. Z. 30: *o happy* B. Ein Finis steht nicht am Schluß.

The XXXIV. song.

Ms. F., S. 13 (Libr. of Trinity College, Dublin). — Leyden's Ms. 1639 (Adv. libr.). — Blaikie's Ms. — Laing's Ms. — Skene-Ms. Nr. 60. — *Roxb. ballads* I 224 (ed. Chappel II 65). — Text abgedruckt bei Bullen, *More lyrics,* S. 61, nach Forbes verglichen mit Ms. 1639 (Adv. libr. S. 2. 14), aber noch ohne Berücksichtigung der Balladenfassung. — Mit Melodie bei Moffat, *The minstralsy of England* 1901, S. 186.

Joy to the person of my love,
Although she me disdain!
Fit are my thoghts, and may not move,
But yet I live in vain.
Shal I loose the sight
Of my joy and hearts delight?
Or shal I leave my sute,
Shal I strive to touch? 8
Oh no! it were to much;
She is the forbidden fruit.
Oh wo is me
That ever I did see
The beauty that did me bewitch.
Yet out, alace!
I must forgo the face,
The treasure I esteem'd so much. 16

O, shal I range into some dale,
Or to the mountains mourn,
Sad echoes shal resound my tale;
Or whether shal I turn?
Shal I by her live
That no life to me give,
But deeply wounds my heart?
If I flee away, 24
She will not to me say: stay!
My sorrows to convert.
O no, no, no!
She will not once say so;
But comfortless I must be gone.
Yet though she be
So thrawart unto me,
Ile love her, or I shal love none. 32

O that I might but understand
The reasons of her hate
To him that would be at her command
In love, in life, in state.
Then should I no more
In heart be griev'd so sore,
Nor sad with discontent.
But since that I have lov'd 40
A maid that so hath prov'd
Unworthie, I do repent.
Something unkind
Hath settled in her mind,
That caused her to leave me so.
Sweet, seem to me
But half so kind to be,
Or let me the occasion know. 48

Thousand fortunes fall to her share,
Though she rejected me,
And fill'd my heart full of dispair;
Yet shal I constant be.
For she is the dame
My tongue shal ever name
Fair branch of modestie,
Chaste of heart and mind. 56
O, were she half so kind,
Then would she pity me,
Sweet, turn at last,
Be kind as thou art chaste,
And let me in thy bosom dwel;
So shal we gain
The pleasure of loves pain,
Till then, my dearest love, farewell! 64

Finis.

Z. 2: *although that she doth me d.* R(oxburghe) b(allads). Z. 3: *and cannot remove* Rb. Z. 4: *but*] *and* Hs. E. (1639). Z. 7: *leave*] *cease* Rb. Z. 9: *that were to much* Rb. Z. 10: *the* fehlt Rb. Z. 11: *oh*] *ah* Rb. Z. 15: *that face* fehlt Rb. Z. 16: *much*] *rich* Konj. Bullen. Z. 17—18:

Oh, whither shall my sad heart go,
or whither shall I flie? Rb.

Z. 19: *shall Echo still resound* Hs E. Z. 20: *or else, alacke, I needs must dye* Rb. Z. 22—23: *shal I buy that love no life to me will give* F. Z. 23: *deeply*] *deadly* Rb.. Z. 24 fehlt Hs E. Z. 25: *flee*] *fly* Rb Hs E. Z. 26: *o will she not cry* Rb Hs E. Z. 27: *sorow* Rb; *thy sorrows I'll convert* Hs. Z. 28: *she will not do so* Rb. Z. 30: *altho* Hs. Z. 30—31: *but ere I goe to friend or foe* Rb. Z. 31: *froward* Hs. Z. 32: *shall will* Rb Hs. V. 3 fehlt Rb. Z. 34: *reasons*] *causes* Hs. Z. 35: *that* fehlt F. Z. 39: *sad*] *fed* Hs. Z. 41: *that hath me* Hs. Z. 42: *and worthie* Hs. Z. 45: *leave*] *hate* Konj. Bullen. Z. 46—48: *sweet saint, unto me be but half so kind as let ...* Hs. Z. 49: *a thousand godd f* Rb. Z. 50: *although she hath forsaken me.* Z. 51: *my sad heart* Rb Hs. Z. 52: *yet ever will I* Rb. Z. 54: *that my tongue shall ne'er defame* Hs. Z. 55: *for branch* Rb. Z. 56: *chaste in* Hs Rb. Z. 59—60: *oh turne againe, be kinde as thou art faire* Rb. Z. 62: *so shall I* Rb. Z. 63: *the treasure* Rb. Z. 64: *my dear love* Hs.

(Schluß folgt.)

Berlin-Karlshorst. Wilhelm Bolle.

Herwegh als Übersetzer.

Ungedruckte Briefe von Bodenstedt.

Herweghs Wirken auf dem Gebiete der Wissenschaft, insbesondere der Philologie, kann man nicht im richtigen Lichte beurteilen, ohne auch seine Übersetzungen in Betracht zu ziehen. Zu den bekanntesten gehören die Übertragung Lamartines, ein Jugendwerk, und die der Shakespeareschen Dramen, eine Arbeit. die hingegen in der Lebensreife vollführt wurde. Hier und da erscheinen außerdem vereinzelt zwischen diesen beiden größeren Gruppen kürzere Übersetzungen aus dem Französischen, Russischen, Italienischen und Englischen.

I.

Von früh auf ist Herwegh von der französischen Bildung tief beeinflußt worden. Als Student in Tübingen übersendet er schon Lewald, dem Herausgeber der *Europa*, nicht nur eigene poetische Versuche, sondern auch Übersetzungen, die ins *Album* aufgenommen wurden. Welche die letzteren waren, läßt sich nur schwer bestimmen, denn sie erschienen anonym. Möglich ist es, obwohl nicht sicher, daß z. B. die Übersetzung der *Jeune Captive* von André Chénier aus dem Jahre 1836, die mit der Unterschrift H. bezeichnet wird, von ihm herstammt. Beweise sprechen dafür: der Anfangsbuchstabe selbst; die Wahl des Gedichts, die nämlich Kenntnis von Chénier und große Bewunderung für ihn voraussetzt; vielleicht sogar einige Wendungen; bemerkenswert ist die Änderung 'Nachtigall' für 'Philomele', wie in den Lamartineschen Übersetzungen; der Ausdruck 'der Morgenfeuer Röte', wie überhaupt die ganze Stimmung, erinnert an die Elegie 'Ich möchte hingehn'; die Reime, wie in manchen Jugendgedichten (lächeln : fächeln, wie in der Übersetzung 'Die Unsterblichkeit', im 'Liebeslied'). Dagegen findet sich 'itzt' für 'jetzt' nur selten bei Herwegh; einmal doch in der Übersetzung 'Der Golf von Bajä' und 'Die Geburt des Herzogs von Bordeaux'.

Eine gleichzeitige Übersetzung aus dem Französischen — ob damals gedruckt, wissen wir nicht und bleibe dahingestellt — ist die folgende, der das 22. Gedicht der *Feuilles d'Automne* von Victor Hugo als Vorlage diente (wir geben sie hier zum erstenmal nach einer Handschrift von Frau Herwegh):

Enfant, si j'étais roi, je donnerais l'empire,
Et mon char, et mon sceptre, et mon peuple à genoux,
Et ma couronne d'or, et mes bains de porphyre,
Et mes flottes, à qui la mer ne peut suffire,
Pour un regard de vous!

Si j'étais Dieu, la terre et l'air avec les ondes,
Les anges, les démons courbés devant ma loi,
Et le profond chaos aux entrailles fécondes,
L'éternité, l'espace, et les cieux et les mondes,
Pour un baiser de toi!

Mein Kind, wär' ich ein König,
Mein ganzes Königreich,
All meine Ross' und Wagen
Mit Sattel und mit Zeug;

Und meine goldne Krone,
Mein Zepter auch dazu,
Die schönen Marmorbäder
Bekämest alle du.

Und hätt' ich mehr Nationen,
Als Stern' am Himmel ziehn,
Ich legete sie alle
Zu deinen Füßen hin.

Ich gäb' die tausend Flotten,
Die zugehörten mir,
Und denen das Meer zu enge,
Um einen Blick von dir!

Und wär' ich Gott, die Erde
Und Luft, mitsamt dem Meer,
Die Teufel und die Engel,
Mein ganzes Himmelsheer,

Und wo in einem Weltall
Ein Stückchen grünes Land,
Zeit, Raum und Ewigkeiten
Gäb' ich in deine Hand.

Ich gäbe alle Welten,
Die untertänig mir,
Ich gäbe alle Himmel
Um einen Kuß von dir!

Herweghs Übersetzung ist ungleich länger als das Original: 16 Verse sind ihm nötig, um die fünfzeilige erste Strophe, 12 um die zweite wiederzugeben. Die Übersetzung der 'Jungen Gefangenen' ist, damit verglichen, viel genauer und gedrängter. Es kommt daher, daß er hier den Rhythmus des ursprünglichen Gedichts nicht beibehielt, was eine Vermehrung der Zahl der Reime sowie eine Zerstückelung des Zusammenhangs zur Folge hatte. Diese Schwierigkeiten überwand aber der Übersetzer mit Leichtigkeit, indem er sein Gedicht viel fließender und weniger eintönig als das französische Original machte. 'Denen das Meer zu enge' ist bei ihm viel schöner, weil plastischer, als *à qui la mer ne peut suffire.* Das gleiche gilt von der Wendung 'Mein ganzes Himmelsheer' statt des abstrakten *courbés devant ma loi.* Wie menschlich gefühlt und künstlerisch ersetzt das Herweghsche 'Und wo in einem Weltall ein Stückchen grünes Land' *le profond chaos aux entrailles fécondes,* das zugleich dunkel und abgeschmackt ist!

Im Jahre 1839 wurde Herwegh vom Verleger Rieger in Stuttgart mit der Übertragung der Lamartineschen Werke beauftragt; jeder Band sollte, wie er in den *Kritischen Aufsätzen* meldet, in einem Monat fertig sein. Indem Herwegh dem Übereinkommen treu blieb, beschäftigte er sich damit fast ein Halbjahr lang. denn es waren im ganzen fünf Bände, die er vor seiner Flucht aus Stuttgart lieferte. Sie enthalten: I. (492 S.) Die Bestimmung der Poesie, Erste poetische Betrachtungen, Neue poetische Be-

trachtungen, Vermischte Gedichte, Rede bei der Aufnahme in die französische Akademie von Lamartine, Erwiderung des Barons Cuvier; II. (580 S.), III. (488 S.), IV. (604 S.) Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Naturgemälde während einer Reise in den Orient in den Jahren 1832 und 1833; V. (419 S.) Jocelyn.

Es kann hier nicht die Absicht sein, diese Übersetzungen bis ins einzelne zu prüfen. Im allgemeinen vertreten diese Dichtungen (abgesehen von der Prosa des *Voyage en Orient*) ein folgenreiches Stadium in der literarischen Entwicklung Georg Herweghs; denn sie bedeuten für ihn, wie ich schon in meinem Buche *Le Poète Georges Herwegh* bemerkt habe, so viel als Erschöpfung der romantischen Motive, Abkehr von der Poesie des Jenseits, die in diesen Übersetzungen bis zum Überdruß herrscht. Ein positiver Gewinn zeigt sich aber auch in dem Vertrautwerden mit Lamartines Bildersprache, der sich Herwegh später wiederholt in seinen eigenen Gedichten annähert. Betrachtet man die Sprache und den Rhythmus dieser Übersetzungen selbst, so erstaunt man darüber, wie häufig der Ton vereinfacht wird und wie frei die Verse behandelt werden. Herweghs Urteil ist bekannt: er meinte, 'er hätte Lamartine treu, aber keineswegs schön übersetzt; der unendliche Wohlklang seiner Verse ginge durchaus verloren.' Wir müssen den Dichter vor seiner eigenen Bescheidenheit in Schutz nehmen. Der Tadel ist, obgleich nicht unwahr, doch nur zum Teil richtig. Muncker bemerkt mit Recht, daß die beschreibenden oder ruhig erzählenden Partien weniger unter dem Mangel an Melodie leiden als die rein lyrischen Stellen. Der 'Tod des Sokrates' sowie der ganze 'Jocelyn' liest sich in der Tat sehr angenehm. Aber auch unter den lyrischen 'Méditations' sind einige, die nicht so ganz übel klingen. Wenn man bedenkt, in welcher kurzen Frist Herwegh das Ganze leistete, so bewundert man noch mehr das Talent des jungen Übersetzers und sein sicheres Verständnis der französischen Sprache.

Auf klare Irrtümer stoßen wir selten; wo solche vorkommen, bedeuten doch die meisten nicht viel mehr als in ähnlichen Fällen Druckfehler aus Versehen: er schreibt z. B. 'Schöne' (*La semaine sainte*), indem er 'Junge' meint — 'von dem Kreuz der Monumente' (*La liberté ou une nuit à Rome*), indem er im Französischen liest: *Du creux des monuments.* Herwegh hatte keine Zeit übrig, diese Mißgriffe zu gewahren, geschweige denn zu berichtigen. Einmal wird *la harpe d'or* (*Stances*) zur 'goldenen Lampe', *la voile* (*La solitude*) zum 'Schleier' — was schon schlimmer ist, *l'aquilon* (*La sagesse*) zum 'Adler' — die lateinische Etymologie täuschte ihn hier. Ich wiederhole es aber, diese Verstöße gegen den Sinn sind vereinzelt und oberflächlich. Am wenigsten zu entschuldigen ist die Verwechslung *fils* 'Fäden' und *fils*

'Söhne': *Comme à ses fils impurs Arachné suspendue* (*La mort de Socrate*), die er falsch übersetzt: 'Aus der schändlichen Umarmung ihrer unreinen Söhne'. Wenn Herwegh den Text modifiziert, geschieht es öfters aus dem Grunde, weil seine Übersetzung dabei an Klarheit, sogar an Schönheit gewinnt. Gegen einige Sprachsünden, die er in seiner Hast übersehen hat, wie viele Veränderungen, die bewußt vorgenommen, Veränderungen, die als Verbesserungen gelten können! Er fand in Lamartine überhaupt eine Menge Umschreibungen und mythologische Metaphern, die er für seine Pflicht hielt, durch bekanntere, im Lande üblichere Wendungen zu ersetzen. Was sollten in deutschen Dichtungen die veralteten Wörter: *nocher, nautonier, frêle, esquif?* Was *le pampre, le trépas, le souffle glacé des autans*? Warum sollte hier die Beschränktheit und der Schwulst einer dichterischen Sprache knechtisch nachgeahmt werden, die nicht rundweg von *lune, cloche, canon, rossignol* zu sprechen wagte, sondern immer nur dafür *l'astre du mystère, l'airain religieux, les bronzes, Philomèle* heraufbeschwören zu müssen glaubte? Weit volkstümlicher heißt es dann bei Herwegh (man vergleiche damit sein Vorbild):

> Der Schiffer, der vom Strand mit seinem Boote stieß (*Elégie*).
>
> Sieht weithin übers Meer der Schiffersmann schon ragen
> Nicht ferne von dem flutbespülten Strand ein Grab (*Bonaparte*).
>
> Ich könnt' mein schwaches Boot, durch Stürme weit verschlagen (*A Elvire*).
>
> Gleit mit des blassen Monds geheimnisvollem Strahle (*Le vallon*).
>
> Das fromme Glöckchen mit dem Morgenrot ertönet (*La semaine sainte*).
>
> Den süßen Schmerzenslaut sehnsücht'ger Nachtigallen (*Chant d'amour*).

Dies kann nicht bestritten werden — davon ganz abgesehen, daß auch andere Stellen, die er nicht wörtlich treu wiedergab, poetischer, ausdrucksvoller geworden sind als bei Lamartine, wie z. B. die folgenden Bilder: 'der Morgenröte Flügel' statt *le char de l'aurore* (*L'isolement*), 'mein verwaistes Auge' *mon regard solitaire* (*Souvenir*), 'jene Prometheischen Schmerzen' *ce désordre sympathique* (*L'enthousiasme*), 'den Dornenpfad' *ton pénible chemin* (*Invocation*), 'ein krystallen Bett' *un liquide berceau* (*Adieux à la mer*), 'in der Liebe Kanaan' *dans les dédales de l'amour* (*Le passé*) usw.

Ein gerechter Vorwurf trifft freilich diese Übersetzungen: Herwegh verfuhr nicht nur in seiner Arbeit zu schnell, sondern er vergriff sich auch in der Wahl der rechten Versart. Daher die meisten Unvollkommenheiten, deren schlechte Wirkung man doch deshalb nicht zu übertreiben braucht. Er wählte den Alexandriner — und das war der erste Fehler; der zweite — er wollte reimen. Der Vers, der in der deutschen Metrik dem französischen Zwölfsilbler entspricht, ist die fünffüßige Zeile (mit Iamben,

Trochäen und, wenn es not tut, mit Anapästen). Herwegh gewahrte es zu spät: er nahm seine Zuflucht zu den Iamben in einigen *Méditations* ('Samuels Geist erscheint Saul', 'Der Engel'. 'Der Tod des Sokrates', 'Ischia', 'Trost', 'Die Einsamkeit'), sowie auch im ganzen *Jocelyn*; er übersetzte in fünffüßigen trochäischen Versen 'Die Sterne', in achtfüßigen 'Die Freiheit oder eine Nacht in Rom'; er übersetzte 'Sapho' — dies mit noch größerem Recht — in Hexametern und Pentametern. Gerade diese Gedichte in freieren, zum Teil reimlosen Rhythmen zeigen nicht die Nachteile, die in den übrigen auffallen. Zu diesen sind hauptsächlich zu rechnen: Füllwerk und unreine Reime. Es bleibt immer unbegreiflich, wie der junge Dichter in so wenig Zeit mehr als 15000 Verse und beinahe 3000 Seiten mit so viel Glück ins Deutsche übertrug. Versuche, wer es will!

Was Herwegh vermochte, wenn er an keinen fremden Text gebunden war, sondern selbständig dichtete, hat er in den Gedichten dargetan, die er bald darauf, und noch in demselben Jahre, für die *Volkshalle* verfaßte. Es finden sich unter diesen solche wie 'Der Gefangene', 'Das Lied von der Weisheit', 'Das Totenopfer für den Dichter Franz Gaudy', das Sonett 'Ich habe nie mein Elend mir vergoldet', das Frühlingslied 'Alles ringt sich von der Scholle ...'. Aus den kritischen Aufsätzen der *Volkshalle* ersehen wir, wie sich Herwegh stets für die französische Literatur seiner Zeit interessiert: er erwähnt öfters die *Revue de Paris* und die *Revue des Deux Mondes*, von deren Publikationen er regelmäßigen Bericht erstattet; er lobt Béranger als Dichter des Volkes; er bespricht die neue Ausgabe der *Lélia*, die Stiftung einer Schriftstellerassoziation in Frankreich. In seinem Aufsatz über George Sand übersetzt er auch einige Auszüge aus dem Roman *Lélia*. Übersetzungen aus Béranger, wenn etwa zustande gekommen, sind nicht mehr vorhanden.

In den *Gedichten eines Lebendigen* findet sich eine einzige Übersetzung: *Vive le Roi!* nach Hégésippe Moreau (s. das Original im Vergleich mit dem Herweghschen Gedicht in meinem Buche *Le Poète Georges Herwegh*). In den *Neuen Gedichten* steht unter dem Titel 'Armes Frankreich' ein Gedicht, dem Rogeards *Pauvre France* als Muster diente; in welchem Maße, läßt sich schwer feststellen, da Rogeards Gedichte eine Seltenheit im Buchhandel geworden sind.

II.

Aus dem Russischen übersetzte Herwegh wohl verschiedenes zur Zeit, wo er in Genf lebte und mit russischen Emigranten verkehrte. 'Das Russische wird fortwährend stark kultiviert ... Von der Melodie der Puschkinschen Verse bin ich entzückt' —

schrieb er damals an seine Frau. Herwegh übertrug u. a. dieses kurze stimmungsvolle Lied Lermontoffs ins Deutsche:

Ich bin traurig, weil ich dich liebe,
Und ich weiß, der Bosheit Zunge
Wird dein Leben auch, das junge,
Nicht verschonen, so blühend es ist.
Ich bin traurig, weil ich dich liebe.
Jeglichen Tag heiter und rein,
Jeglichen süßen Augenblick,
Ach, mit Tränen und tiefster Pein
Mußt du ihn zahlen dem Geschick!
Ich bin traurig, weil du fröhlich bist.

III.

Es ist schon bekannt, wie Herwegh sich für die Sache der italienischen Einheit betätigte, wie er, mit Orsini, Mazzini, Garibaldi befreundet, den ersten aus seinem Mantuaner Kerker retten half, den zweiten, als er aus der Schweiz verbannt wurde, in den Zeitungen verteidigte, und den dritten mehrmals in seinen Versen, besonders nach der Aspromonteschlacht, wo er schwer verwundet worden war, pries und verherrlichte. Es ist ebenfalls bekannt, daß Herwegh von der neuen italienischen Regierung einen Ruf nach Neapel als Professor erhalten hatte, und nur die Opposition der nachbarlichen Großmächte seine Ernennung scheitern ließ. Vergleichende Literatur sollte, nach dem Abkommen mit De Sanctis, sein Fach sein, und der Dichter wünschte, wie ungedruckte Nachlaßblätter es uns verraten, in seiner Antrittsrede die Einheit aller Kunst und Wissenschaft, die innere Verwandtschaft des Schönen und des Wahren zu zeigen und die dichterische Fähigkeit der verschiedenen Sprachen zu vergleichen. Dann nahm sich Herwegh vor, über Dante und die Nibelungen, über den Faust in Italien, über die Poesie und die Frau, über die Renaissance usw. Vorlesungen zu halten. Einige seiner Gedanken darüber verdienen exzerpiert zu werden:

a) Poesie als Faktor der Geschichte, Stellung zum Volk: sehr verschieden. Frankreich — Zukunft vorzubereiten. Italien, Deutschland — Gegenwart zu trösten, Märtyrer zu bilden.

b) Warum Goethe gerade in Italien so wenig begriffen? Und Klopstock so bewundert?

c) Die Invasion der fremden Literaturen, die einzig erlaubte ...

Die Herweghsche Übersetzung der Garibaldihymne für die schweizerischen und deutschen Freiwilligen, die im Jahre 1860 mit Rüstow an dem italienischen Feldzuge teilnahmen, lautet:

Si schiudon le tombe — si levano i morti,
I martiri nostri — son tutti risorti!
I brandi nel pugno — gli allori alle chiome,
La fiamma ed il nome — d'Italia nel cor!

Corriamo corriamo — su giovani schiere!
Su, al vento su tutte — le nostre bandiere!
Su, tutti col ferro — su tutti col fuoco!
Su, tutti col fuoco — del Italia nel cor!
Va fuori d'Italia — va fuori ch'è l'ora,
Va fuori d'Italia — va fuori, o stranier!

Die Gräber sind offen, die Toten erstanden,
Die Märtyrer alle aus unseren Landen,
Den Kranz in den Locken, das Schwert in der Rechten,
Und flammend im Herzen,
Italien, dich!
Nur vorwärts, nur vorwärts, ihr blühenden Scharen!
Laßt flattern im Winde die Banner, die wahren;
Auf all' mit dem Eisen! Auf all' mit dem Brande,
Im Herzen dem Brande,
Italien, für dich!
Hinaus aus Italien! Hinaus nun zur Stunde!
Hinaus aus Italien! O Fremder, hinaus!

La terra de' fiori — de suoni, dei carmi
Ritorni qual era — la terra dell'armi.
Di cento catene — le avvinser la mano,
Ma ancor di Legnano — sa i ferri brandir.
Bastone tedesco — l'Italia non doma,
Non crescon al giogo — le stirpi di Roma,
Più Italia non vuole — stranieri e tiranni,
Già troppo son gli anni — che dura il servir,
Va fuori . . .

Die Erde der Blumen, der Töne, der Lieder,
Zur Erde der Waffen jetzt werde sie wieder!
Mit hundert von Ketten die Hand war gebunden,
Doch nicht ihr entwunden,
Legnano, dein Schwert.
Der Stock soll, der deutsche, Italien nicht zähmen.
Ins Joch soll kein Sohn sich der Römer bequemen!
Italien will nicht mehr die Fremden, die Dränger,
Will Knecht sein nicht länger
Am eigenen Herd.

Le case d'Italia — son fatte per noi
E là sul Danubio — la casa de' tuoi.
Tu i campi ci guasti — tu il pane c'involi,
I nostri figliuoli — per noi li vogliam.
Son l'Alpi e i due mari — d'Italia i confini,
Con carro di fuoco — romian gli Appennini!
Distratto ogni segno — di antica Barriera,
La nostra bandiera — per tutto innalziam!
Va fuori . . .

Die Häuser Italiens für uns sind erbauet,
Und dort an der Donau das Deine man schauet.
Du stiehlst uns das Brot und das Land uns, das schöne,
Doch unsere Söhne,
Die wollen jetzt wir.
Zwei Meere und die Alpen zur Grenze! Uns tragen

Von Ufer zu Ufer die feurigen Wagen.
Hinweg jedes Zeichen der Trennung, der alten,
Für Italien entfalten
Wir unser Panier.

Sien mute le lingue — sien pronte le braccia,
Soltanto al nemico — volgiamo la faccia.
E tosto oltre i monti — ne andrà lo straniero
Se tutto un pensiero — l'Italia serà!
Non basta il trionfo — di barbere spoglie,
Ai ladri sian chiuse — d'Italia le soglie,
Le genti d'Italia — sien tutte una sola,
Sien tutte una sola — le cento città.
Va fuori . . .

Jetzt nicht mehr gesprochen, die Arme bewehret!
Entgegen dem Feinde die Stirne gekehret!
Bald zwischen uns Beiden die Berge als Schranke,
Wenn nur Ein Gedanke
Italien wird sein.
Nicht Sieg und nicht Beute kann helfen — drum schnelle!
Verschlossen dem Räuber Italiens Schwelle!
Italiens Völker in Eines verschmolzen!
Die Städte, die stolzen,
Die hundert in Eins!

IV.

Zur Geschichte der Shakespeare-Übersetzungen, zu der die in der Frankfurter Zeitung (8., 9. Nov. 1911) veröffentlichten Briefe von Dingelstedt aus den Jahren 1858—1869 den wichtigsten Beitrag bilden, sei hier wieder daran erinnert, daß Herwegh, laut eines förmlichen Kontrakts, die Bearbeitung des 'Coriolan' für die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft übernommen und den Professor Ulrici zu Änderungen und Zusätzen nur in den Noten bevollmächtigt hatte. Das war also von seiten Ulricis eine Rechtsübertretung, als er sich berufen fühlte, nicht nur die Noten, sondern auch den Text zu 'verballhornen' oder, wie Dingelstedt sich ausdrückt, unter die Eier, die er ausbrütete, ein paar faule von seinen eigenen zu tun. Dieses Urteil Dingelstedts bleibt die einzige richtige Würdigung eines willkürlichen Verfahrens, das so weit getrieben wurde, daß die Form des Herweghschen 'Coriolan' in Ulricis Bearbeitung nicht mehr zu erkennen ist. Mehrere Beweisstücke habe ich schon in meinem Buche *Le poète Georges Herwegh,* sowie in dem Aufsatz 'Briefe Dingelstedts an Herwegh' gebracht. Herwegh trat aus der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft aus. Die übrigen Dramen und Lustspiele, die er lieferte, wurden von Bodenstedt herausgegeben.

Die ersten Briefe Bodenstedts an Herwegh datieren vom 18. und 20. April 1866, also vor dem Bruch mit der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Der Brief vom 20. April 1866 lautet:

Mit meinem besten Dank für die schnelle Beantwortung meiner Anfrage beeile ich mich Ihnen zu melden, daß es sich um eine neue Shakespeareübersetzung handelt, bei welcher ich Sie beteiligen möchte. Die Kraft eines Einzelnen reicht zu solchem Unternehmen nicht aus. Als ich nach langem Zögern und reiflichem Bedenken mich vorige Woche entschloß, das Ganze in meine Hand zu nehmen, machte ich's dem Verleger, Hn. Brockhaus, zur ersten Bedingung, die Arbeit zu teilen. Auf seine Frage, wen ich am befähigtsten zur Mitwirkung hielte, nannte ich in erster Linie Sie und Otto Gildemeister. Er war damit einverstanden. An Gildemeister hab' ich noch nicht geschrieben, werd' es aber gleich tun, und bin seiner Zustimmung im voraus gewiß. Das Honorar für jedes Stück ist auf 300 f. festgesetzt, eine, wie ich kaum zu sagen brauche, sehr bescheidene Summe, aber doch das Höchste, was ein deutscher Buchhändler (sie haben sich im Laufe der letzten Jahre fast alle an mich gewendet) bis jetzt geboten hat. Ich habe mich überzeugt, daß es bei den jämmerlichen Zuständen unsers Büchermarkts und bei der erdrückenden Konkurrenz (es werden Shakespeare-Übersetzungen zu 2 Silbergroschen p. Drama verschleudert) dem Verleger kaum möglich ist, mehr zu geben. In unserm Fall kommt noch hinzu, daß jedes Drama mit einer Einleitung und einem Kommentar versehen werden soll, welche besonders honoriert werden und zwar mit 100 f. Es steht jedem Mitarbeiter frei, sich auch dieser Arbeit zu unterziehen, welche ich sonst selbst übernehme ... Meine Absicht bei Herausgabe der neuen Übersetzung ist, dem deutschen Volke zum ersten Male den ganzen Shakespeare in unverkünstelt reiner poetischer Gestalt vorzuführen. Die poetischen Forderungen sollen überall in erster Linie berücksichtigt werden. Es soll ein Werk zu stande kommen, welches ganz auf der Höhe unserer Zeit steht u. nur durch seinen Titel daran erinnern darf, daß es überhaupt eine Übersetzung ist. Hierin weiß ich Sie, als einen Poeten von hoher Begabung und strenger künstlerischer Zucht, von vornherein mit mir einverstanden und ich würde es deshalb als einen großen Gewinn betrachten, wenn Sie sich bei dem Unternehmen beteiligen wollten. Daß die Hildburghäuser Übersetzungen von Jordan und Seeger weit hinter dem zurückgeblieben sind, was heute geleistet werden kann, werden Sie so gut wissen wie ich, wenn Sie überhaupt einen Blick hineingeworfen haben. 'Die Sache will es', drum schlagen Sie ein und melden Sie mir baldmöglichst, welche Stücke Sie am liebsten übersetzen möchten!

Herwegh konnte und durfte damals den Vorschlag nicht annehmen; aber er wandte sich an Bodenstedt, als er den früheren Kontrahenten gegenüber jeder Verpflichtung überhoben war, und dieser antwortete dann (9. Dezember 1867):

Als Ihre freundliche Zuschrift vom 12. Nov. in meine Hände kam, waren die Stücke längst alle vergeben und zwar die letzten an Heyse und Freiligrath. Es bedurfte deshalb einer langen Hin- und Herschreiberei, ehe es mir gelang, vorläufig wenigstens eins für Sie frei zu machen, daher die Verspätung meiner Antwort. Das Stück, welches ich von Ihnen verdeutscht zu sehen wünschte, ist 'König Lear'. Ich habe diese gewaltige Tragödie vor einigen Jahren in einer eigenen Übersetzung herausgegeben, allein mein Berliner Verleger, Decker, erlaubt mir nicht, für die Brockhaus-Ausgabe davon Gebrauch zu machen. Vielleicht aber mag meine Arbeit dazu dienen, Ihnen die Ihrige etwas zu erleichtern. Haben Sie nun die Güte, mir bald zu schreiben, ob Sie Lust haben, den 'Lear' zu übernehmen und mir ungefähr die Zeit anzugeben, wann Sie damit fertig sein können. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich Ihnen im vorigen Jahre schon die Bedingungen

mitgeteilt habe, und bitte Sie daher, mir das gütigst in Ihrer Antwort sagen zu wollen.

Die folgenden Briefe sind zum größten Teil rein geschäftlich: die Briefe vom 4. Februar 1868, vom 29. Mai 1868, vom 20. Juni 1868 und vom 29. November 1868 beziehen sich auf die Übersetzung des 'König Lear'. Bodenstedt sendet Herwegh seine eigene Übertragung des Stückes. Er ermahnt ihn an Schnelligkeit:

Die größte Eile tut also not, und wenn man die Sache bei Licht betrachtet, gibt es nichts angenehmeres als sich auf solche Art treiben zu lassen, denn die Kräfte wachsen mit der Anstrengung und sechs Stunden in Einem fort gearbeitet schaffen dreimal mehr als sechs Stunden auf sechs Tage verteilt. Ich, von Haus aus die trägste, träumerischste Natur von der Welt, bin durch inneren und äußern Zwang ein leidlich fleißiger Mensch geworden, und wenn ich's auch noch nicht so weit gebracht habe, wie Gildemeister, der neben seinen laufenden Staatsgeschäften — als Bremer Senator und Mitglied des norddeutschen Reichstags — jeden Monat ein Stück übersetzt und noch über Mangel an Beschäftigung klagt, so bin ich doch nach ihm der schnellste am Platze und habe die Erfahrung gemacht, daß es der Arbeit zum Vorteil gereicht, wenn man sie nicht zu abgerissen behandelt. Der Anfang ist immer das Schwierigste, aber hat man einmal den ersten Akt überwunden, so laufen die vier andern hinterher wie die Wagenräder hinter den Pferden.

Das Manuskript gelangte Ende November in die Druckerei; im Februar 1869 gingen die Korrekturbogen an Herwegh ab. Durch den Brief vom 7. Januar 1869 stellt Bodenstedt dem Dichter zur Wahl 'Die Komödie der Irrungen' und 'Die beiden Veroneser'. Herwegh entscheidet sich zunächst für letzteres, das er schon im April fertiggebracht und abgeschickt hat (Korrektur im Oktober). In der Einleitung zu den 'Beiden Veronesern' mußte auf Brockhaus' Anliegen eine Stelle ausgestrichen werden. Bodenstedt schreibt darüber (16. Oktober 1869):

In Betreff des Schlusses Ihrer vortrefflichen Einleitung hat mir Brockhaus die Bitte ans Herz gelegt, Sie zu veranlassen, den Schluß zu streichen, soweit sich derselbe auf Musik und Politik bezieht. Ich möchte aber die Anspielung auf die Zukunftsmusik nicht fallen lassen (obgleich Brockhaus ein naher Anverwandter von Wagner ist), sondern nur die Anspielung auf die politische Hegemonie, die mit unserm Unternehmen nichts zu tun hat, und Sie würden mir daher einen Gefallen tun, wenn Sie freundlichst das neu hinzugeschriebene opfern und den Schluß genau so lassen wollten, wie er ursprünglich war.

Dann macht sich Herwegh an 'Die Zähmung einer Widerspenstigen', die im August beendet ist. Die Übersetzung des Titels gibt Anlaß zu Verhandlungen; denn 'Zähmung einer bösen Sieben' will Bodenstedt nicht recht gefallen, und statt 'Gezähmte Keiferin' würde er lieber 'Zähmung eines Trotzköpfchens' setzen.

Die 'Komödie der Irrungen' beschäftigt Herwegh im Herbst 1869. Er hätte gern 'Cymbeline' verdeutscht; das Stück war aber Freiligrath schon anvertraut.

Im April 1870 begann Herwegh die Übersetzung von 'Ende gut, alles gut' und verfertigte sie vor Anfang Oktober, sowie den größten Teil von 'Troilus und Cressida'. Im April 1871 nahm er dann, nach Vollendung von 'Troilus und Cressida', das Lustspiel 'Wie es euch gefällt' in Angriff, das letzte der acht Shakespeareschen Stücke, die er innerhalb zehn Jahren ins Deutsche übertragen hat (Korrektur im September 1871). In betreff der Einleitung dieses Lustspiels, in der Herwegh sich zu einer heftigen Kritik seines Gegners Julian Schmidt verleiten ließ, bemerkt Bodenstedt in seinem Briefe vom 26. September 1871:

Als ich Ihre Einleitung im Manuskript las, wollte es mich bedünken, daß Sie dem biderben Wiederkäuer kritischer Gemeinplätze und Philisterhaftigkeit zu viel Ehre angetan, ihn in Verbindung mit Shakespeare zu nennen. Wer fragt beim Lesen Shakespeares nach dem Urteil Julian Schmidts? Sie würden mir deshalb einen großen Gefallen tun, wenn Sie den betreffenden Satz fallen lassen wollten. Dieses zu bewirken, werde ich heute durch die H. H. Schumann und Brockhaus noch aus anderen Gründen gebeten: sie fürchten, daß Julian Schmidt durch Ihren Seitenhieb angereizt werden könnte, dem Unternehmen zu schaden u. sie machen mich aufmerksam, daß bei Abfassung aller andern Einleitungen streng nach dem Prinzip verfahren sei, sich blos an die Sache zu halten u. Persönlichkeiten ganz aus dem Spiel zu lassen. Die genannten Herrn finden ferner den Satz anstößig: 'Wer nicht aus literarischem Chauvinismus ...' u. bitten mich, Sie zu veranlassen, auch diese paar Zeilen zu opfern. Ich gestehe, daß ich in denselben nichts Haarwidriges gefunden, erfülle aber doch die Bitte der genannten Herrn, da sie sich ihrerseits immer durchaus entgegenkommend und gefällig gezeigt haben und, wie mir scheint, der ganze Sinn des Satzes gerettet werden kann, wenn man den Anfang dahin ändert: 'Wer sich die Unbefangenheit seines Urteils bewahrt hat, wird dieser Bemerkung usw.'.

Im Jahre 1874 faßte Brockhaus nach Vereinbarung mit Hallberger den Plan, die Shakespeare-Übersetzungen zu illustrieren. Bodenstedt schrieb damals an Herwegh (18. Februar 1874):

Die Wege Gottes und seiner deutschen Verleger sind wunderbar. Wenn nun Brockhaus auf dem illustrierten Umwege über Stuttgart zu seinem Ziel zu kommen hofft, größere Verbreitung unserer Shakespeare-Ausgabe zu finden, als er — wegen der Konkurrenz von Hildburghausen und Weimar — bisher gefunden, was soll ich dagegen einwenden? Ich habe ihm aus der Krankenstube heraus, in welcher ich jetzt noch sitze, ein in diesem Winter von schweren Leiden und allen möglichen Sorgen heimgesuchter Mann, meine Zustimmung gegeben ohne besondere Bedingungen. Von Korrekturen war nicht die Rede; werden solche gewünscht, so läßt man sich natürlich dafür entschädigen. Hallberger hat mir wie Ihnen ein Exemplar seiner Prachtausgabe mit Einband versprochen ... Bitte, schicken Sie mir doch gelegentlich eine Bildkarte Ihres Antlitzes! Mein Wunsch, Sie persönlich aufzusuchen, hat sich bisher nicht erfüllen lassen, und ich möchte meine Mitarbeiter, unter denen keiner mich schon früh durch seine Gedichte so begeistert hat wie Sie, wenigstens im Bilde gern beisammen haben.

Unter Herweghs Nachlaßblättern liegt noch eine bisher ungedruckte Übersetzung aus den späteren Jahren: 'Gib acht!', nach dem Englischen, Romanze von Charles Moulton:

Ich weiß ein schönes Mägdelein,
Gib acht! Gib acht!
Das kann so falsch und freundlich sein,
Nur sacht, nur sacht.
Trau ihr nicht, sie hat ja nur
Zum Besten dich,
Trau ihr nicht, sie hat ja nur
Zum Besten dich.

Wenn ihre Augen sanft und braun,
Gib acht! Gib acht!
Verstohlen lockend niederschaun,
Nur sacht, nur sacht.
Trau ihr nicht, sie hat ja nur
Zum Besten dich,
Trau ihr nicht, sie hat ja nur
Zum Besten dich.

Goldfarben ist ihr Lockenhaar,
Gib acht! Gib acht!
Und was sie redet ist nicht wahr,
Nur sacht, nur sacht.
Trau ihr nicht, sie hat ja nur
Zum Besten dich,
Trau ihr nicht, sie hat ja nur
Zum Besten dich.

Clermont-Ferrand. Victor Fleury.

On the poems of Sarah Helen Whitman.

The lyrics of Mrs. Whitman, — besides their intrinsic merits, — have the interest of being among the earliest poems in American literature to bear deep and distinct marks of Poe's influence.[1] She adopted Poe's symbols, his peculiar cadences, his method of expression; mingled with a strain of personal pathos, there lingers in her lines a perennial echo of Poe's eerie music. The images which make up 'The Raven' are purposely taken from his works;[2] in 'Resurgemus' we find a fine synthesis of his mystic aspirations; every figure is typical of a particular mood of the poet, and some strange allegories aptly represent his passion for an unearthly beauty, the subtle fascination of his art, the spell woven of sulphurous flames and golden lights.[3] There is hardly a strophe in her sequence of Sonnets without a reminiscence of the singer of 'Ulalume';[4] some combinations of words are the same as in Poe; it may be enough to mention such lines as

[1] As regards Mrs. Whitman's life cf. G. E. Woodberry. *The Life of E. A. Poe, personal and literary.* 1909. — J. H. Harrison. *Life and Letters of E. A. Poe.* 1909. — *The last Letters of E. A. Poe to S. H. Whitman*, ed. by J. A. Harrison. New York, Putnam, 1909.

[2] 'Raven, from the dim dominions
On the Night's Plutonian shore,'...
Cf. *The Raven*, l. 47.
'See the shadow of thy pinions
Float' ... Cf. l. 107.
'Thou dost haunt the moated hall
Where the House of Usher leaneth,
Darkly nodding to its fall; ...
To the sullen tarn confiding' ...

'When Ligeia's spirit, yearning
For the earth life, wanders near, —
When Morella's soul returning
Weirdly whispers "I am here".'

'Where the dreamy moonlight dozes,
Where the early violets dwell, ...
Suddenly, among the roses
Like a cloud, thy shadow fell.'
Cf. *To Helen*, ll. 4—20.

'Once, where Ulalume lies sleeping,
Hard by Auber's haunted mere,
With the ghouls a vigil keeping,
On that night of all the year,
Came thy sounding pinions, sweeping
Through the leafless woods of Weir.'

— — — — — — — — —

'By whatever name the maiden
Lives within thy mystic lore,
Eiros, in that distant Aidenn,
Shall his Charmion meet once more.'

Poems by Sarah Helen Whitman. Boston, Houghton, Osgood and Co., 1879. pp. 72.

[3] 'How few could ... know
The proud, high heart that dwelt alone
In gorgeous palaces of woe.
Like Eblis on his burning throne.' [p. 88]

[4] 'Could I deem
'How dark a shadow should obscure its beam?' I, p. 90.
Cf. *To One in Paradise*, 8—9.

Where the golden bowl is broken ...
When the daylight's dying amber
Faded on the dusky floor ...[1]

Poe's thought had permeated her imagination, but she only repeated his themes, without developing them; her conception of beauty, as seen in the poem *To Eva,* as a saving power, lifting the soul to heavenly hopes from the sorrows of the world, is founded on Poe's aestheticism; as in his lyric 'To Helen', earthly loveliness is idealized into the vision of the eternal Psyche. The cast of the poem is borrowed from the above mentioned lyric;[2] occasionally, however, she rises to sincere eloquence and her personal accent is heard in such beautiful lines as

A marvel and a mystery ...
A star above the jasper sea,
A hope beyond the grave.[3]

And yet her imitation is rather superficial; the visionary, haunting scenery of 'Dreamland' and 'The Sleeper' does not find any reflection in her poems; she reflected his poetry as a lake tersely mirrors dark, majestic trees, and crimson, ominous stars; the mystery, the solemn gloom of the forest, the sinister rays do not pierce through the cold, unruffled surface. She did not take any advantage from Poe's daring explorations in the murky recesses of the soul; she is never led on to an untrodden path by her inspiration. Although she had admired and deeply felt 'the drear

---

'And as the waves broke on the lonely shore,
In their low monotone, methought I heard
A solemn voice that sighed, "Ye meet no more".' V, p. 94.
Cf. *ib.* 16—18.

'Its mournful splendour trembled through my dreams.' IV.
Cf. *Ulalume,* 51—65.

'We wandered thoughtfully ...
Where a wild, solitary pathway leads
Throug mouldering sepulchres and cypress bowers.' IV.
Cf. *ib.* 4, 10—11.

'By the still music of immortal streams.' III.
Cf. *To One in Paradise,* 25—6.

[1] Cf. *Lenore,* l. 1. — *The Raven,* 8.

[2] 'Eva, thy beauty comes to me
To solace and to save;
A marvel and a mystery,
A beacon o'er the wave ...
But in those tender, thoughtful eyes
That look so far away,
A pleading Psyche bids me rise
To realms of purer day,
A Psyche soaring to the skies,
To realms of perfect day.' [p. 23.]

[3] Cf. *To Helen* and *To One in Paradise*; ll. 2—6, 8. The repetitious are quite in the manner of Poe. Cf. *The Raven* and *Ulalume.*

enchantments of that Dantean hell',[1] we never catch in her work a note of its weird melodies; although some images reveal a perfect insight into the character of her betrothed, she could never enter the mournful garden of cypresses and roses; very few indeed, — among them Baudelaire and Francis Thompson, — have crossed the threshold and inhaled the intoxicating perfume of its ebony shadows.

Nevertheless it would be unfair to deny originality to her feeling of nature; when she is dealing with natural beauty she reveals a creative power in her imagination by conceiving grand and striking figurations; thus in 'Lines written in November':

> I love to mark earth's sister planets rise,
> And in pale beauty tread the midnight skies;
> Where, like lone pilgrims, constant as the night,
> They fill their dark urns from the fount of light.[2]

The lines of 'The Last Flowers' express a sincere emotion: the melancholy ecstasy of death;[3] she possesses the peculiar gift of

[1] *Arcturus*, p. 97. — Regarding the poem *Arcturus* at p. 88, see Poe's letter to S. H. Whitman [Friday 24th Nov. 1848] in *The Last Letters of E. A. P. to S. H. W.* ed. by J. A. Harrison. 'Your lines 'To Arcturus' are truly beautiful. I would retain the Vergilian words — omitting the translation ... There is an obvious tautology in 'pale candescent'. To be *candescent* is to become *white* with *heat*. Why not read — 'To blend with thine its incandescent fire?' The line suggested by Poe was adopted by Mrs. Whitman.

Other reminiscences of Poe are to be found in *Morning* [p. 105]:

> 'As underneath those cloudless skies
> I wandered with my destinies.'

Cf. *The Sleeper*, ll. 16—17.

In *To the Angel of Death*: ... 'awful eidolon of Death!' [p. 192.]

Cf. *Dreamland*, 3.

In *Our Island of Dreams* [p. 76]:

> 'Where the waves ever murmur, "No more, never more";'

Cf. *To One in Paradise*, l. 16—18.

In *Resurgemus* [p. 87]: ... 'their Condor wings.' Cf. *Romance*, 11—13.

In *A Night in August* [p. 21]:

> 'The stars ...
> Are singing in their airy towers.'

Cf. *The Valley of Unrest*, 4—6.

See, however, Shelley in 'Epipsychidion', 355:

> ... 'which from the towers
> Of Heaven look forth.'

The censer in *Our haunted Room* [p. 174] recalls the censer in Ligeia's hall.

> 'A censer curiously enwrought
> That burned in some barbaric court,
> Drowsed in the Orient's dusky thought.'

[2] *Lines written in November*, p. 45.

[3]
> 'A trance of holy sadness seemed to lull
> The charmed earth and circumambient air,
> And the low murmur of the leaves seemed full
> Of a resigned and passionless despair.' [p.78.]

descrying, through the physical appearance, the inmost soul of the landscape, and of appreciating the spiritual beauty of the scene, even when this beauty is pale and sad;[1] she takes the material objects and makes of them a dream of strange beauty, intensifying their hues, adding an exquisite touch to the glimmering picture.

> Breathing balm
> Into the evening's golden calm,
> Lie trellised gardens, ...
> And beds with purple pansies gloomed, ...
> And flaming tulips, burning dim
> In the cool twilight, till they fold
> In sleep their oriflammes of gold.[2]

It is not only her wild and brilliant imagery that penetrates our soul, but also the delicate pathos of her mystic conception of nature; now and then, in dim outshadowings, we get glimpses of a superior kind of beauty, beauty suggested by an impassioned longing to express with a symbol, with a fantastic 'blaue Blume', the soul's inmost dream, — beauty surrounded by mystery.

> A phantom flower was in my hand
> From some far off enchanted land ...
> The winds were hushed, the night was still,
> The very silence seemed to thrill
> With that strange effulgence ...
> From what far heights of glory came
> That coronal of silver flame?
> From what deep fount of wonder welled
> The holy gold its chalice held?
> Gazing upon thy magic flower
> With such superfluous beauty fraught, —
> Owning the presence of a power
> Beyond the reaches of our thought: —
> Almost the gazer fears to guess
> The mystery of thy loveliness.[3]

In some poems, as for instance in 'To Perdita', we feel the presence of a metaphysical undercurrent, which removes her art from the merely descriptive into the regions of mystic thought.

> On thy white brow, absolved from blame,
> A shining stone, with a new name.

---

[1]
> 'I love to wander through the woodland hoary,
> In the soft gloom of an autumnal day,
> When Summer ...
> ... like a dream of beauty glides away.'
> — — — — — — — — — — —
> 'Warm lights are on the sleepy uplands waning, ...
> Till the slant sunbeams, ...
> Bathe all the hills in melancholy gold.'

A still Day in Autumn, pp. 3—4.

[2] *Moonrise in May*, p. 9.

[3] pp. 184—5.

Shall flood the dark with living flame; ...
And all thy buried hopes shall rise
Transfigured into destinies.[1]

When in a mood of pensive melancholy, — a mood which appeals most to her, — she may write such beautiful lines as we find in 'Our haunted Room', — a strophe like a musical, entranced whispering, with its flowing melody and subdued minor tone.

Here, where thy presence, like a rare,
Sweet perfume, lingers everywhere,
Elusive shadows haunt the air.[2]

The merit of the verses 'To E. O. S.'[3] lies in their preraphaelite glamour; they are conceived in the characteristic mood of the author of 'The Blessed Damozel', and the poem bears the same relation in feeling and imagery, — especially in 'the mystic lilies gleaming in the hand' and in 'the star-light burning still in deep, dreamy eyes', — to Rossetti's allegories, as Swinburne's Ballads to E. Burne-Jones's paintings. Sometimes, in spite of her sentiment being deep and spontaneous, she cannot express it in all its intensity; and a cold glitter, a somewhat tawdry splendour of the form is the result of her effort. But it is to be noted too, that when she is not under the direct influence of Poe, and evades formulas and conventional figures, she can strike rich and sweet chords and infuse a romantic grace into her descriptions. She shows a remarkable comprehension of the charm of atmosphere in landscape description and a rare power to vividly express the emotions roused by the fresh, fragrant poetry of the earth.[4]

Her pictures are sometimes exceedingly rich in colour; her dreamland is the fairy realm of Shelley; the transfiguration of nature in her poems is the same we meet with in 'Prometheus Unbound'. In the opening lines of 'Arcturus', Shelley's style is not imitated directly, but through its gorgeous reflections in Poe's 'Al

[1] p. 141. [2] p. 173.

[3] 'When issuing from the realms of "Shadow Land"
I see thee 'mid the Orient's kindling bloom,
With mystic lilies gleaming in thy hand,
Gathered by dream-light in the dusky gloom
Of bowers enchanted, — I behold again
The fabled goddess of the Morning ...
... Thy cheek, so softly paled ...
And something of the star light, burning still
In thy deep, dreamy eyes, do but fulfill
The vision ... [p. 66.]

[4] 'The moist winds breathe of crispèd leaves and flowers,
In the damp hollows of the woodland sown,
Mingling the freshness of autumnal showers,
With spicy airs from cedarn alleys blown.' [p. 4.]

Aaraaf'.[1] From Shelley and Keats she draws images and colours; in the lines on the autumnal forest there is a gravity of feeling which reminds us of Wordsworth; but, interwoven with the sombre warp, we discern the glittering threads of Shelley's and Keats's golden arras.[2] In spite of her earnest and constant appeal to what is noblest in human nature, we feel sometimes, in the didactic passages, the rhetorical artifice and the undisguised imitation of the poet of 'The Prelude'; notwithstanding all her efforts to appear spontaneous, when she does not confine herself to evoke the loveliness of the external world, we become aware of a lack of original vigour in her poetry. The effect of hazy, prismatic atmosphere is produced, as in Keats, by accumulating dazzling metaphors, which, like sunlit gems, weave a floating web of opalescent fires; thus in 'Moonrise in May':

> The golden lakes of sunset lie
> With many-coloured isles of light,
> Purple and pearl and chrysolite; [3] ...

and in 'A still Day in Autumn':

> How through each loved, familiar path she [Summer] lingers,
> Serenely smiling through the golden mist,
> Tinting the wild grape with her dewy fingers,
> Till the cool emerald turns to amethyst.[4]

As she has done for Poe in 'The Raven', in 'A Pansy from the Grave of Keats' she gives a list of the poet's works, evincing a fine appreciation of their romantic glamour; she recalls the dusky and sumptuous glimmer of the triple-arched casement in 'The Eve

---

[1] 'Again, imperial star! thy mystic beams
Pour their wild splendours on my waking dreams,
Piercing the blue depths of the vernal night,
With opal shafts and flames of ruby light;
Filling the air with melodies, that come
Mournful and sweet, from the dark, sapphire dome.'
[p. 96.]

[2] 'Each moment varies in the kindling light
To some new form of beauty, changing through
All shades and colours of the rainbow's hue,
The last still loveliest, till the gorgeous day
Melts in a flood of golden light away.'
A Day of the Indian Summer, p. 57.

'And the young chestnut, its smooth, polished bark
Gleaming like porphyry in the yellow light;
The dark brown oak and the rich maple, dight
In robes of scarlet, — all are standing there,
So still, so calm, in the soft, misty air.' [p. 56.]

[3] p. 10. [4] p. 4.

of St. Agnes', the jewelled visions of 'Endymion', the wild dirge of Isabel, the desperate sadness of Lamia's beautiful eyes.[1]

To Elizabeth Barrett Browning she dedicates three sonnets, reference being made in them to 'The House of Clouds', 'The lost Bower', the 'Gods of Hellas'.[2] We perceive a lingering influence of Collins and Gray in her mental attitude, and the analogy of her inspiration with Bryant's has been noted;[3] but the reverberation of the weird songs of Poe remains the most striking feature of her poetry.

Torino. Federico Olivero.

[1] pp. 142—4. — The influence of Keats may be noticed in *A Night in August*:

When Faunus slumbers on the hill,
And all the entrancèd boughs are still; [p. 22]

and in *Proserpine to Pluto in Hades* [p. 160]:

where you found me,
Knee-deep in daffodils of dusky gold,
Or sit by Cyane's sad fountain, ...
— — — — — — — — —
In the long silence of the languid noons,
When all the panting birds are faint with heat.

Cf. As when, upon a tranced summer-night, ...
Hyperion, I, 72; III, 35.
When all the birds are faint with the hot sun, ...
On the Grasshopper and the Cricket, 2.

Reminiscences of Shelley occurr in *To the Angel of Death* [p. 192]:

... dark with excess of light,

Cf. *Letter to Maria Gisborne*, 202—4:

... he who sits obscure
In the exceeding lustre, and the pure
Intense irradiation ...

in *Morning* [p. 104]:

Fair Eos ...
Till her refulgence bright
As a perfect chrysolite
Filled the solemn dome of Night.

Cf. *Triumph of Life*, 414:

... amid the chrysolite
Of sunrise; ...

in *The Garden Sepulchre* [p. 50]:

Each sweet nursling of the spring ...
Here its fragile censer swing ...

Cf. *Triumph of Life*, 9—11:

All flowers ...
Swinging their censers ...

[2] pp. 137—9.

[3] 'In keen observation and delicate description of nature Mrs. Whitman resembles Bryant, except that there is a subtlety in her description as if it was derived less from observation of the spectacle and more from sympathy with the spirit.' George William Curtis in *Putnam's Monthly* [see *Introduction* to the *Poems of S. H. W.*, p. X].

Zum Guillaume d'Angleterre.

Als Dichter der Erzählung vom König Wilhelm von England, die man Guillaume d'Angleterre zu nennen pflegt (W. Foerster ehemals auch Das Wilhelmsleben nannte), zutreffender aber Du roi Guillaume nennen würde, da der König innerhalb derselben die Bezeichnung Li rois Guillaumes, niemals diejenige Guillaume d'Angleterre führt (auch heißt er niemals bloß Guillaume), bezeichnen die Anfangsverse der Dichtung einen Crestiien (*Crestiiens se viaut antremetre Sanz rien oster et sanz rien metre De conter un conte par rime* ..., V. 1 und *Crestiiens dit, qui dire siaut, Qu'an Angleterre ot ja un roi* ..., V. 18). Diesen Crestiien und den gleichnamigen Schöpfer des Cliges oder des Löwenritters hält Wend. Foerster, der ausgezeichnete neue Herausgeber der Dichtung, im Gegensatz zu Konr. Hofmann, P. Meyer und G. Paris für einen und denselben Mann. Kraftvoll hat er seit dem Jahre der erstmaligen Herausgabe des Cligesromans, 1884, für diese von G. Paris wiederholt heftig angegriffene Auffassung gekämpft. Mit einer reichen Fülle von Beweisgründen, die sein Scharfblick in der Dichtung beobachtet hat, stützt er sie zuletzt unter der Überschrift 'Die Verfasserfrage des Chrétienschen Wilhelm' in der 'Zeitschr. f. rom. Phil.' vom Jahre 1911, s. auch Einltg. S. XVI ff. seiner kleinen Ausgabe des König Wilhelm vom gleichen Jahre. Von ihrer Zahl im ganzen und ihrem Gewicht im einzelnen verspricht er sich als Wirkung, aller Widerspruch werde nunmehr verstummen.

Die Vorzüge des Erec, des Cliges und des Löwenritters begegnen in der Tat auch im König Wilhelm. Durchsichtig ist die Fabel der Erzählung (ein durch den Willen des Himmels von seinem Thron in tiefstes Elend gestürzter König steigt allmählich wieder zu seiner früheren Würde empor). Geschickt entwickelt sich die Handlung. Sie spannt, und dauernd begleitet unsere Teilnahme das Schicksal des Königs und der Seinen, den ansprechenden Charaktereigenschaften ihrer aller zufolge. Auch die Darstellung zeigt die Kunst und die Eigenart Chrétiens de Troyes. Sie ist gewandt, klar und lebhaft. Die Chrétien eigene Vorliebe für Selbstgespräch und knappe, lebendige Wechselrede (zu solcher in Chrétiens Werken s. Holland, Anm. zu Chev. Lyon, V. 329) offenbart sich wiederholt im König Wilhelm. Vergleiche und Bilder würzen auch hier den Vortrag, so der launige Einfall anläßlich des Gedankens, daß die menschliche Natur der norreture, der Erziehung, nicht erliege, die Natur tränke einen jeden Menschen mit einem von zwei bestimmten Säften, einem hellen, süßen, Nelken, Zimmet, Kardamom, Muskat und

Granatapfelsaft enthaltenden und einem trüben, bitteren, aus Skamonie, Galle und Gift zubereiteten, und der, den sie mit letzterem bedacht habe, könne nicht davon gesunden. Und ebenso wie in den anerkannt sicheren Dichtungen Chrétiens de Troyes beobachten wir im K. Wilhelm Anklänge an lateinische Aussprüche: des Horaz *Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi* hat schon Foerster in den Versen *De ce dont il font lor deduit* (die hohen Herren) *Seromes nos mort et destruit.* 2345 f., wiedererkannt (vgl. auch seine nicht gleich sehr zwingende Bemerkung zu V. 3323 ff.), an das Ovidsche Wort *Donec eris felix, multos numerabis amicos* erinnert ferner, mag *donec* auch einen anderen Gegensatz mit sich bringen, der Ausspruch *Qui riches est, mout truere amis.* 1592, welcher seinem grammatischen Bau und seiner bündigen Prägung nach Sprüchen Chrétiens de Troyes wie *Qui croit consoil, n'est mie fos.* Erec 1225 (vgl. die Fassung in den Prov. Vil. 24. 7), *Qui fet cuor, l'enors est soe.* ChCharr. 3229, *Qui petit seme, petit qaialt.* Graal 1, *Qui fet folie, sel compert.* ib. 3848 (vgl. auch Clig. 3901, Graal 1630) an die Seite tritt, und auf Ovids *Pauper ubique iacet* könnte der umgekehrte Gedanke des nächsten Verses, *Et mout est vils, qui neant n'a.* 1593, zurückgehen, der freilich auch ohnedies hier leicht geboren war (und dem Texte vielleicht nicht einmal von jeher angehörte), vgl. auch 1992 f.

Besonders bedeutsam ist die Übereinstimmung des König Wilhelm mit dem Cliges oder dem Löwenritter hinsichtlich der Sprache, nach Ort und nach Zeit betrachtet. Nur zwei durch Reim geschützte Wortlautungen des ersteren fügen sich, wie Foerster bemerkt, in die Mundart Chrétiens de Troyes, die champagnische, scheinbar nicht, das mit *alegiez* reimende Adj. *degiez* 'aussätzig', *dejectos*, V. 179, und die mit *muert* reimende Präsensform *se detuert* 'er windet sich', **tórquere*, V. 914, die beide scheinbar nach dem Osten oder dem Nordosten Frankreichs weisen. *degiez*, das allerdings beispielsweise gegen *piz, pectus, (:hardiz)*, Erec 2880 absticht, begegnete Foerster selbst jedoch in einigen Handschriften wieder, die aus Troyes gebürtige Schreiber geschrieben haben. Ja *degiez*, und im Obliquus des Singulars *degiet*, ist offenbar sogar gemeinfranzösische Lautung. Die scheinbar regelrechte, *degit*, wohin *degiet* im Osten übrigens entwicklungsfähig gewesen, erfährt durch Godefroy aus einem einzigen, handschriftlichen Texte Nachweis und durch A. Thomas, der in seinen 'Mélanges d'étym. franç.' 62 Bedeutung und Herkunft des Wortes aufgeklärt hat, überhaupt keine Erwähnung. Auch Chrétien de Troyes hat also gewiß *degiet* gesprochen, und so erübrigt sich eine Berufung auf die Bindung der Konjunktivform *giet* von *geter* im Graal 3722 mit *siet* im Reime (kl. Guill., Einltg. S. XX); auch *giet* oder im Indikativ *giete* ist zudem gemeinfranzösische Lau-

tung, Formen mit *i* in der Tonsilbe aber gehören dem Osten und Südosten an (vgl. u. a. *tu gites* im Reim mit *quites*, Ly. Ysop. 1240), wo sie aus denjenigen mit *ie* erst erwachsen sind. *Detuert*, V. 914, fällt hingegen aus der Mundart des Chrétien de Troyes offenbar heraus; man vergleiche *estort* : *mort*, Erec 3754 und 5445, und *fort* : *estort*, Graal 4260, auch *morde*, v. *mordre*, : *acorde*, ChLy. 1967. Die, je einmaligen, Schreibungen *detuert* in der Cangé-Hs. des Chev. Ly. und *tuerdent* in der gleichen des Cliges, deren Schreiber aus Troyes stammte, erlauben noch nicht den Schluß, daß *detuert* Chrétien de Troyes selbst geläufig gewesen; zweifelsohne geht ja diese Abschrift des Cliges und des Löwenritters nicht unmittelbar auf die Handschrift des Dichters zurück. *detuert* im Reime kann daher zu einem Kriterium gegen die Echtheit der betreffenden Wilhelmstelle werden, und bei Sagen des klassischen Altertums so lange zu verweilen wie hier von V. 907 ab bei der Tantalussage, die obendrein ein schiefes Bild zum Zustande des *coveiteus* abgibt, ist Chrétiens de Troyes Gewohnheit nicht (vgl. Clig. 2767 ff., ChCharr. 3821).

Auch eine gegen die Formenlehre verstoßende Wortlautung enthält die Sprache des Guillaume, wenigstens dem von Foerster geschaffenen kritischen Texte nach: *desdaingne* als 3. Sing. des Konjunktivs von *desdaingnier* (im Reime mit *vaingne*), V. 105. Chrétien de Troyes hält durchweg an dem *-t*-Ausgang für diese Zeitform fest (vgl. im besonderen *gaaint* ChLy. 5315, *aparaut* Erec 6391, *fiant* ChLy. 6610, *transt* v. *tranchier* Charr. 2934, *blast* Clig. 3053, *desrest* ChCharr. 1598). *deignet* und *raneiet (renéget)* der Eulalia vermögen daher *desdaingne* dort nicht zu stützen. *desdaint* vielmehr würde dieses Wort im Munde Chrétiens lauten; ein *desdaint* ist indessen des Reimwortes *vaingne* wegen dort nicht einführbar. Nun steht *desdaingne* nebst *vaingne* aber nur in der einen von beiden die Dichtung überliefernden Handschriften, in der Pariser, P. Laut dieser sagt der Kaplan des Königs, nachdem er diesem geraten, alles unrechte Gut zurückzugeben, 'ich fürchte hinsichtlich dieser Erscheinung (nämlich der nächtlichen himmlischen Stimme, die dem König ins Elend zu gehen befohlen), daß sie von einem bösen Geiste herrühre', und heißt es sodann: 'Der König ist nicht willens, den Rat jenes zu verschmähen': '... *De ceste avision redot Que d'aucun fantosme ne vaigne*'. *Li rois n'a talant qu'il desdaingne Ce que cil li loe et comande.* Die Cambridger Handschrift, C, hat dagegen *qu'il refust*, von *refuser*. *refust* sagt nach Form und nach Bedeutung nun zwar durchaus zu, steht aber umgekehrt mit einem seltsamen, unklaren Reimwort gebunden, einem *dut*, dem scheinbaren Perfektum von *devoir*, das weder begrifflich noch als Zeitform in den Zusammenhang paßt noch auch mit *refust* gut reimt. Die Cam-

bridger Handschrift schreibt also ... *redot Que d'aucun fantosme ne dut. Li rois n'a talant qu'il refust Ce que cil li loe* ... Nur mit einer Vermutung kann man auf die Frage antworten, welches Wort sich hinter *dut* verbergen und wie *dut* an Stelle dieses sich erklären möge. *dut* ist vielleicht ein Schreibfehler für *fust*, dessen *s* nicht mehr lautete; ein Nachklingen des letzten vorhergehenden Reimes, *dot* in *redot*, in der Erinnerung des Schreibers mag ihn verschuldet haben; Schreibfehler beging dieser wiederholt, vgl *redardee* für *regardee* 635, *cil* für *s'il* 924, *autrent* für *autre* (Präp.) 1794, *haust* für *haut* 2225, *ce* für *se* 2264 (und Wortentstellungen wie *niera* für *n'i ira* 1459, *asatez* für *assasez* 1001, *bati* für *batu* 1743, *desloians* für *delaianz* 2936, *leiglise* für *siegles* 2981, *ruse* und *gramuse* wohl für *irose*, *grevose* 3291 f.). *redot Que d'aucun fantosme ne fust*, 'ich fürchte, daß die Erscheinung von einem bösen Geiste her da war', wie es also in der Vorlage für C geheißen haben könnte, wäre jedoch eine ungeschickte, einem Meister über die Sprache wie Chrétien de Troyes schwerlich zuzutrauende Ausdrucksweise; es würde begreiflich sein, wenn der Schreiber von P sie in *ne raingne* abgeändert hätte. Die Lesart von P, *raingne* : *desdaingne*, darf man also nicht, die aus der nicht minder unbrauchbaren von C, *dut* : *refust*, in die Quelle desselben zurückvermutete, *fust* : *refust*, aber mag man nicht für ursprünglich halten. Wirklich gehören diese Verse, wie sich später herausstellen wird, einem Zusammenhange von zweifelhafter Echtheit an.

Auch aus der Wiederkehr seltener Wörter und eigenartiger Wendungen, von Gedanken und Vorgängen aus den anerkannt echten Dichtungen Chrétiens de Troyes im König Wilhelm leitet Foerster die Berechtigung ab, den namensgleichen Dichter des letzteren mit jenem zu verschmelzen. Und schwerlich liefert gegen sie die stoffliche Sonderstellung dieser Dichtung, die nicht wie der Cliges, der Erec, der Löwenritter Rittertaten und der Liebe Freuden und Leiden besingt, die vielmehr die Erlebnisse eines seiner Würde, also auch dem Rittertum entsagenden Königs schildert und die eheliche Treue in Not und in Versuchung feiert, einen Einwand. Der lebhafte, schaffensfreudige Geist Chrétiens de Troyes hat nicht beim höfischen Ritterroman haftenzubleiben brauchen. Selbst in dieser andersartigen Erzählung sind, wie im Erec, im Cliges ein König, Königssöhne Hauptträger der Handlung und Könige und sonstige Leute hohen Ranges an dieser beteiligt; auch ein Seneschall tritt auf, die höfische Jagd auf den Hirsch findet statt und höfische Anschauungen klingen hervor.

Schelmenhaftigkeit und Humor, echt Chrétien de Troyessche Eigenschaften, leuchten gleichfalls im Guillaume auf. In der argen Herabsetzung und Verhöhnung des Kaufmannsstandes in

diesem (vgl. auch Foerster, Einltg. zur kl. Ausgabe, S. XXV)[1] folgt der Dichter, möge auch der Zug der Zeit, überdies vielleicht auch eine irgendwie begründete Gereiztheit des Dichters selbst gegen die Kaufleute mitsprechen, gewiß einem schalkhaften Hange zur Übertreibung. Und allein aus einem schelmischen Wohlgefallen am Überraschen und Verblüffen scheint es erklärbar, wenn es geschieht, daß er eine ganz ungerechtfertigte, auch gar nicht zu rechtfertigende seltsame Begebenheit vorträgt. Eine solche ist eines Nachts das Erklingen des göttlichen Gebotes, der König solle seinem Thron entsagen und fliehen, er, der doch durch Nächstenliebe und Demut glänzt, treu an Gott glaubt und keine Frühmesse versäumt und seinem Lande den Frieden zu erhalten weiß; in der Eustachius-Legende, die dem Guillaume zugrunde liegt, fehlt die göttliche Stimme, verzichtet vielmehr um Christi willen ein Ehepaar auf seinen hohen Rang und seinen Reichtum. Allerdings wirft im Guillaume der Kaplan des Königs am Morgen nach der Erscheinung diesem vor, er besitze viel widerrechtlich erworbenes Gut; indessen stand diese befremdliche, der kurz vorhergehenden Lobpreisung des Königs widersprechende Kunde wahrscheinlich nicht von jeher im Texte (vgl. später). Humor offenbart sich beispielsweise in der Bemerkung des Wirtes,

[1] Besonders böse klingen die auf die beiden kaufmännischen Pflegeväter der Zwillingssöhne Wilhelms bezüglichen Worte *Tot en vilenie porrissent*, V. 1388 ('ganz und gar faulen sie, verkümmern sie im Zustande der Niedrigkeit, der Erbärmlichkeit'). Sie haben indessen keinen rechten Sinn. *en vilenie* kann keine Ursachangabe sein, da *porir* kein Verbum des Tuns und *en vilenie* daher nicht Angabe eines geistigen Zustandes ist, 'in welchem' (für uns 'aus welchem') man etwas tut (gegen *faire auc. r. en charité* 'aus Nächstenliebe', z. B. Joi ND. 698, oder *en orgueil* 'aus Übermut', z. B. David Proph. 735). Die Worte gehören einem Satzgefüge an, welches sich in Foersters kritischem Texte so darstellt: *Se Nature pöist changier, Li anfant qui sont el dangier As deus vilains, qui les norrissent (Tot en vilenie porrissent), Vilain fussent, se norreture Pöist contrebatre nature.* Dieser Einrichtung des Textes nach, die allerdings der überlieferte Wortlaut des fragl. Verses zu fordern scheint, ist *Vilain fussent* Nachsatz zu dem vorangehenden Bedingungssatze, *Se Nature pöist changier,* zugleich aber auch Hauptsatz zu einem nachfolgenden zweiten Bedingungssatze, *se norreture Pöist contrebatre nature,* der dem Gedanken des ersten Bedingungssatzes nur eine andere Wendung gibt, als wolle er ihn hinterdrein zu besonderer Beachtung empfehlen. Wohl verbinden sich nicht selten zwei Bedingungssätze mit einem Hauptsatze, aber inhaltlich voneinander ganz unabhängige, in ganz verschiedenem inneren Verhältnis zum Hauptsatze stehende: der Inhalt des einen von beiden Bedingungssätzen ist dann die Grundlage für ein, wie der andere Bedingungssatz angibt, wiederum nur bedingtes Tun oder Geschehen, vgl. *Se il ne me volsist livrer La dame et vos sanz contredit, Je me prisasse mout petit, S'un pié de terre li laissasse*, Erec 5078 (wenn er mir die Dame und Euch nicht ohne Widerrede auslieferte, so würde ich mich, wenn ich ihm nur einen Fuß breit Landes überließe, sehr verachten); *S'il pöist estre Que ceanz o moi fust ma mestre, Ele me feroit tote sainne, Se rien i pooit valoir painne*, Clig. 6277 (wenn es sein könnte, daß meine Amme hier drinnen bei mir

der die Zwillinge in Catenasse beherbergt, zu dem Jubel Wilhelms und dieser seiner Söhne über ihre Wiedervereinigung, man könne glauben, sie haben einen Beutel mit Geld gefunden, V. 2921, oder in den scherzhaften Worten der Frau König Wilhelms, der nunmehrigen Herrin von Sorline, an ihren als Kaufmann zu ihr kommenden, von ihr wiedererkannten, sie aber nicht erkennenden Mann, als er sich dienstfertig zeigt: *Trop a ci riche marcheant A si povre dame servir*, V. 2568 (in denen man den, wie Foerster anmerkungsweise mit Recht äußert, unzutreffenden Ausdruck *marcheant* durch *mescheant* oder *mendiant*, beides eine Anspielung auf das frühere Los des Königs, wird ersetzen müssen).

Zwei unter den Beweisgründen, die die Personeneinheit der beiden Crestiien dartun sollen, sind jedoch anfechtbar; übrigens werden sie entbehrlich. Der eine ist die Art, wie Crestiien sich als Dichter des König Wilhelm im Anfang dieses (s. oben) einführe. Nur ein schon wohlbekannter Dichter, ein Dichter, der eine Verwechslung mit einem namensgleichen Zunftgenossen nicht mehr zu fürchten brauche, nenne sich, sagt Foerster, mit seinem bloßen Namen; ein noch wenig bekannter werde zu seinem Namen einen Beinamen hinzufügen, und in der Tat habe Chrétien im

wäre, so würde sie mich, wenn Bemühung dabei etwas nützen sollte, ganz gesund machen), oder bei Nachstellung des bedingten Hauptgedankens *Tot autel ... Ferai de vos, se j'onques puis, Se buene pes un vos ne truis*, Clig. 4147 (weitere Beispiele für derartige Redeweise aus Chrétien de Troyes: Erec 659, 4025, Cliges 3225, ChCharr. 388, 1317, 1323, an letzterem Orte sogar drei Bedingungssätze, unter denen der zweite die Voraussetzung für den Inhalt des dritten bringt). Doch der scheinbar im Guillaume vorliegende Fall, Bedingung, Hauptgedanke und gleiche Bedingung mit etwas anderen Worten, ist eine Unschönheit, die ich mit keinem zweiten Beispiel stützen kann; die Bedingung hätte vor Ausspruch des Hauptgedankens wiederholt sein sollen (vgl. dazu Stellen wie ChCharr. 3824 ff., 4688 ff.). Daher hat *Vilain fussent* offenbar nur als Hauptsatz zu dem ihm folgenden Bedingungssatze, *se norreture Pöist contrebatre nature*, zu gelten und wird der Hauptsatz zu *Se Nature pöist changier* sich in den Worten *Li anfant ... Tot en vilenie porrissent* verbergen; diese (die in C mit *Tuit*, in P mit *Tant* überliefert sind) erheischen dann zum mindesten, da die Wendung an sich unklar bleibt, Besserung in *En vilenie porresissent*. Vermutlich hat zugleich mit dem reichen Reim zu *norrissent*, mit der Zeitform *porrissent*, überhaupt das Verbum *porrir* zu fallen. Die Vernunft wird sagen, daß auf die Bedingung 'wenn die menschliche Natur sich ändern könnte' der Gedanke folgen muß 'so würden die Knaben *vilain*-Art annehmen, zur Niedrigkeit hinneigen, hinstreben' (man beachte auch die nachherige Bemerkung, die Knaben *ne daingnent maureste faire*, V. 1393); der aber findet in einem *A vilenie retraisissent* einwandfreien Ausdruck (vgl. *A lor gentillesce retraient*, V. 1396, die von Foerster zu V. 1394 angezogene Stelle Clig. 3230 und sonsther *Quant la saisons del dolz tens s'asegure ... Et tote riens a sa dolce nature Vient et retrait, se trop n'est de male aire, Chanter m'estuet*, Brakelmann, Chansonniers frç. S. 32, V. 4, *Qui de bien est venuz, drois est k'à bien retraie* Adenes *de plus en plus*, Berte 213). Indessen muß *retraire* reine Vermutung bleiben.

Erec, seinem ältesten Werke, dies noch getan (*Por ce dit Crestiiens de Troies, Que raisons est que* ..., V. 9), im Cliges, im Löwenritter, im Karrenritter und im Graal und so auch im Wilhelm aber es nicht mehr zu tun brauchen, da er bereits berühmt geworden,[1] und daher wirklich unterlassen. An diesen Hergang vermag ich indessen nicht zu glauben. Der umgekehrte scheint mir der natürlichere zu sein. Der Dichter hat sich gewiß nur mit seinem Rufnamen bezeichnet, bis er etwa von dem Dasein eines Dichters gleichen Namens vernommen, und erst nunmehr demselben möglicherweise einen unterscheidenden Zusatz angefügt. Der Erec rückt hiernach scheinbar auf den letzten Platz in der zeitlichen Folge der Chrétienschen Dichtungen; denn er gewährt, wie angegeben, Crestiiens de Troies als Namensbezeichnung des Dichters. Gewisse, von der Art, wie der Dichter in diesem höfischen Roman benannt ist, ganz unabhängige Umstände berechtigen jedoch nach meinem Dafürhalten zu dem Schlusse, daß die in Betracht kommenden Erecverse nicht von Chrétien selbst, sondern von einem Überarbeiter des Romans herrühren (s. 'Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit.' 38, S. 95 ff.). Die Art der Benennung des Dichters im Erec verliert also die Kraft, als Maßstab für diejenige im Guillaume zu dienen. Nur Crestiien hat der Dichter sich allemal dort, wo er selbst seinen Namen mitteilt, genannt. Hieraus folgt aber noch nicht, daß selbst die bloße Bezeichnung Crestiien überall notwendig seiner Hand entstamme. Auf die Frage, ob dies im Guillaume der Fall sei, kann erst in anderem Zusammenhange die Antwort erfolgen. Fällt diese verneinend aus, so erledigt sich auch der Vorwurf des Selbstbewußtseins. In der Bemerkung *Crestiiens dit, qui dire siaut*, hat das objektlose zweite *dire* übrigens eine nicht gewöhnliche Verwendung gefunden; es steht hier in dem Sinne von 'erzählen' (in welchem es sonst entweder ein Akkusativobjekt, vgl. *Dame, je vos dirai ma vie,* Julian 3691, oder eine *de*-Bestimmung, vgl. *De lui,* Cliges, *et de son vasselage M'orrez assez dire et conter,* Clig. 2388, bei sich hat) und betont nicht wie in dem *or dient* des Aucassin den Gegensatz zu *chanter*.

Der andere nicht völlig zwingende Beweisgrund ist die Erwähnung eines Gewährsmannes und guten Freundes des Chrétien am Schlusse der Erzählung (*La matiere si me conta Uns miens conpainz, Rogiers, li cointes, Qui de maint preudome est acointes*); dieser augenscheinlich angesehene, in den guten Kreisen verkehrende Mann habe den Dichter, der dem Hofe von Champagne

[1] Er betrachte sich als einen Dichter von Ruf, wie sich darin bekunde, daß er sich am Anfange seines Werkes als Schöpfer dieses vorstelle, was einem bescheidenen Wesen nicht entspreche; Selbstbewußtsein offenbare sich auch in dem Zusatz *qui dire siaut,* V. 18.

nahegestanden, leicht kennenlernen können. Es scheint mir, die Schlußworte unterrichten nur über die Persönlichkeit des Gewährsmannes Chrétiens, werfen aber auf diejenige Chrétiens selbst kein Licht; sie entbehren jedweder Anspielung örtlicher oder zeitlicher Natur. Ein verwertbares Beweismittel wären sie nur dann, wenn Gröbers Vermutung zu erhärten wäre, daß der in ihnen erwähnte Rogier mit Rogier de Lisäis, dem Dichter einer unbekannt gebliebenen Erzählung Isaire und Tentäis des 12. Jahrhunderts, der in einem Mirakel Chrétien, aber auch anderen, so Benoit, Kievre, rühmend zur Seite gestellt wird, zusammenfalle, was noch geschehen müßte.

Die Wahrscheinlichkeit, daß Chrétien de Troyes der Schöpfer des König Wilhelm sei, leidet unter dem Ausscheiden dieser beiden Stützen nicht. Sie hat G. Paris jedoch niemals, im Laufe der Zeit sogar immer weniger einleuchten wollen (s. Foerster in dem erwähnten Aufsatz in der 'Zeitschr. f. rom. Phil.'). Er hielt zwar schon in den beiden ersten Ausgaben seiner 'Hist. de la litt. frç. au m. âge', 1888 und 1890, mit einer Meinung über die Person des Dichters des K. Wilh. zurück, bewertete diesen damals aber noch als einen *poète de talent*. Daß derselbe Chrétien de Troyes sei, glaubte er aber auch nach der Untersuchung Rud. Müllers, 'Über den Verfasser der altfrz. Dichtung W. v. Engl.', Bonn 1891, der es aus der Mundart, den Reimen und dem Stile der Dichtung zu beweisen unternommen, und nach den Ausführungen Foersters zu dieser Frage in der Einleitung der großen Ausgabe des Wilhelm, 1899, noch nicht (s. Romania 1892 u. 1900). Seine Meinung über den Wert der Dichtung war vielmehr immer ungünstiger geworden. In seiner Besprechung der Literaturgeschichte H. Suchiers im 'Journ. des Sav.' 1901 bekannte er, es falle ihm schwer, dem Dichter des Perceval ein so jämmerliches Machwerk wie den Guillaume d'Angleterre, la pitoyable rapsodie de G. d'A., zuzusprechen, und in seiner 'Esquise de la litt. frç.', 1903, urteilte er, das Religiöse sei in der Erzählung höchst ungeschickt mit dem Weltlichen verwoben; wenn jener Chrétien, der als Verfasser dieser mittelmäßigen Dichtung zeichne, wirklich Chrétien de Troyes sei, so habe er bei seinem Herangehen an diese œuvre pie seine glänzenden Fähigkeiten als weltlicher Dichter offenbar sämtlich verloren. Den Grund zu dieser niedrigen Bewertung des Romans durch G. Paris erblickt Foerster in der Auffassung desselben als Heiligenleben, und er widerlegt diese (siehe Zeitschr. a. a. O. und Einltg. zur kl. Ausg. des G. d'A., S. XVI ff.). G. Paris urteile wohl unter dem Eindruck der Episode von der nächtlichen göttlichen Stimme, aber diese, die unter den 3366 Versen des Romans nur 300 umfasse, diene einzig dem Zweck, den König und die Seinigen voneinander zu trennen, und sei mit Erfüllung desselben

abgetan.[1] Heilig ferner heiße weder der König noch werde er als heilig geschildert; auch gebe es nicht die geringste Anspielung auf Heiligkeit von ihm oder sonst jemandem im ganzen Roman. Weder Mitwelt noch Nachwelt habe den König außerdem als Heiligen aufgefaßt; nur der Schreiber der Cambridger Handschrift, C, bezeichne ihn in der Überschrift als saint (La vie saint G. roi d'Angl.), hierzu habe er sich aber vermutlich durch die Nachbarschaft derartiger Stücke verleiten lassen. Gewiß mit Fug spricht Foerster der Erzählung den Charakter eines Heiligenlebens ab, die er vielmehr unter die Abenteuerromane versetzt. Fraglich kann es indessen sein, ob das absprechende Urteil G. Paris' über die Dichtung allein in seiner Auffassung von dem Wesen dieser begründet zu denken sei; es scheint vielmehr, als ob er sie auch ihrer Darstellungsweise, ihrem Stile nach Chrétiens de Troyes unwürdig befunden habe, da er sich ja auch durch die Beweisführung aus der Sprache nicht von der Personeneinheit der beiden Chrétien hatte überzeugen lassen.

In seiner überlieferten Form verdient der König Wilhelm in der Tat nicht fortlaufend Preis. Er ist eine Leistung von ungleichmäßigem dichterischen Wert und macht oft nicht den Eindruck der Schöpfung eines Geistes. Bald entbehren längere, einigemal mehr als hundert Verse umfassende Abschnitte, bald kürzere Versreihen, bald nur einzelne Verspaare oder auch nur gewisse, beiden Handschriften gemeinsame Lesungen der Kunst und der Kraft Chrétiens de Troyes. Diese minderwertigen Teile und Stellen der Dichtung bestimmten offenbar G. Paris' Urteil über die Gesamtdichtung. Das Anstößige bekundet sich in nachträglicher künstlicher Dehnung knapper, jedoch ausreichender Berichte und Schilderungen, in überflüssiger Wiederholung unwichtiger Einzelheiten, von solcher, wie sie Chrétien de Troyes beliebt, daher sofort, doch auch dem Ausdruck nach, sich abhebend, in der Schöpfung unwahrscheinlicher, ja als unmöglich nachweisbarer Vorgänge, in der Einflechtung nüchterner, selbst schiefer Gedanken, die von geistiger Ohnmacht dem Verszwange gegenüber zeugen, und in ungewandter, gesuchter und gequälter, Aus-

[1] Der asketische Ton des Anfangs klingt, sagt Stengel, 'D. Lit.-Z.' 1912, Sp. 482. im weiteren Verlaufe der Dichtung noch wiederholt nach. Es ist natürlich, daß der gottesfürchtige König, wie er sich dem himmlichen Befehl, ins Elend zu ziehen, gefügt hat, auch sein Schicksal in Gottes Hand legt, daß er Gott bittet, ihn zu leiten, als er auf die Suche nach Nahrung für seine hungrige, durch die Entbindung geschwächte Frau, die er anfänglich mit seinem eigenen Fleische hatte sättigen wollen, ausgeht, daß er die Begierde nach Geld bereut, die ihn einen Augenblick übermannt hatte, und daß er sich willig zum Knecht eines Bürgersmannes erniedrigt. Der göttliche Wille allein, der sich in Ansporn von außen kundgibt, nicht eigener Drang, erhöht ihn auch wieder.

drucksweise. Mit Zutaten und mit Änderungen von eines zweiten Dichters, eines jüngeren Reimers Hand behaftet ist, meine ich daher, der König Wilhelm des Chrétien de Troyes in die beiden Handschriften, die ihn überliefern, gewandert; es ist denkbar, daß er seiner Entstellung in der unmittelbaren Quelle derselben teilhaftig geworden ist. Einige Belege mögen meine Behauptung rechtfertigen.

Zwei, beiden Handschriften gemeinsame, aber schwerlich ursprüngliche Lesarten sind schon im vorhergehenden berührt worden (s. oben S. 89[1] u. 90). Noch einer dritten solcher Art werde gedacht. Ein gewaltiger Sturm überrascht den vom Knecht zum Kaufmann aufgerückten König während einer Handelsreise über See. In der kraftvollen Schilderung des Sturmes heißt es laut den Handschriften im Vers 2300: *Mes les ondes forment esboulent, Qui la nef deburtent et boutent, Si qu'andui li costé li croissent Et par po que les es ne froissent.* Begrifflich sagt *boutent* 'stoßen' durchaus zu, lautlich aber schafft es keinen Reim, sondern nur Assonanz. Aus diesem stichhaltigen Grunde hat schon Fr. Michel es verworfen und durch *foulent* 'treten, stampfen' ersetzt, das auch in Foersters kritischen Text Eingang gefunden hat. Aber *foulent* befriedigt nicht vollkommen, mag das erzeugte Bild an sich auch gefallen. Denn nur die Seiten, nicht auch das Deck, des Schiffes leiden dem Inhalte des Folgesatzes nach unter den Wellen. Den Platz von *boutent* nahm vielmehr, glaube ich, *houlent* 'schleudern' im Urtext ein; *houler* (s. über dieses H. Suchier zu Aucassin 30, 2) war dem Überarbeiter wahrscheinlich ungeläufig.[1]

Verse, welche, obwohl von beiden Handschriften überliefert, unecht erscheinen dürfen, begegnen beispielsweise unter den Worten, mit denen König Wilhelm seiner Frau den Wunsch auszureden sucht, ihn ins Elend zu begleiten. Es heißt 289 ff.: *Ha! dame, fet li rois, merci! Par mon los vos remandroiz ci: Car trop estes grosse et pesanz. Por çant mile mars de besanz Ne voldroie, qu'an cez boschages M'avenist de vos* (an Euch) *nus damages. Pres est l'ore, par tans vandra, Que acouchier vos covandra Et de vostre anfant delivrer.* Die fraglichen Verse sind *Car trop estes* ... bis *damages*, V. 291 bis 294. Der mit *por çant mile mars* eröffnete Gedanke innerhalb dieser muß Anstoß erregen. Ein Mann,

[1] Weitere Stellen von derartiger Beschaffenheit sind unter den in der Fortsetzung behandelten enthalten. Auch solche Lesarten kommen hier in Betracht, die in jeder der beiden Handschriften verschieden, in keiner von beiden aber ansprechend lauten. Aus irgendeinem Grunde hat der Überarbeiter die ursprüngliche Fassung auch dieser Stellen verändert. Die von ihm eingeführte aber kann entweder in einer von beiden Handschriften noch fortleben oder in jeder von beiden, weil sie beiden Schreibern mißfallen, aufs neue, und zwar ungleich, umgestaltet erscheinen. Vgl. ebenfalls die später fortlaufend besprochenen Verse.

der, wie seiner hohen Würde, so auch seinem Reichtum entsagt hat und bettelarm flüchtet, wird nicht einmal die Unmöglichkeit aussprechen, daß er gegen Geld in etwas, was ihm nicht genehm sei, willigen werde; so formelhaft kann eine derartige Wendung nicht gewesen sein, daß sie von einem vernünftigen Dichter auch einem solchen Manne in den Mund gelegt worden wäre. Chrétien fremd ist zudem die Verbindung der Gewichtsbezeichnung (für Edelmetalle) *marc* mit einer Münzangabe; *marc* trifft man bei ihm nur in Begleitung von *d'or* oder *d'argent* oder ganz unbegleitet (vgl. *Une cope de mout chier pris Li donra de quinze mars d'or,* Clig. 1537; *a cest bliaut Qui plus de çant mars d'arjant vaut,* Erec 1636; *Qu'il vossist qu'il fussent tuit ars, Si li ëust costé mil mars,* ChLy. 1278; *N'i volsist estre por mil mars Mes sire Gauvains a cele ore,* Graal 7804 u. a. m.). Ein *mil livres de chartains,* Erec 2812, rechtfertigt noch nicht ein *çant mile mars de besanz* als Chrétienschen Ausdruck und *Et as deus marcheanz assist Mil mars de rante d'estrelins* im Guill. d'Angl. selbst, V. 3361, laut der Hs. P (in C *a estrelins*) gehört einem Zusammenhange von nicht minder zweifelhafter Ursprünglichkeit an. Jene vier Wilhelmverse bilden daher gewiß eine nachchrétiensche Dehnung der Rede des Königs; ist doch auch der erste derselben, *Car trop estes grosse et pesanz,* nur eine Vorwegnahme des von *Pres est l'ore* ab folgenden Gedankens.

Als Zutat von fremder Hand sind, um aus der nicht geringen Zahl solcher Verse nur noch ein Beispiel auszuwählen (weitere gelangen später noch zur Erwähnung), auch die Verse 2599 f. verdächtig. Der König, zurzeit Handelsherr, sieht während der Unterhaltung mit seiner von ihm nicht erkannten Gattin, der Herrin von Sorline, nach deren Stadt, einem Hafen, ein Sturm ihn verschlagen hat, eine Jagdmeute kommen; da erinnert er sich seiner ehemaligen Leidenschaft für die Jagd. *S'antre an un si tres grant panser, Qu'an veillant commance a songier. Ne m'an tenez a mançongier Ne n'an alez ja merveillant, Que l'an songe bien an veillant. Aussi de voir con de mançonge Sont li panser come li songe. Donc il fu voirs, n'an dotez ja, Que li rois an veillant sonja: Et si sonjoit que ...* Die Unterdrückung des Reflexivpronomens bei der Wahl von *aler* mit dem Gerundium eines reflexiven Verbums, die an den Worten *Ne n'an alez ja merveillant* wahrnehmbar ist, verstößt gegen Chrétiens und zugleich gegen gute altfranzösische Redeweise (vgl. aus dem König Wilhelm selbst *Tote l'anblëure et le pas M'irai apres vos esbatant,* G. d'A. 2723, und ferner *Or se vont tuit de vos gabant,* Erec 2553; *Et les janz ... Se vont lojant par le rivage,* Clig. 1105; *Que plus ne se vont atardant,* ibid. 4685; *Mes or se vont aparcevant Que ...,* ibid. 4882; *Vestuz d'une robe d'ermine S'aloit uns prodom esbatant Par sus le pont,* Graal

1329). Daher sind jene Worte, die bis auf das Anfangswort in beiden Hss. gleich lauten (C hat *Si* statt *Ne*), und der zu ihnen gehörige Reimvers *Que l'an songe bien an veillant*, zugleich mit diesem aber offenbar das an den Inhalt desselben anknüpfende Verspaar *Donc il fu voirs, n'an dotez ja, Que li rois an veillant sonja*, 2603 f., Eigentum eines anderen, dem es beliebt hat, die parenthetische Bemerkung des Dichters, *Ne m'an tenez a mançongier*, 2598, auszuspinnen. Die den Zusmmenhang zwischen *Que l'an songe bien an veillant*, 2600, und *Donc il fu voirs ....* 2603 f., mit einem entlegenen Gedanken unterbrechenden Verse *Aussi de voir con de mançonge Sont li panser come li songe*, 2601 f., rühren vielleicht sogar erst von dem Schreiber von P her, da sie in C fehlen (*li panser come li songe* 'sowohl die Gedanken wie die Träume', vgl. *Amour nous a si doctrinez Que touz i sommes enclinez, Et*, und zwar, *les fames comme les hommes*, Clef d'Am. 559 oder im verneinten Satze *Ja si tost ne diroit la dame Son gré a homme comme a fame*, ibid. 972).

Nun zu einem längeren Abschnitt der Dichtung, dessen Echtheit Inhalt, Ausführung und einzelner Ausdruck anzuzweifeln gestatten. An sich unwahrscheinliche, zum Teil auch durch den Verlauf der Erzählung widerlegte Begebnisse knüpfen sich in den Versen 87 bis 208 an das erstmalige, laut diesen noch zwei Nächte sich wiederholende Ertönen der den König in die Verbannung rufenden göttlichen Stimme an. Sie hatte gesprochen: '*Rois, va an essil! De par De et de par son fil Le te di gié: qu'il le te mande. Fai tost ce que il te comande.*' Ein donnerartiges Getöse war diesen Worten vorangegangen, und eine blendende Helligkeit hatte sich beim Erklingen derselben im königlichen Schlafgemach verbreitet. Die drohend-weihevolle Einkleidung der Erscheinung, die doch offenbar den Zweck hat, im König die Empfindung, daß die letztere göttlichen Ursprungs sei und der Befehl daher unbedingten Gehorsam erfordere, hervorzurufen oder mindestens zu verstärken, und die Schilderung, die der Dichter von dem Wesen des Königs vorher entworfen hatte, lassen erwarten, der König werde an die Göttlichkeit der Erscheinung glauben und, ohne zu zaudern, dem Befehl der Stimme folgen (vgl. auch *Fai tost* ...). Aber der gedachte Abschnitt belehrt merkwürdigerweise eines anderen. Der König, der über die Erscheinung sehr verwundert ist, gehorcht nicht ohne weiteres. Er bespricht das Erlebnis nach der Frühmesse mit seinem Kaplan, der ihm einen 'redlichen und heilsamen' Rat erteilt und zu ihm sagt: 'Ich weiß zwar ebensowenig wie Ihr, ob die Erscheinung von Gott ausgeht, aber eines weiß ich: Ihr besitzt mancherlei Gut, auf das Ihr kein Anrecht hattet; gebt bekannt, Ihr seiet bereit, die Ansprüche aller von Euch Geschädigten zu befriedigen, und entledigt

Euch so alles fremden Besitzes.' Der zuvor als fromm, demütig und von Nächstenliebe erfüllt geschilderte König hätte sich also widerrechtlicher Handlungen schuldig gemacht! Wilhelm befolgt den Rat des Kaplans und glaubt hierdurch wohl die höhere Macht, die ihn von seinem Thron hatte verjagen wollen, versöhnt zu haben, von der Erfüllung ihres Geheißes also entbunden zu sein. Die Erscheinung wiederholt sich zu seiner Verwunderung jedoch in der nächsten Nacht. Schnell erhebt sich der König, eilt zu inbrünstigem Gebet in die Kirche und spricht dann aufs neue mit seinem Kaplan, der ihm in weitschweifiger Rede noch eine dritte Nacht abzuwarten rät; erst nach nochmaliger Wiederkehr der Erscheinung werde gewiß sein, daß Gott sie sende; dann solle er Rat nicht wieder begehren, sondern die Welt und sich selbst verachten, nur Gott lieben und hochhalten und Gott zuliebe ohne Säumen (nach der etwaigen dritten Erneuerung des göttlichen Befehls, denkt man und täuscht sich) all sein Geld und Gut unter Arme, Klöster und Kirchen verteilen und nur die Kleider, die er am Leibe trage, mitnehmen (*porter en*); Gott werde es ihm hundertfach vergelten (eine bloße Redensart hier). Der König bindet dem Priester Schweigen über die Sache auf (‘*celez ceste chose*’). Gleich nach der Rückkehr aus der Kirche verschenkt er alle seine Habe. Obwohl es natürlich ist, bedarf es doch ausdrücklicher Erwähnung, daß sein Haus nun nichts mehr von Wert enthalten kann und daß dies auch seiner Dienerschaft bekannt sein muß; die Verteilung seiner Schätze ist als eine heimliche Handlung undenkbar, und tatsächlich hatte er befohlen, dieselben vor ihn zusammenzutragen, und nach den Kirchen- und Klosteroberen und den Armen ausgeschickt (V. 174 ff.); wie unklar ist daher das soeben angezogene *ceste chose!* Auch die Königin gibt ihre Stoffe und ihre Kleinodien fort; auch sie hatte in beiden Nächten, erfahren wir jetzt, den Donner und die Stimme gehört. Des Nachts darauf verharren sie beide in Spannung; diesmal verlangt es sie sogar nach der Erscheinung (der Sinn des Königs, dessen bereits vollzogener Verzicht auf allen Besitz ihr Unterbleiben übrigens jetzt geradezu ausschließt, hat sich also geändert!), und als der Donner wirklich wieder anhebt, loben sie Gott. Die Stimme fügt diesmal noch hinzu: *Mout le coroces* (Gott) *et travailles De ce que tu demores tant* (V. 204 ff.), Worte, die den Schein wecken können, als habe auch die zweite und die dritte Wiederkehr der Erscheinung vom Anfang an zum Bestande der Chrétienschen Erzählung gehört. Nun, und hiermit treten wir aus dem verdächtigen Abschnitt wieder heraus, erhebt Wilhelm sich und führt, gemeinsam mit seiner Gattin, das Gebot des Himmels aus.

Zu den Unwahrscheinlichkeiten und Unklarheiten, die dieser Abschnitt enthält, gesellt sich als weiterer Argwohn gegen

die Echtheit desselben wachrufender Umstand Widerspruch mit später Berichtetem. Das Königspaar hatte sich, wie in jenem erzählt worden, seines Besitzes völlig entledigt (*Vaillant une cope de voirre De toz muebles n'ont retenu*), und zwar schwerlich unbemerkt vor der Dienerschaft, der König sogar ausdrücklich unter Beihilfe dieser; aber die V. 406 ff. verlautende Tatsache, daß die Leute vom Hofe nach Wahrnehmung der Flucht von König und Königin alles, was sie im königlichen Schlafzimmer finden, an sich nehmen (*Prannent quanqu'an la chanbre truevent*), ja, die ganze königliche Behausung plündern (*Totes cez chanbres et cez sales De quanque il i truevent vuident*) und ein Knabe unter einem Bett das elfenbeinerne Jagdhorn des Königs erspäht, setzt voraus, daß das Hab und Gut des Königspaares noch, oder zum mindesten noch Hab und Gut desselben, im Hause war. Allerdings schließt sich an den Objektssatz *quanqu'il an la chambre truevent* die Erläuterung *Cofres, escrins, boges et males*, V. 407, so daß die Beute in Truhen, Schreinen, Säcken und Taschen bestände, und an die Mitteilung, alle Zimmer und Säle werden vollständig ausgeräumt, der Zusatz *Mes n'i a rien de quanqu'il cuident; Rien n'i truevent, que rien n'i a.* Doch es reizten bloße Behälter (auffällig ja auch, daß nur solche, nicht auch sonstiger Hausrat genannt wird) schwerlich zu einem *prendre*, einem Fortnehmen, Entwenden, vielmehr wohl nur zu einem Durchsuchen, *cerchier*, oder Leeren, *vuidier* (was beides mit *escrins* beispielsweise im Clig. 1152 geschieht), so daß *cofres ... et males* dem nachfolgenden Satze mit seinem Prädikat *vuident* zugehören mag, und es widerspricht das anschließend Gesagte, *Totes cez chanbres et cez sales De quanque il i truevent vuident, Mes n'i a rien de quanqu'il cuident; Rien n'i truevent, que rien n'i a*, 408 bis 411, der Vernunft, weil man, wenn man in den Zimmern und Sälen nichts findet, weil nichts darinnen sei (s. den letzten der angezogenen Verse), überhaupt nichts aus ihnen herausholen kann, nicht einmal anderes als das, was man zu finden hofft. Aus dem Widersinn des Inhalts dieser Verse und der Unverträglichkeit der Angabe *Mes n'i a rien de quanqu'il cuident; Rien n'i truevent, que rien n'i a*, 410 f., mit derjenigen des 406. Verses, *Prannent quanqu'an la chanbre truevent*, die ja nur Sinn hat, wenn etwas zum Stehlen da war, folgt nun eine zwiefache Wahrheit für die gedachten Verse: die vier ersten derselben, *Cofres, escrins* ... bis *de quanqu'il cuident*, 407 bis 410, gehören nicht zum ursprünglichen Gut der Dichtung, sind vielmehr das Werk eines Überarbeiters, und der letzte, *Rien n'i truevent, que rien n'i a*, 411, der an sich, des folgenden Verses *Uns petiz anfes espia* wegen, nicht ausscheiden darf, ist eine Umprägung aus ursprünglichem *Molt i truevent, que molt i a* von seiten des gleichen Mannes. Für *an la chanbre*, 406,

ist nunmehr vielleicht *an la meison* einzusetzen. Kurz, Chrétien selbst dürfte von V. 405 bis V. 413 geschrieben haben: *Mes einçois que parole an muevent, Prannent quanqu'an la meison truevent: Mout i truevent, que mout i a. Uns petiz anfes espia Dessoz un lit un cor d'ivoire ...*

Unmöglich hat es sich also begeben, daß König und Königin vor ihrer Flucht ihr gesamtes Eigentum verschenkten, unwahrscheinlich wird es zugleich, daß der Kaplan des Königs einen diesbezüglichen Rat erteilt habe. Die Verse, die diese Dinge erzählen, 144 bis 161 und 173 bis 189 (die der Reim eng an ihre Umgebung fesselt, so daß letztere bis zu gewissen Grenzen schon dieser Tatsache zufolge dem gleichen Urteil verfällt), dürften daher ebensowenig ursprünglich, sondern gleichfalls jüngere Zutat sein. Dem Inhalte dieser entsprechend war ihr Urheber dann hinter V. 406 umarbeitend und einschaltend tätig. Der Schluß auf die Unmöglichkeit jener Begebenheit wird übrigens dadurch, daß die im V. 406, *Prannent ...*, gemeldete Tatsache der Plünderung an einem späteren Orte der Dichtung, und zwar ohne einen ähnlichen Vermerk wie in V. 411, *Rien n'i truevent*, Wiederholung erfährt, noch weiter gestärkt. Wilhelm, als Handelsherr auch nach Bristol, das er einst beherrschte, gelangt, erblickt dort in der Hand eines Burschen ein Horn und erkundet von diesem, wie er in den Besitz desselben gelangt sei. 'Nach dem Verschwinden des Königspaares', erzählt der vaslet V. 2112 ff., '*les janz an lor meison prindrent A bandon quanqu'il i troverent; La sale et les chanbres roberent ... Nus ne me bouta ne ne tint, S'alai tout autressi cerchant Par la meison et reverchant Con li menor et li greignor, Si trovai le cor mon seignor Dessoz un lit, et si le pris*'.

Die Szene, die sich zwischen König und Königin unmittelbar vor ihrer gemeinsamen Flucht abspielt, macht auch die Angabe, daß die Königin gleich ihrem Gatten alle ihre bewegliche Habe fortgegeben habe, unglaubwürdig. Hätte dem König entgehen können, daß sie sein Treiben nachahmte? Dann aber hätte er ahnen müssen, daß sie die göttliche Stimme gleichfalls vernommen habe und sein Schicksal teilen wolle. In Wahrheit aber ist er, als er sich in der Frühe erhebt, um heimlich sein Haus zu verlassen, erstaunt, auch seine Frau sich erheben zu sehen, redet er ihr, um sie zum Bleiben zu bestimmen, anfänglich vor, daß er wie immer zur Frühmesse gehen wolle, und muß er nun erst die Belehrung empfangen, daß auch sie das göttliche Gebot gehört habe und ihn begleiten wolle.

Auch eine Lesart in der einen, der Pariser. Handschrift, die im allgemeinen zwar der Cambridger an Güte nachsteht, zuweilen jedoch die letzte gemeinschaftliche Quelle beider treuer wiedergibt, kann gegen die Ursprünglichkeit des bezeichneten längeren

Abschnittes zeugen. Die Königin offenbart ihrem Manne, sie wisse um die nächtliche Erscheinung. *Vos n'avez*, sagt sie laut der Hs. C. im V. 235, *Rien nule cez trois nuiz vëue, Don ne me soie aparceüe*. Die Angabe *cez trois nuiz* entspricht der voraufgegangenen Erzählung, daß die göttliche Erscheinung drei Nächte hintereinander stattgefunden habe, und scheint umgekehrt die Wirklichkeit dieses Herganges zu bestätigen. Nun bietet aber die Hs. P. die in der Erzählung des letzteren mit C völlig zusammenstimmte, statt *cez trois nuiz* die Lesart *cele nuit* dar, und diese deutet von sich aus auf ein nur einmaliges Statthaben der Erscheinung zurück. Eine Verwandlung von scheinbar so richtigem *cez trois nuiz* in ein *cele nuit* (in diesem Falle auf die letzte der drei Nächte bezogen?) ist weniger begreiflich als eine solche von, scheinbar so unpassendem, *cele nuit* in *cez trois nuiz*. Die ältere von beiden Lesarten scheint daher *cele nuit* zu sein. Erst dann aber wird diese verständlich und brauchbar, wenn die Wiederkehr der göttlichen Stimme in einer zweiten und einer dritten Nacht verschwindet, der Bericht von derselben also für eine jüngere Zutat gilt. Sein Verfasser versäumte es, das spätere *cele nuit* gebührend abzuändern; der aufmerksame Schreiber von C holte dies dann aus eigenen Stücken nach. Als genaue Lesart des Urtextes tritt aber wahrscheinlich erst *ceste nuit* in Betracht; denn es ist fraglich, ob *cil* schon zu so früher Zeit unterschiedslos für *cist* eintrat (wofür als Beispiele Stellen wie *Je sui montés por vos ferir Sor cel cheval*, Veng. Rag. 955, s. auch die Anm. Friedwagners; *Qu'alez vos cele part querant?* Erec 165 H, gegen *ceste part* der anderen Hss.; *Trovez me sui an cel boschage, Je ne sai, par quel mescheance*. Ch.Ly. 3068 V. gegen *an cest boschage* der anderen Hss., dienen können). *cele* entstammte daher wohl erst der Hand des Schreibers von P.

Wie stark in dem von uns verdächtigten Abschnitte die Ausführung und die Darstellung von der Sinngemäßheit, der Folgerichtigkeit, der Klarheit der Chrétienschen Erzählungsweise abweicht, wie breit die Rede mehrfach ist, wie häufig der Gedanke unter der Knechtschaft des Reims steht und wie ungewandt, schwächlich verschiedentlich der Ausdruck ist, kann dem Leser kaum entgehen. In ihn fällt auch der bei früherer Gelegenheit von uns beanstandete Reim *dut* : *refust* C, beziehungsweise *raingne* : *desdaingne* P, V. 105 f.

Verschiedene Merkmale dürfen uns mithin bewegen, die Verse 87 bis 208 für einen unechten Bestandteil des Guillaume zu halten. Nur einmal erklang in diesem die göttliche Stimme ursprünglich, und sofort, ohne Besinnen gehorchte der König ihrem Befehl; es ist gleichgültig, daß die dreimalige Aufforderung Parallelen findet. Auf V. 86, '... *Fai tost ce que il te comande*', folgte

einstmals also unmittelbar V. 209. Dieser lautet in C *Car il se leva maintenant* und in P *Qu'il se lieve molt coiement*; im Urtext aber wird er *Li rois se lieve maintenant* gelautet haben; mit *Li rois* beginnt der erste Vers der Zutat, V. 87, es mag uns in dem Anfang dieser der ursprüngliche Anfang des 209. Verses erhalten geblieben sein.

Der Roi Guillaume[1] ist also nach Inhalt wie nach Sprache nicht eines einzigen Mannes Werk. Laut den Anfangsversen von Chrétien, und zwar Chrétien de Troyes, geschaffen, zeigt er von eines jüngeren Dichters Hand Einschaltungen und Änderungen. Spielt nun dieser vielleicht auf seine eigene Person an?

Suchen wir zunächst die Art der Quelle, auf welche Chrétien seine Erzählung, seinen *conte* (vgl. für diese Benennung vorzugsweise V. 34[2]), zurückleitet, zu erkennen, mit anderen Worten die Frage, ob Chrétien aus einer schriftlichen oder einer mündlichen Quelle geschöpft habe oder geschöpft haben wolle, zu entscheiden. Die Dichtung enthält über diesen Gegenstand zwei einander widersprechende Angaben; naturgemäß kann nur die eine von ihnen richtig sein und hat die andre dann einen anderen zum Urheber. Dem Schluß der Dichtung nach, *Tes est de cest conte la fins: Plus n'an sai, ne plus n'an i a. La matiere si me conta Uns miens conpainz, Rogiers, li cointes, Qui de maint preudome est acointes*, V. 3362 ff., hat Chrétien den Stoff derselben auf mündlichem Wege, und zwar aus dem Munde eines Dichtergenossen namens Rogier, empfangen. Auf eine schriftliche Quelle, auf Gewinn des Stoffes durch Lesen, hingegen weist V. 46: *S'il ot humilité an lui* (im König), *An l'estoire trovai et lui, Qu'autant an ot an la rëine.* Der Fundort dieser dem *conte* zugrunde liegenden *estoire* war laut *Qui les estoires d'Angleterre Voldroit ancerchier et anquerre, Une qui mout fet bien a croire, Por ce que pleisanz est et voire, An troveroit a Saint Esmoing. Se nus*

[1] In den Zitaten ist die hergebrachte Bezeichnung Guill. d'Angl. beibehalten worden.

[2] Für den Schluß des 34. Verses *Ne je ne vuel mantir el conte* bekannte Foerster sich zu der Lesart von P, *el conte,* statt deren C *dou conte* überliefert, und ohne Zweifel ist *el conte* (auch im Graal 1356 gesagt) die gute. In dem bloßen *ne* vor *vuel* übernahm er aber die Lesart von C, der in P *nen*, d. i. *n'en*, gegenübersteht. Es scheint mir statthaft zu sein, den ganzen Vers einheitlich nach P, und somit *Ne ja n'an vuel mantir el conte* zu lesen. Der Beziehungsbegriff für *en* ist *l'estoire* im vorhergehenden 33. Verse *Mes l'estoire plus n'an reconte* (genau so wie in den Worten *Ains dirai vraie estoire dont ja ne mentirai*, BComm. 28 *vraie estoire* derjenige für das entsprechende Relativadv. bei *mentir* ist). Jeder Irrtum in der Beziehung dieses *en* wird unmöglich, wenn man bereits statt *plus n'an reconte,* der Lesart von C, diejenige von P, *plus ne reconte,* für den kritischen Text wählt (zu bloßem *plus* und der Negation beim Verbum in dem Sinne von 'weiter nichts' vgl. aus Chrétien Erec 233, 2507, 2948; Clig. 589, 1763).

m'an demande tesmoing, La l'aille querre, se il viaut, V. 15, Saint Esmoing, nach Uhland ein Kloster des heiligen Edmund, nach Morsbach genauer die von Knut dem Großen gegründete Abtei S. Edmonds in Suffolk (s. Foerster, kl. Erec S. X und gr. Guill., Anm. zu V. 15). Die mündliche ist nach Foersters Urteil die wirkliche Quelle des Dichters. Bewiesen werde dies durch die vollendete Deutlichkeit der Schlußbemerkung. Chrétien habe den Stoff von einem Gefährten, einem *troveor* wie er selbst, erzählen hören: nichtssagend, ganz allgemeinen Charakters sei hingegen die Anfangsbemerkung *Qui les estoires d'Angleterre...*: diese wolle nur einen etwaigen Zweifel an der Wahrheit der Geschichte zerstreuen, sie verweise darum an eine allumfassende englische Chronik,[1] genau so wie in einem karolingischen Heldengedicht auf die Chronik von St. Denis verwiesen werde, wenn man keinen Beweis oder keine Urkunde besitze. Sicherlich schätzt Foerster den Wert der einleitenden Belehrung richtig ein. Mit ihrer Versicherung, daß die folgende Geschichte wahr und beglaubigt, nicht etwa vom Dichter erfunden sei, will sie die Hörer offenbar zu gespannter Aufmerksamkeit und ernstlicher Teilnahme einladen. An die Zuverlässigkeit der Schlußangabe im Roman, der Dichter verdanke seinen Stoff mündlicher Erzählung, vermag ich jedoch nicht zu glauben. An jenem Orte, an welchem Foerster der Quellenfrage eine zusammenhängende Behandlung widmet, in der Einleitung zu seiner großen Wilhelm-Ausgabe, S. CLIX f., läßt Foerster die Bemerkung *An l'estoire trovai et lui*, V. 45, unberücksichtigt. Den Grund hierfür sagt er uns in einer Anmerkung zu dieser Stelle: er finde sie, weil sie in schroffem Widerspruch zu den Angaben *La matiere si me conta...*, V. 3364, und *Qui les estoires d'Angleterre...*, V. 11, stehe, durch die Jagd nach reichen und rührenden Reimen veranlaßt. Man tut jedoch Chrétien gewiß unrecht, wenn man ihm zumutet, nur um Gelegenheit zu einer Reimspielerei (*lui*, Pron., : *lui*, Pf. v. *lire*) zu finden, eine haltlose, am Schluß des Vortrages in ihr völliges Gegenteil verkehrte Angabe gemacht zu haben: er hat ja auch keineswegs nur reiche Reime geschaffen. Gut zu *An l'estoire trovai et lui* paßt außerdem die Ausdrucksweise 'die Geschichte erzählt' und nicht 'ich habe erzählen hören' oder etwas Gleichartiges, welche die Verse 33, *Mes l'estoire plus ne reconte*, und 114, *ce conte l'estoire*, darbieten. Nicht die Glaubwürdigkeit der fest in den Gang der Rede gefügten Aussage des 45. Verses, *An l'estoire trovai et lui*, sondern diejenige der Schlußangabe, *La matiere si me conta...*, halte ich daher für anfechtbar.

Berlin. (Schluß folgt.) G. Cohn.

[1] Verwandter Art ist die Beziehung Adenets auf die *Estoires dou roi d'Espaigne* für seinen Cleomades, s. Cleom. 37.

Rabelais.
Kritische Darstellung der modernen Rabelais-Forschung und ihrer Probleme.

I. Jugend- und Lehrjahre.

Die Schwierigkeiten, deren das Leben Rabelais' so viele bietet, beginnen für den Biographen schon am Anfange seiner Arbeit Wann ist Rabelais geboren? Die Tradition überlieferte das Jahr 1483, ohne jedoch eine andere Begründung dafür zu geben als das gleichfalls traditionelle Alter Rabelais' bei seinem Tode, 70 Jahre. Doch die Erwägung, daß er dann bei seiner Inskription 47 Jahre alt gewesen wäre, der Umstand ferner, daß Tiraqueau in seiner Ausgabe des *De legibus connubialibus* 1524 von Rabelais als *vir supra aetatem praeterque ejus sodalicii morem* spricht, was jedoch kaum auf ein Alter von 41 Jahren zuträfe, die Tatsache, daß sich Rabelais in seinem Briefe an Budé 1521 selbst als *adolescens* bezeichnet, was ein neununddreißigjähriger Mann wohl kaum von sich sagen konnte, lassen dieses Datum als zu früh erscheinen. So nimmt daher schon Guy Patin im 17. Jahrhundert das Jahr 1490 an, und nach ihm schwanken die Angaben zwischen 1490 und 1500. Rabelais selbst macht nirgend eine Andeutung, die einen sicheren Schluß auf sein Geburtsjahr zuließe. Nichtsdestoweniger hat es Abel Lefranc, *Rev. Étud. Rab.* VI, p. 265, *Conjectures sur la date de la naissance de Rabelais*, versucht, auf Grund der Angaben bei der Geburt des Gargantua die Frage zu lösen. Die Stelle findet sich *Gargantua* ch. IV und lautet: *L'occasion et maniere comment Gargamelle enfanta fut telle ... Le fondement luy escappoit une aprés disnée, le troisiesme jour de febvrier, par trop avoir mangé de gaudebillaux. Gaudebillaux sont grasses tripes de coiraux. Coiraux sont bœufz engressez à la creche et prez guimaux. Prez guimaux sont qui portent herbe deux fois l'an. D'iceux gras bœufz avoient faict tuer trois cens soixante sept mille et quatorze, pour estre à mardy gras salés, afin qu'en la prime vere ilz eussent bœuf de saison à tas pour au commencement des repas faire commemoration de saleures, et mieulx entrer en vin.'* Um nun mit solcher Bestimmtheit den 3. Februar zu bezeichnen, muß Rabelais einen Grund gehabt haben, da er diesen Tag außerdem noch durch die Erwähnung, daß die getöteten Ochsen am *mardy gras* durchgesalzen sein sollten, näher bestimmt. Es muß also der 3. Februar ungefähr acht bis zwölf Tage, die Zeit der Beize, dem *mardy gras*, an dem das Fleisch bereit sein sollte, vorausgehen. Lefranc sucht nun das Jahr, in dem der Fastnachtsdienstag in den Februar fällt, und findet, daß dies 1494 der Fall

ist. Gargantua wurde also 1494 geboren, und da die Angaben, welche zur Bestimmung dieses Jahres führten, der Wirklichkeit entsprechen, so stehe nichts im Wege, sie auf Rabelais selbst zu beziehen, der gern diejenigen, die ihn kannten, zu mystifizieren pflegte. Weiter glaubt Lefranc eine Bestätigung seiner Ausführungen im Kapitel XIII des *Gargantua* zu finden: *Sur la fin de la quinte année Grandgousier retournant de la defaicte des Canariens visita son fils Gargantua.* Lefranc erblickt darin eine Anspielung sowohl auf das Alter des Kindes als auch auf einen siegreichen Feldzug, den er in der Eroberung Mailands durch Ludwig XII. im Jahre 1499 bestimmt, da er mit den gegebenen Voraussetzungen in vollem Einklang stehe. Auch das Alter von Panurge, der zur Zeit, als er mit Pantagruel zusammentrifft, 35 Jahre zählt, sei zur Bestimmung heranzuziehen, da viele Reflexionen und Anspielungen ganz auf Rabelais passen. Da sich das Zusammentreffen mit Panurge um 1530 abspiele, welche Zeitbestimmung sich aus Rabelais' Angabe, daß der Unterricht in der alten Sprache reformiert wurde, ergibt, so komme man auch auf diesem Wege zur Annahme des Jahres 1495.

Es ist diese Darlegung nur eine Folge der von Lefranc vertretenen Ansicht, hinter den Angaben Rabelais' wirkliche Tatsachen zu suchen. Immerhin ist es schwer anzunehmen, daß Rabelais sein Geburtsjahr hinter einem Rätsel verstecken wollte, dem er als Probe zur Auflösung die Eroberung von Mailand entgegensetzt. Mit größerer Sicherheit dürften vielmehr die Bestimmungen über die Erteilung der Priesterweihe zur Festsetzung des Geburtsjahres herangezogen werden. Rabelais hat in Fontenay le Comte volle Freiheit gehabt und sich auch mehrmals von dort entfernt. Dies wäre unmöglich gewesen, hätte er die niedrigen Weihen nicht schon alle hinter sich gehabt, da diese in den Klöstern mit Funktionen verbunden waren, die den Kleriker an Ort und Stelle zurückhielten. Nach einer Äußerung im Briefe an Budé zu urteilen, war Rabelais im Oktober 1520 schon in Fontenay. Da die Priesterweihe erst nach dem 24. Lebensjahre erteilt werden durfte, so ergibt sich 1494 oder 1495 als annähernde Bestimmung.

Rabelais bezeichnet sich selbst als Chinonensis, ebenso die Zeugnisse von Scévole de Sainte-Marthe, P. Garasse, Du Chesne, Antoine Leroy, P. de Saint-Romuald, Le Duchat, P. Niceron. Keines dieser Zeugnisse bringt Einzelheiten. Dagegen läßt Roger de Gaignères Rabelais in La Devinière zur Welt kommen: *La Devinière, à une bonne lieue de Chinon, à deux portées de fuzil de l'abbaye de Sully, et presque vis-à-vis de la Roche-Clermault est le lieu, où est né Rabelais de la paroisse Saint-de-Sully en Touraine* (1699). Auch der Geschichtschreiber von La Rochelle,

Père Arcère, sagt ausdrücklich: *François Rabelais, né à la Devinière près Chinon.* (*Naissance de Rabelais à la Devinière, Rev. Étud. Rab.* V, 223.) Hand in Hand damit geht eine alte Lokaltradition. Man wird daher Lefranc recht geben, wenn er aus dem Umstand, daß sich um La Devinière die Ereignisse des ersten Buches abspielen, ferner aus der genauen Ortskenntnis und dem weiten Platz, den La Devinière, Seuilly und die angrenzenden Orte im Roman einnehmen, während Chinon wenig hervortritt, den Schluß zieht, daß La Devinière in der Tat der Geburtsort Rabelais' ist. Lefranc, *Cours professé au collège de France* (*Rev. Étud. Rab.* III). Es bleibt die allerdings kleine Schwierigkeit, daß La Devinière erst 1505, nach dem Tode von François' Großmutter, in den Besitz des Vaters kam, doch dürfte der Knabe seine Jugendzeit hier verbracht haben. Dem steht Rabelais' eigene Bezeichnung als Chinonensis nicht gegenüber, da sich diese sowohl auf Chinon selbst als auch auf den ganzen Kirchensprengel bezog.

Vier urkundliche Zeugnisse liegen vor über die Familie Rabelais zwischen 1500 und 1560. 1) Ein Teilungsvertrag vom 12. März 1505 zwischen Anthoine Rabelais einerseits und Jean, François, Guillaume Anthoine, Pierre Frapin, Pierre Delopiteau anderseits über den Nachlaß der Andrée Pavin; 2) 1534, 26. Jänner. Ein Teilungs- und Erbvertrag zwischen Jamet, Antoine Rabelais, René Pallu und Françoise Rabelais, seiner Frau, Jehan Gallet, Michel Endre; 3) 1539, 14. August. Zweiter Teilungs- und Erbvertrag zwischen denselben Erben; 4) 1559, 22. Jänner. Testament des Antoine Rabelais, sieur de la Devinière, und seiner Frau.

Aus diesen Dokumenten ergibt sich, daß die Großmutter von Rabelais Andrée Pavin hieß, Tochter des N. Pavin, Seigneur de Chavigny-en-Vallé. Sie heiratete in erster Ehe einen N. Rabelais, in zweiter Ehe einen Frapin, von dem sie sechs Kinder hatte. Eines dieser Kinder, Kanonikus von Angers, Seigneur de Saint-Georges, ist im *ancien prologue* des IV. Buches als *vieux oncle* bezeichnet.[1]

Endgültig abgetan ist ferner die alte Legende, daß Rabelais' Vater Apotheker oder Wirt gewesen sei. Wie ein von Lefranc entdecktes und *Rev. Étud. Rab.* III, 63 veröffentlichtes Dokument zeigt, war er Richter und der älteste Advokat im Sprengel von Chinon, in welcher Eigenschaft er am 24. Mai 1527 vom

[1] Vgl. über die Familie Rabelais: Grimaud, *Projet de généalogie de la famille Rabelais* (*Rev. Étud. Rab.* I, 66). — *Les familles alliées à la famille Rabelais* (*Rev. Étud. Rab.* III, 367—75). — *Généalogie de la famille Rabelais* (*Rev. Étud. Rab.* IV, 288 ff.). — *Documents relatifs à la famille de Rabelais* (*Rev. Étud. Rab.* VI, 70 ff., 203 ff.). — H. Clouzot, *Notes sur les Dusoul, alliés aux Rabelais* (*Rev. Étud. Rab.* VII, 379 ff.). Eine Dusoul war mit Rabelais' Vater verheiratet. Der Name Rabelais ist um 1630 in Chinon erloschen.

Parlament in Paris einen Erlaß bekam, laut welchem er, *maistre Anthoine Rabellays, soy disans accesseur et expédiant la juridicion au siège de Chinon ... pourra exercer la justice et tenir le siège au dit Chinon comme plus ancien advocat au dit siège.* Antoine Rabelais bekleidete außerdem 1507—27 die Würde eines Sénéchal de Lerné. Er starb 1534. Die Tradition machte ihn zum Wirt, wohl weil sein Haus in Chinon später als Schenke verwendet wurde, wie de Thou in lateinischen Versen berichtet. Die andere Version, daß er Apotheker war, beruht auf einer Personverwechslung, da ein Thomas Rabelais um 1577 in der Tat Apotheker war. Überhaupt wurde diese Tradition schon 1697 von dem Geschichtschreiber Bernier bezweifelt in dem *Jugement sur la vie et les œuvres de Rabelais* 1697, p. 23: *Il n'est pas si certain que ce docteur fut fils d'un apothicaire qu'il est certain que son neveu était apothicaire.* Dann wies Dr. L. Double, *Rabelais anatomiste*, p. 322, nach, daß Rabelais nicht der Sohn eines Apothekers sein konnte, da er als solcher umsonst hätte studieren können, während er doch drei livres und ein Goldstück für die Immatrikulation bezahlte. Endlich hatte schon vor Lefranc M. Audiger in seiner *Généalogie der Familie Rabelais* einen Antoine Rabelais, *licencié-ès-lois* nach dem Akte von 1505 als Vater von François bezeichnet.

Rabelais hatte eine Schwester Françoise und zwei Brüder, Antoine und Jamet. Unter den Nachkommen des ersteren befinden sich verschiedene Apotheker, was wesentlich dazu beigetragen haben mag, auch Rabelais' Vater diesem Stande zuzuzählen. Über Jamet erfahren wir durch Grandmaison, *Rev. Étud. Rab.* IV, 115, daß er zwei Jahre in Tours bei Geoffroy Gaudete, Kaufmann, Lehrling war und dann dessen Tochter heiratete. Auf Grund dieser Konstatierung berichtigte Lefranc, die von ihm (*Navigations de Pantagruel*, p. 58/59) vertretene Ansicht, daß Jamet Brayer, der Lotse des IV. und V. Buches, mit Cartier zu identifizieren sei. Jamet Brayer ist vielmehr ein Schwager von François' Bruder Jamet, da er ebenfalls eine Gaudete geheiratet hatte.

Der Unterricht des Knaben begann wahrscheinlich in der Benediktinerabtei von Seuilly, zu der die Familie Rabelais schon insofern in Verbindung getreten war, als La Devinière mit seinen Dependancen der Abtei unterstand und die Rabelais einen jährlichen Pacht dafür zahlten. Das Kloster war in die Abhängigkeit von Maillezais gekommen, doch bleibt es dahingestellt, ob diese Tatsache schon einen Schluß auf den späteren Aufenthalt Rabelais' in Maillezais zu ziehen erlaubt, was Lefranc gern täte. Dabei erhebt sich die Frage, ob der Knabe schon ganz in die Obhut des Klosters gegeben wurde, um so von Jugend an für

seinen späteren Stand vorbereitet zu werden. Wir wissen leider so gut wie gar nichts über den Verlauf der ersten zwanzig Jahre, und so sind wir auch hier nur auf Vermutungen angewiesen. Le Roy ist der einzige, der über die Jugend Rabelais' eine Mitteilung macht: *Bisquintum attigerat vix annum Cordigerum esse vult Pater arrideus. F. Rabelaesi Gesta* im *Floretum philosophicum.* Doch dürfte er seine Behauptung aus Buch V, ch. IV geholt haben, wo der Text in der Tat eine solche Deutung zuläßt. Die Stelle lautet: *Je m'esbahis (dist Aeditue continuant) si les meres de là les portent neuf mois en leurs flancs, veu qu'en leurs maisons elles ne les peuvent porter ne patir neuf ans, non pas sept le plus souvent* usw. Da Le Roy den Roman Rabelais' genau kannte und daraus auch Schlüsse auf das Leben des Autors zog, so dürfte er auch hier das gleiche getan haben, um so mehr, da ja auch die Angaben Rabelais', der von neun und sieben Jahren spricht, in den Grenzen des *bis quintum attigerat vix annum* bleiben.

Auf die Frage, ob Rabelais schon von Kind an für den geistlichen Stand bestimmt war, läßt sich, abgesehen von obiger Stelle, vielleicht aus folgender Erwägung bejahend antworten. Wie wir aus vorgefundenen Dokumenten entnehmen können, bekleideten beide Brüder François' Stellungen, ohne daß wir etwas von gelehrten Studien wüßten. Nun ist aber François in oder bei Angers in einem anderen Kloster gewesen, und man wird dies wohl auf Rechnung seiner geistlichen Studien zu setzen haben. Denn daß er entweder im Kloster La Baumette oder im nahegelegenen Angers war, ergibt sich aus seinen Bemerkungen im *Gargantua* XII: *Je sçay des lieux à la Basmette ... où les estables sont au plus haut du logis* und *Pantagruel* V: *Il vint à Angiers, où il se trouvoit fort bien, et y eust demouré quelque espace n'eust esté que la peste les en chassa.* In der Tat wurde Angers 1515 und 1518 von der Pest heimgesucht,[1] so daß also der Aufenthalt zwischen jene Jahre, resp. vor 1515 zu setzen ist. Die Nachricht, daß Rabelais in La Baumette war, geht auf Bruneau, Sieur de Tartifume, zurück, Advokat in Angers und gestorben 1626, der sie in einem Werke über seine Vaterstadt mitteilt (Marty Laveaux, *Notice biogr.*, 1912, t. V, p. VII). Da Bruneau de Tartifume noch auf den *Gargantua* hinweist, so ist es wahrscheinlich diese Bemerkung gewesen, aus welcher die Tradition eines Aufenthaltes in La Baumette entstand.

Die Rabelais-Biographen waren bisher gewöhnt, auf La Baumette den Aufenthalt in Fontenay-le-Comte folgen zu lassen unter Hinweis auf die von Fillon entdeckte Unterschrift Rabelais' auf

[1] Angers, inventaire analytique des archives: B B 16, folio 21—29, peste à Angers en 1515, B B 17 fol. 22—59, peste à Angers en 1518 nach brieflicher Auskunft des Bürgermeisters von Angers.

einem Kaufkontrakte von 1519. Dieser hat sich aber als Fälschung erwiesen (Clouzot, *Rabelais à Fontenay Le Comte, Rev. Étud. Rab.* 1907), so daß damit auch diese Annahme hinfällig wird. Doch muß Rabelais um jene Zeit einen längeren Aufenthalt im Berry gemacht haben, und vielleicht ist, entgegen der allgemeinen Ansicht, auch schon ein solcher in Bourges in Erwägung zu ziehen. *Gargantua* ch. 45 lesen wir: *Dont estes vous, vous aultres pauvres haires? — De Sainct Genoulz dirent ilz. — Et comment, dist le moine, se porte l'abbé Tranchelion, le bon beuveur?* Dieser Abbé Tranchelion ist eine wirkliche Persönlichkeit und von 1512—1520 Abt von Saint-Genou und de la Vernusse im Berry gewesen. Damit hängt im gleichen Kapitel die Erwähnung von Palluau zusammen, denn die Familie Tranchelion oder Tranchelyon besaß die Herrschaft von Palluau sur Indre seit dem 14. Jahrhundert (Jacques Soyer: *Topographie Rabelaisienne, Rev. Étud. Rab.* VII, 321, 326). Überzeugend ist ferner der Umstand, daß alle in diesem Kapitel erwähnten Namen zur Gemeinde Palluau gehören, also persönliche Ortskenntnisse voraussetzen. Es hat sich sogar die Tradition von Rabelais' Aufenthalt in Palluau bewahrt, und man zeigt noch heute einen Sessel aus der Kirche von Palluau, der Rabelais gehört haben soll. Da also Rabelais vor 1520 im Berry gewesen ist, so ist es nur naheliegend, an einen Aufenthalt in Bourges zu denken. Die Stadt ist in der Reise des Pantagruel unmittelbar nach Angers angeführt, welches der Riese wegen der Pest verlassen. Da diese in den Jahren 1515 und 1518 historisch hier bezeugt ist, ferner gerade in der Reise des Pantagruel persönliche Erinnerungen vorherrschen, so spricht nichts gegen die Annahme, daß Rabelais vor oder nach dem Aufenthalt in Saint-Genou in Bourges verweilt habe. Die Frage dieses Aufenthaltes in Bourges wird später anläßlich der Reise des Pantagruel wieder besprochen werden.

Wir wissen nicht, wo und wann Rabelais sein Noviziat beendigte und die Priesterweihe empfing. Bezüglich letzterer beruft sich Rathery in seiner Biographie auf das Zeugnis des Pierre de Saint-Romuald: *C'est la* (zu Fontenay) *qu'il achera son noviciat et passa successivement par tous les degrés du sacerdoce jusqu'à la prêtrise qu'il aurait reçue en 1511, suivant Pierre de Saint-Romuald mais plus probablement en 1520* (Rathery, *Notice*, p. 4). Doch spricht Romuald, wie Lefranc, *Sur le témoignage de Pierre de Saint-Romuald* (*Rev. Étud. Rab.* VII, 500) zeigt, gar nicht von der Priesterweihe, er setzt nur gegen 1511 unter Berufung auf *ceux qui ont escrit sa vie* den Eintritt in das Kloster von Fontenay-le-Comte an. Da nun Rabelais, wie erwähnt, hier sich ganz frei bewegen konnte und öfters vom Kloster wegging, wird er damals wenigstens die niederen Weihen hinter sich gehabt haben.

die in den Klöstern gewöhnlich mit Funktionen verbunden waren, welche den Kleriker an Ort und Stelle zurückhielten.

Rabelais dürfte wahrscheinlich um 1520 nach Fontenay-le-Comte gekommen sein, ohne daß sich die Zeit genauer bestimmen läßt. Der von Fillon im Jahre 1861 veröffentlichte Kaufvertrag vom Jahre 1519, der mit den Unterschriften von anderen Mönchen auch die Rabelais' trug, hat sich durch die Darlegungen Clouzots, *Rabelais à Fontenay-le-Comte et le prétendu acte de 1519* (*Rev. Étud. Rab.* V, 413 ff.), als Fälschung erwiesen. Denn Rabelais konnte, weil er als Mönch für die Welt tot war, in keiner Weise bei einem notariellen Akte als Zeuge auftreten, noch weniger aber kaufen oder verkaufen, da die Ordensregel dies ausdrücklich verbot. Außerdem widerspricht die Tatsache, daß sich seine Unterschrift mit der seiner Ordensbrüder vorgefunden haben soll, der Gewohnheit der Zeit, da damals die Notare allein unterfertigten und die Unterschrift der Parteien erst nach 1560 aufkam. Es bleibt daher nur der Brief an Budé, der eine ungefähre Zeitbestimmung ermöglicht. Denn da sich Rabelais im Schreiben vom 4. März 1521 beklagt, daß er vor fünf Monaten geschrieben und noch immer keine Antwort erhalten habe, muß er Oktober 1520 schon in Fontenay-le-Comte gewesen sein.

Noch weniger als die Zeit seines Eintrittes in Fontenay-le-Comte läßt sich der Grund bestimmen, der Rabelais gerade dieses Kloster wählen ließ. Der Umstand, daß eines der Mitglieder des dortigen Humanistenkreises, Mallet, procureur du roi, aus Chinon stammte, läßt vielleicht vermuten, daß dieser den jungen François nach Fontenay brachte und bei Tiraqueau einführte. Vielleicht haben überhaupt mehr Verbindungen mit dem Poitou und Chinon geherrscht, als man bisher glaubte. Aus den *Mémoires de la Société archéologique de Tourraine* 28, p. 219 ersehen wir, daß ein Sproß der Familie Gouffier, die 1498—1519 als Gouverneure das Schloß von Chinon innehatten, Guillaume Gouffier, sieur de Bonnivet, von 1517—1525 Gouverneur des Poitou war, und es ist nicht unmöglich, den Admiral Bonnivet mit Geoffroy d'Estissac als den Protektor Rabelais' in Fontenay le Comte zu betrachten. Daß Rabelais Verbindungen mit Guillaume Gouffier hatte, zeigt die Anspielung auf dessen Wappen im *Gargantua* ch. IX: *la devise de monsieur l'admiral, laquelle premier porta Octavian Auguste,* und die Erwähnung in der *Briefve declaration: De icelles avez veu la devise de monseigneur l'amiral* ... Vgl. Clouzot: *La Devise de Monsieur L'Admiral, Rev. Étud. Rab.* 1908, p. 368.

Der Aufenthalt Rabelais' in Fontenay wurde in den letzten Jahren Gegenstand genauer Untersuchungen, und so sind wir über diese Periode seines Lebens verhältnismäßig am besten unterrichtet, um so mehr, da es das erste und das letzte Mal war, daß

Rabelais fünf Jahre hindurch an einem Orte bleibt. Er tritt hier das erstemal, so weit wir es bis jetzt beweisen können, mit Humanisten in Verbindung, wobei natürlich immer die Wahrscheinlichkeit bleibt, daß er in Angers oder vielleicht auch in Bourges schon Vorstudien gemacht hat. Hervorzuheben ist, daß alle diese Männer, denen er sich angeschlossen, Juristen waren, was die Annahme von Verbindungen zwischen Fontenay und Chinon, wo ja der Vater von François ebenfalls Jurist war, wesentlich erleichtert. In Fontenay waren Andrée Tiraqueau, Artus Cailler, lieutenant du roy daselbst, Jean Brisson, advocat du roi, Maillet, procureur du roi, Jean Brissot, Jacques Raufray, Pierre Fouschier, Raoul Collin, Jean Vernon, alle Advokaten. In diese Zeit wird auch die Bekanntschaft mit Geoffroy d'Estissac, Bischof von Maillezais, fallen, den er durch die Gelehrten von Fontenay, möglicherweise auch durch Amy kennen gelernt haben wird, da dieser schon früher mit D'Estissac in Verbindung getreten war, wie eine Rechnung zeigt, in der ein Reisender der Buchhandlung des Henry Estienne den Empfang von sieben Goldstücken von Amy für Bücher bestätigt (Rathery, S. 12, Anm. 3). Die alte Tradition, Rabelais habe den Bischof in La Baumette kennen gelernt, ist durch nichts begründet und auch wenig wahrscheinlich, da die D'Estissac, welche zu den vornehmsten Familien des benachbarten Departements Aunis gehörten, keine Beziehungen zu dem unbekannten Kloster hatten. Auch Aymery Bouchard und Briand de Vallé, erwähnt im IV. Buche, beide wohnhaft in Saintes, gehörten zu seinen Bekannten, bei denen er sicher öfters verweilte.

Ferner macht Lefranc, *Sur quelques amis de Rabelais* (*Rev. Étud. Rab.* V. 52) auf die *Épitres morales et familières* von Jean Bouchet (Poitiers 1515 in-fol.) aufmerksam, die ersehen lassen, daß Rabelais zwischen 1520 und 1530 zu wiederholten Malen der Gast des Abbés Ardillon zu Fontenay-le-Comte war, der *Pantagruel* II ch. V als *noble Ardillon abbé* erwähnt ist. Es hatte sich hier ein kleiner Kreis von poitevinischen Gelehrten gebildet, von denen Quentin Troyan und Petit in Verbindung mit Rabelais getreten sind und mit diesem von Bouchet genannt wurden. Es ist auch leicht möglich, daß, wie R. Louis, *Notes sur l'exercice de l'art de guérir à Fontenay-le-Comte (XVIe et XVIIe siècles)* Vannes, 1907, annimmt, Rabelais seine medizinischen Studien schon im Poitou begann, angeregt durch den Verkehr mit Reynaud de Sallenove, Guillaume Vernède, Raoul Collin, alle Ärzte und Apotheker in Fontenay. Es dürfte diese Annahme um so mehr zutreffend sein, als sie den Beginn der naturhistorischen Studien Rabelais' in jene Zeit versetzt, welche allein direkte Beziehungen mit Ärzten und Naturforschern der neuen Schule voraussetzen läßt. Dieses Bild humanistischer Regsamkeit wird ergänzt durch

die Korrespondenz mit Budé, welche auch insofern von großer Wichtigkeit ist, als sie uns einen Anhalt für die Studien gibt, welche Rabelais betrieb. Wie nämlich Delaruelle in seinem Buche über *Guillaume Budé,* Paris 1907, zeigt, waren die *annotationes in pandectas* und das *de Asse* für die griechischen und lateinischen Studien bahnbrechend und von direkt aktueller Bedeutung für die ganzen humanistischen Studien. So erklärt es sich, warum Rabelais neben Jus auch philologische und linguistische Arbeiten betreibt. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß er aus Budé die ersten Anfänge des Griechischen lernte, denn in allen Städten, welche er vor 1520 besuchen konnte, lassen sich keine Lehrer für diese Sprache nachweisen. Da ferner Amy in einem Briefe mitteilt, daß sich Rabelais seit einiger Zeit in griechischen Briefen versuchte, so werden wir den Beginn seines Studiums der griechischen Sprache um die Zeit von Fontenay le Comte ansetzen dürfen. Vorbild waren wohl die Briefe Budés, von denen 1520 eine Ausgabe mit griechischen Mustertexten erschienen war.[1]

Wir haben deutliche Zeugnisse für die humanistischen Studien Rabelais' in Tiraqueaus *De legibus connubialibus.* Barat weist nämlich, *Rev. Étud. Rab.* III, 138, 253, *L'influence de Tiraqueau sur Rabelais,* nach, daß Tiraqueau allein den ungeheuren Stoff, der für die zweite Auflage seines Buches zu verarbeiten war, nicht bewältigen konnte, da es sich darum handelte, aus allen Schriftstellern des Altertums und der Neuzeit, den Historikern, Dichtern, Kirchenvätern und Theologen, die auf die Frauen bezüglichen Stellen zu sammeln. Rabelais muß sich an dieser Arbeit mit den anderen Freunden Tiraqueaus stark beteiligt haben, denn die Ausgabe des *De legibus* trägt am Titelblatt ein von Rabelais verfaßtes Lobgedicht auf Tiraqueau, und dieser sagt selbst anläßlich eines Zitates aus Herodot: *Verum librum hunc integrum elegantissime traduxit Franciscus Rabelaesus Minoritanus, vir supra aetatem, praeterque ejus sodalicii morem, ne nimiam religionem dicam, utriusque linguae omnifariaeque doctrinae peritissimus,* und ein zweites Mal: *Sed temperare mihi non possum, quim dicam id quod noster Franciscus Rabelaesus, sodalis franciscanus, vir utraque lingua doctissimus, pronunciavit ...* Die erste Bemerkung bezieht sich auf die Übersetzung des ersten Buches Herodots von Rabelais, welche verloren ist.

Ziemlich unklar sind noch heute die Vorfälle, welche der Überlieferung nach auf die Studien der beiden Freunde zurückzuführen sind. Wie nämlich Budés Briefe an Amy vom 23. Februar 1523 und an Rabelais vom 27. Jänner 1524 mitteilen,

---

[1] Über Rabelais und Budé vgl. noch Delaruelle: *Ce que Rabelais doit à Erasme et à Budé. Rev. d'hist. litt. de la France* 1904, p. 230—262.

mußten die beiden wegen ihrer gelehrten Studien die Verfolgungen der Mitbrüder über sich ergehen lassen. Da Budé nur von schon vollzogenen Tatsachen spricht, so wissen wir auch nichts Genaueres darüber, und alle Biographen begnügten sich mit der Konstatierung oder Erklärung, daß das Studium des Griechischen die Verfolgung entfacht habe. Doch wird diese Angelegenheit weniger mit den Studien der beiden als vielmehr mit dem Parteikampf in Zusammenhang zu bringen sein, der damals den Franziskanerorden in zwei Lager spaltete, nämlich mit dem Streite der Konventualen und Observanten. Konventualen wurden schon früher die Minoriten, welche die Milderung der Regel vertraten, genannt, während die Observanten an der Strenge der Regeln festhielten. Es war durch längere Zeit zu Reibereien zwischen beiden Richtungen gekommen, bis endlich durch die Entscheidung Leos X. den Observanten die Leitung des Ordens übertragen wurde, wodurch der Sieg der Konservativen entschieden war, welche sich sofort gegen die Konventualen wandten. Die Observanten waren auch keine Freunde der Wissenschaft, und P. Dr. Holzapfel schreibt in seinem *Handbuch der Geschichte des Franziskanerordens: Unverkennbar herrschte anfangs in weiten Kreisen der Observanten aller Länder eine Abneigung gegen die Wissenschaft oder doch gegen den Wissenschaftsbetrieb, wie er sich im Orden herausgebildet hatte. ... Das Studium religiöser und sittlich erbauender Bücher soll (nach den um 1500 verfaßten Hortamenta circa studiorum loca et studentium directimenta) in den Vordergrund gestellt werden, und immer ist die Pflege der Tugend der Wissenschaft vorzuziehen. 'Virtus vitium expellit, non autem scientia'.* (Holzapfel, *Handbuch der Geschichte des Franziskanerordens*, § 57. Stellung der Observanz zur Wissenschaft. Freiburg im Breisgau, Herder, 1909.)

Die Äußerung Tiraqueaus, der Rabelais als *Minoritanus* bezeichnet, erlaubt zu vermuten, daß Fontenay-le-Comte den Konventualen gehörte, woraus sich dann sofort eine andere zutreffende Erklärung für die Lern- und Bewegungsfreiheit der beiden Freunde ergibt. Denn von vornherein ist es wenig wahrscheinlich, daß die Klosterbrüder drei Jahre hindurch die Verletzung der Ordensregeln hingenommen und dann erst ein Ende gemacht hätten, als Rabelais das Griechische studierte. Außerdem wissen wir aus dem ersten Briefe Budés an Rabelais, daß dieser schon vor 1522 seine hellenistischen Studien aufgenommen haben muß. An ein Verbergen derselben den Ordensbrüdern gegenüber, ebenso an den heimlichen Besitz einer Bibliothek durch zwei bis drei Jahre ist nicht zu denken. Alle diese Unwahrscheinlichkeiten, welche zur Erklärung der Verfolgung in Fontenay herangezogen wurden, finden eine befriedigende Lösung in der Annahme, daß Fontenay

le Comte der freieren Richtung des Ordens angehörte und um 1523 in die Hände der Observanten fiel. Daß es dabei zu Repressalien gegen die von der alten Regel Abgefallenen kam, ist leicht begreiflich. Hervorzuheben ist noch, daß diese Vorfälle unter das Generalat des strengen Franziscus Quinones fielen, der in allen Ordensprovinzen die Observanz durchgeführt wissen wollte. Vgl. Holzapfel § 61, S. 303, *Die ersten fünf Generale nach der Trennung des Ordens 1517—1535.*

Budés Brief vom Jahre 1524 macht Andeutungen, daß Rabelais seiner Freiheit beraubt wurde. Es ist dies die einzige, von keiner anderen Seite bestätigte Nachricht. Weder Tiraqueau noch Rabelais äußern sich darüber, während dagegen im *Pantagruel* III, 10 ein deutlicher Hinweis auf eine glücklich gelungene Flucht zu sehen ist, wenn er sagt: *En M. Pierra Amy, quand il explora pour sçavoir s'il eschapperoit de l'embusche des farfadetz, et rencontra ce vers Aeneid, III 14. 'Heu fuge crudeles terras, fuge littus avarum.' Puis eschappa de leurs mains sain et saulve.* Budés Brief ist lange nach diesen Vorfällen geschrieben, außerdem wurde er, wie zu ersehen ist, von anderer Seite über diese Vorgänge benachrichtigt, so daß sich also leicht Unrichtigkeiten ergeben konnten. Als solche kann man auch die Ansicht bezeichnen, daß sich Rabelais und Amy in ein anderes Kloster ihres Ordens geflüchtet hätten — *ἐντίνί ποτὲ τῶν ἑταιρειῶν ὑμῶν* —, da ja in diesem Falle eine zweite Untersuchung zu erwarten war. Es ist am naheliegendsten, anzunehmen, daß Rabelais und Amy im nahen Maillezais Zuflucht fanden und dort, ersterer bis zur Erledigung seiner Petition, blieben. Da Tiraqueau in seiner Ausgabe des *De legibus* 1524 von Rabelais noch als *sodalis franciscanus* spricht, dürfte er 1523 noch äußerlich dem Orden angehört haben.

Die Verhältnisse im Orden, die Unduldsamkeit der Observanten gegen jede freiere Betätigung waren wohl die ausschlaggebenden Faktoren, welche Rabelais zu seiner Bittschrift an den Papst Klemens VII. bewogen, worin er bat, den Franziskanerorden verlassen zu können und in die Benediktinerabtei von Maillezais übertreten zu dürfen. Auch diese Bittschrift verstößt gegen die Anordnung des Generalkapitels von Lyon 1518, *daß kein Bruder von der Sentenz des Generalkapitels weiter appellieren dürfe. Für Ordenssachen sollte nach dem Willen des hl. Franz der General, bzw. das Generalkapitel die oberste Instanz bilden.* (Holzapfel S. 303.) Rabelais konnte also nur mit der Hilfe von einflußreichen Gönnern den Erfolg erwarten, den seine Petition hatte. Leider können wir die Verbindungen, welche Geoffroy d'Estissac für seinen Schützling in Anspruch nahm, heute nicht mehr bestimmen. Obwohl mit diesem Übertritt ein persönlicher Vorteil für Rabelais verbunden war, indem er jetzt als Kanonikus

persönliches Eigentum besitzen konnte, scheint er doch in der nächsten Umgebung des Bischofs geblieben zu sein. Denn wie Lefranc, *Rabelais secrétaire de Geoffroy d'Estissac* (*Rev. Étud. Rab.* VII, 411) aufmerksam macht, ersehen wir aus dem Antwortschreiben des Jean Bouchet, daß Rabelais wahrscheinlich als Sekretär im Dienste des Bischofs stand, wie aus den Worten

A ce moyen te print
Pour le servir, dont très grand heur te vint;
Tu ne pouvois trouver meilleur service
Pour te pourvoir bientost de benefice

klar hervorgeht. So dürften wir vielleicht auch eine Erklärung für die rätselhaften Worte der *Sciomachie* finden: *Encore nous vismes semblables (prodiges) à Lyon pour la journée de Pavie en la personne du feu Seigneur de Rochefort, et recentement à Paris au jour que combattirent les seigneurs de Jargnac et de Chastaigneraie.* Rabelais deutet hier ganz bestimmt auf einen Aufenthalt in Lyon am 24. Februar 1525 hin. Obwohl wir natürlich über den Grund dieser Reise nichts wissen, so liegt doch infolge obiger Worte Bouchets die Annahme nahe, daß Rabelais in Angelegenheiten des Bischofs nach Lyon kam. Es ist dies um so wichtiger, als dadurch die Verbindung hergestellt wird zum zweiten resp. ersten bezeugten Aufenthalt in Lyon. Es sind dies die zwei einzigen Nachrichten aus der Zeit von 1525—30. und daher war den Hypothesen weiter Raum gegeben für den Verlauf dieser Jahre. Rabelais selbst sagt nichts über diese Zeit, noch weniger darüber. warum und wann er seine Stellung und die Ordensregeln. welche beide ihn wohl kaum bedrücken konnten. abwarf. In seiner ersten Bittschrift an Paul III. erklärt er, daß es vor seinen medizinischen Studien der Fall war. in der zweiten rückt er diese Schuld in die Zeit vor seiner Immatrikulation zu Montpellier. Nimmt man für den Aufenthalt in Ligugé drei Jahre an, so ist die wahrscheinlichste Vermutung. daß Rabelais von 1528—30 in Paris Medizin studiert hat. Diese Annahme stützt sich hauptsächlich darauf. daß er schon zweieinhalb Monate nach seiner Inskription in Montpellier die Bakkalaureatsprüfung bestand. während die Universität ihren Studenten einen Aufenthalt von 24 Monaten vorschrieb. Diese Verfügung erstreckte sich jedoch nicht auf die Pariser Universität. welche allein von allen Hochschulen Frankreichs von Montpellier als gleich anerkannt wurde. Es muß also Rabelais mindestens 22 Monate Vorlesungen in Paris gehört haben. was in die Zeit von 1528 bis 1530 zu setzen wäre. Diese Annahme gewinnt ferner dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit. daß der Benediktinerorden in Paris ein eigenes Haus für die Angehörigen des Ordens besaß. das Hôtel Saint-Denis. welches. wie Lefranc. *Le logis de Pantagruel à Paris* (*Rev. Étud. Rab.* VI)

zeigt, mit Maillezais schon früher Verbindungen hatte. Hervorzuheben ist ferner, daß zwei Brüder des Guillaume Gouffier *monsieur l'admiral*, nämlich Pierre de Gouffier und Aymar de Gouffier, nacheinander Vorstände des Hôtels Saint-Denis waren. Dieses wird von Rabelais Buch II, K. XVIII als Wohnung des Pantagruel bezeichnet, außerdem ist *Gargantua* XXXIX ein *frère Claude de Sainct Denis* erwähnt, so daß wir also ersehen, daß Rabelais das Hôtel Saint-Denis kannte.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß Rabelais gerade um jene Zeit nach Paris geht, als dort das Parlament dem Vater, Anthoine Rabelais, den früher erwähnten Erlaß erteilte. Man kann vielleicht an einen Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen denken, doch wurde die Frage bis jetzt noch nicht in Erwägung gezogen. Da also Rabelais in Paris im Hause seines Ordens Unterkunft fand, so wird er mit Erlaubnis des Bischofs oder vielleicht auch in dessen Dienst in Paris geweilt haben. Damit erhalten wir auch eine Erklärung für die etwas vage Angabe der Supplicato: *Postmodum sine religionis habitu profectus est in montem Pessulanum* usw. Denn mit Erlaubnis des Bischofs konnte er aus Liebhaberei die medizinischen Vorlesungen besuchen, sobald er sich aber zu einem ernsthaften Studium entschloß, mußte er in offenen Gegensatz zu den Ordensregeln treten, da so das Klosterleben unmöglich gemacht war. Konnte also der Bischof innerhalb der Ordensregeln seinem Schützling die größte Freiheit gewähren, so durfte er zu einem solchen Schritte seine Zustimmung nicht geben, da damit der Austritt aus dem Orden verbunden war. So erklärt es sich, daß Rabelais ohne die Erlaubnis seiner Oberen nach Montpellier zog, den Orden also tatsächlich vor seiner Inskription verließ.

Seit der Bemerkung Le Roys: *Rabelaesus gallicas omnes scientiarum bonarumque artium academias sub Pantagruelis nomine peragravit*, ist es auch heute noch eine gern vertretene Ansicht, daß Rabelais nach Ligugé die Buch II, Kap. V angeführten Universitäten besucht habe. Prüft man jedoch die einzelnen Angaben genau, so legt sich der Schluß nahe, daß die Reise in diesem Umfange damals unmöglich war und die einzelnen Stationen in verschiedener Zeit besucht wurden. Denn wie ein Blick auf die Karte zeigt, vollführt hier Pantagruel eine Reise, die Süd- und Südostfrankreich bis nach Paris umspannt. Rechnet man den Aufenthalt in Ligugé bis 1527, so bleibt kaum recht ein Jahr zur Verfügung, da für Paris zwei Jahre zu rechnen sind. Außerdem muß für Bourges, der Umfang der Reise als wahr angenommen, ein längerer Aufenthalt gesetzt werden nach den Worten *il estudia bien longtemps.* Dann zeigt die Anspielung auf Toulouse, *il n'y demeura gueres quand il vit qu'ils faisoient brusler leur regenz*

tous vifz, daß ein Aufenthalt daselbst um 1527 ausgeschlossen ist, da sich diese Worte auf den Flammentod des Jean de Caturce beziehen, der im Juni 1532 verbrannt wurde. Nicht zu übersehen ist auch, daß nur die nördlichen Universitäten mit Details charakterisiert sind, während das persönliche Moment bei den südlichen fehlt. Auch Jean Plattard vermutet daher, daß Rabelais die erwähnten Städte gar nicht alle zu besuchen brauchte, sondern seine Kenntnis über sie aus den Anekdoten und Legenden, welche über die Universitäten Frankreichs bekannt waren, schöpfen konnte, wie die Sammlung von Chasseneux, eines Zeitgenossen Rabelais', zeigt: *Nec est ulla universitas quae non habeat sua impedimenta cum apud nos in vulgari dicatur.* Plattard, *L'œuvre de Rabelais,* S. 53 Anm.

Es kommen also von den nördlichen Städten nur Angers, Bourges, Orleans in Betracht. Die Erwähnung der Pest in Angers kann sich auf die tatsächlich 1515 und 1518 stattgefundene Seuche beziehen, welche die letzte bis zum Jahre 1553 ist, wodurch diese Stadt für 1527 nicht in Betracht kommt. Es bleiben also nur Bourges und Orleans. Die Charakteristik des Jusstudiums in ersterer Stadt: *au monde il n'y a livres tant beaux, tant aornés, tant elegans, comme sont les textes des Pandectes: mais la brodure d'iceux c'est assavoir la glose de Accurse, est tant salle, tant infame et punaise que ce n'est qu'ordure et villenie* wurden auf die Vorlesungen des Andrea Alciati, der mit der mittelalterlichen Methode der Glossatoren gebrochen und die neuen Anschauungen der Humanisten zur Geltung gebracht hatte, bezogen. Doch ist Alciati erst nach 1527, wahrscheinlich erst vor Sommer 1528, nach Bourges gekommen, wo er sein Lehramt 1529 begann. Da nun Rabelais von einem Aufenthalt *bien longtemps* spricht, so würde bei der Annahme, daß Rabelais noch zur Zeit Alciatis in Bourges war, der Pariser Aufenthalt zu sehr verkürzt werden, was auf Grund der früher angeführten Erwägungen unzulässig ist. Außerdem macht er in allen vier authentischen Büchern nicht die geringste Anspielung auf Alciati, während Tiraqueau gerade in dem betreffenden Kapitel, Buch II, K. V, erwähnt ist. Rabelais hat also Alciati nicht gekannt, und dieser Ausfall gegen die Glossatoren ist auf Rechnung Budés und dessen *Annotationes* zu setzen. Vgl. Plattard S. 103. Dagegen ist Orleans mit einer solchen Fülle von Details und Anekdoten bedacht, daß man sofort erkennt, wie vertraut Rabelais dort war. Dazu kommt noch ein Umstand, der geradezu beweist, daß Rabelais Alciati nicht hören konnte. Er erwähnt nämlich verschiedene Bewohner von Orleans, die J. Soyer in seiner *Topographie Rabelaisienne, Berry et Orléanais, Rev. Étud. Rab.* VII, 306 aufzählt, und von denen Claude Framberge, der spätere *Monsieur le Secleur,* dann François Daniel, später *Mon-*

sieur le baillif Daniel, Calvin und Dolet noch eine Rolle in Rabelais' Leben spielen sollten. Diese alle hörten 1528 in Orleans die Vorlesungen des Juristen Pierre de L'Estoile, und hier hat auch, wie Clouzot, *Les amitiés de Rabelais en Orléanais* p. 19—20, Abdruck der *Rev. Étud. Rab.* mit Wahrscheinlichkeit annimmt, Rabelais die Bekanntschaft dieser Männer gemacht.

Es ergibt sich also, daß Rabelais um 1527—1528 Poitiers, vielleicht auch Bourges, Orleans, Paris besucht hat, die anderen Städte, die er in *Pantagruel* V anführt, jedoch erst nach dieser Zeit sah, wobei er jedoch seine Kenntnisse auch aus Anekdoten schöpfen konnte.

Am 17. September 1530 hat sich Rabelais in Montpellier inskribiert und legte schon am 1. Dezember 1530 die Bakkalaureatsprüfung ab. Erklärt sich diese baldige Zulassung aus dem Besuche der Vorlesungen in Paris, so bleibt doch eine Schwierigkeit bestehen. Die Statuten von Montpellier forderten die Inskription von 24 Monaten = 3 akademischen Jahren. Nun konnte Rabelais, da seine Anwesenheit 1528 in Orleans als gesichert zu betrachten ist, höchstens 16 Monate Vorlesungen aufweisen, da er erst nach dem ersten Viertel des Jahres 1528 nach Paris gekommen sein wird. Tilly greift daher zum Ausweg, Ferienvorlesungen zur Ergänzung heranzuziehen. und vielleicht liegt darin die Lösung der Frage. da die 3 Monate der Ferien die Ergänzung zu den 24 Monaten böten. Möglicherweise kann man auch daran denken, daß dem damals 35jährigen Studenten der Rest der Studienzeit geschenkt wurde. doch ist diese Annahme weniger begründet als die erste.

Der Angabe Rabelais': *Ego Franciscus Rabelaesus, diocesis Turonensis promotus fui ad gradum baccalaureatus, die prima mensis novembris. anno Domini millesimo quingentesimo trigesimo. sub reverendo artium et medicinae professore magistro Joanno Scurronio*, steht die die Eintragung im *Liber Procuratoris* gegenüber: *Franciscus Rabelaesus baccalaureus die prima decembris 1530, persolvit unum aureum.* Rabelais' Notiz muß nach dem zweiten Text korrigiert werden, da der 1. November auf einen Festtag fiel und daher Ferialtag war, während am 1. Dezember, einem Donnerstag, gelesen und amtiert wurde. Vgl. über den Aufenthalt Rabelais' in Montpellier A. Dubouchet, *François Rabelais à Montpellier 1530—1538*, Montpellier 1887.

Da jeder Bakkalaureus als Bewerber für die Lizenz einen dreimonatigen Kurs halten mußte, so interpretierte Rabelais 1531 in Befolgung dieser Vorschrift die *Aphorismen* des Hippokrates und die *Ars parva des Galen.* Diese, für Ärzte etwas auffällige philologische Interpretation hängt mit dem damaligen Stande der medizinischen Studien zusammen, welche sich voll-

ständig in den von den Alten überlieferten Bahnen bewegten, indem der Unterricht noch ganz theoretisch an der Hand der alten Autoren vorgenommen wurde. (Vgl. Plattard, a. a. O. p. 127 ff.)

Rabelais zeigt durch Beobachtung dieser Vorschrift, daß er seine Studien ordnungsgemäß vollenden wollte. Um so weniger können wir daher die Beweggründe bestimmen, welche ihn bewogen, dieses Vorhaben aufzugeben. Es dürften wahrscheinlich pekuniäre Fragen veranlassend gewesen sein, da er sich ja durch seinen Austritt aus dem Orden aller Benefizien entäußert hatte. Man könnte auch daran denken, daß sich Rabelais eine Zeitlang durch seine juridischen Kenntnisse einen Erwerb verschaffte, und fände dabei einen wenn auch sehr unsicheren Anhalt in der Behauptung Nicerons XXXII. S. 943: *Il est vrai que Rabelais fut chargé pendant son séjour à Montpellier de faire un voyage à Paris pour quelques affaires de l'Université de Medecine: mais il ne s'agissait point des Privilèges de l'Université en general, qui n'ont jamais été revoquez ni attaquez, mais de ceux d'un Collège particulier, appellé de Gironne, qui dans le tems des Guerres de Louis XI, Charles VIII &c. avec le Rois d'Arragon, avait été en quelque façon supprimé & au retablissement duquel Rabelais travailla par ordre de l'Université.* Worauf diese Behauptung zurückgeht, ob nicht ein Kern in der Sache liegt, wurde bis jetzt überhaupt noch nicht untersucht. Rabelais wird damals von d'Estissac unterstützt worden sein, vielleicht hat er sich seiner Pfründe in Maillezais gegen eine bestimmte Summe entäußert, nach deren Aufzehrung er an einen Verdienst denken mußte.

Rabelais dürfte nach Schluß des Wintersemesters 1532 Montpellier verlassen haben und direkt nach Lyon gegangen sein, wo er am 3. Juni an Tiraqueau die Widmung der Briefe Manardis schreibt. Maßgebend für die Wahl dieser Stadt war außer der Erwägung, daß Lyon als Sitz der humanistischen Gelehrsamkeit ihm leichter eine Erwerbsquelle finden lassen konnte, wohl noch der Umstand, daß Geoffroy d'Estissac daselbst einen Vertrauensmann hatte, Michel Parmentier, Buchhändler, an den Rabelais später auch die Briefe aus Italien richtete. Daß es sich für Rabelais damals um Geld handelte, sehen wir aus der regen publizistischen Tätigkeit, die er entfaltet, und welche merklich nachläßt, als er den Posten am Lyoner Spital bekam. Möglicherweise hat ihn Tiraqueau, dessen Werke in Lyon erschienen, an die dortigen Verleger empfohlen, und vielleicht ist die Widmung seiner ersten Arbeit in diesem Sinne zu verstehen. Sein erstes Werk, das bei Gryphius erschien, trägt den Titel: *Jo. Manardi Ferrarensis Medici epistolarum medicinalium Tomus secundus, numquam antea in Gallia excussus. Lugduni apud Gryphium* mit der Widmung an Tiraqueau, der ihn auf Manardi aufmerksam gemacht hatte.

Hervorzuheben ist die Äußerung: *Solebas mihi plausibiliter laudare Manardum illum ferariensem*, denn sie gibt uns einen Anhalt. den Beginn der medizinischen Studien Rabelais' zu fixieren. Denn da der erste Band Manardis 1525 erschienen war, so wird Rabelais schon um jene Zeit medizinische Studien betrieben oder sie begonnen haben. wodurch die früher erwähnte Auffassung von R. Louis, S. 110 bestätigt wird. Diese *Epistola nuncupatoria* zum zweiten Bande der Briefe Manardis ist die älteste uns überkommene Arbeit Rabelais' und dessen ganzer Anteil am Buche. Plattard lenkt *Rev. Étud. Rab.* II, 67, *les publications savantes de Rabelais,* die Aufmerksamkeit auf die pittoresken Bilder, sprichwörtlichen Redensarten und Witze, die schon den späteren Autor des *Gargantua* verrieten. Der Inhalt besteht in der Behauptung, daß die Medizin unter Vermeidung der Araber bei den Antiken zu studieren sei. Dieses wissenschaftliche Bekenntnis ist nicht unwichtig für die Beurteilung des Streites zwischen Scaliger und Rabelais, deren wechselseitige Beziehungen noch nicht ganz klar sind. In der Widmung der Briefe Manardis hatte sich Rabelais bekanntlich gegen die Ärzte gewendet, die den arabischen Ansichten folgten und daher ebenso schlimm wie die Krankheiten wären. Scaliger stand nun unter dem Einfluß der Araber, daher seine Ausfälle gegen den Semimonachus und Histrio, worunter er Rabelais meinte. Vgl. Dr. Santi, *Rabelais et Scaliger. Rev. Étud. Rab.* III, 12, IV, 29.

Als Tendenzwerk im eben genannten Sinne ist die nächste Publikation Rabelais' zu verstehen, die *Hippocratis ac Galeni libri aliquot ex recognitione Fr. Rabelaesi medici, omnibus numeris absolutissimi*; enthaltend die *Aphorismen, Praesagia, de ratione victus in morbis acutis, de natura humana* von Hippokrates und die *Ars medicinalis* des Galen. Da Rabelais schon in Montpellier durch Vergleich mit einer Handschrift, die er besaß, erkannt hatte, daß der Text des Hippokrates durch die verschiedenen Ausgaben hindurch sehr verschlechtert worden war, gab er seine Notizen in Lyon auf Veranlassung des Gryphius heraus. Das Buch hatte großen Erfolg, und Gryphius veranstaltete 1543 eine zweite Auflage. Wie Plattard in seinem erwähnten Artikel *Rev. Étud. Rab.* II, 67 ff. betont, zeigen die verschiedenen Bemerkungen und Zusätze kein philologisches Talent. Rabelais übt keine Kritik, ferner greift er niemals, um eine Behauptung zu stützen, auf die Erfahrung oder das Experiment zurück. Für Gryphius sind noch herausgegeben das *Testamentum, ex reliquiis venerandae antiquitatis Lucii Cuspidii —, item Contractus venditionis antiquis Romanorum temporibus initus.* Beide Dokumente sind Fälschungen, das erste von Pompeius Laetus, das zweite von Jovianus Pontanus.

Einen Wendepunkt in der publizistischen Tätigkeit Rabelais' bedeuten die *Grandes et inestimables Chroniques*, die für Claude Nourry geschrieben wurden. Sie sind der heutigen Ansicht nach die flüchtige Überarbeitung einer hier das erstemal auftretenden Erzählung, welche als Volksbuch verfaßt war. Sie erschienen zum Jahrmarkt, der am 3. August begann. Lefranc, *Les dates des publications du Pantagruel, Rev. Étud. Rab.* IX, 155. Der unerwartete und außerordentliche Erfolg veranlaßte Rabelais, den *Pantagruel* als Fortsetzung zu schreiben, der in der Heimat des Autors vollendet worden ist, wie das letzte Kapitel: *Les registres de mon cerveau sont quelque peu brouillés de ceste purée de septembre*, und Prolog: *Par son congé m'en suis venu un tour visiter mon pays de vache, et sçavoir s'il y avoit encore en vie nul de mes parents*, beweisen. Die gelehrten Arbeiten sind nun aufgegeben, das nächste Werk ist ein *Almanach* und die *Pantagrueline Prognostication* für 1533. Dieser Almanach ist der erste einer Serie, die sich bis 1550 erstreckt haben muß, denn wir kennen die Titel von Almanachen für die Jahre 1535, 1541, 1546, 1548 und 1550. Auffällig ist der stark demokratische Zug, der durch die *Pantagrueline Prognostication* und wahrscheinlich auch durch die anderen Almanache hervortritt.

Wir können voraussetzen, daß Rabelais im Dienste der Lyoner Buchdrucker noch andere Schriften veröffentlichte. Ein Punkt ist dabei hervorzuheben, der für die Beurteilung des ganzen Werkes nicht unbedeutend ist. Rabelais dürfte im Verkehr mit den Druckern, mit denen er ja auch später in Verbindung blieb, einen guten Teil seiner Kenntnisse über die antiken Autoren gewonnen haben, da er hier alle Bücher zur Verfügung hatte. Damit hängt möglicherweise auch zusammen, daß eigentlich nur im *Pantagruel* die altfranzösische volkstümliche Literatur erwähnt ist und nachher ganz verschwindet. Ob die Worte des Privileg aus dem Jahre 1550 *(livres) en grec, latin, françois, et thuscan* in ihrer Gänze auf diese Zeit zu übertragen sind, muß mangels jeder Nachrichten dahingestellt bleiben.

Rabelais war seit November 1532 Arzt des Spitals Pont du Rhône mit einem jährlichen Gehalt von 40 Livres. Man vermutet, daß er diese Stellung durch den Einfluß von Symphorien Champier, der damals Schöffe war, erhielt, wofür er sich diesem gegenüber durch seine geheime Mitarbeiterschaft an einem Werke Champiers — dieser veröffentlichte damals fünf Bücher über Medikamente — erkenntlich gezeigt habe. Für diese Annahme könnte die Tatsache sprechen, daß Champier nach der Abreise Rabelais' sein Werk unvollendet liegen ließ, außerdem der offene Vorwurf Scaligers an Champier, fremde Bücher unter seinem Namen zu veröffentlichen. Da Rabelais damals noch nicht Doktor war, ist

es daher nicht ausgeschlossen, daß er diese Stellung fremder Fürsprache verdankt.

In Zusammenhang mit Scaliger schien auch der bekannte Brief vom 30. November 1532 'Bernado Salignaco' zu stehen, der jedoch nach den Darlegungen Ziesings, *Erasme ou Salignac? Étude sur la lettre de François Rabelais,* Paris 1887, an Erasmus gerichtet war.

Unklar sind heute noch die Gründe, welche Rabelais bewogen, den Bischof Jean du Bellay nach Italien zu begleiten, ferner die Dienste, welche er dem Bischof zu leisten hatte. Es ist möglich, daß die Verurteilung des *Pantagruel,* der für die vom 3.—16. September währende Herbstmesse erschienen war, die unmittelbare Veranlassung zur Reise bot; zweifelhaft dagegen ist es, ob er sich ohne Urlaub heimlich aus Lyon entfernte, da er nach seiner Rückkehr seinen Posten wieder erhielt, welchen man ihm wohl kaum so lange aufgehoben hätte, wie das Vorgehen von 1535 beweist. Unklar sind ferner seine ersten Beziehungen zu den Du Bellays. Die Tradition läßt sie Schüler in La Baumette sein, und in der Tat findet sich das Wappen der Du Bellay auf einem Fenster daselbst. Da die Du Bellay in Angers studierten und Rabelais sich dort längere Zeit aufhielt, könnte ihre Bekanntschaft aus jener Zeit stammen. Außerdem dürften ihre Beziehungen, falls sie in jener Zeit angeknüpft wurden, auch während des Aufenthaltes Rabelais' in Paris fortgedauert haben, und vielleicht ergäbe sich daraus eine neue Beurteilung für den Aufenthalt im Hôtel Saint-Denis.

Jean du Bellay war nach Rom gekommen in Angelegenheit der Scheidung Heinrichs VIII., für welche er schon früher die Universität in Paris gewonnen hatte. Während wir über seine Schritte genau unterrichtet sind, fehlen feste Beweise für die Annahme, daß Rabelais dem Bischof als Sekretär, hauptsächlich in juridischen und theologischen Angelegenheiten, diente. Die Worte der *Nuncupatoria topographiae antiquae Romae: rebus gerendis interfuisse, quo tempore nobilem illam legationem obires, ... gloriae ... quae nos tum iucunditas perfudit, quo gaudio elati, qua sumus affecti, laetitia, cum te dicentem spectaremus, stupente summo ipso pontifice Clemente* usw. lassen allerdings diese Ansicht zu. Rabelais war also auch bei der letzten entscheidenden Sitzung anwesend, und da er, wie aus seinen Worten *rebus gerendis interfuisse* hervorgeht, in die ganze Angelegenheit eingeweiht war, so scheint er in der Tat sich des Vertrauens des Bischofs schon damals in hohem Maße erfreut zu haben. Leider ist die *Nuncupatoria topographiae antiquae Romae* das einzige Zeugnis über die erste Reise, und so konnte auch Heulhard in seinem Buche *Rabelais, ses voyages en Italie, son exile à Metz,* Paris 1891 nichts

Neues bringen. Eine Frage erhebt sich anläßlich dieser Beschäftigung Rabelais' im Dienste des Bischofs. War Rabelais nicht schon früher im Dienste der Du Bellay tätig? Die Beantwortung kann weder bejahend noch verneinend gegeben werden, doch sei hervorgehoben, daß Rabelais gerade zu jener Zeit in Paris weilte, als Jean du Bellay in Angelegenheiten Heinrichs VIII. die Sorbonne zu gewinnen trachtete.

Rabelais sagt selbst, er sei nach Rom gekommen mit der Absicht, seine medizinischen Kenntnisse durch Sammlungen von Pflanzen und Tieren zu bereichern, anderseits eine Topographie Roms zu schreiben. Er ging so vor, daß er die Stadt nach den Weltrichtungen in vier Teile teilte und dann in jedem Viertel die Straßen, Plätze und Monumente durchging, um die er dann die Zeugnisse der lateinischen Schriftsteller gruppierte. Auf die Nachricht, daß Marliani das gleiche Thema behandelte, ließ er die Arbeit liegen. Seine Notizen und Auszüge aus den Klassikern, die Herausgabe des Buches Marlianis in Lyon deuten darauf hin, daß Rabelais diese Arbeit für Gryphius unternahm. Da die Widmung vom 31. August datiert ist, muß Rabelais schon früher in Lyon gewesen sein, um den Druck zu überwachen; wahrscheinlich ist er am 24. April mit Jean du Bellay in Lyon eingetroffen.

Anfang 1534 dürfte auch der *Gargantua* beendet worden sein, der an die Stelle der *Grandes Chroniques* trat. Das einzige erhaltene Exemplar an der Pariser Nationalbibliothek ohne Titelblatt ist im gleichen Format wie die von Justus 1533 veröffentlichte Ausgabe des *Pantagruel*, und da auch die Typen und die Anfangsbuchstaben mit dem von Juste 1535 veröffentlichten *Gargantua* übereinstimmen, so dürfte auch diese Ausgabe ihm zuzuschreiben sein. Als das Buch entdeckt wurde, fand es sich zusammengebunden mit dem *Pantagruel* des Justus aus dem Jahre 1534 und den *Fantastiques batailles des grans roys Rodilardus et Croacus*, ebenfalls von 1534. Für die Zeitbestimmung maßgebend ist ferner das starke Hervortreten protestantischer Ideen, die in Einklang stehen mit der günstigen Aufnahme, welche die Reform bei Hof und Gebildeten während der Jahre 1533—34 gefunden hatte, also noch vor der Zeit der *affaire des placards*, 17. bis 18. Oktober 1534, da Justus während der Verfolgungen wohl kaum die Ausgabe gewagt hätte. Da wir außerdem im Buche selbst nicht die geringste Anspielung auf Rom finden, kann man also das Erscheinen des *Gargantua* mit Gewißheit vor Oktober 1534 ansetzen. Vgl. J. Boulenger, *Valeur critique des Textes de Gargantua, Rev. Étud. Rab.* VI; Tilley, *Fr. Rabelais, p.* 58; Lefranc, *Rev. Étud. Rab.* IX, 155.

An die *Chroniques* und den *Gargantua* knüpfen sich eine Reihe von Fragen, welche heute noch in voller Diskussion sind. Zunächst,

woher kommt Gargantua und die Tradition, die mit ihm verbunden ist? Eloi Johanneau sprach zuerst die Ansicht aus, daß Gargantua der menschenverzehrende Herkules der Gallier sei und daß Rabelais diese Gestalt der volkstümlichen Tradition entnommen habe. Ebenso glaubte Jakob Grimm in seiner deutschen Mythologie 2. Aufl., S. 509 an volkstümliche Überlieferung, die bis zur Zeit der Kelten zurückreiche. Eine Bestätigung dieser Ansicht sah man in dem Umstande, daß sich der Name Gargantua hauptsächlich nur an Monumente keltischen Ursprungs knüpfe und daß sich die Erinnerungen an ihn am besten dort gehalten haben, wo sich keltische Wohnsitze vermuten lassen.

Die Priorität der Legende gegenüber den *Chroniques* ist heute erwiesen, da das *Registre des comptes du receveur de l'évêque de Limoges à St. Léonard* einen Gargantuas erwähnt, der vom 4.—5. Februar 1471 im Palaste des Bischofs wohnt (P. Champion, *Une mention inconnue du nom de Gargantuas*, *Rev. Étud. Rab.* IV, 273/276). Außerdem will man den Namen des *Gurguntius filius nobilis illius Belleni*, der nach den Angaben des Giraud le Gallois, *Topographia Hiberniae* II N° 8 aus dem 12. Jahrhundert über Großbritannien vor Ankunft der Römer geherrscht haben soll, auf Gargantua deuten. Gaidoz, der diese Entdeckung machte, stellte die Behauptung auf: 1) Gargantua sei keltischen Ursprungs, da er sich nur in Frankreich und Großbritannien vorfände; 2) er sei ein gallischer Herkules- und 3) ein Sonnengottmythus. Doch ist darauf zu bemerken, daß unter allen heute bekannten Legenden über Gargantua nur eine einzige vorkommt, welche ihn in Verbindung mit Naturereignissen bringt. Vgl. Sébillot, *Gargantua dans les traditions populaires*, Paris 1883.

Die jüngeren Untersuchungen Sébillots, *Gargantua dans les traditions populaires*, Paris 1883 und *Le Folk Lore de France*, 1904—1907 in 4 Bdn. lassen deutlich erkennen, daß ein weiter Legendenzyklus vorhanden war, der sich an Riesen knüpfte, welche an bestimmten Orten des Landes ihren Sitz hatten und deren Kraft, Eßlust, Durst und Größe erzählt wurden. Dazu fügten sich noch Züge von orientalischen Riesen und von Heiligen. Alle diese Gestalten traten hinter Gargantua zurück und gingen in ihm auf. Woher aber dieser kommt, darauf antwortet Sébillot nicht. Die Erinnerung an Gargantua ist ziemlich ungleich verteilt. Während sie in der Tourraine, im Anjou und im Poitou, wo Rabelais aufwuchs, sehr spärlich vorhanden ist, kann die Betragne das Zentrum genannt werden. Über Englands Stellung zur Gargantua-Legende wissen wir heute noch nichts Sicheres, und es ist sehr zweifelhaft, ob Shakespeare, wenn er in *As you like it* schreibt: *You must borrow me Gargantua's mouth first*, auf volkstümliche Überlieferung zurückgreift, denn Shakespeare muß

Rabelais gekannt haben, da er *Othello* I. 1 sagt: *Your daughter and the Moor are now making the best with two backs* = *Et faisoient tous deux souvent ensemble la beste à deux dos joyeusement.* Zweifelhaft bleibt auch für die Frage der Herkunft das Zeugnis in *Laneham's letter from Kenilworth*, das Gargantua unter den legendenhaften Personen erwähnt, über welche Balladen in Umlauf waren, da die Möglichkeit französicher Herkunft immer offen bleibt. Vgl. *Athenäum* 1904, Dezember: *Shakespeare und Rabelais.*

Zeigt sich also in der weiten Ausdehnung das hohe Alter dieser Traditionen, so liegt die Hauptschwierigkeit der Annahme keltischen Ursprungs im Worte selbst und seiner Entwicklung auf den einst keltischen Gebieten. Es ist überhaupt fraglich, ob der Name früher in der heutigen Form bekannt war, wie vielleicht Gurguntius zu schließen erlaubt. Hat er aber bestanden, dann ist seine lautliche Entwicklung unverständlich. Die Endung *as* weist auf den Süden, auf Languedoc, wo *as* augmentative Bedeutung hat, so daß also Gargantu der ursprüngliche Name wäre. In zahlreichen volkstümlichen Sagen kommt der Riese Gargantian oder Gargantuan in der Provence vor. Auf den Süden weist ferner das Verbleiben des *G* vor *a* und der Umstand, daß Gargantua und Gargamelle im Süden mit dem Ausdruck für Kehle zusammenhängen. Vgl. Albarel, *Origine du mot Gargantua, Rev. Étud. Rab.* IV, 391/93. Thomas vermutet südlichen Ursprung, während G. Paris an Entlehnung vom nördlichen Grenzgebiet dachte. Am seltsamsten aber ist die Tatsache, daß in dem noch Bretonisch sprechenden Teil der Bretagne Gargantua weniger bekannt ist als in den umliegenden französischen Gebieten, während man doch das Gegenteil erwarten sollte.

Diese Popularität des Riesen hat nun den Anstoß gegeben, daß ein heute unbekannter Autor eine Erzählung auf Grund der bekannten Geschichten verfaßte. Ob diese schon mit der Artus- und Merlin-Sage in Verbindung standen, ist heute nicht mehr zu entscheiden, doch dürften es Lokalgeschichten gewesen sein, die wahrscheinlich wenig Zusammenhang miteinander hatten. Es ist vielleicht möglich, diese ursprünglichen Einzelgeschichten in der zweiten Hälfte der *Chroniques* zu sehen, wo wirklich alte Garganta Geschichten erzählt werden, der Held auch allein im Vordergrund steht, während die Einleitung mehr auf einen Merlin-Roman hinausläuft. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Einleitung Rabelais' Zutat ist, um so eine Verbindung zwischen den einzelnen Geschichten herzustellen, anderseits findet sich auch in der Legende wiederholt eine Reise nach England (vgl. Sébillot, *Gargantua* S. 33, 43, 46). In den *Chroniques* selbst deuten nur kleine Merkmale auf Rabelais hin, so verraten einige Stellen

Kenntnisse eines Mediziners, wie der Tod Grantgousiers und Galemelles. Ein deutlicher Beweis, daß Rabelais nicht der Verfasser der *Chroniques* ist, liegt in der verschiedenen Verwertung der Riesengeschichten in den *Chroniques* und im *Gargantua*. Denn dieser bietet einen weit größeren Bestand der alten typischen Riesengeschichten, hauptsächlich der westlichen Teile Frankreichs, und bringt oft Anspielungen an ähnliche andere Erlebnisse des Riesen, während die *Chroniques* nur die bekanntesten verwerten. So hat das Pissen des Riesen im *Gargantua* ch. XVII und die damit verbundene Etymologie von Paris ihr Vorbild in der Legende, während die *Chroniques* sich diesen Witz entgehen lassen. Der Gargantua der Legende ist nicht gut auf die Pariser zu sprechen, welcher Zug bei Rabelais wiederkehrt. Ferner sind die geographischen Bestimmungen, auch die französischen, in den *Chroniques* sehr spärlich oder nur solche, die allgemein bekannt waren, Rome, Lorraine, Mont-St-Michel, Hirlendoys und Hollendoys, während Rabelais überall genaue Ortsbeschreibungen gibt und überhaupt einen weiten Kreis geographischer Kenntnisse besaß, da er ja schon 1532 den *Novus orbis* gelesen hat, wie die Reise des Pantagruel im Buche II beweist. Warum also der Unterschied, wenn er auch der Verfasser der *Chroniques* gewesen wäre? Eine Untersuchung über diese Fragen fehlt bis heute, obwohl Sébillot in seinem *Gargantua dans les traditions populaires* und dem *Folk Lore de France* die Vorarbeiten gebracht hat.

Die Autorschaft Rabelais' an den *Chroniques* wurde früh bezweifelt. Regis und Gelbke in Deutschland, in Frankreich Gaidoz (*Revue d'Archéologie* 2. S., Vol. 18, 1868), Gebhardt, *Rabelais, la Renaissance et la Réforme,* Paris 1877, p. 115, Moland, *Fr. Rabelais,* Paris 1881, p. 638 und als letzter Plattard, dieser aus stilistischen Gründen, sind gegen die Autorschaft Rabelais', während Ehrichs *Les grandes et inestimables Chroniques de Gargantua und Rabelais' Gargantua und Pantagruel,* Diss., Straßburg 1889 dafür eintritt. Gaston Paris, *Revue Critique* 1869, S. 328, Anm. I, Darmesteter und Hatzfeld und neuerdings Morf, *Geschichte der neueren franz. Literatur* I, 1898, p. 68, Tilley, *Fr. Rabelais,* betrachten Rabelais als Bearbeiter der *Chroniques,* was Knoblauch, *Das Verhältnis der Chroniques admirables zu den Chroniques inestimables und zu Rabelais,* Jena 1904, Diss. besonders für die erweiterte Fassung von 1533 wahrscheinlich macht. Klarer ist das Verhältnis der verschiedenen Fassungen der *Chroniques* zueinander und zu Rabelais. Die *Chroniques* sind in drei Fassungen überliefert.

I. *Les grandes et inestimables chroniques du grant et enorme geant Gargantua,* Lyon 1532. Sie sind seit 1834 bekannt, doch fehlt das Kapitel über die Zeugung des Gargantua. Ein zweites

Exemplar wurde 1909 in München von Seymour de Ricci entdeckt und *Rev. Étud. Rab.* 1910 reproduziert. Er glaubt, daß das Buch von Jacques Moderne de Pinguente in Paris veröffentlicht wurde. 1910 entdeckte Verfasser in Wien in der Fürst Liechtensteinschen Fideikommißbibliothek ein drittes Exemplar, welches, wie ein Vergleich mit anderen Drucken aus Lyon, die zu einem Bande zusammengebunden sind, ergab, von der *veufve feu Bernabe Chaussard* in Lyon gedruckt ist und älter als das Münchener Exemplar zu sein scheint.

II. In einer Erweiterung der *Chroniques* in der Dresdener Hofbibliothek: *Chroniques du grant et puissant geant Gargantua,* Lyon 1533, mit erweitertem Schluß und textlichen Zusätzen. Diese Fassung verrät Rabelais' Hand in der Neigung zu übertreiben, einer charakteristischen Eigentümlichkeit jeder seiner späteren Revisionen, in medizinischen Details, hauptsächlich aber im Schlußsatz: *Gargantua ... eut ung filz de Badebec son espouse, lequel a faict autant de vaillances que Gargantua. Et le pourrez veoir par la vraye Chronique laquelle est une petite partie imprimee. Et quelque jour que messieurs de sainct Victor vouldront on prendra la coppie de la reste des faictz de Gargantua et de son filz Pantagruel.* Es ist diese Fassung der Vorläufer des definitiven Gargantua, der nach den Darlegungen Knoblauchs, *Das Verhältnis der Chroniques* usw. vielfache Beziehungen zu diesen *Chroniques du grant et puissant geant Gargantua* hat.

III. *Les Chroniques admirables du puissant Roy Gargantua, ensemble comme il eut a femme la fille du Roy de Utopie, nommee Badebec, de laquelle il eut ung filz nommé Pantagruel, lequel fut roy des dipsodes et Amaurottes* (statt *Amaurottes*). *Et comment il mist a fin ung grant gean nomme Gallimassue.* Ohne Ort, Drucker und Datum. Wichtig für die Komposition dieser Fassung sind die Untersuchungen Seymours de Ricci, der in Aix in der Bibliothek von Jean-Baptiste Piquet, marquis de Méjanes, eine neue Fassung der *Chroniques* fand mit dem Titel: *Sensuyt la grande et merveilleuse vie du trespuissant et redoubté Roy de Gargantua, translatee de grec en latin et de latin en francois,* ohne Datum, Orts- und Druckerangabe. Aus der Art der Buchstaben schließt Seymour de Ricci auf den Pariser Drucker Guichard Soquand, den Herausgeber des *Moyen de s'enrichir* von François Girault, auf den nach Riccis Ansicht auch die neue Fassung der *Chroniques* zurückgehe. Diese zeigen starke Ähnlichkeit mit den *Chroniques admirables du puissant Roy Gargantua,* die vielleicht 1534 erschienen, da eines der erhaltenen zwei Exemplare 1534 von dem Straßburger Siderander gekauft wurde. Ein Vergleich der *Chroniques admirables* mit dem Aixer Exemplar ergab, daß der Anfang des Prologs, die Mitte von Kap. IX, ein Paragraph

von Kap. XII, die Mitte von Kap. XVIII und die Verse am Ende bei beiden gleich sind. Ebenso ist ein 1533 herausgegebenes, bisher unbekanntes Werkchen, *Le vray Gargantua,* sehr genau in extenso wiedergegeben. Dazu kommen noch drei Kapitel des *Pantagruel,* drei Kapitel des Aixer Schriftchens und zwei Paragraphen, die Geschichte des Gallimassue nach einem unbekannten Original und vier Episoden am Ende der Kapitel XV, XVIII, XXIX, XXX.

Am Schlusse des Aixer Exemplars und der *Chroniques admirables* befinden sich die gleichen Verse, deren Initialen den Namen François Giraut ergeben. Nach Seymour de Ricci ist also F. Girault der Verfasser oder Kompilator dieser beiden Schriften. Doch wendet Schneegans, *Zeitschr. f. fr. Spr. u. Lit.* XXXVI, S. 241 mit Recht ein, daß dieser Schluß nicht zwingend sei, da der Verfasser der *Chroniques admirables* mit den anderen Kapiteln des Aixer Exemplars auch die Schlußverse übernehmen konnte. Das Aixer Schriftchen zeigt so wenig Berührungen mit den *Grandes Chroniques,* daß es wohl unabhängig von diesen und daher nach 1532 erschienen sein wird. Vgl. über die Details Seymour de Ricci, *Une rédaction inconnue de la Chronique de Gargantua, Rev. Étud. Rab.* VII. Nach den Mitteilungen von Henri Omont in der *Academie des Inscriptions* 1906 hat der Bibliothekar der Universität Montpellier, Fécamp, eine bisher unbekannte Ausgabe der *Chroniques* gefunden, die aus der Druckerei des Alain Lotrian und Denys Janot stammt und einen abweichenden Text gegenüber den bekannten Fassungen aufweist.

Die Frage, woher die *Chroniques* stammen, ist noch nicht entschieden; Regis nahm ein englisches Original an, Gaston Paris vermutete wegen der Anspielungen auf die Normandie normannische Herkunft, doch beweist die Erwähnung des Mont-Saint-Michel und von Tombolaine nichts, da ebenso Paris, die Champagne und andere Provinzen und Städte erwähnt werden, außerdem die Bewohner jener Gegend als Diebe hingestellt sind. Wichtiger für die lokale Bestimmung scheint der Umstand, daß vorwiegend Geschichten aus der Bretagne erzählt werden, neben welcher auch die Normandie, allerdings schwächer, hervortritt. Es dürfte daher wohl die Bretagne als Heimat der Chroniques zu betrachten sein, wobei jedoch der Anteil der Umarbeitung in Frage bleibt. Die Annahme eines englischen Originals entbehrt bei den offenkundigen Beziehungen französicher Herkunft jeder Wahrscheinlichkeit.

Wir wissen nicht, was Rabelais veranlaßt hat, Lyon zu verlassen. Am 13. Februar 1535 war er noch in Lyon, da sich in den Aufzeichnungen des Spitals eine Abschlagszahlung von 15 livres vorfindet, welche Rabelais selbst entgegennahm (*Rev.*

Étud. Rab. IX, 149). Die Geburt seines Sohnes Theodule, wenn sie um jene Zeit erfolgt ist, dürfte ihn, obwohl auch von geistlichen Würdenträgern mit Nachsicht übergangen, bei den Verfolgungen nach der Affaire des placards als des Abfalls verdächtig zu starken Gefahren ausgesetzt haben. Es ist das zweitemal, daß sich Rabelais ohne Urlaub entfernte. Ob er sich wirklich nach Grenoble begab, wie Pierre Durand, einer der Spitalsverwalter, gehört haben will, läßt sich heute nicht mehr nachweisen. Von Bekannten Rabelais' daselbst oder von Verbindungen in Grenoble ist uns nichts bekannt. Vielleicht kann man an Dijon denken, wo Rabelais einen Monsieur de Saint Cerdes kannte, der im ersten Brief aus Italien erwähnt ist, doch fehlt jede Untersuchung über den Träger dieses Namens und seiner Beziehungen zu Rabelais. Aus Dijon wurde auf eine Anfrage hin mitgeteilt, daß man nichts in den Archiven vorgefunden hätte. Nach Rabelais' Andeutungen war Monsieur de Saint-Cerdes eine Person von Rang, der ihn *de tout temps a favorisé et aimé.* I. Brief. Auf alle Fälle muß Rabelais in Verbindung mit Jean du Bellay geblieben sein, zu dessen Gefolge er vielleicht am 15. Juli 1535 stieß, da Du Bellay an diesem Tage in Lyon weilte. Unwahrscheinlich ist es dagegen, zu behaupten, daß sich Rabelais im Gefolge des Bischofs versteckte, betrachtet man die Rolle, die er als Sekretär des Kardinals in Rom spielte.

Es dürfte hier am Platze sein, einerseits Rabelais' Stellung zur Sorbonne und den von ihr vertretenen Ideen, anderseits seine Haltung der Reformation gegenüber nach den neuesten Untersuchungen zu präzisieren, um so mehr, da die Lektüre Rabelais' kein einheitliches Bild über diese Fragen aufkommen läßt. Rabelais bekämpft die Sorbonne, doch war er nicht allein, er setzt auch nur fort, was andere vor ihm begonnen hatten. Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts waren die neuen Ideen aus Italien nach Paris gekommen, wo einige Männer den Versuch machten, den Unterricht an der Sorbonne zu verbessern, ohne aber eine wirkliche Reform durchführen zu können. Noch um 1500 herrscht an der Sorbonne der mittelalterliche Geist unverändert, der alles nur dem Zwecke der Theologie unterordnet. Die Logik ist noch immer die alles beherrschende Wissenschaft, die Disputation verhindert das genaue Studium der Autoren. Die scholastische Disziplin mit Scotus, Albertus Magnus u. a. erstickte jedes andere Interesse und jedes neue Bestreben. An der Universität lehrten Theologen und Mönche, deren Horizont begrenzt war von den Interessen ihres Standes, welche vor allem Christen bleiben wollten und alles ängstlich vermieden, was das Gegenteil hervorrufen konnte, und daher den neuen Anschauungen, die über die Theologie hinaus auf das Heidentum zurückgriffen, den größten Widerstand ent-

gegensetzten. So versteht man den beißenden Spott gegen die Sorbonne, die Scholastik und ihre Anhänger, den Rabelais in seinem ganzen Werke, besonders aber im Katalog der S. Victor-Bücherei hervorkehrt. Vgl. H. Schneegans, *Geschichte der grotesken Satire* S. 214; Louis Delaruelle, *Guillaume Budé,* Paris 1907.

Sind also die strengen Maßregeln der Sorbonne gegen das Werk Rabelais als Repressalien zu betrachten, so mußten diese um so eher erwartet werden, da sich offenkundige Anklänge an die Reform an den verschiedensten Stellen nachweisen lassen. So finden wir in der *Pantagrueline Prognostication* von 1532 die Lehre der alleinigen Macht Gottes, ohne Vermittlung der Heiligen und Engel, gestützt auf eine Stelle des Apostels Paulus: *Et ne aura Saturne ne Mars, ne Jupiter, ne aultre planete, certes non les anges ny les saints, ny les hommes, ny les diables, vertuz, efficace, puissance ne influence aulcune, si Dieu de son bon plaisir ne leur donne,* ferner eine deutliche Anspielung auf die Reformation: *Allemaigne, Souisses, Saxe, Strasbourg, Anvers etc. profiteront s'ilz ne faillent. Les porteurs de rogatons les doibvent redoubter et ceste année ne se y fonderont pas beaucoup de anniversaires.* Mit dem *Gargantua* und dem ersten Buche des *Pantagruel* bilden sie ein zusammengehöriges Ganzes und zeigen den Anschluß an die neuen religiösen Ideen. Die Art und Weise des Gottesdienstes, die Empfehlung, jeden Tag *quelque pagine de la divine escriture* zu lesen und *les concours des prescheurs evangeliques* zu hören, die Vermeidung der Ohrenbeichte: *Si prioient Dieu le createur en l'adorant et ratifiant leur foy envers luy l. I, ch. XXIII,* der Stil selbst zeigt den Einfluß der neuen Lehren, da eine der markantesten Ausdrucksweisen der Reformatoren, der Gebrauch des Wortes 'Christ' ohne Artikel, bei ihm wiederkehrt. Das Bild des Fürsten, der die Klöster seines Reiches säkularisiert, ist ein offener Rat an Franz I., dasselbe zu tun. So konnte also Calvin sagen, daß Rabelais zwar das wahre Evangelium gehört, dann aber mit Blindheit geschlagen worden sei. Der Grund für dieses Zurückweichen lag in den Gegensätzen der beiderseitigen Anschauungen und in den Veränderungen, welche Calvin der Reform gegeben hatte. Rabelais erblickte wie die anderen Humanisten in der Reformation eine Aussicht auf eine Reform der nationalen Kirche, eine Proklamation der Gedankenfreiheit vom Zwange der Theologie. Die Reformation war eine logische Fortsetzung der Renaissance, wobei jene noch nicht den Charakter einer Protestation angenommen hatte. Calvin dagegen machte den Gottesbegriff, den Rabelais immer in der liebenswürdigsten Weise ausmalt, zum Schreckgespenst, den freien Willen zum Sklaven der Prädestination. Die Ziele der Reformation, wie sie die Gelehrten vertraten, freie For-

schung und wissenschaftliche Kritik, fanden in Calvins Kirche keinen Platz, die Entfaltung des Individualismus war hier unmöglich. Daher der plötzliche Umschwung gegen Calvin und seine Kirche, die den *Pantagruel* ebenso auf den Index setzte wie die Sorbonne. Dann sind auch persönliche Interessen bestimmend gewesen, einen offenen Abfall von der Kirche zu vermeiden, da er ja dadurch seine Gönner, welche alle geistliche Würdenträger waren, verloren hätte. Wie weit diese selbst den neuen Anschauungen huldigten, zeigt sich daraus, daß sie die Vaterschaft Rabelais', welche wohl der sprechendste Beweis für den Anschluß an die Reformation ist, nicht nur guthießen, sondern durch ihre Patenschaft ihre Zustimmung erklärten.[1]

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Stephan Hofer.

[1] Vgl. über diese Frage: Hauser, *De l'humanisme et de la réforme, Revue historique* 1897, p. 258. Derselbe, *Études sur la réforme française*, Paris 1909. H. Schneegans, *Rabelais' Stellung zur Reformation. Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 128, 1898. Thuasne, *Études sur Rabelais* (*Note sur Calvin et Rabelais*), Paris 1904.

Aus einer Chartier-Handschrift des Kgl. Kupferstichkabinetts zu Berlin.

Unter den bis jetzt bekannten Werken Alain Chartiers befindet sich keine eigentlich satirische Dichtung. Seiner vor allem ernsten und geraden Natur schien die behende Waffe des Spottgedichtes nicht gegeben zu sein. Entflammte ihn die Liebe zu seinem unglücklichen Vaterlande, bedrückte ihn die Schmach der eigenen Volksgenossen, so predigte er den Schuldigen von der Kanzel des geistlichen Moralisten herab. Wollte er als Hofmann den Ansprüchen der galanten Welt, besonders der Damen, Genüge tun, so reimte er konventionelle Gespräche, Balladen und Rondeaux. Die reine Satire aber, die schneidende Ironie, die, ungehemmt durch die Last der moralischen Nutzanwendung, um so schärfer trifft, hat man bis heute in seinen Werken vergeblich gesucht.

Diese für Alain Chartier neue und eigenartige Seite seiner schriftstellerischen Persönlichkeit entdeckt uns die Handschrift 78 C 7 (ehem. Hamilton 144) des Berliner Kgl. Kupferstichkabinetts mit einer Dichtung Alains, deren Veröffentlichung der Zweck dieser Blätter ist.

Die Inventarisierung der romanischen Manuskripte der Kgl. Bibliothek und des Kupferstichkabinetts, die mir auf Anregen von Professor Morf von der Generaldirektion der Bibliothek und dem Ministerium übertragen worden ist, hat diese der Forschung der französischen Literatur des 15. Jahrhunderts bis jetzt entgangene Chartier-Handschrift zutage gefördert.

Es ist ein gut erhaltenes Pergament-Ms. in Folio von 141 Blättern, zweispaltig sauber geschrieben um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Die Maße des Blattes sind 21 × 28,5 cm, die der Spalte 7 × 19,5 cm. 13 farbige Miniaturen, reiche Randverzierungen und vergoldete Initialen bilden den künstlerischen Schmuck des Bandes.

Außer der hier zum Abdruck gelangenden Dichtung enthält die Handschrift von den Werken Chartiers: *Le Quadrilogue* (Bl. 1—23), *Le Livre de l'Esperance* (Bl. 24—74), *Dialogus familiaris* (Bl. 75—84) und *Le Libelle de Paix* (Bl. 84—86), von Pierre de Nesson: *Oroison Nostre Dame* (Bl. 93—94) und die *Vigilles des mors* (Bl. 94—108), und fünf Stücke, deren Verfasser nicht genannt sind.[1]

---

[1] *Nota de nobilitate* (lat.; Bl. 91—92), eine Predigt in Form eines allegorischen Traumes, mit dem Datum des 1. Mai 1435 (Bl. 108—130) und drei Versdichtungen: *Orgueil contre orgueil ne pourroit* ... (Bl. 131), *Helas*

Herr Professor Piaget, dem ich während seines letzten Aufenthaltes in Berlin die Handschrift vorlegen durfte, bestätigte die Einzigkeit des darin enthaltenen Chartierfundes.

Die Dichtung, im Manuskript das letzte der Alain zugehörigen Werke, trägt keinen Titel, aber Chartiers Verfasserschaft ist unzweifelhaft durch die beiden letzten Strophen erwiesen, in denen der Dichter mit allem Gewicht unmittelbarer Aktualität von seinem Freunde Nesson spricht und sich selbst (im Reime) bei Namen nennen läßt von jenem:

Qui me dist vne fois / Alain.

Auch sonst äußert das Gedicht zahlreiche Gedanken, die ganz vom Geiste Chartiers getragen und den Anschauungen seiner anderen politisch-patriotischen Schriften nahe verwandt sind.

Seine Entstehungszeit läßt sich nur annähernd aus dem Inhalt bestimmen. Die Fremdherrschaft der Engländer, die trostlose moralische Zerrüttung des eigenen Volkes haben Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht: es liegt schwer danieder an den Folgen des Unglücksjahres 1415.

Pierre de Nesson, den Chartier *bailly d'Aigueperse* nennt, ist erst 1416 in die Heimat zurückgekehrt, nach dem Tode des Herzogs von Berry am 15. Juni 1416, dessen Leichenbegängnis Nesson als Sekretär des Fürsten beiwohnte.

Die Tochter des Verstorbenen, Herzogin von Bourbon, gab ihm darauf ein Amt in ihrer Grafschaft Montpensier, im heutigen Kanton Aigueperse. 1425 finden wir ihn in Clermont in der Stellung eines Finanzbeamten.[1]

Um die obere Zeitgrenze noch enger zu ziehen, mag man der Vermutung Raum geben, daß der Vertrag von Troyes (1420), der Frankreich vollständig den Engländern auslieferte, noch nicht geschlossen sein kann zur Zeit der Abfassung. Dieses Ereignis, die Demütigung des Adels und die Schande des Volkes, hätte Chartiers Satire nicht ungestraft gelassen. So würde also, wenn wir diese Annahme als wahrscheinlich betrachten, das Gedicht im Verlaufe der Jahre 1416—1420 entstanden sein.

Seiner äußeren Form nach ist es ein *débat*, in 55 kreuzweise gereimten achtzeiligen Strophen.

Der Inhalt ist kurz folgender: Ein alter Ritter, *le herault*, trifft einen jungen Adligen, *le vassault*, dabei an, wie er einen redlichen Dorfbewohner, *le villain*, in unrühmlicher Weise be-

helas et plus que helas . . . (Bl. 131—136) und *Exitedium siue lamencio karoli septimi victoriosissimi regis francorum* (Bl. 136—141).

[1] Siehe *Romania* XXXIII (1904), S. 540 ff.: A. Thomas, *Notes et documents inédits, p. servir a la biogr. de P. de Nesson.*

schimpft.[1] Da er sich dem Hause des Jungen verpflichtet fühlt,[2] schreitet er ein und hält dem Ehrvergessenen sein törichtes und ungebührliches Benehmen vor.[3] Er erinnert ihn an die Ritterlichkeit der Altvordern, ermahnt ihn, mit tapferen Taten Ehre und Achtung zu erstreben,[4] erhält aber auf alles Zureden anfangs nur dreiste Antworten.[5] Allmählich jedoch läßt sich der *vassault* herbei, sein unritterliches Verhalten zu erklären,[6] stellt es sogar als notwendig hin in dieser Zeit der Zuchtlosigkeit,[7] kommt dabei selbst auf die Schäden der menschlichen Gesellschaft, auf die Verrohung von hoch und niedrig zu sprechen[8] — und es dauert nicht lange, so heben sie beide, der *herault* und der *vassault*, gemeinsames Klagen an[9] und nehmen gar einer dem anderen die schönsten moralischen Happen aus dem Munde.[10] Der biedere Dörfler, der solange schweigend zugehört, tritt endlich dazwischen und macht den Adligen nun s e i n e n Standpunkt klar.[11] Aber seine Wahrheit verfehlt ihre Wirkung, befestigt vielmehr die Eintracht der beiden anderen,[12] und der ehrliche Bauer kann schließlich noch zufrieden sein, daß er nur den Spott der hohen Herren einzustecken braucht.[13]

Jetzt erst tritt der Autor selbst hervor, aber kein Wort des Tadels, nur ein bitteres Lachen kommt über seine Lippen.[14] Anstatt mit einer moralischen Schlußrede die Wirkung der Satire abzuschwächen, macht er einen überraschenden Ausfall auf seinen Freund N e s s o n[15] und schließt mit einer Herausforderung des Gefährten zum poetischen Zweikampf.[16]

87 r(a) Naguires qung prudent herault
Grant voyageur homme ancien
Parloit a vng jeune vassault
Qui ne sauoit qung peu de bien
5 Si estoit il de bon hostel
Et filz dung vaillant chiuallier
Mais lenfent nestoit mie tel
Quoy quil feust son heretier

A lenfent estoit grant cheuance
10 Par la mort de son pere escheue
Maiz de son honneur et vaillance
(b) Auoit il petite part eue
Le herault le troua tancant
A vng bon homme de villaige
15 En lappellant villain puant
Cuidant faire beau vassellaige

Le herault estoit froit et cault
Et vit que ce jeune seigneur
Estoit oultrecuide et chault
Et auoit en lui pou donneur 20
Dont il estoit bien esbay
Car il auoit cogneu le pere
Doulcement vers lui se tray
Pour sacquiter et deuoir faire

L e h e r a u l t

Disant / monseigneur je vous prie 25
Car il ne vous vueille desplaire
Pour dieu / chouse que vous die
Car je ne men puis ne doy taire
Les votres mont fait largement
Des biens / si doiz de mon pouuoir 30
Amer lostel / principalment
Vous chief des armes et seul hoir

Et deussiez vous maintenant estre
Villenant villains en villaige

[1] v. 15. [2] v. 28 ff. [3] v. 33 ff. [4] v. 50 ff. [5] v. 47 u. 55. [6] v. 65 ff. [7] v. 85 ff. [8] v. 105 ff. [9] v. 121 ff. u. 137 ff. [10] v. 217 ff., 233 ff., 241 ff. usw. [11] v. 331 ff. [12] v. 378 ff. [13] v. 417 ff. [14] v. 425 ff. [15] v. 427 ff. [16] v. 438 ff.

35 Ne deussiez vous seruir vng maistre
Vaillant / auant estre son paige
Le bon mareschal de sancerre
Que je vis puis bon connestable
Faisoit bien gesir sur le feurre
40 Votre pere / et mangier sans table

Le vassault

Voy / monseigneur fut renomme
Vng des meilleurs que lon veist onc-
ques
v a) / Vous auez tresbien sermonne
Mais le temps nest pas tel quadonc-
ques
45 / Veez vous comment il nous en baille
Dieu ait lame des trespasses
Ilz neussent pas geu sur la paille
Silz eussent des moulz liz asses

Le herault

Lors lui respondy le herault
50 Silz se fussent tousjours tenu
Ainsi que vous blanc moyte et chault
Lonneur ne leur fust pas venu
Car on na jamaiz bien sans peyne
Pource lasches nont pris ne loz
55 Voy dist laultre / que vault auoyne
Aujourduy pour les bons trois soulz

Mieulx valent trois soulz en bon nom
Que Cm frans en reprouche
Que les bons nayent guerredon
60 Ne vous saille jamaiz de bouche
Car vng vaillant pouure sans doubte
A plus de bien de ce quil sent
Quon laime loue et redoubte
Que nont lasches riches vng cent

Le vassault

65 A ce loz et honneur conquerre
A souuent des perilz assez
Et bien souuent en lalant querre
Sont sans lauoir mains trespassez
Dieu par sa grace les assoille
70 / Or maintenant par sa vaillence
Nul bon ne treuue qui lacueille
Comme lon souloit faire en france

Le herault

b) Or son fait es vaillans deuoir
Ne filz ont offices ne dons
75 Vous ne le deuez pas sauoir
Car il ne le scet que les bons
/ Et croy mais quil ne vous desplaise
Que lonneur nest ne ne tient compte
De nul home qui quiere laise
Et fust cent fois roy duc / ou conte 80

Le vassault

Au vassal despleut du herault
Dont il parle si haultement
Mais au vieillart petit chault
Lors lui dit rigoureusement
Le jeune vassal / Or ca sire 85
Je prens que jaye le vouloir
De faire quant quon pourroit dire
Marmer seruir en tout deuoir

Il ne me fauldra pas actendre
Que le roy maide a mectre suz 90
Ains me fauldra mes baguez vendre
Espoir engagier le surplus
Et saucun essoyne me sourt
Ou vne perte toute seule
Ces souillars humeurs broez de court 95
Sen mocqueront a pleine gueule

Le herault

De teulz souillars la mocquerie
Ne vous doit de riens retarder
Car mal que nulz deulx de vous die
Ne fait se non vous auancer 100
Gormandent flatent estudient
A rendre villains sellons motz
Quant de vous ou aultre mesdient
Leur blasme vous est vng grant loz

Le vassault 88 r a)

Je ne scay / maiz le plus souuent 105
Les flateurs sont bien des seigneurs
Et ont tout aleur gre le vent
Et raboutent tous les meilleurs
Et cela pluseurs bons retarde
Dauoir bon vouloir a leur maistre 110
Car a chief qui riens ne regarde
Autant vault mauluaiz que bon estre

Le herault

Maist dieu sire sauf votre grace
Fault il se je sers vng seigneur
Lasche failli qui ne pourchasse 115
Destre vaillant ne son honneur
Ou se jay vng prince si beste
Que les bons il ne recognoisse
Qua sa folie je mareste
Tant que mon honneur je nacroisse 120

Le vassault

Je croy bien que son honneur croistre
Doit vouloir chacun gentilhomme

Pour soy faire amer et cognoistre
Quoy que la sayson nest pas comme
125 Ellestoit du temps noz ancestres
Car ceulx qui les vaillans faysoient
Estoient les bons vaillans maistres
Qui les vaillans recognoissoient

Le herault

Quil ne soit pour vaillans sayson
130 Si est trop meilleur que jamaiz
Et je vous diray la rayson
Il en est trop moins quoncques maiz
Et sil en estoit vng venu
Tel que furent les trespassez
135 Il seroit trop plus chier tenu
(b) Que sil estoit des preux assez

Le vassault

Or ca je prens qung de ces preux
Reuenist maintenant en vie
De quoy saideroit il de ceulx
140 Qui tiennent ceste pillerie
Car quant ilz sen vouldroient aidier
Tous trayroient le cul arriere
Quil nya vng tout seul rotier
Qui ne fuyssent la frontiere

Le herault

145 Quant ces hommes vaillans viuoyent
Dieu leur donnoit atous vng don
Cest / car es charges quilz auoient
Ilz faisoient dun mauluaiz bon
Maintenant on fait le rebours
150 Car des bons on fait les mauluaiz
Les chiefs se soillardent es cours
Leurs gens pillent pais de paix

Le vassault

Pource des nobles du pais
Les seigneurs qui ces pillars tiennent
155 Sont petitement obeiz
Na leurs mandemens plus ne viegnent
Aussi ne verres vous seigneur
Qui telz gens aduoue ne tiegne
Qui face riens de son honneur
160 Nemprinse dont mal ne lui viegne

Le herault

Dea dit le herault les emprinses
Sont aucunes foiz vaillemment
Et par grant prouesse auant mises
Dont il aduient estrangement
r(a) 165 Et bien souuant que lan a veu
Que la plus feible et plus petite
Partie / quon neust jamaiz creu
A la plus grande mise en fuyte

Le vassault

Je croy bien quil ait es batailles
170 Aucunesfoiz des meseurs
Car lou sont telles larronnailles
Dieu nenuoye pas les eurs
Noncques je ne veiz / ne leur desplaise
Si en ay je cogneu beaucop
175 Nul dont la fin nen feust mauluaise
Ce ne fust le bastard bigot

Le herault

Beau sire vous ne deuez mie
Vous esliessier doir dire
Qung homme de meschante vie
180 Face meschant fin / ou mal muyre
Espoir est il en paradis
/ La voie en est a tous ouuerte
Et sil nest vray ce que je diz
Je croy quil ny a pas grant perte

Le vassault

185 Se les mauluaiz des vices plains
Quoncques fors tout mal ne firent
Estoient autant des gens plains
Que ceulx qui vaillemment vesquirent
Len feroit es vaillans grant tort
190 Car leur guerdon et debuoir
Est de les plaindre apres leur mort
Et leurs beaulx faiz rementeuoir

Le herault

Mectez donc peyne destre bon
(b) Et voz vaillans parens ensuyure
195 Pour acquerir ce guerredon
Qui apres leur mort fait gens viure
Suyues tousjours les plus vaillans
De quelque baz estat quilz soient
Car aucunesfoiz les plus grans
200 Ne sont pas tout ce quilz deuroient

Le vassault

Dea / se mon prince me mande
Il fault que je laille seruir
Et aille soubz qui il commende
En moy nen est pas le choysir
205 Car se soubz aultre chief de guerre
Plus auant je me mectz ou alie
Len me confisquera ma terre
Et reprandron de foy mentie

Le herault

Soubz princes laschez et failliz
210 Et en armes meseureux
Sont bien aucunesfoiz sailliz
Mains vaillans et chiuallereux
Et tel fois que dune journee
Cil qui est chief le non aura
215 Qui sera de toute larmee
Cellui qui moins darmes fera

Le vassault

Et doncques par ce que vous dites
Ce loz et pris que les chiefz ont
Ne vient mie par leurs merites
220 Quant se sont ceulx qui moins en font
Et je cuideroye qung chief
Ne deust destre preux nom auoir
Tant venist la chouse a bon chief
Fors celon quil feroit deuoir

89 r(a)

Le herault

225 Chief qui entreprent hardiment
En tenant gens en ordonnence
Actent le peril vaillemment
Contre vne plus grande puissance
Prennons quil ne face aultre chouse
230 Si est ce a lui grant hardiesse
Donc lauanture actendre il ose
Et se bien en vient par lui est ce

Le vassal

Bien doncques doit vng chief de guerre
Qui se monstre vaillant tout oultre
235 Grant loz et grant honneur acquerre
Quant cellui qui riens ne se moustre
En qui sera de la journee
Cellui qui le moins fera darmes
Aura toute la renommee
240 Du bien que feront ses gens darmes

Le herault

Or penses doncq / quel dueil est ce
A vng prince cheuallereux
Qui soy monstrant plain de prouesse
Se voit desempare de ceulx
245 Qui lui doyuent seruice et foy
Dont il est et chief et seigneur
Et par mon serement je croy
Quil nest nul si grant creuecuer

Que peult vng cuer panser en lui
250 Qui se monstre vaillemment preux
Et voit que la faulte daultrui
Lui met le nom de malheureux
Et quant amoy je ne croy mie
Quau seigneur pour jeune quil soit
Nen souuiegne quoy quon en die 255
Toutes les fois quil les reuoit

Le vassault (b)

Ung chief doncques quant il prent charge
Doit bien eslire gens de fait
Et soy garder quil ne se charge
De gens par qui il soit deffait 260
Non pas de jeunez pinperneaux
Car comme ont dit ly ancien
Qui fait sa chace de cheaux
Cest auanture sil prent rien

Le herault

Dea / ce nest mie merueilles 265
Sun seigneur quelque chouse emprent
Et par jeunez foulz se conseille
Se honteusement lui emprent
Et quant le cas est aduenu
Tant soit bon et cheuallereux 270
Chacun le fuit et est tenu
En ses emprinses malheureux

Et au rebours sil aduient bien
Et que pour lui soit la journee
Tout le pris et loz en est sien 275
Du bien que se fait en sarmee
Et quant dieu donne vng tel bruyt
Il a plus quil ne veult de gent
Chacun tel pouure pour neant suyt
Plus tost qung riche pour largent 280

Le vassault

Je cuide bien se sa parsonne
A vne grande seignourie
Cela ne lui tost ne lui donne
Le renom de cheuallerie
Et ce / les anciens pas ne doubtent 285
Aincois tiennent et est certain
Que science et vaillance se boutent
Souuent en gens de basse main

Le herault v(a)

On le voit souuent aduenir
Que cil qui na qung peu vaillant 290
Met plus grant paine a acquerir
Science / ou destre vaillant
Que le filz dung roy ou dung conte
Si ne diz je pas qung seigneur

295 Qui de vaillence ne tient compte
Ne viengne bien tart a honneur

Le vassault

Il leur souffit destre grans maistres
Sans auoir honneur et vaillance
Et silz font de leurs enfens prestres
300 Cest sans lecture ne science
Pouez pancer qune pollice
Qui est conduyte par teulx chiefs
Par lasche prince et prelat nyce
Est cause de mains grans meschiefs

Le herault

305 Prince sans vaillence est peu craint
Aussi chacun destruit sa terre
Chacun ses treuez lui enfraint
Trop mendre de lui lui fait guerre
Ses subgetz lui desobeissent
310 Et ceulx qui par sa laschete
Il laisse destruire / maudissent
Leure de sa natiuite

Le vassault

Et le prince vaillant et saige
Enrichist en paix ses subgetz
315 En sa terre pillart ne paige
Narranconne ne prant logeiz
Il na ne parent ne voysin
Qui ne le voye voulentiers
Ne ja ne perdra vn poucin
(b) 320 Tant le craingnent les estrangiers

Lacteur

Le villain quon auoit tance
Lequel ilz ne veoient pas
Si sest maintenant auance
Et se veint mectre en leur soulaz
325 Disant / Ores ne vous desplaise
Puis hosche le chief et sescoute
Il me conuient mectre amon aise
Lors se veint seoir sur vne moute

Le villain

Et quant il se fut acoute
330 Sans faire aultre reuerence
/ Jay bien ouy et escoute
Votre soulaz / mais quant je y pense
Tout ne vault vng bouton de haye
Vous ne parles point de la taille
335 Pourquoy est que lon la paye
Se nest pour faire la bataille

En quoy alen tant despendu
Dargent comme len a leue
Que par le col soit il pendu
340 Qui loyaulment la gouuerne
Ilz dient que cest pour le roy
Maiz il va bien en aultres mains
Car par mon serement je croy
Que cest cil qui en a le moins

345 Et queulx gens darmes auous nous
En la frontiere se dieu plaist
Il me semble quilz fuyent tous
La guerre / elle leur desplaist
Tous ceulx que le roy a suz mis
350 Len les puisse par les coulz pendre
Nous sont pis que les ennemis 90r(a)
Et si ne nous ousons deffandre

Ou est celle belle conqueste
Quon a fait sur les angloiz
355 / He dieu / et que le peuple est beste
Quant il accorde teulx octrois
/ De lor quon a eu de la taille
On eust acheete angleterre
Et par dieu tant quon la leur baille
360 Ilz ne feront exploit de guerre

Mais quant on les refusera
Aquoy lon a trop actendu
Alors tout besoing leur sera
Daler conquester du perdu
365 Et par mon serement je croy
Que tant quon leur vueille octroyer
Les gens qui se dient au roy
Naprendont de rieus guerroyer

Et le peuple a trop bel respondre
370 Au roy quant il requier ses aydez
Sire tez gens se vont escondre
Quant il est temps que tu ten aydez
Maiz ou quierent ilz leurs mussoires
A desrouber pouures marchans
375 En guectant les marchiez et foires
Et destroussans gens par les champs

Lacteur

Puis sentrerompi le soulaz
Des trois / car le saige vieillart
Se print lors aparler moult bas
380 Et tirer le vassault apart
Et sembloit quil eust grant desir
De blasonner ne scay lesqueulx
(b) Quil dit / Je nen peuz rieus oir
Fors quil dit / Croyes ilz sont teulx

Le vassault

385 Dont le vassault lui respondy
Il fault doncq que tout soit desert
Et le herault lui dist aussi
Vous voiez bien que tout se pert

Le vassal lui dist / quel remede
390 Que penses vous que ce sera
Par ma foy a ce que je cuide
Dist le herault tout se perdra

Le villain

Perdra / mais est il ja perdu
Que le deable en soit adoure
395 / Leur a le villain respondu
Qui loing deulx estoit demoure
Ala bataille ala bataille
Entre vous aultres gentillastres
Non pas au roy tollir sa taille
400 Et vous groppir gardant voz astres

Car se les genltilhommes feissent
Aussi bien que nous leur debuoir
Que le roy des corps ilz seruissent
Ainsi que nous de notre auoir
405 Les estrangiers pas ne pillassent
Mais les nobles mesmes subgeiz
Du roy / vont vers eulx quant ilz passent
Faire ranconner les logeiz

Que le grant deable y ait part
410 Chacun dit quilz sont habutin
Il se peut tresbien leuer tart
Qui a nom de leuer matin
Et par le sang dieu les francois
v (a) Auront fait cincqcens mille biens
Et destruit trestous les angloiz 415
Quon dira quil nen sera riens

Lacteur

Le vieulx herault adoncq sen rit
Dont le villain ainsi sauence
Lors le jeune vassal despit
Lui dist / Beau sire / quant je y pense 420
Il me semble que ses villains
Ont trop beau compter sans rabatre
Car ilz ne sont jamaiz contraings
Deulx aler faire tuer ne batre

Il me sembloit deulx ouyr parler 425
Quantreux jouassent vne farce
Et lors il me va remambrer
Du vaillant bailly daigueperse
Qui me dist vne fois / Alain
Jayme trop mieulx paier la taille 430
Et viure longuement villain
Que noble mourir en bataille

On pourroit auoir souspeczon
Que je voulsisse cecy dire
Pour mon bon compaignon neczon 435
Pource quant je lay fait escripre
Jay alescripuain deffendu
Du monstrer / Au fort son lui baille
Bien assailly bien deffendu
Face sil scet de pire taille 440

Explicit.

Berlin-Friedenau. Siegfried Lemm.

Kleinere Mitteilungen.

Nachklänge des *Nußbraunen Mädchens.*

Die Gestalt der geprüften Frau hat sich in der englischen Literatur des Mittelalters großer Beliebtheit erfreut. In immer neuem Gewande wiederholen sich die Konstanze- und Griseldis-Figuren (vgl. Siefken, *Der Konstanze- und Griseldis-Typus in der englischen Literatur bis auf Shakespeare*, Beilage zum Jahresbericht, Rathenow 1903). Sehr beliebt war eine Abart des Griseldis-Typus, in dem es sich nicht um die Prüfung der Gattin durch unerhört schwere Proben handelt, sondern nur um die Liebesprobe der Geliebten durch Vorspiegelung erdichteten Unglücks, erdichteter Untreue usw. Ihre schönste Fassung hat das Motiv in der Ballade vom Nußbraunen Mädchen gefunden. 1502 begegnet sie zum ersten Male im Druck und ist nun nicht wieder vergessen worden (vgl. Siefken, S. 85 ff.). So ist es nicht verwunderlich, daß auch das Drama das dankbare Motiv aufgenommen und mehr als einmal verwandt hat.

Unsicher ist der Anschluß im *Friar Bacon and Friar Bungay* (vgl. dazu schon Siefken, S. 103). Margaret liebt Lacy, III, 3 (in Churton Collins' Ausgabe), sie weist daher zwei andere Freier zurück. Da bringt ihr ein Bote einen Brief von Lacy, in dem er ihr seine Absage mitteilt, da jetzt eine spanische Dame seine Auserwählte sei. Sie klagt, die Welt sei eitel, Wonne sei ihr zur Verzweiflung geworden, aber sie wünscht alles Unglück, das Lacy treffen soll, sich selbst und beschließt, die Welt zu verlassen und in ein Kloster zu gehen. V, 1 will sie ihren Entschluß ausführen, doch Lacy kommt selbst: Twas but to try sweete Peggies constancie. Es schwebt hier wohl mehr nur der Griseldis-Typus vor.

In zwei anderen Dramen ist der Anschluß an die Ballade ganz deutlich. Das erste Beispiel begegnet im *King Leir* (zum erstenmal erwähnt: 6. April 1593/4 Aufführung im Rose-Theater). In der siebenten Szene tritt der König von Gallien auf mit seinem Begleiter Mumford, beide als Pilger verkleidet. Der König ist nach England gekommen, um Leirs Töchter zu sehen. Die verstoßene Cordelia tritt klagend auf. Als Näherin will sie sich ihr Brot verdienen. Der König redet sie ergriffen an, und sie erzählt ihr Geschick. Er wirbt um sie für den König Galliens, der ihm sehr gleich sei. Sie hält ein Eingehen auf die Werbung jetzt für unmöglich: Cease for thy King, seeke for thy selfe to woo. Im folgenden Zwiegespräch haben wir daher fast genau die Situation der Ballade: das Mädchen sucht ihre Liebe zu dem in falscher Gestalt auftretenden Liebhaber zu beweisen, der scheinbar ihre Liebe zurückweist, und er erprobt sie in sehr ähnlicher Weise. Sie sei von zu hoher Geburt (V. 692), entsprechend Str. 23: A barons chylde to be begylde! Sie könne das harte, entbehrungsvolle Leben nicht ertragen (V. 695 f.), spiegelt den langen Mittelteil der Ballade, Str. 11—19, wider, die Antwort der Cordelia (V. 697—706) die entsprechenden Antworten des Nußbraunen Mädchens. Die letzte Zeile:

For hauing thee, I shall haue all content,

klingt an mehr als eine Zeile der Ballade an; etwa in Str. 12:

For so that I your company
May have, I aske no more:

From which to part, it maketh my hart
As colde as ony stone;
For, in my mynde, of all mankynde
I love but you alone.

V. 707 folgt nun schon die Enthüllung, die also Str. 27 gleicht, und darauf folgen die entsprechenden Antworten.

Wichtig ist folgende Beobachtung. Das Versmaß der Ballade ist der Septenar; es folgt auf je einen vierhebigen Vers mit Binnenreim der zweiten und vierten Hebung und kräftiger Zäsur nach der zweiten Hebung ein dreihebiger männlicher Vers. Bei dem Anschluß an die Ballade ist es nur natürlich, daß sich an dieser Stelle des Dramas in vielen Versen ein ähnlicher Rhythmus einstellt, soweit das beim Blankvers möglich ist, d. h. der männlich endende Blankvers fällt durch eine Zäsur nach der zweiten Hebung scharf in zwei Teile. Die eine Endzeile von Cordelias Rede war schon zitiert worden: For hauing thee, I shall haue all content. Rhythmisch entspricht das genau dem: — of all mankynde I love but you alone. Sonst sei nur noch die letzte Rede der Cordelia zitiert, welche die Übereinstimmung deutlich zeigt:

What e're you be, of high or low discent,
All's one to me, I do request but this:
That as I am, you will accept of me,
And I will have you whatsoe're you be:
Yet well I know, you come of royall race,
I see such sparks of honour in your face.

Bei Shakespeare findet sich von diesem episodischen Motiv keine Spur. Es hätte den Ton der entsprechenden Szene auf das empfindlichste gestört; das unsichere Stilgefühl des älteren Dichters duldete noch den Mißklang.

Das zweite Beispiel liegt in *Mucedorus* (gedr. 1598) vor, in C. F. Tucker Brookes Ausgabe, V. 1. Mucedorus, der Prinz von Arragonien, ist als Hirt verkleidet ausgezogen, um die Prinzessin Amadine zu gewinnen. Obwohl er heldenhaft ihr Leben gerettet hat, ist er durch die Umtriebe Segastos, eines feigen Werbers um Amadinens Hand, vom Hofe verbannt. Amadine verläßt nun auch den Hof, wird von einem Ungeheuer entführt, doch Mucedorus erschlägt es. Die beiden gestehen sich ihre Liebe. Nun kommt Segasto mit seinem Diener Mouse herbei. Obwohl Amadine Segasto auf das schärfste zurückweist, fordert Mucedorus sie auf, zwischen ihnen dreien zu wählen:

Well, Amadine, it onelie rests in thee
Without delay to make thy choice of three,

zwischen ihm, Segasto und dem Diener, und wieder prüft so der, hier wirklich verbannte, Liebende, der unter seinem Stande auftritt, die Geliebte. Allerdings ist hier die Probe völlig unsinnig, da weder Segasto noch der Clown Mouse von Mucedorus irgend als Nebenbuhler angesehen werden können. Es ist so deutlich, wie äußerlich, wie spielerisch das beliebte Motiv hier angefügt ist, denn von einer Prüfung kann nicht die Rede sein. So antwortet Amadine auch sehr natürlich:

My choice is made, for I will none but thee.

ein Vers, der inhaltlich und auch in der Form — es ist nicht nötig, das oben Ausgeführte über den Rhythmus zu wiederholen — aufs engste an den Refrain des Nußbraunen Mädchens anklingt.

For in my mynde, of all mankynde
I love but you alone.

Aber Mucedorus wirft, hier allerdings in einer Rede ohne unterbrechende Gegenrede, mehrere Bedenken ein: er könne sie nicht unterhalten wie ihr Vater, er schildert das harte Leben, das sie erwartet, und schließlich das Schlimmste: No princes then but plaine a shepheards wife — alles Motive der Ballade. Mit der Enthüllung endet dann die Übereinstimmung.

Soweit ich sehe, sind dies die einzigen Nachklänge der Ballade im Drama jener Tage.

Charlottenburg. B. Neuendorff.

The name Polonius.

1. In the second quarto of Hamlet 1604 the name 'Polonius' is chosen for the 'Counsellor' of the King of Denmark, in place of 'Corambis' or 'Corambus', found in the First Quarto, evidently the name of the character in the old play which belonged to about 1587. Corambus, discarded by Shakespeare in *Hamlet*, was used by him as a passing name in *All's Well.* The name Corambus, probably invented by the older dramatist, suggested connexion with the Latin phrase *crambe repetita* (cp. *coramble*, and its variants, in Latin-English dictionaries of the period), adopted into English in the sixteenth century as *crambe,* and used as a synonym for tedious and unpleasant iteration. 'Corambus' was thus merely a variant of 'Old Crambo'. The character was probably easily suggestive of Burleigh. The aged statesman had died in 1598, and his son, Robert Cecil, was one of the foremost men of the State. Shakespeare, working at the old play after that date, was anxious to make it clear that his 'Counsellor' (Quarto 2 oddly reads 'Counsel as Polonius') was not a stage caricature of the great English statesman, so he called the character by the new name. It was contrary to historical data that the Counsellor of the King of Denmark should bear a name which could only mean the Polonian or the Pole. Had it been Sweden, it would have been more in accordance with actual contemporary events. The young King of Poland, who was also King of Sweden, was at war with his usurping uncle, who had unlawfully seized the vrown of Sweden. England was deeply interested in the struggle. Shakespeare created the name 'Polonius', with special reference to the ideal 'Counsellor' as depicted in a work famous throughout Europe, *De Optimo Senatore* (Venice, 1568), written by Laurentius Grimalius Goslicius, perhaps the greatest Polish statesman of the time. An interesting reference to the work (the author's name being anglicized as Grimaldus) was to be found in Gabriel Harvey's *Pierces Supererogation* (1593). An English translation appeared in 1598, the very year that Burleigh died, with a long descriptive title, setting forth the contents of the book:—

'A golden work replenished with the chief learning of the most excellent philosophers and lawgivers, and not only profitable but very necessary for all those that be admitted to the administration of a well-governed Commonweal; written in Latin by Laurentius Grimaldus (*sic*), and consecrated to the honour *of the Polonian Empire.*'

The name of the translator is not given. The treatise is in two books; the author admits at the end of Book I. the possibility of 'wearying the reader's

---

[1] From a Paper read before the British Academy, London, 17. April 1904.

mind, and thereby becoming over-tedious'. A second edition of the English translation, or more likely the old book with a new title-page, appeared in 1604, the year of Grimalius's death. In 1733 an elaborate English version, done directly from the orginal Venetian edition, was issued by Oldisworth, the political pamphleteer of the period. It had a long and eulogistic preface. Oldisworth's biography could not be trusted. Perhaps the most accurate account of Goslicius is to be found in the Encyclopaedia published by Orgelbrandt, Warsaw, 1862; in the Dissertation by Romanus Lopinski, dealing with the author and his 'De Optimo Senatore', Halle 1872. The great Polish bibliographer was evidently unacquainted with the fact that there was an Elizabethan version of *De Optimo Senatore*; nor was he aware of a seventeenth-century English version. In 1660 there appeared, without the slightest indication of its being anything but an original work, what was really a translation of the greater part of *De Optimo Senatore* under the title of *The Sage Senator ... to which is annexed the New Models of Modern Policy, by J. G.* Oldisworth in his Preface rightly states that in his work

'the author has traced the Counsellor from the cradle to the school, and thence to the University, the Bar, and the Bench of Justice. He has followed him in all his travels, and through every stage of his private and public life, to his last and highest attainment as a Minister of State.'

By way of illustration passages were quoted from the work: —

'I doe therefore think expedient that in the person of our Counsellor there should be such ripeness of age as might exercise the virtues beseeming so honourable a personage, and in his calling hold so great a gravity and reputation as all other citizens and subjects may hope at his hand to receive comfort, quiet, and counsel profitable to the whole commonwealth.'

'Among all creatures contained within the circle of the earth, that which we call man is the chiefest and of most reputation, for he alone of all other living things of what nature soever is made not only an inhabitant and citizen of the world, but also a lord and prince therein.'

'Reason doth make men like unto God.'

'The wise man by his virtue resembleth the likeness of God.'

'But what is that which in man is most excellent? Surely Reason!'

'The chief duty of man is to know that his original proceedeth from God, and from Him to have received Reason, whereby he resembleth his Maker. But for that the Reason of man is shut up within the body as a prison whereby it knoweth not itself, it behoveth the mind to break forth from that place of restraint, and to win liberty.'

'Our Counsellor then instructed in the precepts of Philosophy shall not from thenceforth be shut up, &c.'

'The commonwealth therefore requireth the counsell of some notable and divine man, in whom it may repose the care of her happiness and well-doing. By his directions and government all perils, sedition, discords, mutations and inclinations may be suppressed, and thereby enjoy a happy peace and tranquility.'

'It behoveth him to be witty, docible, of good memory, of sound understanding, circumspect, provident, warie, and wilie.'

'Let the Counsellor know his own wit.'

'Our Counsellor should be circumspect, not only in those things which do happen privately, but also in every other that may be hurtful to the Commonwealth.'

Many illustrations might be adduced showing how counsellors,

> . . . 'Of wisdom or of reach,
> With windlasses and with assays of bias,
> By indirections find directions out' (ii. 1. 58—60).

But it is not merely to the words of Polonius that parallels may be found in *The Counsellor*. Some of Hamlet's noblest utterances sound like echoes from passages in the book, e. g.: —

'What a piece of work is man! how noble in reason! how infinite in faculties! in form and moving how express and admirable! in action how like an angel! in apprehension how like a god! the beauty of the world! the paragon of animals!' (ii. 2. 294, &c.).

The Paper further dealt with the probable influence exercised by *The Counsellor* on *Measure for Measure*, written about the same time as *Hamlet*. A great part of Grimalius's work bore on the responsibilities of the Counsellor as judge, and some of the most striking passages in the book had reference to magistrates good and bad. 'The evil example of magistrates works more ill than their virtues work good,' wrote Goslicius, and he amplified the theme. Shakespeare, who had already, with lighter touch, portrayed vain and testy magistrates, now in Hamletian mood portrayed 'Angelo' — this Counsellor 'most still, most secret, and most grave', deputy of his Duke, *whom he supposed travelled to Poland*. The very spirit of Goslicius seemed to speak through Shakespeare in the famous words, 'He who the sword of Heaven will bear', &c. (iii. 2. 274).

The history of the relation of England and Poland in the sixteenth century was surveyed, from Laski onwards.

2. The Paper next considered the character of Malvolio, and attempted to determine the original of the character. The name Malvolio was evidently a punning on the name Willoughby. Ambrose Willoughby, a member of the family of Lord Willoughby of Parham, was Queen Elizabeth's chief server, one of the most important offices of the household. A scandalous quarrel took place between him and the Earl of Southampton in January, 1598, as might be seen from the Sydney Papers, where there is a letter from Roland White noting some unkindness 'between 3000 (= Southampton) and his mistress, occasioned by some report of Mr. Ambrose Willoughby.'

'The quarrel of my Lord Southampton to Ambrose Willoughby,' he wrote on January 21, 'grew upon this: that he with Sir Walter Raleigh and Mr. Parker being at primero in the Presence Chamber; the Queen was gone to bed, and he being there as Squire for the Body, desired them to give over. Soon after he spoke to them again, that if they would not leave he would call in the guard to pull down the board, which, Sir Walter Raleigh seeing, put up his money and went his ways. But my Lord Southampton took exceptions at him, and told him he would remember it; and so finding him between the Tennis Court wall and the garden shook him, and Willoughby pulled out some of his locks. The Queen gave Willoughby thanks for what he did in his Presence, and told him he had done better if he had sent him to the Porter's Lodge to see who durst have fetched him out.'

The play was evidently written for Christmas, 1598, or rather for Twelfth Night, 1599. There can be little doubt that the incidents here referred to were cleverly utilized by Shakespeare, and that Willoughby was probably well hit off and easily identified, as, for example: —

'My masters, are you mad? or what are you? Have you no wit, manners, nor honesty, but to gabble like tinkers at this time of night? Do ye make an alehouse of my lady's house, that ye squeak out your cosier's catches without any mitigation or remorse of voice? Is there no respect of place, persons, nor time in you?' (*Twelfth Night*, ii. 4).

In addition to the identification of Willoughby with Malvolio, the theory was important as helping to fix the date of the writing of the play before (not after) the tragedy of Essex's fall and the imprisonment of Southampton

3. Finally, the Paper dealt with the contemporary Shakespeare critic Judicio (hitherto unidentified), who figures in the *Return from Parnassus* (*c.* 1600—2). There can be little doubt that Henry Chettle was intended, Shakespeare's first panegyrist, about whom additional information has long been sought. The ascertained facts were corroborated and supplemented by the identification, and new light thrown on the authorship of the play, from the standpoint of the literary environment in which the author or authors worked.

London. I. Gollancz.

Basin und Elegast.

An anderem Ort[1] habe ich kürzlich Gelegenheit genommen, aus dem fränkischen Geschichtsschreiber Trithemius die den 'Sicamber'-König Basan betreffenden Angaben auszuheben. Ich fand nachträglich bei Franc. de Rosières *Stemmatum Lotharingiae ac Barri ducum* (Paris 1580, in fol.), der im großen Ganzen den Tritheim ausschreibt, eine nicht uninteressante Erweiterung, die hier mitgeteilt sei. Es heißt dort nämlich zunächst vom König Basan (fol. 26 verso):

Victoriam demum consequutus, plures arces, vrbes & ciuitates ex vtraque parte Mosae [*Maas*] construxit illasque firmissimis praesidiis communiit.[2] In cuius amnis [*im Druck: annis*] propinquo littore fortissimum castrum erexit a fundamentis, cui Basanburgi nomen imposuit, quam plagam Sicambri propter loci amoenitatem tutumque propugnaculum diutius incoluerunt. Hisce sic dispositis, variisque bellis confectis, ad res diuinas animum applicuit ...

Dann heißt es weiter:

Inter caeteros Basani discipulos Heligastus vir sapientissimus, historiarumque conditor clarissimus, doctrinae palmam obtinuit. Idcirco

[1] *Die germanische Ermanarichsage und die französische Heldendichtung, Zs. f. roman. Phil.*, Beiheft 40 (1912), S. 22 f. — Ich stelle hier einen Flüchtigkeitsfehler richtig; es ist in der Tat bei Tritheim von den Orcaden die Rede und vom 'König der Orcaden'.

[2] Im Städtchen Huy an der Maas (Provinz Lüttich) gab es noch im neunzehnten Jahrhundert einen Turm, der *tour de Bazin* hieß. Man vergleiche auch den sagenhaften Alberic, Auberon, der als Gründer von verschiedenen Städten bei einigen Geschichtsschreibern, wie Hugo von Toul (auch bei Rich. de Wassebourg), genannt wird; auch da ist unter anderem von einem Turm die Rede, der seinen Namen führe; ebenso von *turre Aubronii nomine* bei J. B. Gramaye, *Histor. Namurci* s. v. Balivatus Sansonensis (= Gramaye, *Antiquitates Brabantiae*, p. 76), auf die alte Burg Samson an der Maas bezogen. Bei Monthermé, gleichfalls an diesem Flusse, gab es entsprechend auch einen *tour de Maugis* (s. Bédier, *Légend. ép.* IV. p. 245 u.).

quique proceres illum nobilioribus pueris erudiendis adhibuerunt, commiseruntque, quorum habuit curam & strenuo, & indefesso labore, multaque versibus conscripsit. F u t u r o r u m e r a t s a g a c i s s i m u s n u n c i u s & i n t e r p r e s, indeque plurimum a Sicambris diligebatur. Carmine vtraque lingua egregie cecinit, pluraque illi Hunibaldus [1] adscripsit, quae si vera, magis stupenda sunt, quam pro historiae veritate referenda ... Sed cur haec in Paganos eloquor, qui semper Daemonibus se, suaque deuouerunt? Heligastus denique, vt magis populum in sui admirationem pertraheret, Iouem visibilem excitauit, secreta mortalium detexit palam, hostiumque retrusissimas machinationes, quasi Deorum certissimo numine afflatus, Basano suo Regi enucleauit. P r o i n d e s i n g u l i s e r a t h o r r o r i & s t u p o r i, q u i p p e q u i r e s c i s c e r e t, q u a e h o s t e s e t i a m r e c o n d i t i s s i m o c o n s i l i o p e r t r a c t a b a n t. Quae res procul dubio ill*ius* amicis securitatem, Sicambris obsequentiam, hostibus*que* ingentem desperationem ingessit. Basanus Rex ex Heligasti prudentia tot*us* dependebat, Regni*que* principes nil nisi illo consulto moliebantur ... Vbi ad signa canere iubebat, hosti Sicambri occurebant ... (fol. 27). Quoties victoriam augurabatur, Sicambri superabant, sin minus vincebantur. Sic dum Heligastus vixit, prosperrimo euentu Sicambri suas res gessêre. Q u a m o b r e m B a s a n i h o s t i b u s H e l i g a s t i n o m e n t i m o r e m i n c u s s i t, q u o & p u e r i r i x o s i t e r r e b a n t u r. — Iouis vero die festo, cum iam annis 32. sacerdotio functus esset, pro more litauit, dumque sacrum solenne perficeret, consistens in medio Sacerdotum, in templo carminibus prolatis, vibrauit fulmina, vocemque venefica aethera turbauit. Miratur incredulus Sicamber, perhorret, numinisque potentiam praestolatur. Arrigit aures Basanus, propiciis manibus pectora contundit, euentumque attentissime considerat. Tunc Heligasto non vultus, non color vnus, non comptae mansere comae, quem clamoribus sonoris proloquutum, flammis radiantibus diuinitus iniectis, Iupiter e media hominum corona sustulit. Quo abierit, aut translatus fuerit, in hodiernum vsque diem ignoratur.[2] Hoc horrendo spectaculo viso, rex Iouis asperitatem demiratur ... Heligastum inter deos relatum, Dianae coniugio deuinctum esse censet, illique quotannis decernit sacra.

Im *Heligastus* des vorstehenden Berichts haben wir gewiß niemand anderen zu sehen als den *Elegast, Elbegast,* der aus der deutschen Volkskunde bekannt ist als der, 'der aller Diebe Meister ist',[3] und der auch in der Heldendichtung begegnet, vor allem im Ortnit als König von Rußland und Mutterbruder des Helden,[4] als Zwerg in 'Dietrichs erste Ausfahrt'; der sodann eine große Rolle in den Bearbeitungen eines alten, verlorengegangenen Gedichts spielt, im Gedicht von Karl und Elegast, in welchem er mit Kaiser Karl

[1] D. h. Tritheim. Bei diesem aber, wenigstens in der von mir benutzten Ausgabe (*Geschichtsschreiber von dem Bischoffthum Wirtzburg*, Frankfurt 1713), steht nichts dergleichen. Denn es liegt nicht etwa Verwechslung mit dem Seher Hildegast vor, da auch Rosières diesen — wie Tritheim in anderem Zusammenhange — nennt (fol. 81v—82).

[2] Man vergleiche das Verschwinden des Basan bei Tritheim; ich habe a. a. O. S. 23 u. auf die Entrückung des Dietrich von Bern bei Aventin und in der Reisebeschreibung des Leo von Rožmital aufmerksam gemacht.

[3] S. besonders Müllenhoff, *Zs. f. d. Alt.* 13, 182 f.; J. Grimm, *Klein. Schrift.* 6, 34 ff.; R. Köhler, *Germania* 28, 187; 29, 58.

[4] S. besonders Müllenhoff, *Zs. f. d. Alt.* 12, 348 ff. — Die Form E l i g a s begegnet im Anhang zum Heldenbuch; auch fand ich sie in einer englischen 'Ballade', einer freien Übersetzung des Ortnit, auf die ich a. a. O. S. 58 u. aufmerksam gemacht habe.

stehlen geht. Die hier bei Rosières vorliegende Verbindung mit dem König Basan ist deshalb von Interesse, weil der Basin der französischen Epik in dem genannten Gedicht die Rolle gespielt haben muß, welche in den Bearbeitungen Elegast zugeteilt ist; [1] wie denn auch wohl der König Basan des Tritheim und des Rosières als eben dieser Basin angesprochen werden dürfte.[2] Was für Fabeln es waren, welche Tritheim und seine Nachtreter zur Aufnahme in ihre Geschichtenbücher veranlaßten, ist einstweilen unerweislich. Für bloße Gelehrtenfabeln wird man sie kaum halten dürfen.

München. Walter Benary.

Die Pariser *Pucelle*.

Als ich meinen dritten Aufsatz über die *Münchener Voltairehandschriften* ausarbeitete,[3] da war ich für die Pariser Ausgabe der *Pucelle* von 1755 auf Vermutungen angewiesen und auf das, was ich aus Bengescos Bibliographie wußte. Außerdem konnte ich noch angeben, daß sie 'sehr selten' sei: Das war das einzige, was persönlicher Erfahrung entstammte (S. 411). Seitdem haben planmäßige Nachforschungen mir bereits die Londoner (2. Ausgabe, 1757) und die Genfer *Pucelle* (1762) zugeführt, die aber auch in anderen deutschen Bibliotheken zu finden sind, und vor kurzem habe ich endlich die seltenste Ausgabe, die Pariser *Pucelle*, meiner Bücherei einverleiben können. Sie (P) gibt den Schlüssel für die Beziehungen der drei ältesten Ausgaben: Paris, Löwen (F = Frankfurt, 1755) und London (L). Ich lasse eine Beschreibung von P. vorausgehen. Der Titel ist:

La / Pucelle / D'Orléans. / Poeme Heroi-Comique. /
Desinit in piscem mulier formosa superne. /
Horat. /
Premiere Edition /
Vignette
A Paris. / MDCC.LV.

Dieser Titel ist unabhängig von F, das *La / Pucelle / d'Orleans / Poëme. / Divisé en Quinze Livres / Par / Monsieur de* V*** betitelt ist. Er wird von L übernommen, doch der Spruch geändert (*Non vultus non color unus*). Die Bezeichnung *Poème héroi-comique* stammt aus den Hss.[4]

Die Vorrede von P ist ebenfalls selbständig, wenn sich auch alle drei Vorreden der Raubausgaben im Ton berühren. Sie ist in Briefform gehalten und *A M. Le Poete* gerichtet. Sie beginnt: *Monsieur, Il est bien juste que celui qui imprime un ouvrage l'offre à celui l'a fait. Ayez donc la bonté, Monsieur, d'agréer cette Pucelle, que j'ai l'honneur de vous présenter.* Der Herausgeber betont, daß er die Ausgabe mit großer Sorgfalt gemacht habe: *Cette édition est correcte. Vous n'y trouverez pas une seule faute.* Er hat

[1] Siehe G. Paris, *Revue critique*, 1868, II, p. 384, und *Romania* 21, p. 296, sowie K. Simrock, *Loher und Maller* (1868), Einleitung.

[2] Hier König, dort Vasall; ein Seitenstück etwa zum Asprian, Aspilian der deutschen Heldengedichte, dem der 'König' Esprehant im französischen Gedicht von 'Aspremont', im niederländ. 'Roman von Karel d. Grooten' entspricht.

[3] Vgl. *Archiv* CXXIX (1913), S. 388 ff., *Die Pucelle*.

[4] Vgl. meinen Aufsatz S. 417.

zu diesem Zweck acht Kopien zusammengebracht: *Dans toutes il manque des vers: ici il n'y en a pas un ſeul de manque. La plupart n'ont que douze Chants: ici il y en a quatorze.* Zum Drucken der Ausgabe habe ihn das Gerücht veranlaßt, daß vier oder fünf Verleger Ausgaben vorbereiteten. Er schließt mit dem Rat: *Si vous ne voulez point que la ſuite paraisse ne la faites pas.*

Die 14 Gesänge von P stimmen mit den Gesängen 1—14 von F überein, wozu man die Tabelle S. 416 meiner Arbeit vergleichen möge. Das Bruchstück des 15. Gesanges von F, das in dieser Ausgabe mit einer Reihe von Punkten und der Angabe *Caetera desunt* abbricht, hat P nicht. Dieses Bruchstück ist also ausgelassen worden, oder aber P hat F gar nicht gekannt, die ihm zugrunde liegenden Hss. waren um ca. 200 Verse kürzer als die Hs., die F benutzte. Das ist das für die Ausgabe der *Pucelle* wichtigste Problem, das ich nachher untersuchen will.

Am Schlusse findet sich der gelungene Epilog, den ich S. 410 meiner Arbeit abdruckte (Z. 6 lies *hermitage* statt *heritage*):

> *C'est par ces vers, enfans de mon loiſir* etc.
> *Lecteur! ma Jeanne aura ſon pucelage* etc.

Dieser Epilog paßt zu P, da hier der *Eselsgesang* in der gemilderten Form figuriert; er paßt n i c h t zu L, wo der *Eselsgesang* die Gestalt der *première fournée* hat, Jeanne am Schlusse also gar nicht mehr *pucelle* ist. Ich habe darauf schon S. 411 meiner Arbeit hingewiesen. Es ist hieraus ersichtlich, daß L, neben seiner Hs. der *Pucelle* erster *fournée*, noch P mitbenutzte und seine beiden Quellen oft durch Juxtaposition der beiden Versionen in Einklang brachte, wie ich dies S. 426 ff. meiner Arbeit ('Über die Komposition der Londoner *Pucelle*') nachgewiesen habe.

Das Problem ist nun: Ist P von F unabhängig, beruht es wirklich auf einer Reihe von Manuskripten, die sein Herausgeber zusammenkaufte? Ist es also gleichzeitig und gleichwertig mit F, oder sind die Angaben der Vorrede unwahr? Für den künftigen Herausgeber der Wolfenbütteler Hs. sind dies natürlich Fragen von prinzipieller Wichtigkeit. Sie sind leicht zu beantworten. Am Anfang des ersten Gesanges hat F folgenden Passus:

> (S. 1) Vieux Chapelain, pour l'honneur de ton art
> Tu voudrais bien me prêter ton génie.
> (S. 2) Je n'en veux point; c'est pour la Motte-Houdart.
> Quand l'Iliade est par lui traveſtie.

Die vier Verse sind gleichlautend von allen offiziellen Versionen seit G (1762) übernommen worden. P fügt noch einen sehr unartigen Vers zu:

> Ou pour quelqu'un de ſon académie.

Da L denselben Vers hat, so wird seit der Kehler Ausgabe d i e s e r Text (1756) als Quelle des Verses angesehen. Er findet sich aber schon in P, und wenn er eine Zufügung ist, so ist diese Ausgabe und nicht erst L für den Vers verantwortlich. D e r V e r s i s t a b e r k e i n e Z u f ü g u n g e i n e s d e r D r u c k e, d e n n e r f i n d e t s i c h b e r e i t s i m M ü n c h e n e r *P u c e l l e*-M a n u s k r i p t, h a t a l s o a l s a u t h e n t i s c h z u g e l t e n. Da nun P mit diesem einen Vers über F hinausgeht, so ist die Glaubwürdigkeit der Vorrede und seine Unabhängigkeit erwiesen. —

Ein Gleiches geht aus einem Verse hervor, der in F ganz richtig ist, dagegen in P verderbt:

F S. 3 Et du genou le genou lui ſerroit.
P S. 3 Et du genou, du genou la preſſoit.

Ms. und Ausgaben haben den gleichen Text wie F; P hatte also an dieser Stelle eine fehlerhafte Vorlage (nicht F!) und (ein weiterer Beweis für die Abhängigkeit von L) L schreibt den Fehler aus seiner Quelle ab (S. 7). — Ein paarmal hat P Lesarten, die durch keine andere Fassung gestützt werden, die aber auch nicht irrig sind:

F und alle Ausgaben haben (S. 4) den Reim *preſſer* : *baiſer*; P hat *preſſer* : *ſucer*, das als reicher Reim lautlich befriedigender ist als der erstgenannte; und Voltaire reimt ja ausdrücklich *pour l'oreille*. Etwa 100 Verse weiter (F S. 6) wird vom englischen Prinzen gesagt:

Toûjours aux champs, toûjours armé, botté,
Le pot en tête, & la dague au côté,
Lance en arrêt, la viſière haussée
Fouloit aux pieds la France terraſſée.

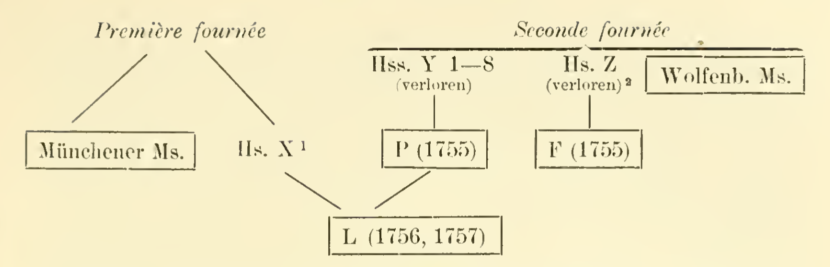
P ändert die zwei letzten Verse gegen die ganze Überlieferung:

Lance en arrêt, abaissant la viſiere,
Fouloit aux piés la France priſonniere.

Auch hier scheint die Absicht, mit den Reimen zu wechseln, die Änderung veranlaßt zu haben. Es ist unentscheidbar, ob dies Voltaire selber getan, ob es der Abschreiber eines der Manuskripte war, die P vorlagen, oder der Herausgeber von P. Beidemal hat L dieselbe Lesart wie P. —

Auch zu Anfang des d r i t t e n Gesanges hat P einen Vers, den F ausläßt und den das Münchener Manuskript ebenfalls hat. Und über den ganzen Text verstreut finden sich Stellen, in denen P gegen F mit der Hs. oder den offiziellen Ausgaben geht. Und damit ist seine Unabhängigkeit für die ganze Dichtung von F gesichert. Beide Drucke repräsentieren je eine oder mehrere Hss. der jüngeren Redaktion der *Pucelle*; Hss., die natürlich jede an ihrer Stelle auch Fehler enthalten, F und P mögen jedes auch von sich aus mancherlei geändert haben, i m G r u n d e a b e r s i n d d i e V e r s c h i e d e n h e i t e n v o n F u n d P v e r s c h w i n d e n d k l e i n. Man muß in allen Gesängen förmlich suchen, um Varianten zu finden. Einschübe und Auslassungen scheinen beiderseits zu fehlen, die benutzten Hss. standen sich also sehr nahe. Es spricht aber auch dafür, daß die Herausgeber von F und P ihren Hss. relativ treu gefolgt sind. Das wird dem Herausgeber der Wolfenbütteler Hs. ebenfalls zugute kommen, der so eine recht zuverlässige Überlieferung vor sich hat.

Um so bedauerlicher ist die Abhängigkeit von L, die geradezu rätselhaft ist. Es folgt im Gange seiner Quelle, einer Hs. der *première fournée*, im Wortlaut aber mit Vorliebe P. Dies ganz kritiklose Verfahren wird dem Herausgeber der ersten Version nur selten und mit Vorbehalt die Hilfe von L sichern. Die Ausgaben aber, die seit der Kehler die Varianten von L beigaben, haben mit der Wahl dieser Mischversion einen schlechten Griff getan, da nur P für die Herkunft der Lesart von L den Schlüssel gibt. Denn das Verhältnis der Hss. und Drucke ist:



Vielleicht unterrichtet uns nun einmal Constantin Bauer über das Verhältnis von P und F zu seinem Wolfenbütteler Manuskript.

München. Leo Jordan.

Nachträge zu meinem Artikel 'Über italienisch *così*'
(*Archiv* CXXX, 335 ff.).

Zu S. 430: Ganz klar wird meine Erklärung eines ital. *domandava di lui così, per una curiosità vaga* (aus einer ursprünglichen Antwortverweigerung *perchè domandava? così*) aus folgenden spanisch-katalanischen Beispielen, wo das (im Italienischen in der wirklichen Antwort auch mögliche) 'weil so' nun auch in einem Satz wie *domandava di lui così, per una curiosità vaga* erscheint: Blasco Ibañez, *La Barraca,* S. 49 *¿y todo aquello iba á ser propriedad de otro, porque sí, porque así lo querian los hombres?,* V. Catalá, *Cayres vius,* S. 74 *sentía vagament que aquell home que feya mal perque sí, sense cap rahó ni profit, no'l feya per voluntat, sinó mogut per una força cega e irresistible,* das offenbar Übertragung von Fällen tatsächlichen Dialogs darstellt wie Guimerá, *Filla del Mar,* S.9: Rufet: *Pocavergonya? Y per qué ho dius aixó?* —Filomena: *Perque sí, ho sabs?* — Lluiseta: *Perque enganya á las noyas*; Catalá, *Cayres vius,* S. 146 *¿Per que ho dius aixó, Pepe? — ... Perque sí, perque 'n dones probes.* Unklar ist Pous y Pagès, *Revolta* S. 208: *Mire usted que esta gente son brutos porque sí — ... Ni cumplir saben con su obligación* 'diese Leute sind wirklich Tiere'?

Ital. *così così* ist bekanntlich im 17. Jahrhundert ins Französische (*couci couci*) gedrungen, vgl. die Beispiele im *Dict. gén.* und die Erklärung 'comme ci, comme ça, entre les deux, tellement quellement'. Ein anderer Ausdruck für 'mittelmäßig' ist der in deutschen Sätzen wie *es geht mir soweit ganz gut* im Sinne von 'es geht mir ziemlich gut', wobei das *soweit* offenbar ausdrücken soll, daß bisher kein Grund zur Klage vorliegt, man aber immerhin nicht wissen kann, was die Zukunft bringt: so wird eine ursprünglich rein temporal abgegrenzte Behauptung zur Bezeichnung eines in bezug auf die Qualität begrenzten Sachverhaltes. Eine andere Erklärung, etwa *soweit* = 'soweit als man erwarten kann, soweit zu urteilen möglich ist, soweit die Umstände es ermöglichen', scheint mir weniger plausibel. Dieses deutsche *soweit* hat nun seine genaue Entsprechung in ptg. *para aqui, até*

[1] *Imprimé, d'après une copie, qu'il a lui même donnée à un de ſes amis, & chargée de corrections de ſa main* (Vorrede von L).
[2] *Il y a près de trente ans que j'ai ce Manuscrit dans mon porte-feuille* (Vorrede von F).

alli: Eça de Queiroz, *O crime do padre Amaro*, S. 600/1 *Como está ...? Como vê ... Para aqui vou, arrastando essa velhice*, S. 601 *Amaro quiz então saber em que se entretinham, como passavam os dias n'aquella solidão. — Eu para aqui estou. A pequena para ahi anda*, S. 451 *E ella que faz, a Totó? perguntou o padre Amaro, hesitando ainda. — Coitadita, para alli estava ...* [Punkte im Text] *Tinha manias: ora fazia bonecas ... outros dias passava-os n'um silencio medonho.* Nicht ganz klar ist mir *até alli.*: S. 10 — *Faço o que posso, meu caro amigo, faço o que posso, disse o conego. E com uma entonação terna, risonhamente paternal: — que ella é merecedora, é merecedora. Boa até alli, meu amigo! — Parou esgazeando os olhos*: hier wird zu interpretieren sein 'gut, soweit [ist sie]', also einem sonstigen *boa, lá isso é* entsprechend, vgl. eb. S. 10 — *E bonita mulher, disse o coadjutor respeitosamente. — Lá isso! exclamou o conego parando outra vez. Já* [lies: *Lá!*] *isso! Bem conservada até alli! Pois olhe que já não é criança!*, also *até alli* nicht 'bisher' (temporal), sondern 'so weit' (lokal, in bezug auf das Vorhergesagte oder vielmehr soeben erst Ausgesprochene).

Die Berührungspunkte des ptg. *lá* und des ptg. *assim*[1] zeigen sich auch darin, daß *lá estou* an Stelle eines ital. *sto così* 'es geht mir so so' und des schon erwähnten ptg. *para aqui estou* eintreten kann: Queiroz, *l. c.* S. 445: *O tio Esguelhas, esse, quando lhe perguntavam pela rapariga, respondia seccamente: — Lá está*, wobei allerdings aus dem *seccamente* hervorzugehen scheint, daß gemeint ist 'sie lebt' (wie wir auch im Deutschen sagen, um anzudeuten, daß jemand nicht etwa 'gut, glücklich usw. lebt', sondern 'gerade noch' lebt) = *lá está* 'da ist sie'; oder *lá está* = 'es geht ihr la la'? Vgl. noch S. 671 *Então como vai a Totó? — Lá vai.*

Als Gegenstück zu frz. *il viendra aujourd'hui! Pourquoi? rien, une idée!* mag dienen, wenn im Kat. fast stets auf eine stürmische Frage mit einem beruhigenden *res* 'nichts' geantwortet wird: Pous Pagès, *Per la vida* S. 114: *I la seva noia què hi diu? — Què vols que hi digui? Res, no diu* [= 'nichts sagt sie, nicht spricht sie' oder trotz des Beistrichs ein Satz mit doppelter Negation anzunehmen?]. *Aquest matí, con han desbotat la porta, l'hon trobada farta de plorar ... Diu que feia llàstima*, wo also schließlich doch mit *diu que* eine Antwort gegeben wird, ebenso *Revolta* S.237 *Y què 't porta de nou an aquesta hora? — Re; tinc de dir quatre paraules an el teu marit.* Diese antizipative Beruhigung bei noch so beunruhigendem Inhalt der folgenden Rede tritt auch bei Eröffnung einer Darlegung ein: Casellas, *Sots feréstechs* 29 *un dia ... van presentarse al rector, fentli a saber que'l deixaven. Res — que'ls havian parlat de ser ermitans a Puiggraciós.* Pous Pagès *Per la vida* S. 18 *l'avi, sense poder-hi fer més, sentia com una mena*

[1] Moraes, *Estudos d. lingua port.* I 156 und 171 belegt aus volkstümlicher Rede ptg. *assim a modos de* (vgl. noch Diniz, Casa mour. *O snr. D. Luiz — disse elle interrompendo-se a cada momento — emfim ...* [Punkte im Text] *eu ha tempos — a esta parte ando assim a modo de doido*) und *assim a modo* (*a respeito de terra havia assim a modo um reizédo*), die auch einer Gedankenträgheit entstammen: anstatt zu sagen, 'wie' es steht, sagt man, daß es 'so' steht. Vgl. im Katal.: Pin y Soler, *Jaume* 344: *Apropósit, lo sastre està aixi, 'diplomatico', ab los dos veterans. Es lo terme de que s'han servit*, wo das Auffinden des präzisen Ausdrucks, der gebraucht wurde, eine gewisse Mühe gemacht hat, daher man sich mit vorangeschicktem *aixi* vorläufig behalf.

de satisfacció per la desgracia de l'altre. R e s, *una feblesa: gelos de veí!* Die herrlichste Wirkung aus dieser Wendung zieht Blasco Ibañez, *Cuentos valencianos* 22 in der Novelle *¡Cosas de hombres!*, in der es von einem Mörder heißt: *Cuando pasó ante el cafetín, saludó con altivez á sus amigotes que, asombrados, como si no hubiesen presenciado el suceso, le preguntaban qué había hecho.* — R e s ; c ò s e s d ' h ò m e n s.

Zwar sprachlich entgegengesetzt ist, aber auf dieselbe Wirkung läuft es hinaus, wenn statt 'nichts' 'etwas' als Antwortverweigerung dient: Guimerá, *Terra Baixa*, S. 120: Nando: *Al Sebastiá, que vol que vigilém y — res més.* — Nuri: *Qué vigileu? El qué?* — Joseph: *Oh, c o s a s. Sabs? Cosas.* Einem *aci* gleichbedeutend ist dieses *cosas* S. 117: *jo li preguntava ... cosas, per destréurela.*

S. 348: Zu dem italienischen nachgestellten resümierenden *così* = 'infatti' sei ähnliches katal. *aci* gefügt. z. B. V. Catalá, *Solitut* S. 74 (ich werde dem *rector* sagen) *que vinga a donarhi un cop d'uy ben donat, aci,* wo Vogel übersetzt 'damit er die Herrlichkeit mal gründlich in Augenschein nimmt', *aci* weist also auf das Vorhergesagte zurück. In derselben Verwendung erscheint im Ptg. das Neutrum *isso*: Queiroz, S. 360 *dê-nos duas iscas com batatas. E bem saltadinho, isso!* Das Rumänische hat ein nachgestelltes *aşa* meist in ironischem Sinn, 'ih wo! ach was' (Tiktin s. v. *aşa* 14), wohl gleich deutschem *jawohl!* mit ironischem Tone = 'jawohl, s o hätte es sein sollen'; kat. *ca!*, das dieselbe Funktion hat, setzt statt des deutschen *ih wo* [sc. hat er das getan]! ein *da*, das wohl wie das rum. *aşa* aus Ellipse eines 'da, so [hat er das getan]' zu erklären sein wird.

Über ven. triest. *za* (colla *z* naturale e inflessione sardonica) 'eeh, mediocremente, così così, via via' (vgl. Strekelj, *Zur slaw. Lehnwörterk.* 73).

Über ein afz. *la nuit repose si com si* 'in der Nacht schlief er, so wie er eben schlief' schreibt jetzt Gelzer, Anm. zu V. 697 des Yderromans, und vergleicht richtig fz. *à la guerre comme à la guerre.* Dieser Ausdruck ist von deutsch *so wie so* insofern verschieden, als hier die beiden *so* zwei verschiedene Möglichkeiten ins Auge fassen, während bei *si com si* das zweite *si* genau auf dieselbe Situation hinweist wie das erste.

Wien. L e o S p i t z e r.

Das Manuskript des Kardinals de Rohan.

Einen zweiten, an literarhistorischer Bedeutung der oben, S. 131—38 mitgeteilten Chartierdichtung nicht nachstehenden Fund stellt das Manuskript 78 B 17 (ehem. Hamilton 674) des Kgl. Kupferstichkabinetts dar. Es ist die aus dem Besitze des Kardinals d e R o h a n im 18. Jahrhundert spurlos veräußerte Liederhandschrift des 15. Jahrhunderts.

Herr Professor P i a g e t, dem ich den kostbaren Fund mit der Bitte um Vergewisserung unterbreitete, hatte die Freude, in der Handschrift den Gedichtkodex Rohan zu erkennen, nach dem er selbst seit mehr als 20 Jahren geforscht.

Ich möchte nicht versäumen, Herrn Professor P i a g e t meinen herzlichsten Dank auszusprechen für den unschätzbaren Rat und die liebenswürdige Beihilfe, die er mir noch dauernd erweist. Eine gemeinsame Herausgabe der Handschrift, wozu er selbst mir die Hand bietet, würde mich in gleicher Weise ehren und erfreuen.

Die eingehende Beschreibung des Manuskripts,[1] die sich auf den letzten Seiten der Erstausgabe des *Jardin de Plaisance* (Rés. Ye 169 der Bibliothèque Nationale) in handgeschriebener Notiz des 18. Jahrhunderts befindet, gibt die auf Bl. 4—21 (der Hs.) verzeichnete alphabetische Folge der Gedichtanfänge.

Der kleine, in violettes Leder gefaßte, goldgeschnittene Band ist 205 Pergamentblätter stark. Die Maße des Blattes sind 10 × 16 cm, die des beschriebenen Raumes 6 × 11½ cm. Bl. 49—61 sind unbeschrieben. Diese Lücke ist aus der Anordnung des Textes zu erklären: Bl. 22—48 enthalten die Balladen, Bl. 62—205 die Rondeaux und Chansons, ohne jede ersichtliche Ordnung aneinandergereiht.

Gegen Ende beider Teile wird die Schrift unsorgfältiger, am Schlusse des ersten Abschnittes sind noch von anderer, sehr geschickter Hand Villons *Se jame et sers la belle de bon het* vervollständigt und drei Balladen angefügt, deren Anfänge nicht in der alphabetischen Tafel vermerkt sind. Bl. 22 ist oberhalb des Anfanges der ersten Ballade mit einer Miniatur geschmückt, die J. Fouquet zugeschrieben wird. Das äußerst zierliche, in lebhaften Farben gehaltene kleine Kunstwerk stellt Venus mit Cupido, zwei Pans de nature und Syringa, die Gottheit des Schilfes, dar und trägt die seitliche Aufschrift: *Omnia vincit amor.* Die Randverzierung enthält an der unteren Schmalseite das Wappen der normandischen Familie Malet de Graville.

In vorläufiger, eiliger Durchsicht ist es mir mit Hilfe des elementarsten gedruckten Materials gelungen, 164 von den 663 Gedichten zu identifizieren, den Verfasser oder auch nur ihr Vorhandensein in anonymen Sammlungen festzustellen.

Die Mehrzahl der Dichter (19) gehört der Reihe der durch Gaston Raynaud ('Rondeaux et autres poésies du XVe siècle.' Paris 1889. Soc. d. anc. textes) bekannt gewordenen Autoren an.[2] Charles d'Orléans und drei andere[3] waren in ihren Sonderausgaben zu erreichen. Wenige nur sind in größeren Sammlungen verstreut.[4] Eine große Zahl von Gedichten ist ausschließlich im *Jardin de Plaisance* abgedruckt, wo der Name des Verfassers fehlt. Ebenso blieben mir unbekannt die Dichter von zwei Rondeaux, für die ich Parallelen in den Volksliedsammlungen von A. Gasté[5] und G. Paris[6] fand. Ein drittes, Alain Chartier gehöriges,[7] kennt ebenfalls eine volkstümliche Version (A. Gasté, S. 79).

Die Frage, in welcher Richtung und in welchem Umfange eine Beeinflussung stattgefunden haben mag, läßt sich bei dem geringen Anhalt, den diese drei Parallelerscheinungen bieten, nicht lösen.

[1] Vgl. *Romania* XXVII (1898), S. 61.

[2] Anthoine de Guise, Blosseville, M. de Cleremont, Fredet, Gilles, Huet de Vigne, Jehanne Filleul, Le Rousselet, Mme d'Orléans, Meschinot, Monbeton, Mlle de Beau Chastel, Jean de Lorraine, M. Charles d'Orléans, M. du Bridoré, M. Jaques, Robertet, Tannegui du Chastel, Vaillant.

[3] Alain Chartier, Christine de Pisan, Villon.

[4] Benoist d'Amiens, Bertran Desmarin de Masan, Jean de Meung (?), Pierre d'Ailly, Philippe de Vitri.

[5] 'Chansons normandes du XVe siècle', Caen, Le Gost Clérisse, 1866, S. 36.

[6] 'Chansons du XVe siècle.' Paris 1875. Soc. d. a. t., S. 26 u. 59.

[7] Vgl. A. Piaget. 'La complainte du prisonnier d'amours' in 'Mélanges offerts à E. Picot' (Paris, Morgand, 1913), S. 6.

Ein anderes Mal findet sich derselbe Gegenstand, dasselbe Bild hier in der Form eines Rondeau, im *Jardin de Plaisance* als Ballade wieder.

Jene Gruppe von Gedichten, die mit Alain Chartiers *Belle dame sans merci* in Mode kamen (es sind etwa 20): *En la forest de longue attente,* ist mit sieben Fassungen in der Handschrift vertreten. Sechs davon konnten identifiziert werden, die siebente vermochte ich nicht zu belegen.

Außer diesen wenigen, besonders hervortretenden Einzelheiten bietet das Manuskript die große Fülle bedeutender und geringerer Abweichungen, vollständige Fassungen, wo andernorts nur Fragmente überliefert sind, und — was ihren eigentlichen Wert ausmacht — die außerordentliche Zahl der Rondeaux und Balladen, die noch der Veröffentlichung und der eingehenden Untersuchung auf Grund alles verfügbaren Quellenmaterials harren.

Berlin-Friedenau. Siegfr. Lemm.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 14. Januar 1913.

Herr Block spricht über *Hospitierstunden in höheren Schulen Englands und Schottlands.*

Der Vortragende schilderte aus eigener Anschauung die Eindrücke, die er bei dem Besuch englischer und schottischer höherer Knabenschulen im Sommer vorigen Jahres erhalten hatte. Er erwähnte von Londoner Schulen Westminster School, St. Paul's School (diese in Hammersmith bei London gelegen), Harrow-on-the Hill, Eton College und University College School in Frognal bei Hampstead; von Schulen in der Provinz: Winchester College, Rugby School und Charter House School in Godalming. In den meisten dieser Schulen hatte der Vortragende auch zahlreichen Unterrichtsstunden beigewohnt, und er erzählte von der Tracht der Schüler, der Disziplin, dem Benehmen der Lehrer, der Lehrmethode, den Unterrichtsmitteln, dem Sport der Schüler und den Schulgebäuden mit ihren reichen geschichtlichen Erinnerungen, ihrer teilweise herrlichen Lage und ihren ausgedehnten Spielplätzen, wobei literarische Hilfsmittel und ein reichliches Anschauungsmaterial den Vortrag belebten. Eine besonders eingehende Erwähnung fand der 'Speech-Day' in Eton am 4. Juni, zu dem der Vortragende eingeladen worden war, wie auch die Schulverfassung und der Lehrplan von University College School, einer Schule, die in modernem Geist eingerichtet ist und zeigt, wie weit Reformen das englische Schulwesen zu beeinflussen beginnen.

In Schottland hat sich der Vortragende auf Besuche höherer Schulen in Edinburg beschränkt, und zwar von George Watson's College, Heriot's College, Boroughmuir Higher Grade School und Fette's College. Aus Zeitmangel konnte auf diese schottischen Schulen, die sich von den englischen so wesentlich unterscheiden, nicht näher eingegangen werden, sondern der Vortragende schilderte nur kurz den allgemeinen Eindruck, den die schottische Jugend auf ihn gemacht hatte, er streifte dann die Koedukation in Boroughmuir Higher Grade School und berührte kurz das vornehme Fette's College.

In ideal schöner Lage, dicht am Meere, ist King William's College in Castletown auf der Insel Man gebaut. Zum Schluß faßte der Vortragende seine einzelnen Beobachtungen unter folgenden allgemeineren Gesichtspunkten zusammen, um so das britische Unterrichtswesen zu charakterisieren:

1. Zwischen Lehrern und Schülern herrscht ein angenehmer Verkehrston; der Lehrer behandelt die Schüler als gentlemen und ist ihr Freund, auch bei dem Spiel.

2. Das Verantwortungsgefühl und die Selbständigkeit der Schüler wird früher gestärkt durch das System der Monitors oder Prefects, das man mit Erfolg an der Musterschule in Frankfurt a. M. nachgeahmt hat.

3. Die Krönung des ganzen britischen Schulwesens ist die Pflege des Sports.

4. Das Ideal einer jeden Erziehung ist nach Matthew Arnold: 'to know the world and ourselves'. Dieses Ideal ist ein allgemein gültiges, obwohl es auf verschiedenen Wegen erreicht werden kann, die sich nach den Eigentümlichkeiten der Rasse und den praktischen Forderungen der Zeit richten.

Herr Herzfeld beginnt einen Vortrag: *Bath, ein kultur- und literargeschichtlicher Rückblick*; der Bericht wird bei der nächsten Sitzung gegeben werden.

Herr Oberlehrer Doegen wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 28. Januar 1913.

Herr Herzfeld beendet seinen Vortrag: *Bath, ein kultur- und literargeschichtlicher Rückblick.* Die Ursprünge der Stadt reichen schon in die vorchristliche Zeit zurück. Die Bäder waren den Römern bekannt und wurden von ihnen ausgebaut. Nach ihrem Abzuge verfiel die Stadt der Zerstörung durch die Angelsachsen und lag ein Jahrhundert lang wüst. Im Mittelalter ist sie überhaupt ohne Bedeutung. Einen gewissen Aufschwung nimmt sie erst gegen Ende des 17. und ganz besonders seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, hauptsächlich durch die Wirksamkeit von Richard Nash, Master of Ceremonies (Badekommissar, seit 1705). Obwohl von geringer Herkunft und mittelmäßiger Begabung, verstand er es doch, durch Takt und Energie Ordnung in das Badeleben zu bringen und die einzelnen Bestandteile des Badepublikums zu einer gesellschaftlichen Einheit zu verschmelzen. Auch gegen Mangel an Lebensart, gegen Gewalttätigkeit und andere Auswüchse trat er entschieden auf, und so entwickelte sich eine Verfeinerung des sozialen Lebens, die auch auf die Hauptstadt zurückwirkte. Freilich tat er nichts gegen das Überhandnehmen des Spiels, eines Hauptlasters der Zeit. Etwa von der Mitte des Jahrhunderts schwindet sein Einfluß, nicht zum wenigsten durch das Auftreten der Methodisten. Nun vollzieht sich wieder eine Sonderung der Gesellschaft in verschiedene Lager.

Bath ist reich an historischen Erinnerungen. Von Geringeren abgesehen, ist hier vor allen Tobias Smollet zu erwähnen, dessen drei Romane zum großen Teil dort sich abspielen. Die *Rivals* von Sheridan haben dort ihren Schauplatz, ebenso wie seine Liebesgeschichte mit Eliz. Linley. Das Leben in Bath um die Wende des Jahrhunderts schildert Jane Austen in *Northanger Abbey* und *Persuasion*, und noch 1837 gibt Dickens in den *Pickwick Papers* eine humoristische Beschreibung des Badeortes. Beckford und Landor wählten Bath zu dauerndem Aufenthalt. Die Maler Gainsborough und Lawrence, die beiden Architekten Word, der Astronom Herschel wirkten dort längere Zeit. Überhaupt haben fast alle Größen der englischen Literatur jener Periode Bath besucht.

Heute ist Bath nur noch ein stiller Ort, wesentlich durch die Anziehungskraft der kontinentalen Bäder aus der Gunst des Publikums verdrängt.

Herr Aronstein spricht über das *Leben und die Persönlichkeit des Dramatikers Thomas Heywood.* Der Vortrag wird in der nächsten Sitzung beendet werden.

Herr Doegen wird in die Gesellschaft aufgenommen, Herr Vorhauer zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 11. Februar 1913.

Herr Spatz spricht über *Französische Geschichtschreibung in der Zeit nach 1870.* Ausgehend von den mancherlei Lücken, die sich in dem Kapitel aus der Feder Faguets in der *Histoire générale* von Lavisse-Rambaud über diesen Gegenstand finden (XII. Band, S. 626 f.), sucht er nachzuweisen, daß sich nach 1870, vielfach unter deutschem Einfluß, ein Wandel in der Methode der Forschung und Darstellungsweise vollzogen hat. Die Folge davon ist, daß wir Deutsche, die wir aus der Literatur des Second Empire und der vorhergehenden Zeiten so gut wie keinerlei Belehrung über die Geschichte unseres Vaterlandes schöpfen konnten, den Historikern der

Troisième République vielerlei Anregungen verdanken. Dies wird nachgewiesen an den Schriften von Lavisse, Pariset, Waddington u. a. m. Zum Schluß erwähnte der Vortragende, in welchem Lichte die großen Probleme der deutschen Geschichte — z. B. L'évolution de l'Allemagne rêveuse et sentimentale — oder Einzelfragen — La dépêche d'Ems — Franzosen wie Lichtenberger, Seignobos oder Ollivier erscheinen, und rühmt ihre klare, übersichtliche Darstellungsweise.

Herr Aronstein beendet seinen Vortrag über *Thomas Heywood* mit einer Übersicht über seine schriftstellerische, vor allem dramatische Produktion. Eine Anzahl charakteristischer Dramen werden eingehend besprochen. Der Vortrag wird im Druck in der *Anglia* erscheinen.

Herr Vorhauer wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 25. Februar 1913.

Herr Conrad spricht über *Shakespeares 'Wie es euch gefällt'* und bezeichnet es als jugendlichen Fehler des Dichters, daß er Lodges Roman *Euphues' Golden Legacy* in ein Drama verwandeln wollte. Die Folge davon war wegen des Raummangels eine auffallend flüchtige Motivierung, was C. aus der Exposition und dem Schluß der Handlung belegt. Mangelhafte Motivierung aber schließt einen mangelhaften Bau der Handlung immer in sich. Auch die Charakteristik der Nebenfiguren ist nicht klar und einheitlich: so ist das Handeln des Herzogs Friedrich unverständlich, und der Höfling Le Beau wird aus der lächerlichen Persönlichkeit, die er in der einen Szene darstellt, in der nächsten unvermittelt eine ernste. Daß der Dichter zu der Zeit, wo er die komplizierte Handlung einer bloßen Posse, *Der lustigen Weiber*, so vortrefflich motiviert und aufgebaut, wo er *Cäsar* und den zweiten *Hamlet* geschaffen hat, eine künstlerisch so minderwertige Arbeit zustande gebracht haben sollte, wie fast allgemein angenommen wird, ist undenkbar. Auch die äußere Form, der Stil, neigt auffallend nach dem Jugendstil hin. Der Euphuismus mit seinen parallelen Satzgefügen, seinen naturgeschichtlichen Vergleichen herrscht noch, wenn auch seine vermeintlich poetischen Mittel nicht mehr mit dem Ernst der Überzeugtheit, wie in den *Veronesern*, der *Verlorenen Liebesmühe* und *Richard II.*, sondern ironisch verwandt werden, ebenso wie Petrarcas Antithesenspiel. Dagegen blüht hier Lylys spitzfindige Silbenstecherei. Die platonisierenden Liebestheorien treten noch oft hervor, während der *Kaufmann* nur Nachklänge und die Liebeskomödie der *Lustigen Weiber* nichts mehr von ihnen enthält. Die metrischen Erscheinungen schließen sich ziffernmäßig an die von *Viel Lärm* an, das in einem früheren Vortrage als vor die Mitte der Neunziger gehörig nachgewiesen wurde. Die meisten und bedeutsamsten Wiederholungen entnimmt unser Lustspiel ebenfalls aus *Viel Lärm*, demnächst aus *Venus und Adonis, Romeo, Verlorene Liebesmühe* und den Eifersuchts-Sonetten, während die Dramen des Jahrhundert-Endes nur wenige Parallelstellen aufweisen. Danach kann es gar keinen Zweifel daran geben, daß das Drama ebenfalls vor dem *Kaufmann* und *Heinrich IV.* geschaffen ist, d. h. in die Übergangsperiode von dem nachgeahmten Jugendstil zu dem Originalstil der beiden letztgenannten Dramen gehört.

Trotz der Mängel der Form ist der Gehalt des Lustspiels sehr edel. Nach dem Zusammenbruch seiner Liebes- und Freundschaftsideale, wie ihn die in den Jahren 1592/93 gedichteten Eifersuchts- und die späteren Versöhnungs-Sonette darstellen, flüchtet der Dichter an den Busen der Natur, wie er es später infolge eines nur zu ahnenden schweren Schicksalschlages im *Cymbeline* wieder tut. Mit inniger Liebe wird das freie Dasein in der Wildnis der Waldberge geschildert im Gegensatz zu dem in den Städten und am Hofe mit allen Mitteln der Selbstsucht und der Bosheit geführten

Existenzkampf. Mit dieser Absicht wird uns das Leben der verbannten Ritter und Rosalindes im Ardennerwalde vorgeführt, für deren Haltung dem Schicksal gegenüber des Herzogs Worte maßgebend sind:

> Süß sind die Früchte alles Ungemachs,
> Das, wie die Kröte, häßlich und voll Gift,
> Ein köstliches Juwel im Haupte trägt.

Die Hauptdarstellerin dieser Wahrheit, der sittlichen Pointe der Handlung, ist jedoch Rosalinde; der Dichter zeichnet in ihr zum erstenmal eine von jenen Frauen, die mit allen äußeren Reizen und inneren Vorzügen der Weiblichkeit ausgestattet sind. Sie ist die Vorstudie zu Porzia, ein starkes Weib von hellem Verstande und kraftvollem Willen und doch nichts weniger als ein Mannweib, sondern von zartestem Empfinden, edler Gesinnung, vollendeter innerer Anmut und schalkhaftem Humor. Ihre alle anderen überragende Eigenschaft ist die Frauentugend selbstloser Güte. Shakespeare hat diesem weiblichen Typus von Rosalinde bis zu Hermione immer neue Bildsäulen gesetzt. Das heißt nicht bloß, daß Sh. einer der größten Frauenverehrer, sondern daß er der e r s t e war, welcher in der Frau gegenüber dem Manne den viel bedeutenderen Zivilisationsfaktor erkannt hat. Sh. erweist sich hierin, wie in vielen anderen Punkten, als ganz aktuell: gegenüber den Auswüchsen des im allgemeinen durchaus berechtigten heutigen Emanzipationsstrebens weist der Dichter dem Weibe das Reich des Gemüts als das ihr von der Natur bestimmte Herrschaftsgebiet an. —

Herr B e c k e r versucht eine neue Erklärung für den *Untergang des grammatischen Geschlechts im Mittelenglischen* zu geben. Er bestreitet zunächst die Möglichkeit, diese Erscheinung mit dem Verfall der Deklinationsklassen in Beziehung zu bringen, indem er darauf hinweist, 1. daß in den südenglischen Denkmälern der frühmittelenglischen Periode — trotz der Nivellierung der Flexionsvokale — ein deutliches Streben besteht, die Genera auseinanderzuhalten, indem die Maskulina und die Neutra in ihrer Weiterentwicklung aus dem Altenglischen fortleben, die Feminina aber in die schwache Deklination übertreten; 2. daß sich das Genus in den indogermanischen Sprachen eigentlich nie mit den verschiedenen Deklinationsklassen verband (z. B. konnten *i*- und *u*-Stämme Maskulinum und Femininum sein, ebenso in verschiedenen anderen Klassen).

Als Träger des grammatischen Geschlechts der Substantive kommen einzig die attributiven Pronomina und Adjektiva in Betracht (vgl. ὁ πατήρ und ἡ μήτηρ). Diese aber erhalten sich im Frühmittelenglischen lautgesetzlich in deutlicher Differenzierung der Genera (vgl. etwa die Dative Mask. *þan* und Fem. *þar*), abgesehen von der starken Adjektivflexion, durch die Periode hindurch, wo eine Verwischung der Genera deutlich nachweisbar wird.

Referent geht nun die Versuche durch, die diese Verwirrung, zunächst von Maskulina und Feminina, erklären sollen (z. B. konsonantischer Ausgang, der zum Übertritt zum Maskulinum, und vokalischer Ausgang, der zum Femininum geführt haben soll), und widerlegt dieselben.

In dem positiven Teil geht er von der Tatsache aus, daß der Genuslosigkeit der Substantiva eine Periode der Verwirrung, zunächst von Maskulinum und Femininum, vorausgeht, und findet für diese Erscheinung einen hinreichenden Erklärungsgrund in der Beeinflussung durch das Anglofranzösische. In einer Zeit, wo englisches und französisches Sprachgut auf englischem Boden um die Herrschaft rangen, mußte sich ganz natürlich jener Vorgang vollziehen, daß alteinheimische Wörter mit dem Genus der fremden und die fremden mit dem Genus der einheimischen gesprochen wurden. Referent belegt diese Erscheinung durch zahlreiche Beispiele dieser Zeit. Das Resultat dieser großen Verwirrung war häufig ein Neben-

einander von beiden Genera bei demselben Worte. Dies mußte zu einem Ausstoßen (also nicht regulären, d. h. lautgesetzlichen Untergang) der Pronomina führen, da solche nunmehr von keiner Bedeutung waren (vgl. das Nebeneinander von *in þan swure* und *in þar swure*). Von nun an war damit jede Stütze für ein grammatisches Geschlecht geschwunden, es blieb nur noch als einziger Halt in dem Wirrwarr das Neutrum übrig, an das die übrigen Substantiva zunächst klassenweise angeglichen wurden. Dies hinderte aber nicht, daß noch an vielen Substantiven kraft ihrer Bedeutung das alte (oder auch veränderte, jedenfalls persönliche) Geschlecht haften blieb (als rhetorisches Geschlecht). Im Gegensatz zu der herrschenden Auffassung (hauptsächlich durch die Morsbachsche Schule vertreten) nimmt Referent an, daß nicht auf einmal — nach dem Absterben des grammatischen — ein neuer Drang nach einem rhetorischen Geschlecht maßgebend geworden sei. Woher sollte dieser kommen? Ferner: wie sollte der seine Befriedigung erhalten haben in der Nachahmung der französischen oder lateinischen Genera? Es erscheint dem Referenten naheliegender und richtiger, eine vollständige Kontinuität des Vorganges von der frühmittelenglischen Zeit an anzunehmen, man könne diesen Vorgang sogar bis in unsere Gegenwart sich vollziehend annehmen. Die Beeinflussung des Genus im 14. und 15. Jahrhundert durch das Französische, die für diese Perioden auch von der Morsbachschen Schule angenommen wird, erscheine dann also als weiter nichts als die Fortsetzung des Kampfes zwischen altenglischen und anglofranzösischen Sprachvorstellungen, den Referent für die unmittelbar vorausgehende Periode (12. und 13. Jahrhundert) als Erklärungsprinzip für den Untergang des grammatischen Geschlechts angenommen hat. Daß in den späteren Zeiten das Genus des Anglofranzösischen immer siegreicher auftreten konnte gegenüber dem überkommenen, ist dann ganz selbstverständlich. Denn im Anglonormannischen war ja das Genus nicht nur als rhetorisches, sondern auch als grammatisches Geschlecht lebendig geblieben.

Herr Dr. Hummel wird in die Gesellschaft aufgenommen, Herr Maillet zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 11. März 1913.

Herr Block spricht unter dem Titel *Abseits vom Wege in England* über verschiedene Gebäude und Örtlichkeiten, die er im vorigen Sommer in England besucht hat und die, abseits von den großen Heerstraßen des Verkehrs liegend, ein besonderes geschichtliches, literarisches oder allgemeineres Interesse erregen.

In der City von London (Fleet Street 145) liegt das alte Restaurant *The Old Cheshire Cheese*, das Stammlokal von Dr. Johnson, dessen Keller noch aus der Zeit vor dem großen Feuer (1666) stammt, während das Weinlokal *D. D.* (*Dirty Dick*) in Bishopsgate (Nr. 202—204) seinen Namen von seinem ehemaligen Besitzer Nathaniel Bentley erhalten hat, einem wunderlichen Sonderling, dessen merkwürdiges Schicksal Dickens in einer Ballade der Nachwelt überliefert hat. Die Liebe der Engländer für Tiere, besonders Hunde und Pferde, tritt zutage in einem Flugblatt *A Horse's Prayer* sowie in der Anlage des *Cemetary for dogs* im Hyde Park in London. In Winchester ist das *God-Begot House*, ein altes Hotel aus der Tudorzeit, und das merkwürdige Bildnis eines *True Servant* im Winchester College versinnbildlicht in allegorischer Weise die Eigenschaften eines treuen Dieners. Auf dem Friedhofe bei der alten Kathedrale zeigt das *Thetcher Monument*, die Grabstätte eines Soldaten, eine humoristische Inschrift. *Corfe Castle* in Dorsetshire gemahnt uns an Eduard den Märtyrer, an König Johann und an Lady Bankes, die als treue Anhängerin der Stuarts die Burg heldenmütig gegen die Truppen des Parlaments verteidigte. Auf dem Kirchhofe von St. Mary in *Conway* in Wales befindet sich ein Grabhügel, der durch Wordsworths

Gedicht 'We are Seven' bekannt geworden ist. *Peel Castle* schließlich auf der Insel Man erinnert an die Gefangenschaft des Earl of Warwick unter Richard II. und die Cathedral of St. Germain in dieser Burg an Eleanor Cobham, die in Shakespeares *Henry VI*, Teil 2 (II, 3) auftritt.

Herr Aronstein macht auf eine Episode in Dickens *Great Expectations* aufmerksam, die ebenfalls von Dirty Dick beeinflußt erscheine; Herr Risop knüpft an *A Horse's Prayer* Bemerkungen über die Kirche und die Tiere.

Herr Sabersky bringt *Beiträge zur Kenntnis französischer Bestandteile in der schlesischen Mundart und den benachbarten Sprachgebieten.* Schlesisch 'sich pärschen' im Sinne von 'großtun, prahlen', mit Vorliebe für die Fälle gebraucht, in denen das Prahlen mit der Zugehörigkeit zu einer angesehenen Familie bezeichnet werden soll, aber auch im allgemeinen verwendet, bildet den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen. Es liegt sehr nahe, anzunehmen, das Wort sei in der langen französischen Belagerungszeit von 1806, die in manchen schlesischen Städten vier bis sechs Jahre und länger dauerte, vom Volke übernommen worden, und *se percher sur sa famille, sur ses aïeux* 'sich mit seiner Familie, seinen Vorfahren brüsten' scheint die Vermutung zu bestätigen. Der Vortragende weist aber nach, daß das Zeitwort 'sich pärschen' im obigen Sinne viel früher im Volksmunde lebte. Denn mit 'pärschen' wurde das 'sich sperren, sich sträuben' des Flußfisches Barsch (schles. Pärschke) bezeichnet in den Fällen, in denen er von einem räuberischen Fische bedroht wird, wobei er sich mit seinem Stachel wehrt. Die Schwanzfedern von Truthahn und Pfau 'sperren sich' beim Radschlagen ebenfalls. Sie stehen dabei aufrecht wie der Stachel des 'Pärschke'. Die Vögel selbst blähen sich beim Radschlagen auf. Von hier aus ging die Übertragung weiter auf Menschen, die sich brüsten, mehr sein wollen, als sie sind. Man sagte, sie 'pärschen sich'. Wir müssen den Umstand, daß zwei ursprünglich ganz verschiedene Wörter, deren Stammsilben gleich lauten und die in gleichen Übertragungen ausmünden, als sprachgeschichtliche Merkwürdigkeit bezeichnen. Allerdings ist anzunehmen, daß die französische Redensart in der langen Zeit der Belagerung, dank der Ähnlichkeit von Form und Inhalt, für die heimische betrachtet und mit Vorliebe so verwendet wurde, wie sie die Fremden gebraucht haben. Es galt fortan: *il est perché sur sa famille* für 'er pärscht sich mit seiner Familie' u. dgl. Daneben blieb 'sich pärschen' in der allgemeinen Bedeutung 'sich rühmen' im Munde des Volkes.

Der Vortragende wendet sich dann zu einigen schlesischen und oberlausitzischen Wörtern, die, wie er zeigt, aus altfranzösischer Zeit stammen und die Angabe Morgenbessers in seiner *Geschichte Schlesiens* (Breslau 1833, 2. Aufl.) zu bestätigen scheinen, man schreibe dem Einflusse der Klöster, die mit Mönchen aus Frankreich besetzt waren, den Anfang einer Kultur des Landes zu. Er weist an der Hand altfranzösischer Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert nach, daß schlesisch 'Faude' in der Bedeutung von 'Binse' und ein von Karl Weinhold erwähntes Wort 'Faudensee', ein schilfiger Teich bei Lampersdorf, Kreis Steinau, ihren Namen dem afz. *faude* 'Binse' verdanken. Die Entlehnung muß in die frühe Zeit fallen, da fz. *au* noch nicht zu *o* geworden war. Auch 'Nerre' 'altes Messer' geht auf afz. *nerron* 'Schneide einer Axt' zurück; desgleichen schlesisch Kolter (übrigens auch in den benachbarten Mundarten und in vielen Teilen Norddeutschlands verbreitet) 'Pflugmesser' auf afz. *coltre.* Fergufenirn im Sinne von 'verschwenden' ist, wie Urkunden beweisen, älteren Ursprungs, als bisher angenommen wurde, da urkundlich im Jahre 1437 *gouverner* die Bedeutung 'für den Lebensunterhalt sorgen' hatte. So werden noch einige andere mundartliche schlesische Wörter, wie Tatzen, durch eine Schlinge verbundene Knöpfchen, Schalander, ein Scheltwort, u. a. m., auf ältere französische Wörter zurückgeführt.

Nach Ansicht des Vortragenden scheint das Altfranzösische, das bisher von den Forschern der schlesischen Mundart fast noch gar nicht für ihre Zwecke ausgebeutet wurde, ein großes und ergiebiges Feld zu sein, auf dem noch manch köstlicher Schatz für die Bereicherung von Sprach- und Kulturgeschichte Schlesiens verborgen liegen dürfte.

Herr Spatz macht aus der Art der Klostergründungen Bedenken gegen sprachliche Beeinflussung durch Mönche geltend.

Damit ist die Tagesordnung erschöpft. Um die noch übrige Zeit auszufüllen, bespricht Herr Risop in aller Kürze das Wesen der etwa um 1023 entstandenen, *Fecunda ratis* benannten Dichtung des Egbert von Lüttich und beschäftigt sich insbesondere mit der Zeile *Muribus est aliis mus deterior rubicundus*, V. 573, der er eine von der durch den Herausgeber Ernst Voigt vertretenen Erklärung abweichende Deutung gibt. Hatte Voigt übersetzt: 'Schamhafte Maus steht sich schlechter als schamlose' (s. S. 266), so faßt der Vortragende den Komparativ *deterior* in seiner moralischen Bedeutung, nimmt, gestützt auf *Anecd. graecol.* 130, 10; 144, 20 (s. *Arch. f. lat. Lexikogr.* VI, 407), *rubicundus* im Sinne von rothaarig und schließlich, unter Hinweis auf *Fec. ratis* 349, *mus* in dem von Schulbube. Die damit gegebene Fassung: Unter den übrigen Schulbuben ist der rothaarige sittlich weniger zufriedenstellend, erscheint dem Vortragenden als eine der trüben Erfahrungen, die Egbert in seinem bis an sein Ende dauernden Schulmeisterdasein zu machen hatte und denen er auch an anderen Stellen mehr oder minder scharfen Ausdruck leiht.

Der Vortragende schließt mit dem Hinweis auf eine Reihe von mittelalterlichen und neuzeitlichen Literaturstellen, in denen von der sittlichen Minderwertigkeit rothaariger Leute gehandelt wird.

Sitzung vom 8. April 1913.

Der stellvertretende Vorsitzende macht Mitteilung von dem Tode Siegbert Schayers und widmet ihm einige Worte des Nachrufs.

Herr Kuttner spricht über *Es ist Winter* und ähnliche Wendungen im Französischen.

Nach Erörterung des Sinnes von *il est ..., il fait ..., c'est ...* und Abgrenzung des Umfangs ihrer Verwendung ergibt sich im wesentlichen folgendes: 1. Für das, was beständigem Wechsel unterlegen ist, wie die Uhr- und gleichartigen Zeitangaben, sagt man schlechthin das 'Dasein' aus: *il est : deux heures* usw. In diese Kategorie fällt auch: *il est : jour, nuit.* 2. Das, was das Ergebnis von atmosphärischen oder universalen Kräften ist, wie Wetter und Lichterscheinungen, tritt als Objekt zu 'il fait': *il fait beau (temps)* u. ä. und danach auch: *il fait jour, nuit.* 3. Aber die drei Jahreszeiten Frühling, Sommer und Winter — der Herbst ist charakterloser, gehört nicht zum poetischen Hausrat und spielt daher auch sprachlich keine Rolle in alter Zeit — werden individueller, persönlicher aufgefaßt, wie sich etwa die Situation in Gautiers niedlichem Frühlingsliedchen *Premier sourire du printemps* malt: *Printemps, tu peux venir.* Danach sagt die Sprache für das Individuum nicht schlechthin das Dasein aus; denn mit der Nennung eines Individuums ist auch zugleich sein Dasein ausgesagt; wohl aber wird es aus Begleitumständen identifiziert. Wie also die Sprache nicht sagt: *Il est Charles*, sondern nur *C'est Charles*, so sagt sie auch nicht: *il est hiver*, sondern *c'est l'hiver.* Und wie im übrigen von einem Individuum resp. einer Personalvorstellung eine Betätigung, ein Kommen und Gehen u. ä. ausgesagt wird, so ergibt sich in unserem Falle die entsprechend variierte Formel: *L'hiver est venu* u. ä. Unsere Begriffe abstrakter als Zeitabschnitte gedacht, führen endlich zu der Formel, wo sie als prädikative Bestimmung für die bei dem Erzählten ideell oder wirklich beteiligten Personen das Sich-

befinden in einer besonderen Lage aussagen: *on était, nous étions en hiver.* Jede der Typen mit ihren charakteristischen Variationen wurde aus allen Stufen der Entwicklung der französischen Sprache und aus den verschiedenen Stilgattungen ihrer literarischen Fixierung mit Beispielen belegt.

Herr Ludwig spricht über eine Motivreihe, die er unter dem Titel *Die Tragödie des Alters* zusammenfaßt. Der Vortrag wird im Druck erscheinen. (*Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung* 1913, Nr. 31; *Euphorion* Bd. XXI: *Vom kritischen Alter.*)

Herr Maillet wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 22. April 1913.

In seinem Vortrage über Adolf Toblers *Altfranzösisches Wörterbuch* spricht Herr Lommatzsch über die Entstehungsgeschichte dieses ihm zur Herausgabe anvertrauten nachgelassenen Werkes, über seine zeitlich wie örtlich fixierten und kritisch verwerteten Quellen, sodann über die vom Verfasser zur Bestimmung der Bedeutungen der Wörter verwendeten Mittel. Unter vergleichenden Hinweisen auf F. Godefroys *Dictionnaire de l'ancienne langue française* kennzeichnet er den streng wissenschaftlichen Charakter des Toblerschen 'Wörterbuches' und sucht, an der Hand zahlreicher Beispiele, die hohe Bedeutung darzustellen, die ihm in linguistischer, stilgeschichtlicher und kulturgeschichtlicher Hinsicht eigen sein wird. Zuletzt werden Fragen der Ökonomie des Werkes und die Aufgaben des Herausgebers berührt. Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Herr Morf spricht über *die Sprache Crestiens von Troyes.* Die mundartliche Grundlage, auf der sich die Sprache Crestiens erhebt, ist nach allgemeiner Annahme die der westl. Champagne; genauer: die der Gegend von Troyes. Diesem Westchampagnischen wird von dem verdienten Herausgeber der Werke Crestiens die lautliche Entwicklung minat > *moinne* als 'östlich' abgesprochen (zu *Lancelot* 1867): es kenne nur *meinne, mainne.* Aber die Urkunden zeigen, daß Troyes noch im 12. Jahrhundert *-oin* gekannt hat, denn sie führen es neben *-ein, -ain.* Daß diese Urkunden unter lothringischem Einfluß stehen, ist unerwiesen und im höchsten Grade unwahrscheinlich. Die champagnische Kanzleisprache steht, das lehrt die politische und die Kulturgeschichte, unter zentralfranzösischem Einfluß, und der hat dieser Kanzleisprache das *-ein, -ain* gebracht: das *-oin* der Urkunden ist vielmehr einheimisch champagnisch; das *-ein, -ain* ist französischer Import. Und nicht nur die Urkunden kennen *-oin,* sondern auch die Handschrift 794, die zeitlich und sprachlich Crestien am nächsten steht. Dem Champagner Guiot, der diese Hs. geschrieben hat, ist der Reim des *Lancelot*: *moinne* (minat): *moinne* (monacu) nicht unbekannt, wie es zu Vers 1867 heißt, sondern er kennt diesen Reim und dessen Lautung sehr gut, wie seine Schreibungen zeigen. Hat er doch auch den Reim *moinne* (monaci) : *diemoine, Perceval* 2903, oder *essoine : remoigne, Yvain* 2509, was nicht einfach wegkorrigiert werden darf. Daß Troyes einst zum *moin*-Gebiete gehört habe, wird auch durch die Angaben des *Atlas ling.* wahrscheinlich gemacht: noch heute gibt es in den Departementen Aube und Marne Mundarten, die *mwɛn* usw. aufweisen, und zweifellos hat vor 700 Jahren die *-oin*-Grenze viel weiter nach Westen gelegen. Nimmt doch Suchier, *Altfranz. Grammatik* § 45: *Lab.* + *oin* auch für die alte *Ile-de-France* in Anspruch. Crestien also hatte, wenn er aus Troyes stammt, von Haus aus *moinne, foin* usw., neben welchen er das aus der westlichen Schriftsprache stammende *-ein, -ain* ebenfalls führt: er hat für seine Schriftsprache Doppelformen zur Verfügung. — Reflexive Verbalformen mit *avoir* (*je m'ai vanté*) lehnte Foerster ursprünglich für Crestien vollständig ab, da man 'Derartiges dem Hof- und Kunstdichter nicht zumuten' dürfe (zu *Erec*, Ausgabe von 1896, p. XXXII). Später

hat er die Konstruktion in *Erec* 2906 doch zugelassen. Zu *Yvain*[4] 2795 erklärt er sie noch heute als 'unromanisch und bloß dialektisch'. Es geht aber nicht an, eine Konstruktion als unromanisch zu bezeichnen, die im Portug., Span., Rumän. herrscht und im Ital. und Rät. kräftig lebt. Zu *Lancelot* 5574 will er in *s'eust ... trez* das Pronomen streichen, da er die refl. Konstruktion mit *avoir* für die Champagne nicht nachweisen kann. Aber nicht nur hat die champagnische Hs. 794 selbst hier sowohl wie in *Yvain* 2795 *avoir*, sondern es genügt ein Blick auf die schon von Tobler, *Verm. Beitr.* II, 69 u. angezogenen Karten des *Atlas ling.*, um zu sehen, daß Troyes noch heute im *avoir*-Gebiete liegt. Crestien von Troyes war von diesen Formen umklungen, sprach in seiner Mundart diese Formen, und wenn er daneben auch *estre* verwendet, so entlehnt er das der westlichen Schriftsprache. Er hat beide Register zu seiner Verfügung, und es ist gar nicht gesagt, daß *estre* in seinem Texte das Herrschende und *avoir* erst durch pikardische Schreiber hineingekommen sei. Es ist bedenklich, Crestiens Text nach Vorstellungen sprachlicher Korrektheit, die dem modernen Sprachgebrauch entnommen sind, zu glätten. Sein Text ist ohnedies durch die Kopisten des 13. Jahrhunderts (einer Zeit zunehmenden literarischen Raffinements) 'korrigiert', d. h. mancher sprachlichen Originalität beraubt worden.

Herr Roediger weist darauf hin, wie in der Germanistik dieselben Probleme vorhanden seien; auch da habe man früher in Sprache und Metrik der Hss. zuviel geglättet. Herr Kuttner fragt, wie man sich auffallenden Erscheinungen gegenüber zu verhalten habe, die nur einmal überliefert seien. Herr Morf ist auch in solchen Fällen für Schonung der Überlieferung. Herr Ebeling erinnert an das Verfahren Toblers, der viele Konjekturen als unnötig erwiesen habe.

Sitzung vom 20. Mai 1913.

Herr Rosenberg bespricht die *Affäre des Tintenfleckes aus dem Leben Paul-Louis Couriers* auf Grund der in der Doktordissertation von Robert Gaschet (*La jeunesse de Courier*, Paris, Hachette, 1911) neu mitgeteilten Dokumente. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß der später so berühmte Pamphletist diesen Fleck zwar absichtlich gemacht hat, daß aber das Motiv zur Tat ebensowenig Gewinnsucht sein konnte, wie seine Gegner behaupteten, noch eine willkürliche Änderung des griechischen Textes im Longusfragment, weil die Art, wie die erste Kopie entstand, dem widersprechen würde. Er hatte wahrscheinlich Angst, daß ihm jemand, vor allem der Bibliothekar Furia, mit der ersten Veröffentlichung seines glücklichen Fundes zuvorkommen könnte, und das wollte er unmöglich machen. — Der Vortrag wird in der Sonntagsbeilage der *Vossischen Zeitung* gedruckt werden.

Herr Hermann Conrad spricht über die *Autorschaft von Titus Andronicus.* Der Vortragende setzt im Gegensatz zu der unter deutschen Shakespeare-Gelehrten meist verbreiteten Ansicht auseinander, daß der erste Akt des Dramas nicht von Shakespeare herrühren könne. Er begründet seine Ansicht im einzelnen damit, daß die fehlende Charakteristik, die mangelhafte Logik des Geschehens und der Reden, die großen, aber inhaltleeren Worte sowie die Abwesenheit gediegenen poetischen Schmuckes eine dichterische Minderwertigkeit kennzeichnen, wie sie einem großen Dichter auch in seinem jugendlichsten Entwicklungsstadium nicht zugemutet werden kann. Die Unfähigkeit des unbekannten Originaldichters tritt um so deutlicher hervor, als auf diesen Akt in II, 1 ein Stück blühendster Poesie folgt. Diesen Monolog Aarons, in dem er mit seinem Liebesverhältnis zu Tamora prahlt, und der in einer für unseren Dichter so charakteristischen Art mit dem kraftvoll abgerissenen Verse 'So Tamora' schließt, bezeichnet Herr C. im Gegensatz zu der in England meist verbreiteten Ansicht als Shakespeares im Jugendstil gehaltene Arbeit. Derselbe Abstand, wie zwischen diesen

beiden Szenen, ist sichtbar zwischen II, 2, welche Szene mit ihrem Hundegebell und den albernen Menschenreden auf einen unbegabten Dichter hinweist, und II, 3, der großen Waldszene, welche die Verwicklung der Handlung bringt. Und diese Verschiedenartigkeit der Mache läßt sich durch das ganze Drama nachweisen. Aber diese Ansicht beruht auf einem Gefühlsurteil, das keine wissenschaftliche Geltung beanspruchen kann. Andere, und darunter so feine Stilempfinder wie Sarrazin, fühlen anders und glauben die minderwertigen Teile dieses Dramas durch das jugendliche Ungeschick Shakespeares erklären zu können. Diesen ästhetischen Zwiespalt kann nur die Philologie entscheiden. Wie der Vortragende in einer Reihe von Spezialforschungen nachgewiesen hat, wiederholt sich Shakespeare massenhaft: für die Ausdrucksprägungen, dichterischen Schmuckmittel, Gedanken und Empfindungen eines Dramas lassen sich gewöhnlich mehrere hundert Wiederholungen in anderen seiner Dichtungen finden. Natürlich fühlt er keine dringende Veranlassung, das öde Zeug zu wiederholen, das fremde Autoren von Dramen, die er für die Bühne bloß aufmuntert, als Poesie bieten. Dieses Stilprinzip, auf *Titus Andronicus* angewandt, ergibt folgendes: Zu den 1339 echten Zeilen finden sich in anderen Dichtungen über 280 Parallelstellen, zu den 1184 unechten Zeilen etwa 70. In der Liste der Parallelismen stehen die zum unechten ersten Akt und die zu der echten ersten Szene des zweiten gehörigen auf einer Seite in zwei Foliospalten nebeneinander: die Wiederholungen aus den ersten 23 Versen der echten Szene sind ebenso zahlreich, aber z. T. gewichtiger als die Wiederholungen aus dem gesamten unechten Akt (495 Verse). Das ist eine demonstratio ad oculos, gegen die es nach C.s Ansicht keinen ernsten Einwand geben kann. Hätte man dieses Ergebnis im Jahre 1790 gekannt, so hätte der 125jährige Streit um die Urheberschaft des *Titus Andronicus* nicht geführt werden können.

Sitzung vom 23. September 1913.

Herr Löschhorn spricht anläßlich der fünfzigsten Wiederkehr von Jakob Grimms Todestag über *Jakob Grimm und die romanische Philologie.* Er charakterisiert die Persönlichkeit des großen Gelehrten und legt dar, wie sein umfassendes Wissen, sein philologischer Scharfsinn, seine tiefe Einsicht in die sprachlichen Gesetze ihn befähigten, durch eigene Arbeiten wie durch Rezensionen auch auf dem seiner sonstigen Tätigkeit fernerliegenden Gebiet der romanischen Sprachen sehr Beachtenswertes zu leisten.

Sitzung vom 14. Oktober 1913.

Herr Maillet beginnt (in französischer Sprache) einen Vortrag über *das rhythmische Schema des französischen Zwölfsilblers.* Der Bericht wird in der nächsten Sitzung, in welcher der Vortrag beendet werden soll, gegeben werden.

Herr Kabisch legt einen ungedruckten *Briefwechsel zwischen Varnhagen von Ense und Philarète Chasles* aus dem Jahre 1855 vor, worin Varnhagen eine Reihe von Anfragen Chasles' über damalige Persönlichkeiten und Verhältnisse in Berlin beantwortet. Herr Kabisch fügt dann Erläuterungen hinzu über Varnhagens Antworten, namentlich über die sehr zahlreichen von ihm genannten Personen, sowie einiges Material, das zur Erweiterung und zum Teil zur Richtigstellung von Varnhagens Antworten dienen kann, die ebenso wie auch sonstwo Äußerungen des berühmten Mannes sich als stark persönlich beeinflußt zeigen.

Herr Oberlehrer Weltzien wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Der stellvertretende Vorsitzende teilt mit, daß Herr Risop den Vorsitz der Gesellschaft leider krankheitshalber niedergelegt hat.

Sitzung vom 28. Oktober 1913.

Herr Morf spricht *über den Ausdruck 'Plejade' zur Bezeichnung der Dichterschule der franz. Renaissance.* Die Literaturgeschichte hat Namen und Begriff aus Binets *Vie de Ronsard* übernommen. Doch ist bezeichnend, daß der betr. Passus sich weder in der ersten (1586) noch in der zweiten (1587) Ausgabe der *Vie* findet, sondern erst in der stark überarbeiteten dritten Ausgabe von 1597, einer Zeit, da von der 'Plejade' niemand mehr am Leben war als Tyard, der damals auf seinem Bischofssitz zu Châlons die Literatur aus den Augen verloren hatte. Wendet man sich von dem unsicheren Zeugnis Binets zu den fünf Stellen der Gedichte Ronsards, an denen dieser selbst von seinem Dichterkreis spricht, so ergibt sich: 1) daß er nur einmal den Ausdruck '*pleïade*' braucht (August 1556) und nur 'vergleichsweise', in einer poetischen Metapher, wie er selbst ausdrücklich später gesteht; 2) daß die übrigen vier Stellen, wenn man sie im Zusammenhang der betreffenden Gedichte betrachtet, keinen Anhalt für die Annahme geben, daß in den fünfziger Jahren eine erlesene Schar von sieben Dichtern als 'Plejade' bestanden habe. Die 'Plejade' im strengen Wortsinn als ziffernmäßig beschränkte Dichtergesellschaft, die förmliche Aufnahmen und Entlassungen vornimmt, wie dies auch Laumonier noch auffaßt, ist eine Konstruktion der Literarhistoriker. 'Plejade' als spöttische Bezeichnung der anspruchsvollen Ronsardianer findet sich dann in den sechziger Jahren in den Schriften der hugenottischen Gegner, und Ronsard selbst bringt das Aufkommen des Spottwortes mit seiner Metapher von 1556 in Verbindung: *Il me souvient*, sagt er 1563, *d'avoir autrefois accomparé sept poètes de mon temps à la splendeur des sept étoiles de la Pleïade.* Ernstere und konkretere Verwendung hat der Ausdruck bei ihm und den Seinen nicht gefunden.

Herr Maillet beendet seinen Vortrag über *das rhythmische Schema des franz. Zwölfsilblers.*

Der Redner geht von dem Sievers-Saranschen Begriff des Rhythmus aus, wonach der Rhythmus in einer gewissen Einteilung der Rede durch den Akzent, d. h. in einer Gewichtsverschiedenheit der Silben, bzw. der Laute, besteht; der Redner glaubt aber dem Verlangen zahlreicher franz. Metriker und Phonetiker gerecht werden zu müssen, die im Verse die Wiederkehr von prominenten Akzenten (*Accents généraux*) in gleichen Zeitabständen postulieren, wodurch der Vers sich von der rhythmischen Prosa unterscheidet. Die prominenten Akzente als solche gehören nicht der Sprache, sondern eben einem überlieferten Schema an. Ebenfalls sind die Zeitabstände zwischen den *accents généraux* nicht als die Summe der natürlichen Dauerwerte der Silben anzunehmen, sondern umgekehrt: der Dauerwert der Silben oder der Silbengruppen wird im Verse, wie dies in der Musik geschieht, vom Rhythmus nach gewissen Normen geregelt. Der Redner meint, daß im Französischen, wo im Gegensatz etwa zu dem Italienischen der Akzent keinen Einfluß auf die Dauer der Silben ausübt, der Rhythmus eine gewisse Angleichung des Dauerwertes der einzelnen Silben bewirkt.

Charakteristisch für den franz. Langvers ist ferner die Pause vor der Zäsur. Diese Pause sei nicht mit einer Atem- oder Vortragspause zu verwechseln; ihr Dasein im eigentlichen *εἶδος* des Zwölf- (und Zehn-)silblers sei nicht nur durch den in den Schulen noch üblichen Vortrag dieses Verses, sondern durch die Existenz der sogenannten weiblichen Zäsur, ja durch die Verwendung an dieser Stelle von Proparoxytona beim alten Cielo d'Alcamo gesichert.

Der Redner weist ferner nach, daß die sechste Silbe des Alexandriners nicht nur im alten und im klassischen, sondern auch im romantischen Zwölfsilbler, selbst wenn die Pause ganz wegfällt, betont sei; daß dies auch im

extremen Falle, d. h. wenn die sechste Silbe innerhalb eines Wortes fällt, zutreffe, genau wie die 12. Silbe auch im Falle des kühnsten Enjambements hochtonig bleibt.

Wenn man nun zum klassischen Alexandriner zurückkommt, sieht man, daß die betonte sechste Silbe plus die sozusagen programmatische Pause bis zum eigentlichen Verseinschnitt, der das Ende des ersten und den Anfang des zweiten Halbverses markiert, gerade das bedeutet, was man etwa in der Musik einen Takt nennt:

× × × × × | ×́ ⌒ | × × × × × | ×́ ⌒

Aus der näheren Bestimmung des Wertes dieses den ganzen Vers bemessenden Taktes ergibt sich die Zahl und die Stellung der anderen rhythmischen Akzente.

Es ist bis jetzt mit Unrecht angenommen worden, daß die natürliche ursprüngliche Taktart die gerade (also hier so etwas wie der alternierende Rhythmus) sei; es scheint aber (H. Riemann), daß die ungerade ebenso natürlich, ursprünglich ist; es ist sogar jetzt höchst wahrscheinlich, daß die Vokalmusik des Mittelalters bis zum 14. Jahrhundert nur die ungerade gekannt habe.

Was den Alexandriner anbetrifft, würde eine gerade Taktart für den Takt an der Zäsur entweder eine zu lange

oder eine zu kurze

Dauer ergeben. Dagegen gebe eine dreiteilige Taktart das richtige Maß, in dem noch heute der Alexandriner vorgetragen wird.

Das rhythmische Schema sei also:

Unter dieser Form ist aber der erste Akzent jedes Halbverses synkopiert. Die allgemeine Formel sei so zu schreiben:

wobei zu bemerken ist, daß die erste Silbe des Alexandriners sehr gut unter den Akzent geschoben werden kann, wenn eine 'pause mobile' (W. Ténint) innerhalb eines Halbverses eintritt.

So der Halbvers: 'Ami, qu'oses-tu dire?' ist nicht

zu rhythmisieren, sondern

Aus einer Statistik, die der Redner an der *Chanson des Saxons*, am *Pélerinage de Charlemagne* und an *Phèdre* vorgenommen hat, ergibt sich,

daß in ungefähr der Hälfte der Fälle der Dichter bemüht gewesen ist, den rhythmischen Akzent (mit > bezeichnet) mit einem grammatikalischen (mit . bezeichnet) zusammenfallen zu lassen.

Das 'brisement' des Alexandriners erfolgte infolge des natürlichen Hanges des Schauspielers, in jedem Falle das Zusammenfallen von Wort- und rhythmischem Akzent zu verwirklichen.

So der Vers 'Le jour n'est pas plus pur que le fond de mon cœur', der den Rhythmus hat

Le jour n'ést pas plus pűr que le fónd de mon cœűr

wurde zu einem

Le joűr n'ést pas plus pűr que le fónd de mon cœűr.

Herr Kuttner meint, daß auch durch diesen Vortrag noch nicht alle Schwierigkeiten der Erklärung des französischen Verses behoben seien, und belegt seine Ansicht durch eine Erinnerung an Gaston Paris. Die so sehr verschiedenen Auffassungen erklärten sich sehr häufig durch Verwechslung von Tonhöhe und Tonstärke. Für die Praxis empfiehlt er möglichst Befreiung von jeglichem Schema: man lasse in jedem Hemistiche die Silben gleichmäßig sein. Herr Morf hält ebenfalls jede Lösung für subjektiv. Die beste Vorbereitung für Schüler auf französische Alexandriner sei ein Unterricht, dessen Ziel ein Sprechen mit französischem Satzakzent sei.

Herr Weltzien wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 11. November 1913.

Herr Mangold spricht über *Friedrich den Großen und Voltaire (1743 bis 1753).* Er entwickelt das persönliche Verhältnis dieser Zeit auf Grund der neuen Ausgabe des Briefwechsels von Koser-Droysen und anderer neuer Quellen. Er macht im besonderen aufmerksam auf den Bruch von 1744 bis 1748 und auf die Widersprüche der Charaktere mit ihrem Verhalten, die bei Friedrich nur durch den starken Willen, das beste Französisch zu lernen, und bei Voltaire nur durch Schwanken und Charakterschwäche zu erklären sind. Er zerstört die Marmontelsche Legende, nach der Friedrichs Gedicht an d'Arnaud Voltaire erst veranlaßt hätte, zu kommen, sowie die allgemein verbreitete Meinung, daß Voltaire längere Zeit in Sanssouci gewohnt habe. Er schildert das traurige Leben Voltaires infolge seiner Händel und der dadurch immer stärker werdenden Abneigung des Königs und erklärt aus diesem Widerwillen auch die Abkehr des Königs von der Poesie unmittelbar nach der Herausgabe der von Voltaire korrigierten zweiten Auflage des einen Bandes seiner Gedichte und auch Friedrichs Verzicht auf die Herausgabe des bereits fertig korrigierten anderen Bandes.

Herr Spatz berichtet über *Theodor Fontanes letztes literarisches Projekt,* für das sich in des Dichters Nachlaß ein großer Konvolut meist auf beiden Seiten eng beschriebenes Konzeptpapier vorfand. Es handelt sich dabei um Notizen zur Geschichte des Landes Friesack und derer v. Bredow. Der Vortragende bezeichnet den Stoff als dankbar und schildert, wie Fontane aus gedruckten Quellen sowie aus mündlicher Überlieferung den Stoff sammelte und methodisch einteilte. Einzelne Stellen liegen auch schon ausgeführt vor. Vollendet, wäre das Buch in vieler Hinsicht den 'Wande-

rungen' vergleichbar gewesen, hätte anderseits aber, dank seinem Stoffe, den Vorteil straffer Konzentration gehabt; es hätte etwas wie eine brandenburgisch-preußische Geschichte im Rahmen der Bredowschen Familiengeschichte entstehen können, und Fontane hätte reichlich Gelegenheit gehabt, den märkischen Edelmann auf dem Hintergrunde der historischen Landschaft zu zeichnen, etwas, was er wie kein anderer verstand.

Zum ersten Vorsitzenden wird Herr Adolf Müller, zum zweiten Herr Ludwig gewählt; erster Schriftführer wird Herr Karl Schmidt, zweiter Herr August Müller; die Kassenführer werden wiedergewählt.

Sitzung vom 25. November 1913.

Herr Karl August Schmidt spricht über *Charlotte Brontës Beziehungen zu Professor Heger,* ihrem Brüsseler Lehrer. Auf Grund von vier neuen Briefen, die der Sohn des Professors dem Britischen Museum geschenkt hat und die in der 'Times' am 29. Juli 1913 zum ersten Male veröffentlicht worden sind, weist er nach, daß die früher verbreitete Meinung von einem Liebesverhältnis zwischen Lehrer und Schülerin, eine Meinung, die auch noch in dem neuesten Brontëbuche *The Keys to the Brontë Works* von Malham-Dembleby 1911 zu lesen ist, irrig sei.

Der Vortragende schildert das einsame, beengte Leben der armen Pastorenfamilie in Haworth, die zwei die Wendung herbeiführenden Brüsseler Jahre sowie das literarische Wirken Charlotte Brontës. Ihre Gedanken kreisen fortan um den verehrten Lehrer, sie plant, ihn zum Helden eines Romans zu machen und schreibt ihm leidenschaftliche Briefe, die er aber nur karg beantwortet. Im dritten und vierten Briefe erreicht ihre Schwärmerei den Höhepunkt. Dann hört die Korrespondenz auf, weil Charlotte nicht auf den Vorschlag Hegers einging, an eine Deckadresse zu schreiben, so daß Frau Heger nichts erfahren hätte. Daraus geht Charlottens Unbefangenheit und Ehrlichkeit hervor. Ihr war nie der Gedanke gekommen, daß sie in die Rechte der Frau Professor eingegriffen hatte. Es ist bedauerlich, daß der Briefwechsel durch das Schweigen des Professors in falsche Bahnen gelenkt wurde; bei der Bedeutung der beiden Persönlichkeiten hätten wir literarisch wichtige Briefe zu erwarten gehabt.

Charlotte beschäftigte sich aber noch lange in Gedanken mit dem verehrten Lehrer, den sie im Leben nie wiedersah. Ihre Romane *The Professor* und *Villette,* die zuletzt noch kurz besprochen und gewürdigt werden, zeigen, wie die Brüsseler Erlebnisse und Stimmungen im Mittelpunkt des beengten Lebens der Charlotte Brontë standen.

Herr Ludwig spricht über *Fortsetzungen.* Der Vortragende geht aus von dem Begriff der Poesie als einer Kunst der Zeit im Gegensatz zu den bildenden Künsten, deren Gebiet der Raum ist. Während daher Darstellungsmittel und Darstellungen der 'Malerei' räumlich begrenzt sind, ist die Begrenzung der Werke der redenden Kunst willkürlich; folglich kann jedes poetische Werk fortgesetzt werden. So betrachtet der Vortragende denn zunächst die Poesie als die Kunst der Fortsetzung und sucht sodann die mannigfaltigen Arten, Gründe, Bedingungen der tatsächlich vorhandenen Fortsetzungen übersichtlich zu gruppieren.

Sitzung vom 9. Dezember 1913.

Herr Aronstein berichtet unter dem Titel '*Aus dem romantischen England*' über eine Reise, die er im Westen von England gemacht hat. Als romantisch kann der Westen bezeichnet werden, einesteils wegen seiner Bodenbeschaffenheit, ferner weil das Keltentum sich hierhin gerettet und zum Teil seine Sprache, aber auch Erinnerungen an die keltische Vorzeit

bewahrt hat, endlich wegen seiner geschichtlichen und literarischen Assoziationen.

Die Reise ging über Salisbury und Exeter, die kurz beschrieben werden, nach Ilfracombe am Bristol-Kanal. Der Vortragende spricht von der Bedeutung, die die Landschaft Devonshire und namentlich seine Küste in der Geschichte von England gehabt hat, beschreibt die herrliche Lage von Ilfracombe, das Leben am Strande und auf den Straßen des Städtchens und die Vergnügungen, die es bietet, unter denen das Theater eine ziemlich klägliche Rolle spielt. Er schildert dann die Umgegend von Ilfracombe, namentlich Clovelly, Lynton und Lynmouth. Der Vortragende weist hierbei besonders darauf hin, wie wenig in England für den Wanderer geschieht und mit welchen Schwierigkeiten er daher zu kämpfen hat.

Seine Reise ging dann über die alte, interessante Stadt Chester nach Nord-Wales, und zwar nach dem Badeort Llandudno am Irischen Meer. Die Reize von Nord-Wales liegen in der Vereinigung von Berg und Meer und den Erinnerungen an eine kriegerische Vergangenheit. Der Vortragende spricht zunächst von den historischen Stätten Conway und Carnavon, dann vom Snowdon und endlich von dem lieblichen Dörfchen Bettws-y-Coed und seiner Umgebung. Er berichtet auch über die Sonderstellung, die Wales mit Bezug auf Sprache und Religion in England einnimmt.

Der letzte Teil des Vortrags galt dem Lande der englischen Romantik, dem Seenlande. Der Charakter der Landschaft wird geschildert und auch darauf hingewiesen, daß die Zeugen einer feudalen und monarchischen Vergangenheit, alles, was man gewöhnlich als 'romantisch' bezeichnet, hier gänzlich fehlen. Der Vortragende erörtert die Ursachen dieser Tatsache und bespricht dann besonders die Bedeutung der Landschaft für die Literatur, die sich namentlich an die Namen Wordsworth und Ruskin knüpft. Diese Männer sind gleichsam die Vertreter des Seenlandes in der Literatur; ihre Lehre deckt sich mit der Rolle, die es in England hat.

Herr Herzfeld fügt einige Ergänzungen hinzu; ferner beteiligen sich Herr Doblin und Herr Block an der Diskussion.

Herr Förster sprach über die *Anbildung (Analogie), besonders in der Formen- und Wortbildung des Spanischen.* In Übereinstimmung mit Diez (*Et. Wb.* I, Vorw. S. 24) erörterte er zunächst die hauptsächlichsten Erscheinungen der das Lautgesetz und die Etymologie durchbrechenden sprachlichen Vorgänge. Die Sprache sei nicht nur ein geschriebenes Mittel des Ausdruckes der Gedanken, sondern eben etwas Gesprochenes, Tönendes, immer Werdendes und Vergehendes. Der Volksgeist oder -geschmack wende vielerlei Mittel an, unbewußt, um die Sprache klangvoller, schöner, flüssiger, auch scheinbar verständlicher zu machen. Er frage dabei nicht nach Richtigkeit, Grund, Gesetz; er sei und schaffe selbstherrlich, exlex, d. i. extra legem. Der unvernünftige oder übervernünftige Naturtrieb gehe hier frei schaffend auf eigener Spur einher, keines Sprachmeisters Gesetze untertan. Er sei zugleich aristokratisch, insofern als eine bestimmte Form ihr Herrenrecht über andere ausübt, und demokratisch, insofern als der Wille der Mehrheit das Gesetz gebe: *abusus tollit usum, tollit legem.*

Die vielfältigen hierhergehörigen Vorgänge wurden durch eine reiche Fülle von Beispielen erläutert.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1914.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr Ad. Müller.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ K. Schmidt.
Stellvertretender Schriftführer:	„ Aug. Müller.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften. Wien, XVIII, Währinger Straße 147.

„ Dr. Suchier, Hermann, Geh. Regierungsrat, ord. Professor emer. Halle a. S., Sophienstr. 32.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Aronstein, Ph., Professor, Oberlehrer an der V. städt. Realschule. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.

„ Dr. Becker, Gustav, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W 30, Zietenstr. 21.

„ Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer an der III. städt. Realschule. Berlin NW 23, Altonaer Str. 21.

„ Dr. Beyer, Bruno, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Grolmannstr. 62 II r.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW 23, Claudiusstr. 14.

„ Dr. Block, John, Professor, Oberlehrer an der Goetheschule. Halensee, Johann-Georg-Str. 11.

„ Boek, Paul, Professor, Direktor der XIII. städt. Realschule. Berlin NW, Schleswiger Ufer 14.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Leiter des Realgymnasium i. E. in Friedrichsfelde. Karlshorst, Tresckow-Allee 91.

„ Dr. Born, Max, Oberlehrer an der Chamissoschule. Schöneberg, Berchtesgadener Str. 22/23.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.

„ Dr. Brüß, Friedrich, Oberlehrer an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.

„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg IV, Waitzstr. 8.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W 15, Bregenzer Str. 8 III.

„ Dr. Conrad, Herm., Professor. Gr.-Lichterfelde O, Bismarckstr. 11.

„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnberger Str. 63.

Herr Delmer, Frederic Sefton, Professor, Lektor der englischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kriegsakademie und an der Militärtechnischen Akademie. Berlin NW 23, Flotowstr. 8.

„ Dr. Dibelius, W., Hamburgischer Professor für englische Sprache und Kultur. Hamburg, Sierichstr. 18 III.

„ Döblin, Ernst, Provinzial-Schulrat. Steglitz, Wrangelstr. 5.

„ Doegen, Wilh., Oberlehrer an der XI. städt. Realschule. Zehlendorf, Alsenstr. 121.

„ Dr. Driesen, Otto, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstr. 6.

„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.

„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Professor an der Universität. Kiel.

„ Dr. Ehrke, Karl, Oberlehrer an der Realschule zu Zehlendorf-Wa. Zehlendorf-Wa., Annastr. 5 II.

„ Engel, Hermann, Professor, Oberlehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium. Charlottenburg, Kantstr. 40.

„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Regierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Steglitz bei Berlin, Arndtstr. 40.

„ Featherstonhaugh, Albany. Charlottenburg, Königin-Elisabeth-Str. 41.

„ Dr. Fehse, Erich, Oberlehrer am Reform-Realgymnasium Weißensee. Berlin-Weißensee, Albertinenstr. 24.

„ Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer a. D. Friedenau, Schmargendorfer Str. 23.

„ Friedländer, J., Oberlehrer an der III. Oberrealschule. Berlin N 58, Eberswalder Str. 35.

„ Dr. Friedmann, Georg, Professor, Oberlehrer an der V. städt. Realschule. Charlottenburg-Westend, Ulmenallee 38.

„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Oberlehrer an der VI. städt. Realschule. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.

„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.

„ Dr. Gladow, Hans, Oberlehrer am Reform-Gymnasium in Mariendorf. Berlin NO 43, Barnimstr. 31.

„ Dr. Greif, Wilhelm, Professor, Direktor der III. städt. Realschule. Berlin W 35, Steglitzer Str. 8a.

„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor der städt. Oberrealschule I, Charlottenburg, Schloßstr. 27.

„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C 2, An der Schleuse 5a.

„ Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W, Elßholzstr. 9, b. Kupfer.

„ Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor an der Universität. Lausanne, Avenue d'Ouchy 96.

„ Dr. Heinze, Alfred, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Charlottenburg, Kuno-Fischer-Str. 14.

„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Professor, Oberlehrer an der städt. Oberrealschule I in Charlottenburg. Charlottenburg, Bismarckstr. 62.

„ Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer a. D. Charlottenburg, Uhlandstr. 21.

„ Dr. Herrmann, Albert, Professor, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin NO, Am Friedrichshain 13.

„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, Lützowufer 30 III.

„ Dr. Hille, Karl, Oberlehrer am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.

Herr Dr. Hoffmann, Willy, Oberlehrer am Realgymnasium nebst Realschule zu Friedenau. Friedenau, Fehlerstr. 16.

„ Dr. Hörning, Willy, Oberlehrer am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.

„ Dr. Hummel, Fritz, ord. Lehrer am Schiller-Lyzeum. Berlin NW 52, Calvinstr. 10.

„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 26.

„ Keil, Georg, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin SW 48, Friedrichstraße 32 II.

„ Dr. Koebe, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin NW 21, Essener Str. 32.

„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.

„ Dr. Kraemer, Franz, Oberlehrer an der Schillerschule. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 22.

„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie, Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W 10, Bendlerstr. 17.

„ Kündiger, Hans, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NW 21, Bochumer Str. 14.

„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Augustaschule. Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 21.

„ Lach, Paul, Handelsschuldirektor a. D. Berlin S 14, Dresdener Straße 90 I.

„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.

„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C 2, Klosterstr. 73 II.

„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Schöneberg-Berlin, Bahnstraße 29/30.

„ Dr. Lebede, Hans, Oberlehrer am II. öffentl. Lyzeum. Steglitz, Am Markt 2.

„ Dr. Lewent, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin W 30, Barbarossastr. 16.

„ Dr. Lommatzsch, Erhard, Privatdozent an der Universität. Halensee-Berlin, Johann-Georg-Str. 11.

„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Augustaschule. Berlin W 35, Genthiner Str. 41 III.

„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Realschuldirektor a. D. Berlin W 50, Achenbachstr. 2.

„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Parkaue.

„ Luft, Friedrich, Professor, Oberlehrer am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.

„ Dr. Lummert, August, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin NW 21, Dortmunder Str. 2.

„ Maillet, A. S., Lektor an der Handels-Hochschule. Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 33a.

„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer a. D. Steglitz, Kleiststraße 38.

„ Dr. Merz, Johannes, Oberlehrer am Realgymnasium in Friedenau. Friedenau, Wagnerplatz 5.

„ Dr. Michaëlis, C. Th., Geh. Reg.-Rat, Stadt-Schulrat. Berlin W, Blumeshof 16 III.

Herr Moeller, W., Prokurist der Firma B. G. Teubner. Berlin W 9, Potsdamer Str. 129/130.

„ Dr. Morf, Heinrich, Geh. Reg.-Rat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 100.

„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer a. D. Friedenau, Südwest-Korso 13.

„ Dr. Müller, August, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.

„ Müller, Friedrich, Professor, Kgl. Baurat. Friedenau, Goßlerstr. 2.

„ Dr. Münster, Karl, Professor, Oberlehrer an der VII. städt. Realschule in Berlin. Köpenick, Freiheit 1.

„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Groß-Lichterfelde O, Frauenstr. 3.

„ Dr. Neuendorff, Bernh., Oberlehrer an der Oberrealschule II. Charlottenburg, Bismarckstr. 13.

„ Dr. Noack, Fritz, Professor, Oberlehrer am Gymnasium in Groß-Lichterfelde. Groß-Lichterfelde, Theklastr. 12.

„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Oberlehrer an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg I, Guerickestr. 42.

„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Steglitz, Grenzburgstr. 6.

„ Dr. Otto, Ernst, Direktor des Realgymnasiums. Berlin-Reinickendorf Ost, Bernerstr.

„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universtät, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.

„ Dr. Philipp, Karl, Oberlehrer am Gymnasium. Kottbus, Kaiser-Friedrich-Str. 22 I.

„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf bei Berlin, Bergmannstr. 7.

„ Dr. Püschel, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW, Essener Str. 13.

„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin-Dahlem, Ladenbergstr. 7.

„ Dr. Ritter, O., Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor a. D. Dresden N, Bautzener Str. 77.

„ Dr. Roediger, Max, Geh. Regierungsrat, außerord. Professor an der Universität. Berlin W 62, Bayreuther Str. 43 II.

„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der Viktoriaschule. Berlin S 14, Prinzenstr. 51.

„ Roland, Max, Kandidat des höheren Schulamts. Berlin W 30, Goltzstraße 20 I.

„ Dr. Rosenberg, Felix, Professor, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Groß-Lichterfelde, Unter den Eichen 127.

„ Rossi, Giuseppe, Kgl. ital. Vizekonsul, Lektor an der Kgl. technischen Hochschule. Berlin NW, Lüneburger Str. 22.

„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.

„ Dr. Saß, Ernst, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Grunewald, Humboldtstr. 6a.

„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S 53, Schleiermacherstr. 23.

„ Dr. Schlenner, R., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SW, Großbeerenstr. 58/59 III.

„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin Tempelhof, Hohenzollernkorso 4.

Herr Dr. Schmidt, Karl August, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S 61, Lehniner Str. 9 IV.

„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W 50, Rankestr. 29 III.

„ Schreiber, Wilhelm, Direktor der städt. Humboldt-Realschule in Tegel. Tegel, Hauptstr. 33a.

„ Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin NW 23, Schleswiger Ufer 12.

„ Dr. Seibt, Robert, Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.

„ Dr. Sievers, Rich., Oberlehrer an der Goetheschule zu Wilmersdorf. Berlin-Halensee, Joachim-Friedrich-Str. 55.

„ Smith, James, M. A., Lehrer des Englischen. Berlin W 30, Viktoria-Luise-Platz 9, Gartenhaus III.

„ Dr. Spatz, Willy, Professor, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 107.

„ Dr. Spies, Heinrich, ord. Professor an der Universität. Greifswald.

„ Dr. Splettstößer, Willy, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule in Berlin. Wilmersdorf-Berlin, Gieselerstr. 22.

„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Leiter des Lyzeums IV in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 187.

„ Stumpff, Emil, Direktor der Friedrich-Wilhelm-Realschule. Königswusterhausen.

„ Dr. Tanger, Gustav, Professor, Direktor der IV. städt. Realschule. Berlin NO 18, Distelmeyerstr.

„ Thiedke, Gustav, Oberlehrer am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Fehlerstr. 3.

„ Dr. Thurau, Gustav, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Wolgaster Str. 53.

„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Friedenau, Isoldestr. 1.

„ Dr. Tobler, Rudolf, Professor, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.

„ Tolle, Karl, Oberlehrer an der Berliner städtischen Studienanstalt. Berlin S 61, Bergmannstr. 68 I.

„ Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Gymnasium. Landsberg a. d. Warthe.

„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Geh. Regierungsrat, Realgymnasialdirektor a. D. Charlottenburg, Kantstr. 150.

„ Urlaub, Ph., Kandidat des höheren Schulamts. Charlottenburg, Spreestr. 58.

„ Dr. Venzlaff, Günther, Oberlehrer am Realgymnasium in Lichtenberg. Baumschulenweg, Wohlgemutstr. 27.

„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Wilmersdorf-Berlin, Uhlandstr. 123.

„ Vorhauer, Ernst, Oberlehrer am Lyzeum Schillerschule. Berlin NW. 52, Thomasiusstr. 19 III.

„ Weltzien, Fritz, Oberlehrer am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Seumestr. 20.

„ Dr. Wenderoth, Georg, Oberlehrer an der Auguste-Viktoria-Schule in Charlottenburg. Friedenau, Südwest-Korso 75.

„ Dr. Werth, H., Direktor der städt. höheren Mädchenschule und des städt. höheren Lehrerinnenseminars. Potsdam, Waisenstr. 29.

„ Wilke, Felix, Professor, Oberlehrer an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. BerlinW 15, Hohenzollerndamm 3.

„ Dr. Willert, H., Professor, Oberlehrer an der VII. städt. Realschule. Berlin SW 11, Kleinbeerenstr. 8 I.

Herr Dr. Winckler, Carl, Professor, Oberlehrer am Lyzeum in Grunewald. Grunewald, Siemensstr. 22.
,, Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
,, Zack, Julius, Professor, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin SW 46, Luckenwalder Str. 10.

C. Korrespondierende Mitglieder.

Herr Dr. Begemann, W., Schuldirektor a. D., Berlin W 57, Pallasstr. 10/11.
,, Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
,, Dr. Meißner, A. L., Professor. Belfast (Irland).

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Leo Landau, Hebrew-German romances and tales and their relation to the romantic literature of the Middle Ages. Part I. Arthurion legends. ('Teutonia', hg. v. Uhl, Heft 21.) Leipzig, E. Avenarius, 1912. LXXXV, 150 S. 4 Tafeln Faksimilia.

Der Verfasser hat sich ein unzweifelhaftes Verdienst um die ältere deutsche Literaturgeschichte erworben, indem er unseren Blick auf ein Gebiet lenkte, das nach der inhaltlichen und auch nach der formalen Seite reiche Ausbeute verspricht, aber naturgemäß bisher wenig angebaut worden ist: auf die 'hebräisch-deutsche' Literatur, d. h. auf die deutsche Literatur des Mittelalters, soweit sie unter der jüdischen Bevölkerung Europas verbreitet und mit hebräischer Schrift aufgezeichnet wurde. 'Es ist eine weitverzweigte Literatur, die bis ins 14. Jahrhundert, wenn nicht höher hinaufreicht, und zu deren ältesten Beständen nicht wenige unserer alten Romane und Erzählungen gehören. Die Handschriften und Drucke sind außerordentlich selten geworden und dem modernen Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Epik fast unbekannt.' Zwar hat F. Vogt in Pauls Grundriß IIa², S. 343 auf die jüdisch-deutsche Umdichtung des Wigalois-Stoffes hingewiesen (was Landau S. XXXI nicht hätte übersehen sollen), aber noch fehlt uns jeder Versuch einer eindringenden Gesamtdarstellung, jede vollständige Bibliographie; bis also das Berliner Handschriftenarchiv uns die geschriebenen Urkunden einmal überblicken läßt (die aus einem deutschen Inventar ja nicht ausgeschlossen werden dürfen), nehmen wir dankbar solche Übersichten hin, wie sie Landau in den ersten Kapiteln seiner Einleitung vor uns ausbreitet. Landau ist durch seine Kenntnis der jüdischen Sprache und Dichtung und der weitverzweigten hebräischen Literatur vorzüglich für seine Aufgabe gerüstet und hat sich als Germanist in der Schule von Robert Priebsch vorgebildet (dessen Rat der Arbeit denn auch mannigfach zugute gekommen ist). So gibt Landau im ersten Kapitel in großen, gelegentlich auch wohl groben Zügen und nicht ohne manche kühne Hypothese einen Überblick: '*Mutual influence of Christian and Jewish literatures*'. Über die ganze Kulturwelt des Morgen- und Abendlandes zerstreut und im Besitz einer einheitlichen Sprache und Schrift, eigneten sich die Juden des Mittelalters in hervorragender Weise zu literarischen Vermittlern. Gelehrte und volkstümliche, erzählende und gnomische Literatur sind auf diese Weise von Osten nach Westen gewandert, und wir brauchen nur daran zu erinnern, daß eins der berühmtesten Fabelbücher des Orients, das Kalila we-Dimna, zunächst ins Hebräische und von hier aus erst (durch Johann von Capua) ins Lateinische übersetzt wurde, um dann seinen Weg in die volkssprachlichen Literaturen des Okzidents anzutreten.[1] Auch für die offenbar orientalischen Züge der Gralslegende, die Wolfram nicht bei Chrestien finden konnte, nimmt Landau jüdische Vermittlung des Stoffes an. Daß aber auch die eigentlich jüdische Literatur unmittelbar auf die abendländische Dichtung einwirkte, zeigen deutsche Literaturerzeugnisse wie 'Das Lob Salomons', 'Salomon und Morolf' und viele andere. Jüdische Dichter endlich traten besonders in Spanien und Portugal auf und übertrugen auch christliche Volksmelodien in den Gottesdienst der Synagoge. Ähnliche Beziehungen, wenn auch nicht immer von gleicher Wirkung,

[1] Vgl. J. Jacobs, 'The earliest English translations of the fables of Bidpai', London 1880.

bahnten sich in Deutschland an, wie Landau in seinem zweiten Kapitel (*Hebrew-German*) zeigt; die Gestalt und die ungeheure Verbreitung des 'Yiddischen' weist auf das Alter und die Innigkeit dieser Beziehungen zurück, und die Volkskunde hat der bei den Juden aufbewahrten und von ihnen weiterverbreiteten volkstümlichen Erzählungsliteratur längst ihre Aufmerksamkeit geschenkt; die Juden haben sich aber auch der 'Literatur' im engeren Sinne früh zugewendet und zu einer Zeit, wo die Kenntnis des Lesens und Schreibens in Deutschland selbst nur gering war, mit ihren hebräischen Buchstaben deutschen Texten zu weiter Verbreitung verholfen. Von dieser Literatur gilt, wie Landau richtig ausführt, jedenfalls nicht die Definition Grünbaums, die überhaupt leicht falsche Vorstellungen erwecken könnte[1]: 'Die Form, die Sprache ist vorherrschend deutsch, der Inhalt ist jüdisch. Der darin waltende Geist ist jüdisch.' Vielmehr ist bei den aus der mhd. Literatur übernommenen Werken, wie Landaus Ausgabe zeigt, die jüdische Färbung des Stoffes nur um eine Nuance stärker als diejenige der Sprache, die in der Lautgebung und in der Wortwahl so manche jüdische Spuren aufweist. Leider reichen unsere Urkunden der hebräisch-deutschen Dichtung nicht über das 15. Jahrhundert hinauf, doch beweist schon die Gestalt des Spruchdichters Süßkind von Trimberg, der in einer Würzburger Urkunde von 1218 nachgewiesen ist,[2] ihr hohes Alter; zwar ist seine Poesie nicht eigentlich jüdisch, aber sie zeugt von dem Austausch zwischen Judentum und deutscher Dichtung, die durch zahlreiche 'Spielleute' betätigt wurde; Ausfälle der Rabbiner gegen die 'Reimnarren' bestätigen ihre Wirksamkeit von der anderen Seite, und Familiennamen wie 'Singer', 'Fiedler', 'Harfner' und 'Marschall' halten die Erinnerung an sie aufrecht bis auf den heutigen Tag, wie denn auch das wandernde Sängertum unter den Juden nach Landaus anziehenden Schilderungen (XXV ff.) noch heute nicht ausgestorben ist. Selbst an Spuren des Dramas fehlt es nicht in der hebräisch-deutschen Literatur, doch überwiegt die epische Dichtung, entsprechend der Veranlagung des Volkes, ganz bedeutend. Der Inhalt biblischer Bücher wurde in jüdisch-deutsche Nibelungenstrophen übertragen, und der Verfasser des Maase-Buches (1602) betonte ausdrücklich, daß er das Andenken an '*Titrich von Bern, Meister Heldebrant*' u. a. aus dem Volksbewußtsein verdrängen wolle. Von der reichen Literatur, die einst vorhanden war, existieren nur verhältnismäßig wenige alte Drucke, noch weniger Handschriften. Es dürfte den Leser interessieren, wenigstens die Titel einiger dieser Dichtungen zu hören: *Sigenot, Flore und Blancheflur, Barlaam und Josaphat, Die sieben weisen Meister, Eulenspiegel, Fortunatus, Kaiser Octavian, Die Schildbürger.* Der englische Roman vom *Sir Bevis of Southampton* ist durch italienische Vermittlung in die jüdische Literatur eingedrungen und hat der ganzen Gattung ihren eigentümlichen Namen gegeben: eine romantische Erzählung von der Art der genannten heißt bei den Juden ein *Boro-Buch.* Doch selbst die Bevis-Erzählung hat sich nicht so weiter Verbreitung zu erfreuen gehabt als die A r t h u s - L e g e n d e n, die den eigentlichen Gegenstand von Landaus Untersuchung bilden und die in der hebräisch-deutschen Literatur den Namen 'A r t u s - H o f' führen — im wesentlichen eine Übertragung der Schicksale des *Wigalois* auf *Widuwilt*, den Sohn des Gawein. Zwei Handschriften und eine Anzahl von Drucken liegen uns vor. Sie werden von Landau (c. III ff.) aufgezählt, beschrieben und uns zum Teil durch gute photographische Wiedergaben nähergebracht, die auch eine genauere Kontrolle der Textgestaltung ermöglichen.

Die beiden Handschriften (A und B) gehören der Hamburger Stadtbibliothek an (Codd. 288 und 326), der Papierbeschaffenheit und Sprache nach

[1] 'Jüdisch-deutsche Chrestomathie' (1882), S. 1.

[2] Bartsch-Golther, 'Deutsche Liederdichter', Nr. LXXIV.

wohl beide aus dem 16. Jahrhundert[1]). Unter den Drucken zeichnet sich das älteste undatierte Prager Exemplar (C, ungefähr 1652—79) durch eine eigentümliche Form aus: die Reimpaare sind durch Stanzen ersetzt — möglicherweise durch Elija Levita (1471—1549), den einzigen hebräisch-deutschen Dichter, der die Form der Stanze anwandte und der u. a. das Bovo-Buch in diese romanische Strophe übertrug. Von einem Drucke D (Amsterdam, vor 1680) wissen wir nur durch eine bibliographische Nachricht. Besonders wichtig ist der Druck E *'Ein schen masse vun Kenig Arcis Hof un' Ritr Widwilt'*, Amsterdam 1 63. Hier sind 23 Stanzen,[2] die bis auf eine genau mit denen in C übereinstimmen, in die Reimpaare der übrigen Darstellung eingeschoben. Der Drucker nennt sich Joseph von Wizenhausen (in Hessen). Die Stanzen fehlen in dem Texte F, den Wagenseil 1699 in seiner 'Belehrung der jüdisch-deutschen Red- und Schreibart' (Königsberg) zum Abdruck brachte.[3] Dann folgt ein Hanauer Druck G von 1707, genau nach E, und endlich ein Wilmersdorfer Druck H von 1715, der teilweise mit E und teilweise mit F übereinstimmt, also eine weitere Misch-Redaktion darstellt. Landau macht nun darauf aufmerksam, daß C, E und G den gleichen Titel und dieselbe Vorrede haben (die freilich in C ganz fehlt), während beides in F und H verändert erscheint (*'Ein Schen Maase vun Kenig Artis Hof'*). Als Herausgeber und auch Redaktor des verlorenen Druckes D darf man nach dem Zeugnis von E getrost Joseph von Wizenhausen ansetzen, dessen Presse von 1644—86 zu Amsterdam arbeitete[4] und der u. a. eine hebräisch-deutsche Übersetzung des Alten Testaments herausgab (1679); diese Arbeit wurde zwar von der Synagoge neben der älteren von J. Blitz (1676—78) nicht anerkannt, dafür aber später in die Biblia Pentapla aufgenommen. In seiner Vorrede, die einigermaßen an diejenige des Faustbuches erinnert, behauptet er, manches Land nach einem Buche über König Artis durchsucht zu haben, von dessen Hofe das Sprichwort zu melden wisse: *'bis ich hab eins gifunde gischribn ous in meins vatrs hous. Do hab ich mich nit lang ton seimen un' hab dis buch gestellt in reimn'*. Das muß nicht, wie man früher glaubte, auf eine Prosavorlage hinweisen; wir dürfen wohl übersetzen: 'habe dies gereimte Buch verfaßt' bzw. bearbeitet. Übrigens hat er tatsächlich auch die Reime seiner Vorlage mit einiger Freiheit behandelt. Die Vorlage Wizenhausens war nun weder unsere Handschrift A noch B; denn diese beiden Codices, die übrigens sehr nahe miteinander verwandt sind, ermangeln des Anfangs, der in Wizenhausens Bearbeitung erhalten ist. Doch stand seine Quelle der gemeinsamen Vorlage von A und B sehr nahe, so daß sein Text in der ursprünglichen Fassung, die bei Wagenseil vorliegt (F), zur Rekonstruktion des Originals oder doch zur Besserung von A und B benutzt werden kann. Dagegen kommt die Ausgabe E für diesen kritischen Zweck so wenig in Betracht wie die abermalige spätere Kontamination H, die nach Landaus Vermutung einfach buchhändlerischer Spekulation entsprang und jeweils den neuen Text als 'verbessert' empfehlen sollte. Leider gibt uns Landau nicht genug über C; wir können nicht entscheiden, ob die Ausgabe in Stanzen unmittelbar aus derselben Quelle geflossen ist wie die Vorlage von A und B, oder ob sie (was Landau S. XLI andeutet) mit dieser gemeinsam auf eine

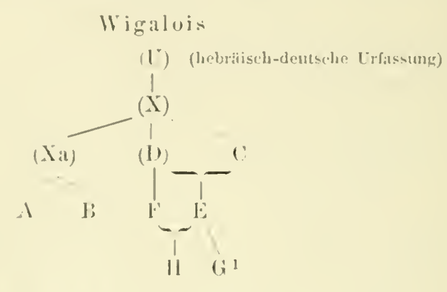
[1] Beide Handschriften setzen erst bei 16, 1 ein, und B hört bei 54, 28 wieder auf.

[2] Abgedruckt bei Landau im 'Appendix I'.

[3] Nach diesem Texte wurde noch 1786 eine neuhochdeutsche Prosaübertragung hergestellt: *'Vom Kenige Artus und von dem bildschenen Ritter Wieduwilt. Ein Ammenmärchen'*.

[4] M. Steinschneider, Catalogus Librorum Hebr. in bibl. Bodl. Berlin 1852—60, Nr. 2024.

Vorlage zurückgeht, von der wir nichts Näheres wissen können. Alles in allem möchte ich den Stammbaum der hier behandelten Fassungen (weitere Zwischenstufen vorbehalten!) etwas anders als Landau, nämlich so darstellen:



Ehe wir weitergehen, sei noch erwähnt, daß wir durch eine bibliographische Nachricht von einer Fürther Ausgabe I (1761) wissen, ohne über ihren Text irgend etwas sagen zu können, und daß Landau schließlich mit K eine Erzählung bezeichnet, die in ziemlich weitem Abstande von dem 'Artushof' steht und doch sehr nahe mit ihm verwandt ist. Es handelt sich um ein kurzes Prosawerk: *'Historie oder moralische erzehlung, handelt von wunderbahrn begebenheiten eines jungen riter Gabein, worous di getliche versehung erkant wert'*. Der Druck, der von Frankfurt a. O. 5549, d. h. 1789, datiert ist, scheint ganz außerordentlich selten zu sein, und so sind wir Landau für den vollständigen Neudruck im Anhang seines Buches zu besonderem Dank verpflichtet; wie weit sich hier der Einfluß des Abenteurerromans geltend macht und ob dadurch die Zeit dieser Bearbeitung (die sicherlich früher ist als die französische Revolution!) festgestellt werden kann, bleibe besonderen Untersuchungen überlassen.

Landaus Aufgabe war es nun, dasjenige Material vor uns auszubreiten und durch wissenschaftliche Untersuchungen uns näher zu bringen, das auf die hebräisch-deutsche Urgestalt des Artushofes irgendwelches Licht werfen kann. Nach dem Vorausgeschickten wird es klar sein, daß hierher vor allem die beiden handschriftlichen Fassungen A und B und weiterhin der Druck F gehören; am förderlichsten wäre sicherlich ein Paralleldruck dieser drei Fassungen gewesen; tatsächlich hat auch Landau die drei Hauptzeugen aufgerufen und gegenübergestellt, dabei aber A und B zu einer Art eklektischen Textes zusammengearbeitet; ob wir auf diese Weise der Urgestalt viel näher kommen, ja, ob sich auch nur die gemeinsame Grundlage von A und B einigermaßen sicher herstellen läßt, diese Frage wage ich nicht zu bejahen. Man erwäge die Unsicherheit der Lautbezeichnung in der hebräischen Schrift, die z. B. für alle Umlaute außer *e* nur das eine Symbol ײַ und für *î* und *ei* nur ײ zur Verfügung hat, die das irrationale *e* durch י wiedergibt, daneben aber auch noch א und ה für denselben Laut verwendet, usw.; man sehe die Freiheiten der Verse an und die sehr kühnen Versuche der einzelnen Bearbeiter, dialektische Reime oder sonst aus irgendeinem Grunde unbequeme Reimwörter zu beseitigen und einen Dreireim in zwei Reimpaare zu verwandeln; und man bedenke endlich, daß die Schreiber der uns vorliegenden Handschriften die Verwirrung ihrerseits noch vermehrt haben. Da wäre es doch für den Leser förderlicher gewesen, die drei Texte A, B und F nebeneinander lesen zu können.

[1] In G sind nur wenige Zeilen, die wohl in der Vorlage fehlten, durch eine Neudichtung ersetzt.

Dem von ihm erschlossenen Grundtext widmet Landau eine eingehende grammatische Untersuchung, die durch ein vollständiges Reimregister vielleicht noch an Klarheit und Überzeugungskraft, auch an Wert für spätere Arbeiten auf diesem neuen Gebiete gewonnen hätte. Im ganzen aber ist seine Heimatsbestimmung wohl als gelungen zu bezeichnen. Die Sprache von X war offenbar westmitteldeutsch und weist auf Rheinfranken hin. Über die genaueren, sprachlichen Beziehungen des Textes zu den Statuten der Wormser jüdischen Gemeinde von 1641 (ed. Lövenstein in den 'Blättern für jüdische Geschichte und Literatur' IV, 145 ff.) hätten wir gern Näheres gehört, was eine Nachprüfung ermöglichte. Mit der bloßen Konstatierung des 'Abfalls von End-n' usw. ist uns doch recht wenig gedient! Im ganzen hätten die yiddischen Lautwandel, wie die Entrundung des *eu*, in der grammatischen Einleitung mehr Beachtung verdient.

Was nun Landaus Ausgabe selbst angeht, so habe ich meine Bedenken gegen einen eklektischen Text bereits oben ausgesprochen; soll aber doch ein solcher hergestellt werden, so kann sein Ziel nach meiner Überzeugung nur die annähernde Wiederherstellung von X, nicht aber von U sein; die einzelnen Fassungen verfahren zu frei, um uns eine Stufe in der Überlieferung einfach überspringen zu lassen. Daß F unmittelbar auf U und nicht auf X zurückgeht, aber für die Herstellung von X mit der nötigen Vorsicht verwendet werden kann, zeigen Fälle wie der folgende:

199 hat A:

Sagt ir (*s. mir* B) *ob üch mein tochtr wol gifelt*
un ob ir si bigert (*das sol eich sein un vr wert* B), *ir degn un vr zagt.*

Das richtige Reimwort (*bihagt*) gibt F; A und B haben dafür *gifelt*, das also schon der gemeinsamen Vorlage angehört haben muß. (Das richtige *bihagt* könnte aber auch von F hergestellt worden sein.)

Vielleicht müssen wir zwischen A und B noch eine weitere Zwischenstufe Xa annehmen; anders könnte ich wenigstens die Verwirrung 46, 23 ff. nicht erklären:

A	B
Der ris sprach nein du jungr starkr man	*Der ris sprach nein du jungr man*
	ich wil dir zu einem knecht dinen an
los mich lenger das lebn habn	*los mich lenger habn das lebn*
ich wil dir vil zu eign gebn	*ich wil dir vil zu eign gebn*
un' ich wil mich früntlich zu dir zeign	*un' ich wil mich früntlich zu dir zagen*
	un' ich wil dir helfn den starkn risn dr slagn

F

Ach nein sprach der ris zu dem jungn man last mich lebn
ich wil mich dir zu eign gebn
ich wil sein dein untr tan
las mir mein lebn du künr man.

Hier bewahrt einzig F die richtige ritterliche Auffassung 'zu eigen geben', die sie durch ein neues Verspaar erläutert. U und X dürften etwa so gelautet haben:

Der ris sprach: Nein, du junger man,
las mich lenger das lebn han
ich wil mich dir geben zu eign
un' wil mich früntlich zu dir zeign.

Xa las ebenso, doch in der 3. Zeile: *ich wil dir vil zu eign gebn*, woraus sich A und B leicht erklären lassen. D könnte angefangen haben: *Der ris sprach: Nein, du junger man, las mich leben* usw.

Man sieht, wie wichtig F für die Kritik ist, und ich hätte gewünscht, daß Landau diesen Zeugen eingehender verhört und seinen Worten mehr Gewicht geschenkt hätte. Hier nun einige Bemerkungen, die gleich den vorstehenden bedeutend vermehrt werden könnten.

Für verunglückt halte ich Landaus Konjektur *lobesan* 16, 20. Die ursprünglichen Reimwörter *gebn : degn* stehen jetzt mitten im Text, F hat das eine von ihnen noch im Reim bewahrt; der Reim *b : g* ist gar nicht selten (grammatische Einleitung bei Landau, § 47), wurde aber doch wohl als störend empfunden, so daß X hier, beim ersten Auftreten des Reimbandes, eine Änderung versucht haben dürfte, wie das B auch 20, 3 und 40, 33 auf eigene Faust getan hat.

Auch 16, 31 f. hätte Landau im Hinblick auf F den Reim *hât : stat* festhalten sollen; er ist auch sonst belegt, wie 50, 20, wo sich A und B ebenso törichte Änderungen erlauben wie hier.

18, 4 sollte wohl *tougentleich* ('insgeheim') stehen (vgl. z. B. auch 19, 6).

18, 5 ff. sind ganz in Verwirrung geraten; auf keinen Fall hätte Landau die durch beide Handschriften belegte Erwähnung der Mutter auslassen sollen, die zudem durch F bestätigt wird. Hier findet sich auch noch das alte Reimwort, mit dessen Hilfe die Stelle zu ordnen ist; da altes *ei* und *ei* < *î* in unserem Text nicht miteinander reimen, so haben wir ungefähr folgendes anzusetzen:

in ein kleines stüblein
do inen sas di junge Künegin
mit ir mutr bei ein;
was do was in dem stüblein klein ...

Die Wendung '*stüblein klein*' begegnet schon wieder in Vers 11 derselben Seite; das Bestreben, die Wiederholung zu vermeiden, mag die Verwirrung an unserer Stelle hervorgerufen haben.

18, 32 verlangt der Zusammenhang *ermant er sich*, was durch F gesichert ist.

32, 19 ergibt sich die richtige Lesung aus der Verbindung beider handschriftlichen Texte mit F: *der hof wert ganzr wochn vir.*

36, 13 würde ich lieber ändern: *Der künig sprach: du schüns meidlein.*

52, 1 ist der ursprüngliche Reim kaum mehr festzustellen; doch glaube ich bestimmt, daß es im Innern des Verses hieß: '*sagt einer zu dem andern*'. So A B, vgl. F.

Genug der Einwände gegen die Textgestaltung, deren Nachprüfung uns Landaus Apparat nicht immer ganz leicht macht. Zu 16, 32 z. B. (Text nach Landau: *wen noch menchi schüni stet zu mir ginchm*) lautet die Anmerkung: '*wen ich hon noch — stet* (*stat* B) *di zu mir al g.* A B *di — ginchm* omit. A'. Hat nun A die betreffenden Worte? Oder hat es sie nicht? Oder sind sie nachträglich gestrichen?

Die beiden Handschriften hätten vielleicht nach der sprachlichen wie nach der inhaltlichen Seite eine genauere Charakteristik verlohnt, als ihnen Landaus Einleitung angedeihen läßt. Dagegen bringt sie sehr sorgfältige und so gut wie erschöpfende Untersuchungen über das Verhältnis des Artushofes zu seinen Quellen (Kap. VIII der Einleitung). Die Hauptquelle der Geschichte von Widwilt, dem Sohne Gabeins, ist der Wigalois des Wirnt von Gravenberg, und zwar das gereimte Original, nicht aber, wie man früher glaubte, die jüngere Prosaauflösung des Romans. Nebenher kannte und benutzte der Verfasser eine ganze Reihe anderer mhd. Erzählungen, besonders aus dem Artuskreise, und wußte so dem Schluß eine originelle Wendung zu geben. Während er sich nämlich das ganze Werk hindurch darauf beschränkt hat, in den holprigen Versen des ausgehenden Mittelalters einen Auszug aus dem Werke zu geben, wie er den vorwiegend stofflichen Interessen dieser Zeit entgegenkam, stellt er sich am Ende freier über

seinen Stoff. Kein Wunder, wenn wir bedenken, daß Wigalois die heidnische Umgebung des getöteten Zauberers Roaz zum Christentum bekehrt! Statt dessen versuchte der jüdische Autor die Teilnahme seiner Leser durch neue Wunderdinge bis zuletzt wach zu halten. So ließ er (anscheinend im Anschluß an Rudolfs 'Wilhelm von Orlens') den Helden zum Schluß durch einen Speer verwunden, dessen Spitze in seinem Arm steckenbleibt; er bleibt am Leben, muß aber geloben, nicht zu sprechen, bis er bei seiner Geliebten Lorel anlangt, für die er die schwersten Abenteuer überstanden hat. Der Bearbeiter hat aber auch dies Motiv ins Romanhafte umgebogen; ehe Widuwilt zu Lorel zurückkehrt, gelingt es der Tochter des Grafen Moral, den er aus der Gewalt eines Drachens befreit hat, die Speerspitze aus der Wunde zu ziehen, während er sein Versprechen, nicht zu reden, bis zur Wiedervereinigung mit Lorel hält. Beide Mädchen glauben nun Anspruch auf seine Liebe zu haben, und Arthus entscheidet den Streit zugunsten der Lorel. Ein anderes, interessantes Motiv ist ein Schwert mit einem immerwährenden Kalender darauf; Landau weist darauf hin, daß dies Schwert in Grimmelshausens 'Simplizissimus' IV 25 vorkommt, wo der Verfasser sich auf einen 'Heldenschatz' beruft; dies Buch, das bis heute nicht aufgefunden ist, mag mittelbar oder unmittelbar auch auf den Verfasser der Widuwilt-Geschichte eingewirkt haben.

So wirft die neue fleißige und inhaltreiche Arbeit reichlich Licht auf die Verbreitung und Verästelung epischer Motive im späteren Mittelalter und läßt uns ahnen, wie manches wertvolle Gut noch aus den Schächten der jüdisch-deutschen Literatur zutage gefördert werden kann.

Liverpool. Robert Petsch.

Fr. L. K. Weigand. Deutsches Wörterbuch. 5. Aufl. Neu bearbeitet von Karl von Bahder, Hermann Hirt, Karl Kant. Hg. von Hermann Hirt. 2. Band: L—Z. Gießen, Alfred Töpelmann, 1910.

An den im *Archiv* CXXIV, S. 162 f. besprochenen ersten Teil schließt sich der vorliegende zweite und Schlußband an, der nach den gleichen Grundsätzen wie jener ausgearbeitet ist. Indes tritt gegen Ende des Buches der Anteil des Herausgebers in dem Maße stärker hervor, als die Vorarbeiten der Mitarbeiter zu versagen begannen. So sind die Buchstaben P, St—Z ganz sein Werk. Bei der regen Tätigkeit auf dem Gebiete der indogermanischen Etymologie und infolge der Entdeckung einer neuen indogermanischen Sprache, des Tocharischen, in Zentralasien, sind bereits mancherlei Ergänzungen nötig geworden. So ist *Lachs*, für das bisher nur slawisch-baltische Verwandte vorlagen, im tocharischen Dialekt B als *laks* wiedergefunden worden, freilich in der allgemeinen Bedeutung 'Fisch'. Damit ist das idg. Alter des Wortes gesichert. Desgleichen ist ebenda die Entsprechung für *Milch* als *malkwer* vorhanden. Damit wird Hirts schon sehr unwahrscheinliche Vermutung, kelt.-germ. *melgo-* sei aus idg. **delakt* (vgl. lat. *lac*, St. *lact-*) durch Anlehnung an *melken* umgestaltet, ganz hinfällig. Aufgeklärt ist gleichfalls durch das Tocharische der Stamm von *Walhalla:* altisl. *valr* 'Leichen, Geister', das mit lit. *vėlės* 'Geister' zu toch. A *väl-* 'sterben' zu stellen ist. Das bisher nur in der europäischen Gruppe vertretene *walten* (lat. *valeo*, altir. *flaith*, altbulg. *vladą*) ist nunmehr auch in toch. A *väl* und *lānt* (aus **vlānt*) 'König' nachgewiesen. *Salbe* ist als toch. B *šalywe*, *šalype* in gleicher Bedeutung aufgetaucht. Doch alle diese und noch andere Ergebnisse sind erst nach dem Erscheinen des vorliegenden Bandes zur allgemeinen Kenntnis gekommen und konnten von Hirt daher noch nicht verwendet werden. Hiervon abgesehen verzeichnet er, wie schon

bei der Besprechung des ersten Teiles erwähnt wurde, das etymologische Material in vollständiger, aber im allgemeinen auch in vorsichtiger Weise, so daß das Werk ohne jedes Bedenken als zuverlässiger Wegweiser empfohlen werden kann. Vielleicht dürfte der Verfasser in einer künftigen Auflage den sprachlichen Einfluß der vorindogermanischen Schicht auch in Nordeuropa höher einschätzen, als er und die meisten Sprachforscher es bis jetzt tun; Flußnamen wie *Isara, Sala* usw. sind sicher älter als die Indogermanisierung Europas, und bei Bezeichnungen wie *Kuchen, Topf, See* usw. ist die vorindogermanische Herkunft gleichfalls die wahrscheinlichste. Ein so interessantes europäisches Urwort wie *Tine* (in Berlin noch heute als Maß für Obst gebräuchlich) ist nicht verzeichnet, während doch sonst zahlreiche Dialektwörter — und mit Recht — berücksichtigt sind. Auch die Fremdwörter, die nun einmal trotz des Allgemeinen deutschen Sprachvereins zum Bestand unserer Sprache gehören, sind in weitem Umfange verzeichnet und in bezug auf ihre Herkunft erläutert. In jeder Hinsicht also sind die Vorzüge des alten Weigand, die ihn zum Wörterbuch der gelehrten Kreise machten, erhalten geblieben und sogar vermehrt worden.

Sigmund Feist.

Die Sprache Friedrichs von Spee. Ein Beitrag zur Geschichte der nhd. Schriftsprache von Adolf Becker. Halle, Max Niemeyer. XXXII, 127 S.

Daß ein Gelehrter den Gegenstand seiner Forschung überschätzt und seine Bedeutung zu hoch bemißt, ist begreiflich und nicht ungewöhnlich. B. ist es umgekehrt ergangen: er scheint Spee feind geworden zu sein und wird deshalb ungerecht gegen ihn. Gewiß ist Spee kein Opitz, B. weist diese Parallele mit Recht zurück; aber sowenig wie an Opitz sollte man ihn an Schottel messen und ihm an diesem Muster vorhalten, was er schriftsprachlich hätte erreichen können. Man darf eben in Spees Zeit 'an das Rheinland nicht dieselben Anforderungen stellen wie an das protestantische Mitteldeutschland', obendrein an einen Dichter nicht dieselben wie an einen Grammatiker. Und die Ansicht, die B. über Spee als Dichter und Menschen durchblicken läßt ('kleine Seele' S. 88), wird ihm längst nicht gerecht. — Die Arbeit ist breit begründet und aufgebaut: gut vorbereitet durch seine Kenntnis der Handschriften der Trierer Stadtbibliothek, skizziert B. zunächst die sprachlichen Zustände im Rheinland, besonders in Trier, vor Spee und analysiert kurz den Sprachstand einiger Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert; er kommt zu dem Schluß, daß seit 1580 eine leidliche Sprachnorm im Süden des Rheinlandes Eingang gefunden hatte, über die Spee nicht erheblich hinausgekommen ist. In der Tat lehrt der Hauptteil des Buches, die Darstellung von Lautstand und Flexion bei Spee, daß seine Sprache im äußeren viel archaische Züge enthält, daß sie stark mundartlich gefärbt ist und von einer einigermaßen konsequenten, einheitlichen Schriftsprache noch weit absteht. Aber er ist in manchem, z. B. in der Monophthongierung und Diphthongierung und ihrer Bezeichnung, doch schon sehr sauber, wie denn überhaupt ein starkes schriftsprachliches Interesse bei Spee schlagend bewiesen wird durch den großen Unterschied zwischen der sehr rückständigen Orthographie seiner Briefe und der fortgeschrittenen seiner literarischen Werke. Im einzelnen bringt B. manches Interessante bei, etwa die anscheinend vom Niederländischen ausgehende Beeinflussung der Substantivflexion. Doch hätte die Arbeit, gerade was Deutung und Herleitung der sprachlichen Eigentümlichkeiten Spees anlangt, erheblich mehr bieten können. — Das nächste Kapitel handelt über die Wortbildung. Spees Ehrgeiz und seine sprachliche Bedeutung liegt ja wesentlich auf dem Gebiet der Wortschöpfung

und des Wortgebrauches; B. hat ganz recht, diesem Zuge seines sprachlichen Bildes besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Leider bleibt seine Darstellung eine ziemlich formlose Sammlung, und gerade hier wäre Sonderung und feste Orientierung am nötigsten gewesen. So aber kreuzen sich rein sprachliche und stilistische Gesichtspunkte fortwährend. Statt alle Abweichungen vom nhd. Wortgebrauch ungesichtet zu registrieren, wäre es besser gewesen, darzustellen, was bei Spee neu oder charakteristisch ist. — Das letzte Kapitel gilt der Syntax. B. hebt mit Recht den Einfluß des Lateinischen hervor, der ganz greifbar, wenn auch nicht gerade 'übermäßig' ist. Er tritt am störendsten im Gebrauch der Tempora hervor; dagegen gehören die auffälligen reflexiven Konstruktionen (§ 198) kaum hierher. Manche Abschnitte sind zu karg; so hätte eine feinere Beobachtung z. B. bei der Partikelstellung, auch beim Adjektivgebrauch vielleicht doch mehr gefunden als 'schrankenlose Willkür'.

Berlin-Schöneberg. A. Hübner.

H. Maync, Geschichte der deutschen Goethe-Biographie. Ein kritischer Abriß. 2. Abdruck. Leipzig, Haessel, 1914. 74 S. M. 1,20.

Wenn wir bei der Frage nach den abschließenden Biographien unserer großen Dichter mit der Antwort bei Klopstock, Lessing, Herder schnell bereit sind, bei Schiller schon weiter ausholen müssen, ist es bei Goethe ohne viele Wenn und Aber, vorsichtiges Wägen und Bedenken nicht getan. Den äußeren und inneren Gründen, warum Goethe, der so viele Federn in Bewegung gesetzt, auf den Biographen bisher doch vergeblich gewartet hat und aller Voraussicht nach weiter warten wird, geht Maync, eine ältere Studie erweiternd und abrundend, umsichtig und belesen nach.

Das Verhältnis des Dichters zur Nachwelt, wie es A. Ludwig mit so vollem Gelingen für Schiller dargestellt hat, ist für Goethe noch nicht nach allen Seiten geklärt. Maync greift eines der wichtigsten Kapitel heraus und darf sich gewiß rühmen, damit ein Stück deutscher Weltanschauungs- und Bildungsgeschichte skizziert zu haben. Die chronologische Musterung 'zahlloser verstäubter Bände' von K. E. Schubarths farblosem Schriftchen von 1818 'Zur Beurteilung Goethes' an durch ein Jahrhundert hindurch zeigt eine erstaunliche Fülle des Materials, die auch der Fachmann heute nicht mehr so leicht überblickt. M.s ruhigem, überall wohlbegründetem Urteil wird man fast ohne Einschränkung zustimmen können. Auch der große Kreis der Goethefreunde, die dem wissenschaftlichen Literaturbetriebe ferner stehen, wird vielfache Belehrung und Anregung finden. Ihn werden naturgemäß die Charakteristiken der neueren Biographien Herman Grimms, R. M. Meyers, Bielschowskys, Heinemanns, Witkowskis am meisten fesseln. Herman Grimm wird mit schönen Worten als 'der Schöpfer der deutschen Goethe-Biographie großen Stils' gefeiert, dem nur 'Weitsichtigkeit' den Blick gewiß nicht trübt, aber zerstreut; Meyer gibt die erste aus der modernen 'Goethe-Philologie' erwachsene Darstellung, die man freilich nicht gegen diejenige Grimms ausspielen sollte: 'Beide Werke haben zuviel eigenen persönlichen und sachlichen Wert, um nicht jedes für sich seine Geltung beanspruchen und behaupten zu können.' Heinemann wendet sich mit seinem mehr populären, für diesen Zweck aber zu breiten, tüchtigen, soliden Buche an das deutsche Haus, bietet aber auch dem Anspruchsvolleren eine sicher fundierte Grundlage. Gleichen Zielen strebt auch Bielschowsky zu und erreicht sie wenigstens mit seinem ersten Bande, den ein zweiter, der keine ausgereifte, einheitliche Fortsetzung darstellt, nur äußerlich abschließt. Sonst wäre Bielschowskys Werk ohne Frage die verhältnismäßig beste aller Goethe-Biographien. In die gleiche Reihe gehört nur noch Witkowskis kundige,

selbständige Schilderung, die auch im besten Sinne volkstümlich ist. Eduard Engels anspruchsvolle Arbeit stellt sich schließlich doch nur als eine mehr oder minder geschickte Kompilation dar; auch Ludwig Geigers Biographie hat sich aus früheren kleineren Versuchen desselben Verfassers zu äußerer Größe entwickelt, ohne eine wirklich große Goethe-Biographie zu werden. — Chamberlains und Simmels 'Goethe' sind persönliche Bekenntnisbücher von eigenwilligem, starkem Reiz, die es mehr mit dem Denker Goethe als dem Dichter zu tun haben. Bei Chamberlain überwiegen Impressionismus und Polemik, bei Simmel abgeklärte Synthese. So hat die Goethe-Biographie noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, das freilich auch des einzelnen nur allzu leicht spottet: 'Grimms weiter welthistorischer Blick, Simmels philosophische Erkenntnisschärfe, Meyers geistvoll verarbeitetes Einzelwissen, Bielschowskys psychologische Einsicht und edle Formgebung: das zusammengenommen wäre so etwa ein Ideal der zukünftigen großen Goethe-Biographie, ein Ideal freilich, das man sich nicht durch einfaches Zusammenarbeiten des Besten aus den genannten Werken erfüllt denken kann.'

Berlin. Hans Daffis.

Patience. An alliterative version of Jonah by the poet of Pearl. (Select Early English poems, edited by J. Gollancz. I.) London, Humphrey Milford (Oxford Clarendon Press), 1913. 2 s. 6 d.

Patience beginnt eine Reihe von Neuausgaben alter englischer Gedichte, die, von J. Gollancz unternommen, bei ihrer geschmackvollen Ausstattung und dem äußerst mäßigen Preise (2 s. 6 d. für den Einzelband, 10 s. 6 d. für die sechs Bände umfassende erste Serie) aufs wärmste zu begrüßen sind. Andere alliterierende Gedichte: *The parliament of the three ages, Winner and waster, St. Erkenwald, Death and life, The quatrefoil of love* sollen zunächst folgen, alle von Gollancz selbst herausgegeben. Der vorliegende Band führt vorerst mit einer knappen Einleitung (8 S.) in die mit der Dichtung verbundenen Fragen ein, bringt den Text auf Grund einer neuen Abschrift, fügt acht Seiten Anmerkungen und ein vollständiges Glossar hinzu und enthält endlich noch die Quellen, den Vulgatatext der acht Seligkeiten und des Buches Jonas — von diesem auch Wiclifs Übersetzung zum Vergleich —, und ein Stück des pseudo-tertullianischen Gedichts *De Jona et Ninive*. Zu selbständigem Forschen wird so angeregt und der nötige Apparat geboten. Drei Lichtdrucke, von einer Seite Text und den beiden Illustrationen der Hs., vervollständigen das Ganze.

Des Herausgebers Standpunkt in der Autorenfrage der alliterierenden Gedichte ist aus früheren Arbeiten bekannt. Er ändert hieran nichts, nur ist er in Vermutungen vorsichtiger. Immerhin wäre zu bemerken, daß die Theorie, welche den Dichter zuerst Gawain, dann die Perle, endlich Cleanness und zum Schluß Patience dichten läßt, auf gerade so schwachen Füßen steht wie die neueren, die eine andere Reihenfolge zu beweisen versuchen. Sicherheit ist hier kaum zu erwarten. Gerade so wenig wie vorläufig in der Frage des Entstehungsortes. G. vertritt hier die alte Ansicht, daß Nordost-Lancashire die Heimat sei. Sprachliche Fragen sind nie die Stärke englischer Herausgeber. Selbst wenn die Handschrift nahe der Originalhandschrift steht, wie angenommen wird, so sind Änderungen in der Schreibung sicher vorhanden. Jeder, der mittelenglische Schreibergewohnheiten auch nur einigermaßen kennt, muß das bestätigen. Alle Schlüsse aus Schreibungen sind also nichtig. Bleibt der Wortschatz und die Reime. Mit dem Wortschatz etwas beweisen zu wollen, ist mißlich, da hier sicheres Vergleichsmaterial fehlt. Alte Denkmäler, die hierzu brauchbar wären, sind nicht vorhanden; die modernen Dialekte sind, selbst wenn sie ganz zuverlässig

durchforscht wären, unbrauchbar, weil gerade der Wortschatz durch Veränderung der Lebensgewohnheiten u. dgl. starken Schwankungen unterworfen ist. Die Reime geben uns nur wenig Anhaltspunkte. Vor allem ihrer geringen Zahl wegen. Nur die 202 Reimwörterpaare des 'Gawain' sind ganz einwandfrei. In der 'Perle' ist der Dichter, wohl des schweren Reimschemas wegen, nicht sorgfältig auf Reimreinheit bedacht. Dieses Gedicht ist also erst in zweiter Linie heranzuziehen. Nun zeigen die Reime nördliche Dialektformen, daneben ein paar südliche *ǫ* für ae. *ā* und ein paar verbale pes. plur. auf *-n* neben solchen auf *-s*. Reime von *zt* : *t* (Pearl 1008—1012), denen G. besondere Beweiskraft zuspricht, können gerade so gut Nachlässigkeiten sein, wie selbst bei dem sonst sorgfältigen Robert Mannyng ('Handlyng Synne' 3185). In modernen Dialekten schwankt *ā* und *ǫ* (d. h. deren Entsprechungen) nirgend, wenigstens soweit bisher bekannt ist. Daß dies früher so gewesen sei, ist nicht wahrscheinlich, eher wäre heute Eindringen von Nachbarformen zu erwarten. Fremddialektische Formen sind aber bei allen mittelenglischen Dichtern in den Reimen nichts Seltenes, sie brauchen aber durchaus nicht aus der gesprochenen Sprache entlehnt zu sein, sondern können auch durch die Literatur vermittelt werden. In den Pluralformen der Verba hat heute Analogie so viel zerstört, daß irgendwelche Rückschlüsse unangebracht sind. Nur ganz exakte und umfassende Untersuchungen über den mittelenglischen Reimgebrauch, wie etwa die von Zwierzina und Kraus für das Mittelhochdeutsche, könnten Aufklärung bringen. Vorderhand unterbleiben alle genauen Schlüsse auf die Heimat von Dichtungen aus der Sprache besser und man begnüge sich mit allgemeiner gehaltenen Angaben. Die Bibliographie ist leider recht unvollständig. Hier wird die Zusammenstellung in Batesons Ausgabe,[1] die G. in einer Anmerkung beiseiteschiebt, trotz ihrer sonstigen schweren Fehler gute Dienste tun.

Den Text teilt G. in vierzeilige Strophen. Manches vom Inhalt wird so deutlicher. Sie führt auch zu der geistreichen Wegerklärung von Z. 513 bis 515, die eine textliche Schwierigkeit aus dem Wege räumt. Sonst hält sich G. von den Konjekturen anderer Herausgeber in dankenswerter Weise frei. Mit Leichtigkeit hilft er in den Anmerkungen über Stellen hinweg, wo man bisher strauchelte und das bequeme Mittel, die Überlieferung zu ändern, anwandte. Ob die erste und letzte Zeile nicht doch gleichlautend zu machen wäre, bleibe eine offene Frage. Ebenso kann man über die Auffassung *lauce a worde* (zu an. *lauss* = ae. *leas*) statt dem bisherigen *lance* streiten. *uages* statt *wayes* in der Anm. zu V. 524—7 ist ein Druckfehler.

Im Glossar wäre die Scheidung zwischen gemein-ae. *ǣ* (wg. *ai* + *i*- Uml.) und ws. *ǣ*, außer-ws. *ē* nach Sweets Beispiel dringend zu empfehlen. Ebenso sollte afrz. *ou* (lat. ged. *ō*, *ŭ* und unbet. *ŏ*, *ō*, *ŭ*) einheitlich geschrieben werden, am besten *ou*, und nicht bald *ou* (*couvrir*), bald *o* (*governeūr*, *recovrer*, *torner*). Druckfehler sind wohl afrz. *governeūr* statt *governeor* (oder besser *gouverneour*), ae. *navel* statt *nafel* und ae. *slēpan* (neben *slǣp*) statt *slǣpan* (bzw. *slǣpan*). Die Akzente bei afrz. Wörtern (*grâce*, *prophète*) sind überflüssig.

Innsbruck. Karl Brunner.

Winifred Smith, The commedia dell' arte. A study in Italian popular comedy. New York, The Columbia University Press. 1912. XV, 290 S.

Ich werde der Verfasserin der vorliegenden Monographie am ehesten gerecht, wenn ich vor der eigentlichen Beurteilung eine Zusammenfassung der hier enthaltenen Hauptgedanken gebe.

[1] Manchester Univ. Press 1912.

Die Gestalten des *Harlequin*, der *Colombina*, des *Pulcinella* (Kasperle, *Punch and Judy*), die heute noch da und dort auftreten, waren in Italien im 16. Jahrhundert in einer besonderen dramatischen Gattung, der *Commedia dell' arte* (*all' improviso*) zu lebendiger Einheit verbunden. Was war die *Commedia dell' arte?* Die dramatische Augenblicksschöpfung der Schauspieler, die innerhalb der Grenzen einer bekanntgegebenen Fabel die Gespräche selber erfanden und zum besten gaben. Die Quellen, aus denen sie ursprünglich schöpften, waren die Tradition der Vorgänger, die Gespräche der literarischen Komödie und ihre eigene Phantasie. Auch die Fabel konnte einem geschriebenen Stück entnommen sein. Liebesintrigen nach Art der 'Beiden Veroneser' oder imbroglios, wie sie 'Die Komödie der Irrungen' kennt, wurden öfters verwendet. Selbst die Tragödie mit ihrem Wahnsinnmotiv konnte geeigneten Stoff liefern. Nirgend so sehr wie hier galt der Grundsatz: *Je prends mon bien où je le trouve.* Immer aber mußte sich alles in das feste Rahmenwerk der Typen fügen lassen. Hier war Arlecchino, der Clown, Zanni, der drollige Diener, Pantalone, der verliebte Alte, Capitano Spavento, der spanische Prahlhans, Gratiano, der Quacksalber-Doktor, Colombina und ihr erfolgreicher Liebhaber Pulcinella, bald Bauer, bald Kaufmann, bald Bandit.

Wie können wir uns heute von jenen Stegreifkomödien eine Vorstellung machen? Welches sind unsere Quellen? Glücklicherweise sind uns noch Szenarien, d. h. Pläne, die Fabel, Bühnenanweisungen usw. enthielten, überliefert. (Smith widmet ihnen ein besonderes Kapitel.) Das älteste Szenar stammt aus dem Jahre 1558. Eine wahre Fundgrube aber ist die Szenariensammlung des Theaterdirektors Flaminio Scala (Ende des 16. Jahrhunderts). Außerdem besitzen wir noch eigentliche Kompendien, Sammelbücher, die einen ganzen Vorrat von Reden, Witzen und Kniffen (*lazzi*) für bestimmte Rollen enthielten. Sie entstammten meistens der Feder erfolgreicher Histrionen. So schrieb Soldano Aniello ca. 1590 ein ganzes Buch für die Rolle des Gratiano, Francesco Andreini (1607) ein anderes für Capitano Spavento. Halten wir noch daneben die lebendige, wenn auch dürftige Nachkommenschaft der C. d. a. in jetziger Zeit, so können wir uns ein mehr oder weniger klares Bild von diesem Stegreifschauspiel machen, wenn auch die Frage der Reihenfolge der Motive und der Art und Weise, wie die Schauspieler ihre Stegreifgespräche individuell erzeugten und dann ineinander verflochten, nie befriedigt beantwortet werden kann.

Was nun den Ursprung der C. d. a. betrifft, so weist die Verfasserin die Ableitung aus den dramatischen Gestalten der mittelalterlichen Mysterien und aus den atellanischen Spielen und hellenisch-römischen Mimen rundweg ab. Die Mimustheorie sei die Erfindung der Renaissancegelehrten, die der damals immer mehr sich einbürgernden C. d. a. nur dadurch eine Existenzberechtigung zusprechen konnten, daß sie deren Abstammung von einer klassischen Literaturgattung nachwiesen. Die Entdeckung jener grotesken Statuette in Herculaneum (1727), die einerseits dem Maccus des Mimus und anderseits dem späteren Bühnenclown (*Pulcinella*) zu gleichen schien, sei als das ersehnte Bindeglied begrüßt worden und habe jener verfehlten Mimustheorie eine kräftige Stütze verliehen. Dabei wisse aber niemand, ob Maccus der Name eines Typen oder eines berühmten Schauspielers gewesen sei,[1] ob überhaupt der römische Mimus die Stegreifrede gekannt habe. Selbst wenn er sie kannte, so fehle uns immer noch das Bindeglied zwischen Mimus und C. d. a. Das habe Stoppato[2] gefühlt, der in gezwungener

[1] Dieses Argument dürfte durch die Aufzählung bei Dieterich, *Pulcinella*, 1897, S. 262: *Maccus sequester, Maccus virgo, Maccus copo, Maccus exul* anstandslos widerlegt sein.

[2] Stoppato, *La commedia popolare in Italia.* Padova 1887.

Weise versucht habe, aus bestimmten Elementen und Motiven der mittelalterlichen volkstümlichen Literatur eine nicht nachweisbare profane mittelalterliche Komödie zu rekonstruieren.

Der Ursprung — so fährt W. Smith fort — liegt vielmehr in der allerniedrigsten Klasse der italienischen Schauspieler. Bevor die C. d. a. sich zum Virtuosentum entwickeln konnte, hatten (im 15. Jahrhundert) die Straßensänger, Marktschreier, Taschenkünstler, Zauberer, Spaßreißer, Quacksalber, Charlatane und Akrobaten auf offenen Märkten oder in versteckten Winkeln die nötigen Vorstudien dazu gemacht. Die Marktschreier verkauften die Heilmittel, Gifte und Gegengifte, sehr oft auf ihrer kleinen, rasch errichteten Bühne in dramatischer Weise. Durch lange Witzreden und Vorzeigung von Kunstkniffen ergötzten sie die Umstehenden und stimmten sie günstig zum Kauf. Ihre Witze und Kniffe sind oft getreulich von der späteren C. d. a. aufgenommen worden, wie noch erhaltene Szenarien beweisen. Die Typen selbst waren hier schon vorgezeichnet: *Gratiano, Zanni, Pantalone.* Bald kommt die Zeit, wo dieses Gesindel nicht mehr im dunklen Winkel seinesgleichen zu belustigen braucht, wo auch die höheren Klassen ihre Spiele und Kunststücke zu sehen begehren. Damit erhöht sich der Stand der Spieler, die sich zu Truppen organisierten. Damit erhöhen sich auch die an sie gestellten Anforderungen. Sollen sie die besseren, an akademischen Geschmack gewöhnten Kreise befriedigen, so müssen sie durch eine strengere Schule gehen. So sehen wir nun diese Schauspieler der regelrechten literarischen Komödie als dem strengen Vorbilde förmlich nacheifern. Dadurch ergab sich eine gegenseitige Einwirkung zwischen dem niederen, ungebundenen und dem höheren, gebundenen literarischen Typus Die im Sinne Plautus' gearbeiteten Stücke *Rabbioso* von Calmo und *Capitano* von Dolce holen sich bei der C. d. a. den Spanier *Spavento.* Calmo bringt Zanni und Magnifico auf die Bühne, mit dem Unterschied allerdings, daß sie nicht Stegreifreden, sondern genau festgelegte Gespräche im Munde führen. Anderseits stammen die Liebhaber der C. d. a. mit ihren steifen Reden, ihren platonischen, im Sonettenstil gehaltenen Ergüssen, ihren Concetti, wie wir sie bei den Elisabethanern im Munde derselben dramatischen Personen wiederfinden, aus den literarischen Stücken.

Als die C. d. a. in Italien im 17. Jahrhundert zu höchster Blüte gelangt war, wurden Anstrengungen gemacht, sie auch den anderen westeuropäischen Ländern, Frankreich, Spanien, Deutschland und England, zugänglich zu machen. Noch mehr als die englischen Komödianten begaben sich italienische Schauspielertruppen auf die Wanderschaft. Die bekannten Gelosi aus Mailand bereisten Frankreich viermal und erschienen 1581 auch in Deutschland. Andere Truppen folgten ihrem Beispiel. Gar manches wurde da von den Italienern der französischen Bühne zugetragen, das wir z. B. bei Molière, ihrem geschmeidigsten Schüler, wiederfinden, der sich in seinen ersten Komödien an italienische Szenarien hielt und sogar in seinem späteren *Tartuffe* bei Scalas *Il Pedante* Anleihen machte.

Engere Beziehungen scheinen auch zwischen italienischen und englischen Komödianten bestanden zu haben; denn beide waren ja reiselustig. Die englischen Komödianten bereisten den Kontinent, wo sie auf ihre italienischen Konkurrenten stießen, die von der damaligen englischen Schauspielkunst eine hohe Meinung hatten; wurde doch der bekannte Thomas Nash von einem Zanni in Bergamo umarmt, als er dessen Frage, ob er Signor Ciarlatano Kempio persönlich kenne, bejahen konnte. Wie Rechnungen beweisen, spielten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts italienische Truppen vor dem Londoner Volk und am englischen Hofe. Daß sie auch die C. d. a. vorführten, ist mit ziemlicher Sicherheit zu schließen aus den zahlreichen Anspielungen auf diese dramatische Form bei Nash (*Pierce Peniles*), Whet-

stone, Gosson und vor allen Dingen bei Shakespeare (LLL V, 2, 463; Tam. Shr. III, 1, 37; As II, 7, 158; Tw. N. I, 5, 96; Othello I, 2, 12) und dem späteren Middleton. Die Wörter *Pantaloon, Zanni, Magnifico* usw. kehren so häufig wieder, daß hier nicht an bloßes Hörensagen, sondern an sinnliche Wahrnehmung als Anstoßgeberin zu denken ist.[1] Kyd charakterisiert die Gattung treffend, wenn er in seiner 'Spanischen Tragödie' (V, 1) sagt: *The Italian tragedians were so sharp of wit, that in one hour's meditation they could perform anything in action* — oder, wenn er auf die im Stegreifdrama allein bekanntgegebene Fabel anspielt: *It shall be played by princes and courtiers, Such as can tell how to speak; If, as it is our country manner, You will but let us know the argument.* Nicht weniger treffend ist Middletons und Rowleys Kennzeichnung in *The Spanish Gypsy* IV, 2: *on a word given, or some slight plot, The actors will extempore fashion out Scenes neat and witty.*

Sichere Anzeichen dafür, daß die Engländer die C. d. a. selber gepflegt hätten, sind keine vorhanden. Wohl aber finden wir ihre Nachahmung in wenigstens einem literarischen Drama, in Ben Jonsons *Volpone*, wo in der Marktschreierszene (II, 1) der venezianische Straßentrödler und Quacksalber mit seinem Zanni in einer Weise dargestellt wird — man beachte noch die Namen Patalone, Bisognosi, Flaminio, Franceschino! —, die auffallend an eine Szene des ersten Aktes von Scalas *Fortuna di Flavio* erinnert, so daß man bei Jonson die Benutzung eines ähnlichen derartigen Szenariums vermuten darf.

Die offenste Nachahmung erlebte aber die C. d. a. in England erst, als mit der Restauration des 18. Jahrhunderts das englische Theater der Ausgelassenheit Tür und Tor geöffnet hatte. Unterdessen war aber der C. d. a. an ihrem Urherde die Kraft schon geschwunden. Sie hatte sich ausgelebt. Der Kampf zwischen Goldoni, der sie langsam erdrosseln, und Gozzi, der sie durch alle möglichen Zutaten — Einführung der Märchenmotive (*Fiabe*), glänzende Ausstattung mit Musik, lokale Satire — wieder lebenskräftig machen wollte, war ausgebrochen. Goldoni siegte, und die C. d. a. flüchtete sich ins Marionettentheater. Doch machten Gozzis Zutaten: Märchen, Musik, Ballett, Ausstattung und die Verdoppelung und Verdreifachung der Typen und Fabeln, auch auf die Engländer Eindruck und führten allmählich zu ihrer *Pantomime*, die heute immer noch zur Weihnachtszeit über die Bretter geht. Pantomime, ein unzutreffender Ausdruck, da ja der Dialog eine so wichtige Rolle spielt! Die Namengeberin, die im 18. Jahrhundert aus Frankreich herübergekommen war, um sich mit dem Ausstattungsstück zu dieser hybriden Form der Pantomime zu verbinden, war allerdings stumm. Auf diese stumme dramatische Form (mit Harlekin, Zanni usw. als Mitwirker) waren die französischen *Forains*, die Jahrmarktsspieler, gegen Ende des 17. Jahrhunderts notgedrungen verfallen, nachdem ihnen unter dem Druck der Comédie française und der Comédie italienne Sprechen und Singen in ihren Parodien verboten worden war. — So stecken also im Sammel-

[1] Hier hätte die Verfasserin den wichtigen Aufsatz von M. J. Wolff, *Shakespeare und die Commedia dell'arte* (Shak.-Jahrbuch 46, S. 1—20) berücksichtigen sollen. — Als ich vorgestern einer von Granville Barker gegebenen Vorstellung des Mittsommernachtstraumes im Savoy Theatre beiwohnte, wo des Dichters Wort so recht zur Geltung kommt, fiel mir die Antwort auf, die *Snug* erhält (I, 2, 70): *You may do it extempore, for it is nothing but roaring.* — Diese Stelle und Henry IV A. II, 4, 309: *Shall we have a play extempore?* zeigen ebenfalls, daß Sh. die C. d. a. aus eigener Anschauung kannte.

surium der heutigen englischen Pantomime die nur rein äußerlich erkennbaren schwachen Überreste der C. d. a.

Wie der Leser aus dieser Zusammenfassung, die dem Romanisten wohl kaum etwas Neues gebracht hat, herausgefühlt haben wird, ist der schwächste Teil von Smiths Buch das Kapitel über die Entstehung der C. d. a. Woher, so fragt man sich, kommen denn wieder jene *Saltimbanchi*, *Charlatans* usw., die den Beginn der C. d. a. markieren sollen? Sind sie durch einen Schöpfungsakt entstanden? Was anders als Mimen sind denn jene fahrenden, spielenden Leute? 'Der Mime ... war ja von vornherein in der Kneipe, auf Straßen, Märkten ... aufgetreten ... Seine Bühne war bald aufgeschlagen.' Meister Mime hat das ganze Mittelalter hindurch gespielt.

Der Verfasserin ist leider — horribile dictu! — das wichtigste Werk über den Mimus, aus dem wir soeben zitiert haben, völlig entgangen: Hermann Reichs *Der Mimus* (Berlin 1903). Angesichts des gewaltigen Beweismaterials, das Reich erbringt, hätte die Verfasserin die Wiedergeburt des Mimus in der C. d. a. nicht mehr angezweifelt. Reich hat auch das ersehnte Bindeglied gefunden. Im Westen war der Mimus als Hypothese schon zur Zeit der Völkerwanderung zugrunde gegangen.[1] Hier suchen wir vergeblich nach historischen Belegen. Im Osten aber, in Byzanz, blühte er bis zum Ausgang des Mittelalters. Hier versagt uns auch die geschichtliche Überlieferung nicht. Als die Türken immer mehr sich geltend machten — schon vor 1543! —, mußte der Mimus Türkisch lernen und sich in den Karagöz verwandeln. Und wie die byzantinischen Gelehrten nach dem Untergang des griechischen Reiches nach Italien wanderten, neue Wissenschaft und Poesie dort einzuführen, so werden auch die byzantinischen Mimen und Puppenspieler westwärts gezogen sein, um lieber unter einem christlichen Volke als unter den Türken ihre Kunst auszuüben. Erst jetzt wieder hören wir mehr vom Mimus in Italien. Wie einst der Mimus zum Karagöz geworden, wurde jetzt Karagöz zu Pulcinella. Aber hier in Italien fand der byzantinische Mimus noch die kümmerlichen Überreste des alten italischen Mimus, nahm sie in sich auf und wurde zur *Commedia dell' arte*.

Auch die Theorie der Abstammung der C. d. a. von den Typen des mittelalterlichen Dramas ist nicht schlechthin zu verwerfen. Reich hat hier hochinteressante Tatsachen über die 'Typen und Themen des Mimus in Interlude und Farce' und sogar im Mysterium (S. 856—859, Fußnote) beigebracht. Wie durch eine umsichtige Untersuchung der Motive im neuen Drama Mimuselemente ans Licht befördert werden können, hat Reich in seinem trefflichen Aufsatz 'Der Mann mit dem Eselskopf. Ein Mimodrama vom klassischen Altertum verfolgt bis auf Shakespeare' (Shakespeare-Jahrbuch 40, 108 ff.) gezeigt.

Wenn auch die hier besprochene Monographie eine wichtige Seite des Problems nicht hat lösen können, so wollen wir doch die Brauchbarkeit der anderen Teile, besonders des englischen Kapitels, das Neues bringt, gern und dankbar anerkennen. Das Ganze ist ja wohl ein Erstlingswerk und die Aufgabe viel zu groß, um von einer jugendlichen Kraft allseitig bewältigt zu werden.[2] Vielleicht fühlt sich die Verfasserin, wenn diese Beurteilung ihr jenseit des Atlantischen Ozeans, wo man deutsche Forschung sonst gern berücksichtigt, zu Augen kommt, veranlaßt, das schöne Werk Reichs sich näher anzusehen und das Entstehungsproblem von neuem anzupacken.[3]

St. Gallen. Bernhard Fehr.

---

[1] So daß seine Kontinuität sich uns entzieht! Nicht etwa spurlos verschwunden! [2] So fehlt z. B. auch das deutsche Kapitel.

[3] Unterdessen ist das vorliegende Buch auch in 'Mod. Lang. Review' VII, Nr. 4, 563—566 von Cesare Foligno besprochen worden, der W. Smiths

Theodor Schröder. Die dramatischen Bearbeitungen der Don-Juan-Sage in Spanien, Italien und Frankreich bis auf Molière einschließlich. (Beihefte zur Zeitschrift für Roman. Phil. XXXVI.) Halle 1912.

Der Verfasser entschuldigt sich in der Einleitung (S. 3), daß er nach den zahlreichen, neuerdings erschienenen Büchern über die Don-Juan-Sage mit einem neuen hervortritt. Für den, der die übertriebene Schätzung der deutschen Romantiker und Farinellis teilt und in dem Sevillaner Verführer einen Geistesverwandten Fausts erblickt, bedarf es einer Entschuldigung wohl kaum. Ich kann dieser Ansicht nicht beitreten. Faust umfaßt das gesamte Streben der Menschheit vom edelsten Erkenntnisdrang bis zur niedrigsten Sinnengier, Don Juan nur die letztere. Er ist kein ebenbürtiger Zwilling-, sondern ein illegitimer Bastardbruder von Faust, mit dem er nur einen Zug, und gewiß nicht den edelsten, gemein hat. Der *Don-Juanisme*, ernst genommen, würde zum öden Sittenbild oder zur moraltriefenden Verführungsgeschichte führen, er kann der Komik nicht entbehren. Eine Tragödie von Don Juan, so viele deren auch geschrieben sind, ist unmöglich, so unmöglich wie eine Komödie von Faust. Trotzdem wird man Schröders Arbeit willkommen heißen. Bietet sie auch kein neues Material, so entwickelt sie doch das vorhandene vollständiger und systematischer als die früheren Werke, bringt die einzelnen Erscheinungen in ihrer gegenseitigen Bedingtheit klarer zur Darstellung und kommt vielfach zu neuen Ergebnissen, denen ich allerdings in den meisten Fällen nicht zustimmen kann. Er hält Calderon für den Verfasser des *Burlador*, allerdings unter Annahme einer dreifachen Redaktion (S. 41 ff.). Schon diese gezwungene Konstruktion ist geeignet, den angeblichen Beweis zu erschüttern. Das Gewicht der Farinellischen Gründe gegen die Autorschaft Tirsos soll nicht verkannt werden, trotzdem ist sie nicht so schlecht beglaubigt, wie Schröder meint. Sie stützt sich nicht lediglich (S. 30) auf die Ausgabe von 1630, sondern auch auf die von 1654, die von der ersteren unabhängig ist. Sie ist allerdings erst nach Tirsos Tod, aber gerade in der Zeit von Calderons höchstem Ruhm erschienen, wo man gewiß nicht geneigt war, ein Drama von ihm anderen weniger geschätzten Dichtern zuzuschreiben. Daß Tirso den *Burlador* nicht selbst herausgegeben hat, kann auch gegen seine Autorschaft nicht verwertet werden. Die Verfasser lieferten ihre Stücke den Schauspielern, gewiß häufig ohne ein Duplikat zu bewahren; veranstalteten sie dann auf Verlangen eines Buchhändlers eine Ausgabe, so wurde zusammengerafft, was sie gerade unter den Händen hatten, Eigenes und Fremdes ohne jeden literarischen Gesichtspunkt. Es bleibt zugunsten Calderons nur die Bearbeitung *Tan largo me lo fiáis*, die seinen Namen trägt, denn den paar Anklängen, die Schröder aus siebzig Stücken dieses Dichters (S. 43 ff.) zusammengelesen hat, vielfach Gemeinplätzen im Sinne der Zeit, wird er selbst keine große Beweiskraft zuschreiben. Diese Version aber, wenn sie auch selbst keine Bühnenbearbeitung ist, muß aus einer solchen hervorgegangen sein und kann unmöglich älter als der überlieferte *Burlador* sein. Zugegeben ist freilich, daß dieser in mancher Beziehung nichts von Tirsos Eigenart aufweist, aber solange wir nicht die Quelle des Dramas kennen und nicht wissen, inwieweit die Handlung und die Charaktere schon dort festgelegt waren, läßt sich auch daraus kein Schluß ziehen. Undenkbar ist aber, daß

Theorie unterschreibt und nützliche Ergänzungen zur Bibliographie namentlich aus italienischer Feder gibt. — Mit ganz besonderer Genugtuung stelle ich fest, daß ich in meiner Beurteilung der Entstehungstheorie Smiths mit Feuillerat in seiner soeben erschienenen Besprechung des Buches ('Beiblatt zur Anglia' XXV, Februarnummer) einig gehe.

der Verfasser des *Burlador* den Stoff ergriff, um die gefahrvolle Lehre des *Condenado per desconfiado* zurückzuweisen (S. 91), denn diese von den kirchlichen Autoritäten gebilligte Anschauung, daß die Anrufung Gottes in letzter Todesnot zur Seelenrettung genügt, konnte einem gläubigen Spanier nicht gefahrvoll erscheinen. Das Stück betont nicht die Notwendigkeit der guten Werke, wie Schröder meint, sondern beweist gerade ihre Zwecklosigkeit ohne den Glauben. Eine Sage dieses Inhalts kann aber auf spanischem Boden unmöglich erwachsen sein. Man darf wohl einen italienischen Ursprung annehmen,[1] und da ist es wahrscheinlich, daß der Stoff den Spaniern schon in einer dramatischen Form überliefert wurde, denn nur in dieser vermochte die lebende Bildsäule einen so starken Eindruck zu machen, daß das Motiv etwa gleichzeitig von Lope und Tirso übernommen wurde. Der *Ateista fulminato* kann dies vermittelnde Stück nicht gewesen sein. Mit Schröder möchte ich ihm zwar ein relativ hohes Alter zuerkennen, denn Pantalone tritt noch ohne seinen stereotypen Genossen Gratiano auf und trägt noch den Namen *Magnifico*,[2] der später selten vorkommt; aber der starke spanische Einschlag in diesem Rahmenstück ist mit einer Entstehung vor dem *Burlador* kaum zu vereinigen (S. 90), und die Duplizität der Statue beweist, daß es sich hier um die ungeschickte Steigerung eines Nachahmers handelt.

Mit großem Fleiß untersucht der Verfasser im zweiten und dritten Teil die italienischen und französischen Don-Juan-Komödien und ihre gegenseitige Abhängigkeit. Auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen, im allgemeinen kann ich aber das Bedenken nicht unterdrücken, daß Schröder dazu neigt, die dichterische Schöpferkraft auszuschalten und aus jeder, selbst der unbedeutendsten Abweichung von einer Vorlage wieder auf eine andere, oft recht entfernte Quelle zu schließen.

Noch zwei persönliche Bemerkungen: Die in meinem *Molière* S. 595 erwähnte italienische Gesamtausgabe, an deren Vorhandensein Schröder S. 88[3] zu zweifeln scheint, wird durch Despois *Notice biographique* S. 114 bestätigt. Ich habe ferner (ibid. 615) in der harmloseren Auffassung des Verhältnisses von Don Juan zu seinem Vater bei Molière einen Einfluß Cicogninis erblickt. Schröder (S. 191[2]) hält mir vor, daß bei den Italienern der Vater des Helden überhaupt nicht auftritt. Das steht auch bei mir (S. 348); „Don Juan ist hier eben nicht der *fils criminel* wie bei Giliberto und seinen Nachahmern, und das hat bewirkt, daß Molière diese Seite des Charakters im Gegensatz zu Dorimond und Villiers zurücktreten ließ.

Die Lektüre der Schröderschen Arbeit ist durch das Übermaß der gebrauchten, leicht zu verwechselnden Abkürzungen sehr erschwert. Will man solche Geheimzeichen durchaus verwenden, so sollte die Erklärung wenigstens an einer Stelle vereinigt werden, damit man sie sich nicht mühsam zusammensuchen muß.

Berlin. Max J. Wolff.

Wolfgang von Wurzbach, Geschichte des französischen Romans. I. Band. Von den Anfängen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, hg. von W. Meyer-Lübke. II. Reihe: Literaturgeschichte 2, I. Heidelberg, Winter, 1913. 409 S.

---

[1] Darüber meine Anzeige von Gendarme de Bévottes *Légende de Don Juan* in dieser Zeitschrift CXXVIII, 406.

[2] Schröder hält S. 80 *Magnifico* für die Bezeichnung eines Hofbeamten und vermißt deshalb S. 113 den Pantalone.

Wurzbachs Geschichte des französischen Romans verspricht eine dankenswerte Bereicherung des literarhistorischen Büchermarktes zu werden. Der bis jetzt vorliegende 1. Band reicht bis zum Ende des 17. Jahrhunderts und liefert ein zusammenhängendes Bild der weitverzweigten Materie. Die Fülle des Stoffes machte eine Beschränkung notwendig. Wurzbach hat sie in der Weise eintreten lassen, daß er das Mittelalter kürzer als die spätere Zeit behandelt hat. Bei einer Arbeit, die einen so gewaltigen Stoff zusammenfassen soll, wie die vorliegende, müssen natürlich die gesicherten Resultate der bis jetzt gelieferten Forschung in sorgfältigster Weise verwertet werden. Das ist bei Wurzbach unbestreitbar der Fall. Man hat sogar eher den Eindruck, als ob der Verfasser sich hier und da zu eng an frühere Arbeiten anlehnte.[1]

Die Kürze, mit der das Mittelalter dargestellt wird, muß als übertrieben bezeichnet werden. Beschränkung war gewiß geboten, aber daß der Verfasser darum über manche Kontroverse kurz entschlossen hinwegglitt, kann zumal bei einem Buch, das einen mehr elementaren Charakter tragen soll, nicht gutgeheißen werden. Gerade durch eine knappe Einführung in die verschiedenartigen Auffassungen von Fragen, die für die Beurteilung der Grundlagen und der Entwicklungsgeschichte des Romans recht wesentlich sind, hätte ein Buch, das zur Orientierung dienen soll, nur gewinnen können. So aber hat die Behandlung des Stoffes den kompendienmäßigen Charakter nicht überall abgestreift, obwohl er, was gern anerkannt sei, im ganzen vermieden ist .

Erst mit dem Eintritt in die neufranzösische Periode wird der Strom der Erzählung breiter — und tiefer. Der Verfasser geht nunmehr mit größerer Konsequenz auch dazu über, dem Leser zu verstehen zu geben, daß es über einen und denselben Gegenstand geteilte Ansichten geben kann und tatsächlich gibt. So gleich bei der vielfachen Deutung, die der *Jehan de Saintré* erfahren hat (S. 135). Schon auf der nächsten Seite aber kommen die *Cent Nouvelles Nouvelles* wieder entschieden zu kurz weg. S. 141 wird Racine mit einem Satz bedacht, der wohl kaum auf allgemeine Zustimmung rechnen kann. Zu S. 192 (Octovien de Saint-Gelays' *Euryalus und Lucrezia*) ist jetzt zu vergleichen: Molinier, *Essai biographique et littéraire sur Octovien de Saint-Gelays*, Paris 1910, S. 61 ff. Wegen des Erscheinungsjahres (wirklich 1493?) vgl. Molinier S. XII. In dem auf S. 233 gefällten Urteil: 'An die Stelle der Bewegung und des Strebens ist [im 17. Jahrhundert] eine glänzende Stagnation getreten, die erst im folgenden Jahrhundert durch äußere Einflüsse wieder in ihr Gegenteil umgesetzt wurde', liegt meiner Ansicht nach eine zu starke Betonung des ausländischen Einflusses und eine unverdiente Herabsetzung des Anteils, den Frankreich selbst an dem Aufschwung seines Geisteslebens genommen hat.[2] S. 234 wird der bekannte Ausspruch Diderots um ein auch für den Zusammenhang der vorausgehenden Darlegungen wesentliches Glied verstümmelt: Diderot spricht mit Absicht von den kleinmütigen Jahrhunderten des Geschmacks (*siècles pusillanimes du goût*).

Marburg i. H. Kurt Glaser.

[1] Wenn übrigens S. 9 *Aucassin und Nicolette* charakterisiert wird in den Worten: 'Die Originalität des Werkes liegt jedoch nicht im Stoff, sondern in der reizend natürlichen und dabei doch so künstlerischen Darstellung, über die der ganze Duft des Minnelebens hingegossen ist', so rührt der letzte Teil dieses Satzes doch nicht mehr vom Verfasser her, sondern ist schon vor Jahren aus anderer Feder geflossen.

[2] Ich werde auf diesen Punkt noch an anderer Stelle zu sprechen kommen; vgl. schon jetzt *Zeitschr. f. frz. Sprache u. Lit.* 39, S. 184, 185, 236, 237.

Aucassin und Nicolette. Altfranzösische Liebesmär. Deutsch von F. von Oppeln-Bronikowski. Leipzig, C. F. Amelang, 1911. 72 S. Lbd. M. 1.

Man sollte meinen, neben Wilhelm Hertz' gelungener — man hat sich sogar, obwohl kein an Schwierigkeiten reiches Meisterstück zu leisten war, gewöhnt zu sagen: meisterhafter — Nachdichtung im *Spielmannsbuch* sei jeder neue derartige Versuch ein überflüssiger Hieb in die gleiche Kerbe. Der Übersetzer hat ihn dennoch getan, ohne einen Grund dafür anzugeben. So ist man für den Zweck des Büchleins auf Vermutungen angewiesen und wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß in erster Linie die praktische Erwägung maßgebend war, womöglich einen billigeren Ersatz zu bieten für die Hertzsche Übertragung, die separat nicht erhältlich ist. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet entspricht das Büchlein vielleicht einem Bedürfnis.

Die Einleitung, die ihm vorausgeht, bietet weiteren Leserkreisen gewiß eine willkommene Orientierung über die der Dichtung zugrunde liegenden Motive, sie bringt die Parallele zu *Floire* und *Blanceflor* und den geschickt geführten Nachweis der künstlerischen Überlegenheit der Cantefable über ihre Vorlage. Gaston Paris, Hermann Suchier und Hugo Brunner liefern dazu die Basis. Die Übertragung selbst ist recht anerkennenswert und kann sich gut neben der Hertzschen sehen lassen. Sie erhält ihr besonderes Gepräge dadurch, daß Oppeln im Gegensatz zu seinen Vorgängern Hertz und Gundlach, die in den Laissen Reimpaare bzw. abwechselnd gereimte und reimlose Verse gebrauchten, 'einen Mittelweg einzuschlagen versucht, indem er gelegentliche Assonanzen in die Reime einflicht und mehrfach wiederkehrende oder untereinander assonierende Reimpaare in einer Laisse anwendet, um das altertümliche Gepräge der Dichtung nicht zu verwischen, ohne unser modernes Ohr zu verletzen' (S. 23). Man kann sagen, daß Oppeln hie und da genauer als Hertz vorgegangen ist (bei Hertz 'wenn Ihr sie verführt hättet', bei Oppeln 'wenn Ihr sie zu Eurer Buhlerin machtet und in Euer Bett brächtet'; *quariax* bei Hertz 'Bolze', bei Oppeln 'Steine'; *Cil qui mix torble les gués* bei Hertz 'Wer mit Lärm am lautsten tobt', bei Oppeln 'Wer ein Bächlein trüben kann' u. ä.). Im übrigen segelt Oppeln, wie kaum anders möglich, auf dem gleichen Wasser. Der einzige Unterschied zwischen ihm und Hertz ist meistens nur ein Wechsel im Ausdruck. Sagt Hertz: stürmen, ferner, Federspiel, Lenden und Kindbett, so sagt Oppeln: berennen, fürder, Falken, Hüften und Wochenbett. Das sind Nuancen, die keine Wertveränderung ausmachen. Allerdings ist zuzugeben, daß das Original kaum größere Freiheiten zuließ. Am stärksten ist naturgemäß der Unterschied in der Verdeutschung der Laissen. Hier erscheint Hertz flüssiger und freier, Oppeln dagegen exakter. Aufgefallen ist mir, daß Oppeln oft die gleichen Reime verwendet wie Hertz. Indessen ist das erklärlich. Daß diese Anklänge aber wie in Laisse 3, 9 und 15 (bei Hertz, 2. Aufl., Stuttgart 1900, S. 279, 284 und 292) zu noch innigerer Angleichung auch innerhalb der Verszeilen gesteigert sind, hätte Oppeln im eigenen Interesse vermeiden müssen.

Das Werkchen ist sehr niedlich ausgestattet: Federleichtes Dickdruckpapier, schöner Satz, geschmackvoller Einband. Zu wünschen wäre, daß dieser Reiz der Form vielen eine Lockung zum Inhalt würde.

Frankfurt a. M. G. Noll.

Auguste Rochette, L'esprit dans les œuvres poétiques de Victor Hugo. Paris, H. Champion, 1911. 289 S.

Dieses schön gedruckte Buch enthält die Nebenthese, die Rochette zugleich mit seiner wertvollen Studie über den Alexandriner Hugos veröffent-

lichte. So verschieden auch die Vorwürfe sind, die er sich für seine Thesen gewählt hat, ein Merkmal ist beiden in der Fundamentierung gemeinsam: die unbekümmerte Freude am Spekulieren, die gerade auf solchen Gebieten ihre Gefahren hat. Er gibt hier in einem I. allgemeinen Teil außer einer Definition des *esprit* noch eine subtil ausgeklügelte, liebevoll bis ins einzelne verfolgte Klassifikation der Arten des *esprit*, über die, wie ich fürchte, die Psychologen von Fach den Kopf schütteln werden, und deren Notwendigkeit ich, offen gestanden, nicht recht einsehe, da sie später keine Rolle mehr spielt. Der *esprit* selbst wird durch seine Wirkung definiert: unser Eindruck ist ein Gefühl des Erstaunens, das durch etwas Unerwartetes in uns ausgelöst wird, wir empfinden eine angenehme Überraschung, die uns Vergnügen macht. Das klingt sehr vag. Die Definition ist, wie sich bald praktisch erweist, viel zu weit. Rochette kann sich zwar darauf berufen, daß der Sprachgebrauch so schillernd sei, und daß die mannigfaltige Bedeutung und Verwendung des Wortes eine möglichst dehnbare Definition verlange, aber es ist ein Unterschied, ob ich ein Wort in der Alltagsrede verwende oder ob ich seinen Inhalt zum Thema einer Untersuchung nehme. So weitherzig, wie er den Begriff *esprit* faßt, sind überhaupt keine Grenzen mehr gezogen, weder gegenüber Wirkungen überraschender, aber ernster Natur, so wie sie z. B. von seltenen Bildern und Vergleichen oder von Antithesen ausgehen, noch gegenüber Wirkungen komischer Natur bis hinab zur derbsten possenhaften Komik. Tatsächlich finden wir auch bei Rochette solche Wirkungen alle mit hereinbezogen und die entferntesten Züge als *traits d'esprits* bezeichnet, die man im Leben wohl nie als solche bezeichnen wird.

Manchmal steigen ihm selbst leise Bedenken auf. Er zitiert etwa das Bild der *lune-faucille* aus *Booz endormi* oder die Verse aus den *Châtiments*, wo der Mond den Gedanken an die in Paris wütende Guillotine weckt:

> et la lune apparut
> Sanglante, et dans les cieux, de deuil enveloppée,
> Je regardai rouler cette tête coupée.

Und er frägt sich davor, ob das wirklich vom Dichter als *trait d'esprit* beabsichtigt sei. Aber eine Antithese wie die folgende scheint ihm ganz sicher einer zu sein:

> Et leur chant grave *monte* au ciel où le jour *baisse*.

Ebenso die folgenden Verse:

> L'étranger peut bannir, mais il n'exile pas.
> Car les grands ont leur œuvre et les petits leur tâche.
> Car le mot est le verbe et le verbe c'est Dieu.

Die Beispiele würden sich leicht vervielfachen lassen. Was sich bei V. Hugo an auffallenden Vergleichen, an pointierten Antithesen, an ungewöhnlichen Wendungen, vor allem an barocken und preziösen Zügen, dann an Stilentgleisungen findet, rechnet Rochette zu den *traits d'esprit* und muß es auch wohl, wenn er seiner Definition treu bleiben will. Nun kann man sie freilich so nennen. Aber dann heißt *esprit* einfach: besondere Geistesart, und das Thema der Monographie ist plötzlich außerordentlich vast geworden und lautet: wie spiegelt sich Hugos besondere Geistesart in seinem Stil?

Auf der anderen Seite nimmt er auch die ganze Skala komischer Wirkungen auf, die sich bei V. Hugo findet, vom diskret-witzigen Zug bis zum groben Calembour. Aber hier ist die Grenzverwischung weniger störend. Man weiß ja, daß das, was die Franzosen gewöhnlich unter dem für uns

unübersetzbaren Wort *esprit* verstehen, bei Hugo außerordentlich selten ist, daß seinem Temperament, seiner Veranlagung andere Wirkungen ungleich näher lagen. Man ist deshalb überhaupt erstaunt, wenn man Rochettes Buch in die Hand nimmt und den Titel liest. Und man beruhigt sich erst wieder, wenn man hört, daß er selbst unsere Zweifel teilt, da er im Schlußkapitel ausdrücklich bekennt: '*De l'étude qui précède il est permis de conclure que si, chez Hugo, il y a certains genres d'esprit, il n'y a pas à proprement parler de l'»esprit«, bien que les traits abondent dans ses œuvres ... Ces traits sont plutôt de l'ordre plaisant ou bouffon.*' Diese Mißverständnisse, die sich aus der Definition ergeben, wären also leicht zu vermeiden gewesen, wenn Rochette sich von vornherein auf die Darstellung der komischen Elemente beschränkt und dementsprechend seinen Titel gewählt hätte. Tatsächlich behandelt sein Buch ja auch nichts anderes, wenn man vom überflüssigen I. Teil und den gar nicht in den Rahmen passenden Zitaten ernster Natur absieht. Und gerade, weil es dies Thema behandelt, ist es wichtig und sehr willkommen, da hier noch eine große Lücke in der Hugo-Literatur klafft.

Es ist schade, daß Rochette, offenbar um seine These nicht zu sehr anschwellen zu lassen, die Prosawerke ausschaltet und nur vereinzelte Beispiele nebenbei bringt. Aber wir wollen uns damit trösten, daß das Bild aus den Werken in Versen desto reicher und bunter ausgefallen ist. Der II. Hauptteil vermittelt eine Übersicht über die verschiedenen Formen der komischen Wirkungen bei V. Hugo (*en fonction de la symétrie — en fonction du grotesque — en fonction de l'image — en fonction du mot*), der III. Teil eine Übersicht über die Rolle, die das komische Element in den Dichtungen je nach der Eingebung spielt, in der Satire, in der Lyrik, in der Epik. Ob diese Gliederung durchaus glücklich ist, darüber wäre wohl zu streiten. Jedenfalls durchbricht sie der Stoff fortwährend. Beispiele von Metaphernwitz begegnen da und dort in den Paragraphen verstreut, ebenso Beispiele von Wortwitz, die Abgrenzung des Seltsamen und Grotesken war an und für sich heikel. Die Beispiele aus der Lyrik, die natürlich meist aus den leicht geschürzten *Chansons des rues et des bois* stammen, und die Beispiele aus der Epik tragen vielfach satirisches Gepräge und sind im Wesen von den im Abschnitt über die Satire aneinandergereihten Zitaten oft kaum verschieden, so daß man nicht ganz begreift, warum Rochette sie getrennt hat.

Gleichviel — die Studie ist sehr interessant und lehrreich. Sie zeigt recht deutlich im Zusammenhang, wie stark bei V. Hugo das komische Element in seinen verschiedenen Äußerungen und Abschattierungen ist und wie es alle seine Gedichtbände durchdringt, selbst die von der ernstesten Eingebung und vom reinsten Pathos wie die *Contemplations*. V. Hugo als Prophet, als zürnender Richter und Rächer, als der Zauberer, der mit gesträubtem Haar in unendliche Abgründe hinabblickt und hinabhorcht: das sind gewiß keine Masken, die er sich vorbindet, keine leeren Posen, die er einstudiert. Aber über der göttlichen Mission, als deren Träger er sich ganz ehrlich empfand und die er mit Grandezza und hohepriesterlicher Feierlichkeit erfüllte, hat er nie das Lachen seiner Kindheit verlernt. Er kennt nicht nur das höhnische oder grimmige Lachen der Satire, die schneidende Ironie, die er als Waffe im Kampf um Weltanschauung und politische Ideen gebraucht, und mit der er brandmarkt, was ihm in der Geschichte der Menschheit mißfällt. Es steckt in ihm auch ein unverwüstlicher Fonds von naivem Humor, ein nicht sehr feiner, nicht sehr geistreicher, sondern derb volkstümlicher Humor, der leicht ins Bäuerische und Plebejische umschlägt und der mit seiner Freude am Calembour häufig mehr, als einem lieb ist, an Balzac-Gaudissart erinnert.

Bonn. H. Heiss.

Theodor Fach, Die Naturschilderung bei Charles Nodier. (Beiträge zur Geschichte der roman. Sprachen und Literaturen, hg. von Prof. Dr. M. Fr. Mann, VI.) Halle, M. Niemeyer, 1912. VIII, 85 S.

Eine Arbeit, von der sich leider nur sagen läßt, daß sie ganz verunglückt ist. Der Verfasser hat die Bücher Nodiers und die Literatur über ihn eifrig exzerpiert, hat auch die Naturschilderungen bei Bernardin de St-Pierre. Chateaubriand und Senancourt gelesen und stellt nun seine Lesefrüchte zusammen. Warum er die vielen langen französischen Zitate, die er gibt, auch noch ins Deutsche übersetzt, ist schwer zu verstehen.

Bonn. H. Heiss.

Hermann Sattler. Honoré de Balzacs Roman 'La Peau de chagrin' (Beiträge zur Geschichte der roman. Sprachen und Literaturen. hg. von Prof. Dr. M. Fr. Mann, V.) Halle. M. Niemeyer, 1912. 2 Bll. u. 160 S.

Sattler will zeigen, daß Balzacs Roman eine Verzögerung in seiner Entwicklung bedeute. 'Ein retardierendes Moment — der Versuch Balzacs, philosophisch zu schreiben — wirkt sich darin aus und bewirkt, daß Balzacs Fähigkeiten fast durchweg unterdrückt werden, am meisten auf dem Gebiet des Technischen.' Von dieser These, die übrigens im Laufe der Arbeit wenig aufdringlich verfochten wird, bin ich nicht überzeugt. Die Absicht, philosophisch zu schreiben, beherrscht alle Werke Balzacs von der *Physiologie du mariage* bis zum *Cousin Pons*. Seine Fähigkeiten äußern sich in *La Peau* ganz in dem Maße, in dem sie damals ausgereift waren. Die großen Schwächen des Romans sind nicht durch die philosophische Absicht verschuldet, auch nur zum Teil durch Unvermögen, sondern vor allem durch die Zugeständnisse an den Zeitgeschmack, in dem Balzac selbst befangen war. *La Peau* ist ein wüstromantischer Roman, in dem sich die Unarten und Krankhaftigkeiten der romantischen Mode austoben. Der romantische Charakter offenbart sich nicht nur in der Einführung des Märchenmotivs, durch das (wie Sattler mit Recht betont, oft in sehr ungeschickter Weise) mit der Wirklichkeitsdarstellung ein phantastisches Element verwoben wird, sondern in ganz anderen und viel schreienderen Zügen. Man denke nur an die krasse Sterbeszene. Diesen romantischen Grundton, den *La Peau* mit Romanen aus denselben Jahren, z. B. mit denen V. Hugos gemein hat, hätte Sattler eingehender verfolgen können. Er hätte dabei interessante Zusammenhänge, nicht stofflicher, aber stilistischer und ästhetischer Natur entdeckt.

Was den Roman am meisten entstellt, ist die verunglückte Gestalt des Helden, der aus zwei Menschen verschmolzen ist, ohne Einheit zu werden. Zuerst sieht es aus, als wollte sich die bei den Romantikern so beliebte Tragödie des verkannten Genies abspielen. Die Art, wie uns Raphael vorgestellt wird, die Episode im Spielhaus, der Gang der Seine entlang mit den verzweifelten Betrachtungen und den Gedanken an Selbstmord, die Orgie mit Raphaels Erzählung von seinen Entbehrungen und Enttäuschungen: all das läßt diese und keine andere Tragödie erwarten. Raphael verkörpert den romantischen Gemeinplatz vom Märtyrertum des Genies und ist zugleich, leicht erkennbar, das verklärte Selbstporträt Balzacs, der von romantischem Nimbus umschwefelte Jüngling Balzac, wie der Schüler Louis Lambert der Knabe Balzac ist. Dann aber reißt der Faden plötzlich ab, und wir bekommen eine ganz andere Tragödie zu schauen, die eines Menschen, der frühem Tod geweiht ist und der sich mit dem ganzen rücksichtslosen

Egoismus seines Selbsterhaltungstriebes an das entschwindende Leben klammert. Der Held bricht in der Mitte entzwei. Zwei verschiedene Schicksale sind willkürlich aufeinandergepfropft worden. Zwischen dem Raphael der ersten Teile und dem des letzten Teils *L'Agonie* besteht kein innerer notwendiger oder auch nur wahrscheinlicher Zusammenhang. Wir wissen leider zu wenig über die Entstehung des Romans, den Balzac im Dezember 1830 ankündigte, von dem er dann drei Bruchstücke veröffentlichte, und den er im August 1831 als Buch herausgab. Aber da fraglos ein tiefer Riß durch das Ganze geht, möchte man vermuten, daß Balzac übervoll von Plänen und Entwürfen, wie er immer war, hier zwei Entwürfe verarbeitete, die ursprünglich gar nichts miteinander zu tun hatten: den Entwurf (vielleicht sogar Fragmente) einer stark autobiographisch gefärbten Erzählung, als deren Held das Genie Raphael mit seinen Kämpfen und seinem Liebesleid gedacht war und die wohl irgendwie, etwa durch Selbstmord, tragischen Ausgang nehmen sollte — und daneben den Entwurf einer mehr symbolischen Erzählung von den Tantalusqualen eines armen Teufels, der vor Sehnsucht nach Glück und Genuß verschmachtet und der, als er durch Zufall zu Macht gelangt, seinen Hunger bei Lebensgefahr nicht stillen darf. Auf die Einzelheiten hinzuweisen, die diese Vermutung stützen (z. B. Lücken in der Motivierung, Widersprüche), würde hier zu weit führen. —

Ein paar seltsame Meinungen Sattlers müssen richtiggestellt werden. S. 61 meint er, Balzac habe die Theorien Mesmers aufgegriffen, weil er durch den Magnetismus seine Begierde nach Ruhm, Reichtum und Liebe zu verwirklichen hoffte. S. 73 meint er gar, seine Meisterwerke seien nur aus materiellem Ehrgeiz entstanden, nur Mittel zum Zweck gewesen, um Reichtum und Frauenliebe zu erringen. So ganz einfach ist die Psychologie Balzacs denn doch nicht. Ganz ähnlich kehrt der Vorwurf rein äußerlichen Ehrgeizes am Schluß wieder, wo Sattler (S. 156 f.) unter den unbewußten Antrieben zur Abfassung der *Peau du chagrin* neben einem künstlerischen und einem halbkünstlerischen auch einen offen unkünstlerischen Antrieb als für Balzac bezeichnend hervorhebt, als ob nicht bei jedem Dichter künstlerische und unkünstlerische Antriebe nebeneinander wirksam wären und sein müßten.[1] Sonst aber gibt seine Arbeit eine Analyse von anerkennenswerter Gründlichkeit, die den Roman auf die wichtigen Seiten hin untersucht. Interessant sind die Verweise auf die Jugendromane. Die Frage der Abhängigkeit von E. T. A. Hoffmann wird sehr verständig abgewogen. Das Buch bedeutet einen nützlichen Beitrag zur Balzac-Forschung.

Bonn. H. Heiss.

Dr. Michael Strich, Liselotte und Ludwig XIV. München und Berlin, Oldenbourg, 1912.

Das Urteil über die vorliegende Studie muß dem Historiker oder, wie der Verf. sagt, dem Liselotteforscher überlassen werden; nur er ist in der Lage, zu entscheiden, ob der von Strich aufgefundene erste und einzige Brief Liselottens an den König richtig interpretiert ist und eine so weittragende Bedeutung besitzt, oder ob die berechtigte Entdeckerfreude den glücklichen Finder über das gebotene Maß hinausgeführt hat. Der Literarhistoriker muß sich begnügen, von dem Schreiben Kenntnis zu nehmen, das Liselotte von einer neuen Seite zeigt, als recht gewandte Beherrscherin des französischen Hoftones, frei von jeder deutschtümelnden Derbheit. Ich möchte ferner gegen das ungünstige Urteil über Frau von Sévigné (S. 85 ff.) Ver-

[1] Noch zwei kleine Flüchtigkeiten: Balzac ist eigentlich kein Landsmann von Rabelais — *Mont-Dore* (Singular!) heißt der Badeort in der Auvergne.

wahrung einlegen. Gewiß, sie berichtet in ihren Briefen mancherlei unbegründeten Klatsch, aber tat Liselotte das nicht? Beide Damen dachten nicht daran, einem kommenden Historiker Material zu liefern, sondern schrieben in der Absicht, ihre Korrespondenten zu amüsieren, und alles, was diesem Zweck diente, wurde ohne Prüfung aufgenommen. Auch das Deutschtum Liselottens wird vielfach schief beurteilt. In mancher Beziehung stand sie in einem wohltuenden Gegensatz zu ihrer französischen Umgebung und hing in Liebe an ihrer pfälzischen Heimat, aber politisch besaß sie so wenig deutschen Patriotismus wie etwa ihr Zeitgenosse der Große Kurfürst mit seiner listenreichen Hauspolitik. Das sind Ideen, die erst der moderne Historiker den Angehörigen des 17. Jahrhunderts unterschiebt.

Berlin. Max J. Wolff.

Gustav Koehler, Der Dandysmus im französischen Roman des 19. Jahrhunderts. 79 S. 8°. 33. Heft der 'Beihefte für romanische Philologie'. Halle a. S., Max Niemeyer, 1911. Einzelpreis M. 3,60.

Unter Georg IV. von England wurden die eleganten Kavaliere, die bis dahin 'Beaux' hießen, in 'Dandys' umgetauft. Der berühmteste dieser Dandys war George Bryan Brummell (1778—1846), der von 1794—1816 die Londoner Gesellschaft als Modetyrann beherrschte. Um 1820 verbreitete sich sein Ruf, vielleicht als Folge der Anglomanie, besonders des Byronismus, in Paris. Um 1830 traten verschiedene Pseudodandys auf, aus denen gegen 1844 eine Elite von Dandys heranwuchs. In seinem Werke *Du Dandysme et de G. Brummell,* als Privatdruck zuerst 1844 erschienen, hat Barbey d'Aurevilly die für sich und die französischen Dandys gültigen Bestimmungen gegeben. Außer in seinem Buche, das Verf. eine 'tiefgreifende Metaphysik des Dandysmus' nennt, findet sich eine zusammenhängende Theorie vom französischen Dandysmus nur noch in dem Kapitel *Le Dandy* in Baudelaires *L'Art romantique* (1868). Wesentlich mit Hilfe dieser beiden Autoren gibt Verf. seine Definition des Dandys, die ungefähr in den Hauptzügen so ist: der Dandy langt nach romantischer Übererwartung und anarchischer Ichbetonung seiner Jugend durch Enttäuschung, Sattheit und alles zersetzende Analyse bei der Ich-Isolation und beim allseitigen Nihilismus an. Kraft seiner Machtinstinkte aber erträgt er nicht nur Leben und Nihilismus, sondern bejaht sie sogar und pflegt den Nihilismus vor sich und der Welt zu überwinden durch Romantik der Macht, z. B. durch dilettantenhaftes Jonglieren mit Werten der Masse, durch geistigen Sadismus an anderen, durch Selbstsadismus usw. Der Werdeprozeß des Dandys verläuft also von Hoffnung durch Enttäuschung zu Ehrgeiz oder Machtlust, und diesen Werdegang findet der Erklärer in gewissem Maßstabe zu allen Zeiten, auch bei den alltäglichsten Menschen, wieder. Daher sieht er denn auch im Dandysmus nur einen neuen Namen für ein uralte Sache.

Nach der historischen Ableitung der Definiton des französischen Dandys geht der Verfasser nun an seine eigentliche Untersuchung heran, welche darin besteht, 'den roten Faden' des Dandysmus, der sich durch das 19. Jahrhundert zieht, unter Vernachlässigung der Details, rechts und links von jenem (?), aufzudecken. Dieser rote Faden ist ihm eine ununterbrochene, einheitliche Linie, die von jenem Erwachen der rührseligen Strömung im 18. Jahrhundert samt Schäferei, Naturwilligkeit und Wertherei zum Nihilismus Renés und Adolphes, durch das Toben der Byroniens zur Ironie der ersten Dandys, von dieser über 'L'art pour l'art' und Satanismus zum karikaturalen Dandysmus Des Esseintes' (bei Huysmans) und Philippes (bei

M. Barrès) führt. Die Untersuchung ist gewissermaßen ein Durchwandern weiter Gebiete der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts, unter kurzem Verweilen bei Schriftstellern und Persönlichkeiten ihrer Werke, welche in irgendeiner Weise, teilweise oder ganz, der vorangestellten Definition des Dandys entsprechen. Chateaubriand ist noch kein Dandy, er ist nur ein Poseur; auch René ist noch kein Dandy nach der Definition, 'er ist noch im naiven Vorhof des Dandysmus'. Benjamin Constant wirkt 'nur wie ein Embryo des Dandy', und 'Adolphe ist der phylogenetisch zu früh Gekommene'. Musset ist ein Pseudo-Dandy schlimmster Sorte, die Dandys Balzacs sind keine Dandys, doch einzelne können zur Kandidatur auf Dandytum gelangen, sie müssen sich noch entwickeln, haben aber jedenfalls Hoffnung. Bei Stendhal schlummert unter dem Dandy der Nihilist. Sein schlechter Stil ist 'der allseitige Ekel des Nihilisten, ist die Rache des sich durch den "ton déclamatoire" Dupiert-Fühlenden'. Es ist außerdem 'ein feiner sadistischer Dandyscherz', das Publikum zu zwingen, 'in schlechter Form hervorragenden Inhalt zu genießen'. Sein Julien Sorel in 'Rouge et Noir' hat nicht Zeit genug gehabt, sich zum perfekten Dandy des Innern zu läutern. Auch Mathilde de la Môle muß noch die letzten Schlacken abtun, um ein vollendeter weiblicher Dandy zu werden. Mérimée ist nur noch knapp als Dandy zu bezeichnen. Flaubert rettet sich von seinem Nihilismus in den Stilfanatismus des 'l'art pour l'art'. Er, der geistigste unter den Dandys, verschmäht 'das äußere Leben und abdiquiert für sein Ich, um in unfaßbarer Arbeit seinen Riesenwillen am künstlerischen Läutern des Wortes sich aufreiben zu lassen'. Dieser tyrannische Wille ist 'eine Art verbissene Machtlust, die an Askese grenzt'. Die spezielle neue Dandy-Nuance Baudelaires, dem einige Seiten gewidmet werden, obwohl er keinen Roman geschrieben hat, ist neben dem Willen zur Kunst der Wille zur Perversität. In den Bahnen von Flaubert und Baudelaire wandelt Huysmans, dessen Schwelgen im Grotesk-Platten mit 'Sadismus als Erlösung vom Nihilismus' erklärt wird. Die Macht-Romantik der raffiniertesten seiner Dandys, des Herzogs Jean Floressas des Esseintes aus *A Rebours* ist nur Erlösungssehnsucht. Bourget und Barrès schließlich überwinden ihren Snobismus und Dandysmus, der eine durch seine Bekehrung zum Katholizismus, der andere durch seinen Nationalismus.

Es erscheint doch sehr fraglich, ob es richtig war, alle die angeführten Autoren und Werke in der zugespitzten Weise, wie es Verf. tut, unter dem Gesichtswinkel des Dandysmus, noch dazu ausgehend von der aus theoretischen Werken gewonnenen Definition des Dandysmus, zu betrachten. Die Dichter und Schriftsteller fühlten sich in der Regel doch kaum als Dandys, sie lebten und schrieben einfacher und allseitiger, spontaner und persönlicher, als daß man eine Formel finden könnte, die mit Hilfe einer abstrakten Definition des Dandysmus ihr menschliches und dichterisches Wesen bezeichnen könnte. Die Menschen leben sich selbst, sie leben sich ganz aus in der ihnen zugemessenen Spanne Zeit, sie sind nicht Viertel- oder halbe oder Dreiviertel-Dandys, weil es dem Verfasser gefällt, eine Definition aufzustellen, die die Art des echten, ganzen Dandys wiedergibt.

Der Verfasser hat zudem wohl auch den Begriff Dandysmus etwas zu ernst genommen. Der Dandy, wo er erscheint, von Brummell über Barbey d'Aurevilly bis hin zu R. Schaukals 'Leben und Meinungen des Herrn A. v. B., eines Dandys und Dilettanten' (München 1907), hat immer etwas Spielerisches an sich, er glänzt vor sich selbst und anderen durch seinen lächelnden Tiefsinn, er jongliert mit eleganter Bewegung Banalitäten und Paradoxe. Der Dandy hat auch an sich mit Romantik nichts zu tun. Schon deshalb nicht, weil ihm die hochgespannte Kraft des Gefühls mangelt. Der Dandy schwebt über aller Sentimentalität, er ist ein kühler, den Effekt seines Auftretens geschickt berechnender Virtuos der Form, der die ihm

mangelnde Innerlichkeit durch das Raffinement seines äußeren, wohleinstudierten Gebarens ersetzt. Der Dandy hängt sich gern ein philosophisches Mäntelchen um, er steigt graziösen Schrittes in allen Höhen und Tiefen des Lebens herum und hat ohne viel Schwierigkeiten einfache oder verblüffende Antworten auf alle Fragen des Lebens bereit. Daher ist er ein rechter Dilettant, höchst zufrieden mit seinen halben Erkenntnissen, da er ja seinem ganzen Wesen nach nicht auf das Ganze gehen kann.

Die Eigenschaften, die der Verfasser dem Dandy zuerkennt, z. B. anarchische Ich-Betonung, Ich-Isolation, Nihilismus, Wille zur Macht u. a., sind Eigenschaften, die dem Dandy als solchem, die ihm allein nicht zukommen, sondern die er sich höchstens in seiner dilettantischen, dandyhaften Manier zu eigen macht. Indem der Verfasser das Dandyproblem zu ernst nimmt, sieht er überall Nuancen und Spielarten des Dandysmus, wo es sich nicht um Dandytum handelt, sondern um Menschentum, das Wesenseigentümlichkeiten enthält, die in einer abgewandelten Form auch den zeitgenössischen Dandys anhaften. Die Constant, Balzac, Musset, Mérimée, Stendhal u. a., die ausschließlich nach ihrem Verhältnis zum Dandytum gewertet werden, haben wahrscheinlich gar keine bestimmte Vorstellung mit dem Dandy verbunden, jedenfalls nicht diejenige, die der Verfasser im Sinne trägt, wenn er die gelegentlichen äußerlichen Berührungspunkte dieser Schriftsteller mit dem Dandytum als Elemente innerer Wesensverwandtschaft auffaßt.

Das Verfahren des Verfassers zeigt deutlich, daß es mit großen Gefahren verknüpft ist, wenn man schaffende Menschen, originelle Geister unter irgendeinem 'Aspekt' betrachtet. Man muß ihr Wesen aus ihnen selbst heraus zu verstehen suchen. Man soll sie nicht als Nuancen eines Typs, der vielleicht gar nicht existiert, auf eine kurze geistreiche Formel bringen wollen. Ein solches Verfahren erscheint leicht spielerisch und gekünstelt; es ist mehr geeignet, die Stilisierungskunst dessen, der es anwendet, in ein blendendes Licht zu setzen, als die Eigenart dessen, dem es gewidmet ist, klar und deutlich erkennen zu lassen. Ein solches Verfahren führt nicht gerade zu greifbaren Ergebnissen, sondern findet sein Genüge am schillernden Definieren und Formulieren. Es ist nicht Streben nach Erkenntnis, sondern dialektische Wortkunst. Das Problem, dessen Lösung der Verfasser in seiner Schrift versucht hat, ist sehr interessant. Der Verfasser bringt für seine Aufgabe ohne Zweifel reiche Belesenheit, viel Geist und Scharfsinn mit, er verliert sich mit anerkennenswerter Energie nicht in Nebensächlichkeiten und Kleinigkeiten, er gibt erheblich mehr, als die meisten Erstlingsarbeiten zu tun pflegen. Seine Untersuchung gewährt im allgemeinen das erfreuliche Bild eines selbständigen und verständigen Arbeiters. Sollte es nicht vielleicht so sein, daß sein Thema ihm Technik und Stil seiner Arbeit ungünstig beeinflußt hätte? Dandykoketterie, Dandyesprit reden in seiner Schrift ihre verdächtige Sprache. Sie mag im Salon und im Kaffeehaus ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Wissenschaft steht ihr skeptischer gegenüber, für sie ist der Dandy der Dilettant. Der Verfasser hätte bei seiner Begabung wohl noch bessere Erfolge erzielt, wäre er etwas einfacher, natürlicher, bescheidener, gründlicher und bedächtiger gewesen.

Würzburg. Walther Küchler.

Emile Henriot, A quoi rêvent les jeunes gens. (Enquête sur la jeunesse littéraire.) Paris, Honoré et Edouard Champion, 1913. 118 pp. 2 fr.

Der Veranstalter dieser Rundfrage, zu der nicht nur literarische Interessen, sondern auch 'gewisse nationale Ereignisse' den Anstoß boten, *qui provoquèrent chez l'élite comme dans le peuple une cohésion nou-*

velle et inattendue (p. 5), wandte sich an die bedeutenderen Vertreter der jüngsten literarischen Generation Frankreichs um Auskunft auf die Fragen: Wo stehen wir, wohin steuern wir? Der genauere Text des Fragebogens lautete:

> Existe-t-il à votre sens, ce que l'on est convenu d'appeler une 'jeune école littéraire'? Et, si elle existe, quels sont, d'après vous, ses espoirs, ses ambitions, son mot d'ordre, ses amitiés? De quels maîtres se réclame-t-elle? Quelles influences a-t-elle subies?
>
> Peut-on, d'autre part, la rattacher à quelque grande école nouvelle, semblable à ce que furent, successivement dans ce dernier siècle, le Romantisme, le Naturalisme, le Parnasse, le Symbolisme? Quelles œuvres durables a-t-elle données ou pourra-t-elle donner? Ou bien, vous semble-t-il, au contraire, que nous soyons dans une période de transition entre deux mouvements, dans cette période incertaine qui précède les grandes rénovations de l'art et de la pensée? etc. etc. (p. 5—6).

Die eingelaufenen Antworten wurden in einer Artikelreihe des *Temps* (23., 24. April; 7., 13., 27. Mai; 4. Juni 1912) veröffentlicht und nun von dem Fragesteller in Buchform zusammengefaßt.

Es ist schwer, sich aus ihnen ein Gesamtbild zu verschaffen. Während der eine eine solche Schule unbedingt zu erkennen glaubt, der andere nicht das geringste von ihr sehen will, ein dritter gleich eine ganze Anzahl von Schulen konstatiert, sehen andere allenfalls Bewegungen, Richtungen, Tendenzen und wieder andere nur Individuen, 'messieurs'. Tot capita, tot sensus. Immerhin dürfte der Herausgeber das Richtige treffen, wenn er das Fazit dahin zieht, daß die Mehrheit die Existenz einer Schule in Abrede stellt. Gleichwohl sind nach Henriots Ansicht die Elemente dazu schon vorhanden, und es unterliegt für ihn keinem Zweifel, daß in etwa zehn Jahren ein Professor in der Vereinigung dieser Elemente gerade jene Schule sieht, der als einziges bloß der Name fehlte. Die Sorge, diesen Namen auszuhecken, überläßt Henriot freundlichst den manuels de littérature. Er selbst hat sich dafür der Mühe unterzogen, diese Elemente aus allen Lagern der Linken wie der Rechten, der Unabhängigen und der Regulären zusammenzutragen. Und diese Mühe hat sich gelohnt. Sie bringt für die französischen 'Jüngsten' ein im allgemeinen recht schmeichelhaftes Ergebnis: die Ideale von 1890 finden bei der heutigen Generation keinen Nachhall mehr, Verlaine und Mallarmé werden noch geliebt, aber man nimmt sie nicht mehr zur Richtschnur, die Bohême hat sich überlebt, die Literatur und die Literaten sind bourgeoiser geworden. Ein neuer Geist macht sich bemerkbar, ein Geist, der auf Ordnung, Gesundheit, Gleichgewicht, Klarheit und — Sport gerichtet ist. Henriot — nur er — glaubt den Einfluß Goethes zu verspüren und nennt als noch näher liegende Namen Maurice Barrès und Charles Maurras. Der Typus des jungen Mannes, den Bourget im Vorwort zum *Disciple* malte, ist verschwunden. Die heutigen 'Jungen' lieben Tatkraft und Tätigkeit, Kraft, Stärke und Männlichkeit, sie lieben das Leben in allen seinen Formen und Offenbarungen — und nicht zuletzt die Politik. Und Herr Henriot — wieder er und n i c h t seine Antwortgeber — begrüßt mit Etienne Rey den 'coup d'Agadir' als *'l'affaire qui unit'*, als mächtigsten Anstoß zu der *Renaissance de l'orgueil français*, die Rey in einem unter diesem Titel erschienenen Buche (Bernard Grasset, Paris 1912) verherrlichte. Schade, daß der Reiz dieser Ausführungen von vornherein getrübt wird, wenn der Herausgeber, vom Wert der Rundfragen sprechend, zugeben muß: *Leur utilité est nulle, si l'on considère uniquement leurs conclusions* (p. 7). Es bleibt seiner Rundfrage also lediglich das Verdienst, das in ihren Prämissen liegt, das Verdienst, einige zeitgenössische Programme (*l'unanimisme, le paroxysme*) geklärt und einige interessante, dokumentarisch wirkende Antworten (Jules

Romains, Georges Duhamel etwa oder, von der anderen Seite, Henri Clouard u. a.) hervorgerufen zu haben. Man weiß jetzt auch, wenn man es noch nicht vorher gewußt haben sollte, zu wem diese Jüngsten aufblicken, ob zu Walt Whitman, Bergson, Verhaeren und Claudel oder zu Maurras, Lasserre, Paul Adam und Barrès. Kurz, man ist in den Stand gesetzt, den momentanen literarischen Barometerstand abzulesen. Ob aber dieser Wetterbericht es erlaubt, eine auch nur halbwegs sichere Prognose auf einen herannahenden *monisme de l'intelligence* (Marcel Coulon) oder einen *renouveau d'humanisme* (Alfred de Tarde) oder sonst einen *-isme* zu stellen, das ist eine Frage, auf die auch Henriot kaum eine entschiedene Antwort wagen dürfte. Der Herausgeber hat sich darüber gewundert, daß fast alle Gefragten sich zu einer Antwort bereit fanden, und leitet daraus ein ganz besonderes Interesse an seiner Rundfrage ab. Allein er scheint zu übersehen, daß gerade die 'Jüngsten', selbst die Großen unter ihnen, gern jeden Weg zur Öffentlichkeit einschlagen, und daß die Kleinen eine ganz besondere Genugtuung darüber empfinden, sich in der Gesellschaft der Größeren vor der Öffentlichkeit bewegen zu dürfen. Frankreich, das klassische Land der literarischen Rundfragen, scheint an derlei Manifesten noch immer ein ganz besonderes Gefallen zu finden. Wir anderen nehmen an dieser Liebhaberei höchstens verblichene Reize wahr und können uns eines leisen Lächelns über diese 'ewige' Mode nur schwer erwehren.

Frankfurt a. M. Gustav Noll.

L. Herrig et G. F. Burguy. La France littéraire, remaniée par Henri Bornecque, Professeur à l'Université de Lille. Avec notes explicatives. 50e édition. Brunswick. George Westermann, 1912. XVI, 706 S. Geb. M. 5.

Zum zweiten Male seit Ludwig Herrigs Tode (1889) erscheint auf dem Titelblatt seiner in Gemeinschaft mit G.-F. Burguy verfaßten *France littéraire* der Name eines neuen Herausgebers. Zuerst hat F. Tendering im Jahre 1903 die einst so weit verbreitete, aber im Laufe der Reformbewegung allmählich aus den Schulen gedrängte Chrestomathie zu modernisieren versucht. Während für Herrig und seinen Mitarbeiter Burguy ästhetische Grundsätze maßgebend gewesen waren, verfolgte Tendering vornehmlich das Ziel, kulturhistorische Kenntnisse zu vermitteln, den Schüler mit der Geschichte und den Einrichtungen Frankreichs bekannt zu machen. Auf diesem Wege kam er zu einer ganz unverhältnismäßigen Bevorzugung der Historiker des 19. Jahrhunderts: Guizot, Ségur, Mignet, Thiers, Duruy, Lanfrey und Taine füllten, sie allein, ein reichliches Drittel seines Buches, woneben manches andere, nicht minder Wichtige, so besonders die moderne erzählende Prosa, auf sehr kärglich bemessene Proben beschränkt blieb. (Vgl. die Besprechung von Theodor Engwer, *Archiv* CXVI, 449 ff.) Herr Bornecque, dem nach Tenderings Ableben von der Verlagsbuchhandlung die Sorge für die *France littéraire* anvertraut worden ist, hat sich nicht damit begnügen wollen, das Buch durch Abstriche und Zusätze umzugestalten, sondern vorgezogen, es von Grund aus umzuarbeiten und so ein ganz neues Werk zu schaffen, das mit dem älteren nur noch wenig gemein hat. Ich darf hier wohl sagen, daß es mir zu nicht geringer Befriedigung gereicht, feststellen zu können, daß bei dieser Umarbeitung, wie Herr Bornecque selbst in seiner Vorrede angibt, meine *Édition abrégée* der *France littéraire* (Braunschweig, G. Westermann, 1910) als Muster gedient hat, '*comme l'on s'en apercevra sans peine*' (p. VI).

Herr Bornecque geht von der Ansicht aus, daß bei der knapp bemessenen Zeit, die der Mehrzahl der deutschen Schulen für den neusprachlichen Unter-

richt zur Verfügung steht, der vornehmsten Aufgabe dieses Unterrichts, der Übermittlung der fremden Geisteskultur, am besten durch ein den Schüler durch alle oberen Klassen begleitendes Lesebuch entsprochen wird, wenn dessen Stücke so gewählt sind, daß sie in literarischer Hinsicht vorbildlich erscheinen und zugleich Ausblicke auf die Kulturgeschichte ermöglichen. Eine solche Vermittlung zwischen dem literarischen und dem kulturhistorischen Standpunkte — ganz zu geschweigen von den bei einem Schulbuche selbstverständlichen, aber oft unbequemen ethischen Rücksichten — ist nun freilich ein schwieriges Problem, das restlos zu lösen unmöglich ist. Es haben eben nicht alle Phasen der französischen Nationalgeschichte in gleichem Maße das Glück gehabt, von Autoren behandelt zu werden, die in literarischer Hinsicht Sterne erster oder auch nur zweiter Größe sind. Infolgedessen ist bei einer Chrestomathie, die in erster Linie in die Literatur einführen will und den Realien nur eine subsidiäre Rolle zuweisen kann, eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Berücksichtigung der einzelnen kulturgeschichtlichen Epochen nicht zu vermeiden. Immerhin ist diese Ungleichmäßigkeit bei Bornecque größer als sie zu sein brauchte. In die Napoleonische Epoche versetzen bei ihm siebzehn Stücke, darunter zwei Charakteristiken des Kaisers von Taine und Lamartine, eine Darstellung des 18. Brumaire aus Mignet, eine Schilderung der Schlacht bei Eylau aus den Memoiren des Generals Marbot, Mérimées *Enlèvement de la redoute*, von V. Hugo die Gedichte *1811* und *Après la bataille*, von Vigny die Erzählung *La Canne de jonc*, u. a. m. Demgegenüber ist das Zeitalter Ludwigs XIV. mit nichts weiter bedacht als mit einem Abschnitt von nicht zwei Seiten über Mazarin aus Mignet, einem Brief von Voltaire an Milord Hervey über *le Siècle de Louis XIV*, Bossuets Leichenrede für Condé und einem halben Dutzend Briefe der Frau v. Sévigné. Warum sind nicht aus Taines *Ancien Régime* einige auf diese Epoche bezügliche instruktive Abschnitte beigefügt? Etwa der über die Sprache der französischen Klassiker oder der über das Elend der unteren Volksklassen, oder an dessen Stelle der berühmte Brief Fénelons an Ludwig XIV. über denselben Gegenstand? Hierher gehört auch, daß Herr Bornecque Molières *Femmes savantes*, die Tendering aufgenommen hatte, durch den *Bourgeois gentilhomme* ersetzt hat und so dem Lehrer, der sein Buch benutzt, der bequemen Gelegenheit beraubt, auf das Preziösentum einzugehen.

Ein großer Vorzug der neuen *France littéraire* gegenüber der älteren ist ihre, glücklicherweise ohne Vermehrung des schon recht beträchtlichen Umfanges erzielte größere Mannigfaltigkeit des Inhalts. Die Zahl der in ihr vertretenen Autoren beläuft sich auf 68 (früher 37), und die große Mehrheit der neu hinzugekommenen entfällt mit Recht auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu ihnen gehören Leconte de Lisle, Hérédia, Dumas fils, Augier, Flaubert, Maupassant, die Goncourt, Renan, A. France, Loti u. a., deren Ausschluß in dem älteren Werk auffällig genug war. Man kann wohl sagen, daß die *France littéraire* jetzt erst geworden ist, was ihr Name erwarten läßt: eine Übersicht über die nennenswertesten Dichter und Prosaschriftsteller Frankreichs. Ich für meinen Teil würde sogar den einen oder anderen der berücksichtigten Autoren ohne Kummer missen können, so René Bazin, den ich nicht sehr zu schätzen vermag, oder Marbot, der sich an der ihm zugewiesenen Stelle zwischen Mme de Staël und Victor Hugo etwas *déplacé* ausnimmt. Doch das sind Dinge der persönlichen Wertung, auf die näher einzugehen nicht verlohnt. Auch die Frage, ob denn nun alle Stücke so gewählt sind, daß sie das für den Verfasser Charakteristische erkennen lassen, will ich, um den Raum des *Archivs* nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen, hier nur obenhin streifen. Bejahen könnte ich sie nicht für alle Fälle. Man vergleiche z. B. p. 362 die wenig bedeutende und gewaltsam

aus dem Zusammenhang gerissene Episode *L'évasion de Fabrice* (aus der *Chartreuse de Parme*), die die einzige Probe für Stendhal darstellt. Ein Stück wie dieses ist nur zu geeignet, die Erinnerung an das böse Wort eines Berliner Schulmannes wachzurufen, der die Lektüre von Chrestomathien als 'Häppchenlektüre' verhöhnte. Gerade für Herrn Bornecque hätte es nahegelegen, aus der *Chartreuse de Parme* die bekannte Schilderung der Schlacht bei Waterloo zu geben, da er sie doch in seinen bei Weidmann in Berlin erschienenen *Recueil de morceaux choisis d'auteurs français* aufgenommen hat.

Die zusammenhängende literarhistorische Einleitung, die Herrig jedem Jahrhundert vorausgeschickt hatte und die von Tendering in stark gekürzter Fassung beibehalten worden war, ist bei Bornecque fortgefallen. Er gibt für jeden Autor, von dem er Proben aufgenommen hat, neben den wichtigsten biographischen Angaben eine kurze, aber inhaltreiche und zur Einprägung vortrefflich geeignete Würdigung seiner literarischen Bedeutung.

Die dem Buche angefügten *Notes explicatives* enthalten die für das Verständnis der einzelnen Lesestücke erforderlichen historischen und geographischen Hinweise. Sprachliche Erscheinungen sind nur insoweit berücksichtigt, als es sich um veraltete, seltene oder volkstümliche Ausdrücke und Wendungen handelt.

Ein sehr hübscher Schmuck des auch sonst trefflich ausgestatteten Werkes sind die beigegebenen vorzüglichen Porträte berühmter Autoren von Malherbe bis Brunetière, nicht weniger als vierzig an Zahl.

Berlin. E. Pariselle.

W. Kaufmann, Die galloromanischen Bezeichnungen für den Begriff 'Wald'. Wortgeschichtliche Studie auf Grund der Karten 'forêt' und 'bois' des Atlas linguistique de la France. Inaugural-Dissertation. Zürich 1913. 83 S. Mit 3 Karten.

Ernst Tappolet hat wohl als erster angefangen, 'die historisch-geographische Biographie einer bestimmten Begriffsgruppe' zu schreiben; seine 'Romanischen Verwandtschaftsnamen' (Straßburg 1895) haben viele Nachfolger gefunden. So ist z. B. 'Der Begriff "Schiff" im Französischen' von K. Kemna (Marburg 1901) behandelt worden, Max Bull hat 'Die französischen Namen der Haustiere in alter und neuer Zeit' einer Betrachtung unterzogen (Berlin 1902); Arbeiten von H. Davidsen (Kiel 1903) und W. Streng (Helsingfors 1907) knüpfen an Ausdrücke an, die sich auf die menschlichen Wohnungen beziehen. Zauners 'Die romanischen Namen der Körperteile' (Erlangen 1903) und Merlos 'I nomi romanzi delle stagioni e dei mesi' (Turin 1904) dürfen hier nicht vergessen werden. Andere könnten noch erwähnt werden: in der letzten Zeit hat uns W. von Wartburg eine Studie über 'Die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den romanischen Sprachen und Dialekten' (Hamburg 1912) geliefert, eine Studie, die viel Neues und Interessantes bietet. Als letzte einschlägige Arbeit erscheint die Studie Dr. Kaufmanns: Die galloromanischen Bezeichnungen für den Begriff 'Wald'.

Der Verfasser dieser Abhandlung stellt sich die Aufgabe, 'die Ausdrücke zu studieren, die in den galloromanischen Idiomen für den Begriff "Wald" existieren'. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile, von denen der erste die heutigen Bezeichnungen, der zweite die früheren Benennungen für den Begriff 'Wald' behandeln.

Verschiedene Blätter, besonders *forêt* und *bois*, des *Atlas linguistique de la France* haben dem Verfasser als Ausgangspunkt für seine Studie gedient. Daneben standen die trefflichen Materialien des *Glossaire des patois de la Suisse romande* dem Verfasser zur Verfügung. Verschiedene Dialektwörter-

bücher und andere Arbeiten haben dem Verfasser gute Dienste geleistet. Da die toponomastischen Untersuchungen für eine solche Arbeit außerordentlich wichtig sind, hat Verfasser natürlich auch solche Sammlungen in Betracht gezogen. Unnötig zu sagen, daß auch andere Werke benutzt worden sind.

Anfangs definiert der Verfasser den Begriff 'Wald': dieser Begriff bezeichnet sowohl 'eine große Fläche Landes, die mit wildwachsenden Bäumen bestanden ist' wie auch 'jede mit wildwachsenden Bäumen bestandene Fläche'. Es wird hervorgehoben, wie z. B. die Beschaffenheit des Bodens (cf. rumän. *padură* < padulem), die Lage des Waldes (cf. z. B. sp. *monte*), die Ausdehnung des mit Bäumen bewachsenen Gebietes usw. auf die Bezeichnung einwirken können. Die Waldbezeichnungen werden daher in vier Gruppen eingeteilt: 1) Terrainbezeichnungen, 2) Baumbezeichnungen, 3) Rechtsbezeichnungen, 4) Nutzungsbezeichnungen.

Also zunächst die Terrainbezeichnungen. In der Nordschweiz existiert für den Wald die Benennung *côte*. Die Wälder in dieser Gegend befinden sich fast ausschließlich auf den Abhängen der Jura-Berge, während die Ebene im allgemeinen mit Wiesen, Äckern u. dgl. bedeckt ist. Verschiedene Gegenden kennen sogar ein Deminutivum *la côtette*. Es gibt auch Dörfer, wo der Gemeindewald den Namen *côte de commune* hat. Aber beinahe überall, wo die obigen Bezeichnungen vorhanden sind, kommt auch *bois* vor: *bois* ist der allgemeine Ausdruck, der alle Wälder bezeichnet, sowohl die der Ebene als die der Abhänge, *côte* bezeichnet den Wald am Bergabhang, und da es in dieser Gegend in der Ebene nur ausnahmsweise Wälder gibt, so ist es zum allgemeinen Ausdruck für den Wald geworden.

So erklären sich auch Bezeichnungen wie *montagne* (Dép. des Vosges), *kwolo, kwalo* (Dép. Var, Basses-Alpes, Bouches-du-Rhône), welch letztere auf vulg.-lat. **colla* (statt *collis*) zurückgehen.

Wir bemerken weiter Bezeichnungen wie *dzor, zour, zo* und andere, die alle auf eine Grundform *jŭr* zurückgeführt werden. Solche Benennungen kommen im Wallis, in der Haute-Savoie und im Aostatal vor. Die Ausdrücke bedeuten nicht immer dasselbe: sie dienen als Ausdrücke des Allgemeinbegriffs Wald, sie kommen als Namen für den Gebirgswald vor, sie bezeichnen anderswo den Tannenwald usw., aber der Begriff 'Wald' ist ihnen allen mehr oder weniger charakteristisch. Als Ausdrücke für den Begriff Wald kommen diese Bezeichnungen heutzutage nur spärlich vor. Daß man sie in Ortsnamen (sogar mit Artikel, z. B. *La Joux, Les Joux*) in Frankreich manchmal wiederfindet, beweist, daß diese Bezeichnung früher viel mehr verbreitet war. Verfasser hebt also hervor, daß wir es hier mit einem vorromanischen Wort zu tun haben (wahrscheinlich ligurischen Ursprungs: dafür spricht seine geographische Verbreitung).

Auch die Baumbezeichnungen können dann und wann zu Waldbezeichnungen werden. Gilliérons Atlas nimmt für ein Dorf in der Gascogne *montagne de pins* als Bezeichnung für den 'Wald' auf, anderswo finden wir *les pins*, welches beweist, daß die Pinie der gewöhnlichste Waldbaum in dieser Gegend ist. Ein paar Dörfer weisen *pinedo* auf. In der Charente Inférieure ist als Bezeichnung für Wald *chênaie* die gewöhnliche Benennung: man kann den Grund verstehen. In der Savoie ist *deya* belegt, das mit *daille* = Föhre zusammengestellt wird.

Im *Atlas linguistique* kommen zwei Wörter vor, die vom Verfasser zu den Rechtsbezeichnungen gerechnet werden: *forêt* und *garenne*.

Zuerst werden die verschiedenen Etymologien zu *forêt* diskutiert. Der Verfasser meint, sie seien alle unrichtig, und gibt daher eine neue, die unseres Erachtens richtig ist.

Verfasser weist nach, daß die Etymologie, die von *foris* ausgeht, aus zwei Gründen nicht richtig sein kann: 'erstens tritt die Endung *-estis* nie bei Adverbien, stets nur bei Substantiven auf (*ager, agrestis*); selbst das mittel-

alterliche Latein kennt keine Ausnahme von dieser Regel'. Zweitens wird die Schwierigkeit berücksichtigt, mit welcher man *foris* und (Bann)-Wald in etymologischen Zusammenhang setzen will.

Verfasser meint, daß es sich ursprünglich darum gehandelt habe, den Begriff Bann (-Wald) ins Lateinische zu übersetzen, und daß wir annehmen sollen, daß die Schreiber der königlichen Kanzlei dieses Wort durch *silva forestis* (von 'forum, d. h. die Stätte des Gerichts, und dann auch die Richtgewalt, die Strafgewalt') wiedergaben. *forêt* soll also ursprünglich 'der durch eine Verfügung des *forum* geschützte Wald' bedeutet haben.

Die Idee des Verbotes, die im *foreste* vorhanden ist, ist auch in *garenne* vorhanden (wahrscheinlich aus *warón*, bewahren, hüten, hegen).

Dann geht der Verfasser zu der Bedeutung des Wortes *forêt* in den heutigen Mundarten über. Es wird hervorgehoben, daß 'wenn das Volk von einer *forêt* redet, so hat es dabei fast immer einen bestimmten Wald im Auge, gewöhnlich einen der alten Königs- oder Herrenwälder'. So sagt man z. B. in einem Dorfe (p. 40) 'la forêt de Clairvaux', aber 'aller au bois'. In diesem Falle ist ja offenbar *bois* die populäre Bezeichnung für 'Wald', *forêt* Ortsname. Hierzu stimmt auch, daß das Eichhörnchen *chat de bois* und die Erdbeere *fraise de bois* heißen. Auch viele Sammlungen, z. B. die Materialien des *Glossaire des patois de la Suisse romande,* bezeugen, daß *forêt* kein ganz populäres Wort ist.

forêt hatte also ursprünglich in den Dialekten nicht dieselbe Anwendung wie heute. Jetzt steht dieses Wort dagegen im Begriff, in die Mundarten einzudringen. Wie der Verfasser richtig sagt, die Tatsache, daß *bois* zwei Begriffe auf einmal ausdrückt — Wald und Holz —, erleichtert die Verbreitung und Anwendung von *forêt.*

Wenn im vorigen Kapitel das Wort *forêt* der Hauptpunkt gewesen ist, spielt *bois* die Hauptrolle, wenn wir zur Darstellung des Verfassers der Nutzungsbezeichnungen kommen. Das Wort *taillis* wird schnell übersprungen, um *bois* um so viel mehr Platz zu geben. Verfasser gibt eine Darstellung der verschiedenen Etymologien dieses Wortes, wie auch eine nähere Beschreibung seines Sinnes und seiner Verbreitung. Es wird hervorgehoben, wie dieses Wort, in ganz Frankreich und Oberitalien verbreitet und von hier aus in andere Dialekte eingedrungen, ziemlich sicher keltischen Ursprungs ist. Die Beweisführung des Verfassers kommt uns überzeugend vor.

Nachdem der Verfasser noch ein paar Bezeichnungen behandelt hat, geht er zu 'Ergänzungen nach vereinzelten Angaben der Patois-Wörterbücher über'; es wäre unseres Erachtens ein großer Vorteil gewesen, wenn dieses Kapitel eine bessere Durcharbeitung erhalten hätte. Zum Schluß folgt die Klassifikation der Waldbezeichnungen, die in drei Schichten zerfallen: vorromanische, lateinische und germanische; der Verfasser weist in interessanter Weise auf, wie die eine Benennung die andere manchmal ersetzt hat.

Es ist ein sehr interessantes Thema, das der Verfasser in interessanter Weise behandelt. Schade nur, daß — die Etymologien von *forêt* und *bois* ausgenommen — die vielen Probleme so zusammengedrängt sind. Recht viele von den Fragen, die mit dem Thema eng verbunden sind, sind gar nicht behandelt, die Materialien, die der Verfasser zu seiner Verfügung gehabt hat, sind nicht vollständig ausgenützt worden. Dazu kommt, daß man eine ordentliche Bibliographie sehr vermißt. Zuletzt bedauern wir, daß eine unnötig große Menge von Druckfehlern das Buch verunstalten (um ein einziges Beispiel zu geben: p. 25, Note 20 wird die Etymologie für *chênaie* falsch angesetzt; Verfasser kann offenbar nicht meinen, daß wir es hier mit dem Suffix *-acea* zu tun haben!). Trotzdem — wir haben Dr. Kaufmanns Arbeit mit Freuden gelesen und sind davon überzeugt, daß sie recht große Dienste leisten wird.

Lund. A. Chr. Thorn.

Johannes Oetken, Der Modus des Objektsatzes im Französischen. Inaugural-Dissertation, Göttingen 1911. (Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei.) 169 S.

Die Arbeit behandelt den Modus der Objektsätze, mit Ausnahme derer nach den Verben der Gemütsbewegung, die schon von Simon (Diss. Göttingen 1907) behandelt worden sind, und im einzelnen derer der Furcht, die noch besonders behandelt werden sollen. Das zu den Untersuchungen verwendete Material, sowohl an afz. und nfz. Texten wie an grammatischen Werken und Einzelabhandlungen, ist ein außerordentlich reiches, und die Beispielsammlungen sind sehr ausführliche, wie schon der Umfang der Arbeit (169 S.) zeigt. Die sehr fleißige und sorgsame Arbeit bietet damit Stoff die Menge, daß der Leser die vorliegende grammatische Erscheinung in den verschiedenen Perioden der französischen Sprache verfolgen kann.

Die Einteilung und Benennung ist die übliche; auf eine einheitliche Deutung und Bezeichnung des Konjunktivs ist verzichtet: er zerfällt in den 'Konjunktiv des Wunsches' und den 'Konjunktiv der Irrealität'. Dabei ist zu bemerken, daß die selteneren Fälle, wie Indikativ nach Verben des Wünschens, verneint, fragend oder bedingend gebrauchten Verben des Sagens und Denkens, Konjunktiv nach positiven Verben des Sagens und Denkens usw., ausführlich, die selbstverständlichen dagegen, wie Konjunktiv nach Verben des Wünschens, Indikativ nach positiven Verben des Sagens und Denkens usw., weniger oder gar nicht weiter belegt sind.

Angeschlossen sind noch drei Kapitel: 'Die Verwendung von Hilfsverben für den Konjunktiv', 'Die Vertretung des Konjunktivs durch andere Tempora und Modi' wie Futur und Imperativ, der Modus bei voraufgehendem Objektsatz.

Zu bedauern ist die Einteilung im einzelnen. Der Verfasser behandelt und belegt in dem ersten Teil nur den Indikativ (S. 1—41), in dem zweiten nur den Konjunktiv (S. 42—141). Da diese großen Teile nun immer wieder noch in längere Einzelabteilungen zerfallen, die gesondert erst das Altfranzösische, dann das Neufranzösische behandeln (z. B. Indikativ nach Verben des Wünschens im Afz. S. 6—11, im Nfz. S. 12—16), so hat man, um das Verhalten der Sprache in einem besonderen Falle und in den verschiedenen Perioden zu studieren, an vier verschiedenen Stellen des Buches nachzusuchen (z. B. Modus nach *vouloir*: Indikativ im Afz. S. 6, Indikativ im Nfz. S. 12, Konjunktiv im Afz. S. 43, Konjunktiv im Nfz. S. 46). Das beeinträchtigt die Übersichtlichkeit des, wie gesagt, durch seine reichen Beispielsammlungen wertvollen Buches bedeutend.

Dementsprechend muß man sich auch die Resultate der einzelnen Erscheinungen an verschiedenen Stellen heraussuchen; das allgemeine Resultat stellt der Verfasser in einem einleitenden Abschnitt seinen Untersuchungen voran. Danach ist der Gebrauch der Modi im Afz. und Nfz. fast genau der gleiche. Im einzelnen finden wir: Im Nfz. hat der Konjunktiv an Gebiet gewonnen nur nach den eigentlichen Verben des Wollens und bei voraufgehendem Objektsatz; der Indikativ dagegen hat an Gebiet gewonnen: zugunsten des Indikativs der Gegenwart und der Vergangenheit nach den positiven Verben des Sagens und Denkens, von denen im Afz. einige, wie *penser* und besonders *cuidier*, gern den Konjunktiv regierten, und die den Höchstgebrauch des Konjunktivs merkwürdigerweise im 16. Jahrhundert zeigen, und nach den verneint, fragend und bedingend gebrauchten Verben des Sagens und Denkens; zugunsten des Futurums, nach den Verben des Aufforderns, Schwörens, Übereinkommens, Versprechens, Gelobens, Beschließens. Danach ist im ganzen ein allmähliches

Vordringen des Indikativs, des Modus der Objektivität, gegenüber dem Konjunktiv, dem Modus der Subjektivität, nicht zu verkennen.

Auf Objektivität und Subjektivität kommt der Verfasser an verschiedenen Stellen seines Buches zu sprechen, ohne indessen diese Begriffe seinen Untersuchungen bewußt zugrunde zu legen. Bezeichnend für den Konjunktiv als Ausdruck der Subjektivität sind Beispiele des Konjunktivs nach Verben des Sagens und Denkens, 'trotzdem der Inhalt des Nebensatzes dem Sprechenden als gewiß erscheint', wie *jamais il n'admettra que je me sois moqué de lui* (S. 92—96). Der Konjunktiv drückt hier die subjektive Auffassung der durch *il* angedeuteten Person aus. Interessant ist dazu das, was der Verfasser aus Thomas Corneille anführt, demzufolge man nach positivem *je crois* nur den Indikativ, nach positivem *tu crois, il croit* den Indikativ oder Konjunktiv gebrauchen darf (S. 128).

Im einzelnen sei noch bemerkt:

S. 7: in Beispielen wie *Si bachelers a respondu, Que l'arundele l'aveit fet Qu'il s'esteient issi retret* handelt es sich nicht um Fälle, in denen 'der Gedanke des Wunsches zurücktritt und die Vorstellung des Geschehenen in den Vordergrund tritt', sondern es ist hier überhaupt von keinerlei Ausdruck des Wunsches die Rede, wie man denn überhaupt eine Einteilung der Ausdrücke des Wünschens, des Sagens und Denkens usw. nicht nach dem buchstäblichen Verbum, sondern nach der jedesmal zugrunde liegenden Idee vorzunehmen hat. Gleiches gilt von Beispielen S. 8, S. 12 usw. — S. 12: In *Le malheur voulut que l'ache, buttant contre une pierre, s'abbatit* (Zola) ist *le malheur voulut* = *il se passa malheureusement.* Jedenfalls ist dieses Beispiel ganz anderer Natur als das höchst merkwürdige, damit zusammengestellte: *Je ne voudrois pas que tu restas dans cette maison deux heures de plus que tu n'y seras contrainte*; sollte das nicht ein Druckfehler für *resteras* sein, wenn es nicht ein solcher für *restasses* ist? — Wieder anderer Art endlich sind Beispiele wie S. 13: *Enfin, une telle marmelade, que nous avons dû foutre le camp … N'empêche que … nos officiers se sont montrés de fameux serins* (Zola, 'Déb.'), wo es sich um vulgäre Ausdrucksweise handelt, der vielleicht der Gebrauch des Indikativs zur Last zu legen ist; vgl. auch: *Ah! foutre! je vous le promets, que j'en suis* (Zola, 'Déb.') S. 14.

S. 41: In *Si vous trouvez que j'ai fait mon devoir à propos, pardonnez à mon père* soll 'der Hauptsatz keinen konditionalen Charakter haben', sondern soll '*si* kausal stehen'; das ist wohl wenig zutreffend ausgedrückt: eher hätte an die bekannten Fälle von *si* mit historischem Perfekt erinnert werden können.

S. 49: Stilistisch einen Widerspruch enthält der Satz: 'Verben dieser Art…, in denen der Begriff des Wunsches mit eingeschlossen ist, verlangen natürlich im Objektsatz den Indikativ, wenn der Begriff des Wunsches fehlt.'

S. 134 ff. befindet sich ein Abschnitt: 'Der Konjunktiv im Objektsatze, veranlaßt durch Attraktion des Konjunktivs des regierenden Satzes.' Die meisten der dort angeführten Beispiele sind derart, daß es sich darin um eine nur äußerlich verkappte Irrealität handelt, man also für die Erklärung des Konjunktivs nicht zur Attraktion durch einen vorhergehenden Konjunktiv seine Zuflucht zu nehmen braucht; vgl. *Et s'il est nus, tant ait la car osee, Ki vuelle dire, ke ne soit m'espousee, Se ne la puis conquerre par m'espee, Quite li claim, ke mais n'en soit cosee*, oder S. 138: *ils ne méritent plus qu'on die de leurs troupeaux que ce soit une belle noblesse.*

S. 142 ff.: In dem Kapitel über 'die Verwendungen von Hilfsverben für den Konjunktiv der selbständigen Verben' laufen verschiedene Beispiele mit unter, wo es sehr zweifelhaft ist, ob das sog. Hilfsverbum wirklich bloß

unselbständiger Ersatz des Konjunktivs oder eigenes Verbum ist. Vgl. *Or prions Dieu qu'il v u e i l l e tout adouber* S. 153.

S. 167: A. T o b l e r hat häufig genug zur Vorsicht geraten hinsichtlich des unbestimmten grammatischen Ausdrucks 'h e r v o r h e b e n', und Erklärungen, wie die Voranstellung des Objektsatzes finde statt, 'wenn der Objektsatz b e s o n d e r s h e r v o r g e h o b e n w e r d e n s o l l e', wären durch treffendere zu ersetzen.

An D r u c k f e h l e r n sind mir nur aufgefallen: XIII: *amatoria* statt *armatoria*. — 1: werden, sondern st. werden sondern. — 3, 7: *in* st. *im*. — 16, 17: *jour* st. *pour*. — 65, 15: § 16 st. § 10.

Berlin-Wilmersdorf. F r i t z S t r o h m e y e r.

Sofia Ravasi, Leopardi et M[me] de Staël. Milano, Tipografia sociale, 1910. 113 S.

Classique ou romantique? fragt Henri Hauvette in seiner 'Littérature italienne' und meint, die Freunde bestimmter Kategorien könnten in bezug auf Leopardi nur schwer auf diese Frage antworten. Denn er habe sich von der zeitgenössischen Polemik ziemlich ferngehalten und sich anfangs dem Klassizismus zugewandt, indes seine *inspiration mélancolique,* seine *sensibilité maladive,* seine *imagination éprise de tout ce qui 'inspire des idées vagues et indéfinies', de ce qui 'faute de certitude ne peut jamais nous satisfaire'*, ihn in das entgegengesetzte Lager stellten. *Ce classique, car il l'est par la conception de son art, est au fond beaucoup plus romantique que le raisonnable Manzoni,* gehöre daher zu keiner Schule, beherrsche vielmehr jede von der Höhe seines Genies aus. In seiner Meisterstudie 'Del Rinnovamento Letterario' bemerkt aber Carducci: *e forse il Manzoni è il miglior artista del romanticismo cattolico, e forse il Leopardi il più vero poeta di ciò che i tedeschi chiamano la doglia mondiale.* In diesem Sinne darf man Leopardi unbedingt zu den Romantikern zählen und mit Sofia Ravasi (S. 4) auch als *le plus grand poète romantique de l'Italie* bezeichnen. Nachdem nun durch die Veröffentlichung des 'Z i b a l d o n e', dieser reichhaltigen Sammlung von 'Pensieri di varia filosofia e di bella letteratura' des unglücklichen Recanatesen und im Anschluß daran durch Z u m b i n i s 'Studi sul Leopardi' und B e r t a n a s Aufsatz 'La Mente di G. Leopardi' (*Giorn. stor. della lett. ital.* Bd. XLI), dessen literarische und philosophische Entwicklung klar vor Augen liegt, konnte es sich nur darum handeln, einer etwaigen Beeinflussung derselben nachzugehen, wie es durch Sofia Ravasi in der obengenannten Studie geschehen ist. Im ersten Kapitel derselben weist die Verfasserin auf den A r t i k e l der Mme d e S t a ë l über die Übersetzung in der Mailänder 'Biblioteca italiana' und den daraus entstandenen Streit, sodann auf die Antwort des Sprachpedanten Gherardini, der gegenüber der Anregung der geistreichen Französin, auch moderne fremde Literaturen kennen zu lernen, bei den Alten und beim alten bleiben wollte. Wie wir weiter erfahren, trat nach einem zweiten Artikel der Mme de Staël Leopardi selbst energisch für die Tradition ein, jedoch ohne daß seine Antwort in der 'Biblioteca' aufgenommen worden wäre. Mit Mme de Staël hielt er indes im 'Zibaldone' die französische Sprache, besonders auch dem Deutschen gegenüber, für unfähig, fremde Texte kongenial wiederzugeben. Im zweiten Kapitel versucht S. Ravasi nachzuweisen, welche Bedeutung die L e k t ü r e d e r C o r i n n e für Leopardi, besonders auch für dessen philosophische Konversion gehabt, wie dem Dichter an der genialen, aber unglücklichen Heldin des Romans sein Unglück, seine Isolierung, die ihn an Tasso erinnerte, und die Ursache derselben, nämlich der Widerspruch zwischen dem Mangel äußerer Vorzüge und innerer Leidenschaft, der sich in Sappho spiegelt, zum Bewußtsein gekommen sei. Dieses

Moment führt zum Kontrast zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen der antiken und modernen Seele überhaupt, auch in der Schilderung des Schmerzes, der in der Niobe die Schönheit, in Brutus die fatalistische Energie bewahrt. So gelangen wir schließlich zur Gegenüberstellung der *conscience philosophique* und der *conscience poétique,* wobei das moderne Gefühl an die Stelle der antiken Phantasie treten muß. Im folgenden Kapitel entwickelt sich aus den philosophischen Doktrinen der Konflikt zwischen Verstand und Gefühl, ebenso aber die Notwendigkeit einer poetischen Vision des Universums. Hierbei tritt die pessimistische Behandlung einzelner Faktoren, des Alters, des Todes, der Liebe, der Ruinen und der Natur, lebhaft hervor, doch so, daß die beiden Schriftsteller den Selbstmord für egoistisch und daher verwerflich halten. Mit dem unwiederbringlichen Verlust der Antike (viertes und letztes Kapitel) erkennt der Italiener mit der Französin aber auch die Relativität der Literatur und demgemäß die verschiedenartige Beeinflussung derselben durch das Klima, wobei er merkwürdigerweise England dem Süden zugesellt. Er ahnt die Überwindung desselben durch Deutschland, natürlich wieder durch die französische Brille, und vergleicht die musikalischen Eindrücke mit denjenigen der Architektur und mit den durch den Geruchsinn vermittelten, und tritt mit Kant für eine rein ästhetische Würdigung des Kunstwerks ein, wenn er auch, durch Alfieri angeregt, den politischen als edelsten Nebenzweck gelten läßt. — Nicht bloß in der ganzen Anlage des Buches, sondern auch in vielen Einzelheiten hat die Verfasserin mit Glück die Parallele zwischen Leopardi und Mme de Staël durchgeführt, so beispielsweise für die Anschauung beider über die wirklichen Ursachen von Tassos Unglück, als Vorahnung der späteren Forschungsergebnisse Solertis, und für die zahlreichen Reflexe, wie sie sich in den Gedichten Leopardis finden, wenn auch schon hier die Analogie nicht immer ganz zutreffen dürfte. Man vergleiche aus Leopardis 'Ultimo canto di Saffo' (S. 35): *Ecco di tante / Sperate palme e dilettosi errori, / Il Tartaro m'avanza; e il prode ingegno / Han la tenaria Diva, / E l'atra notte, e la silente riva,* mit den Worten Corinnes in ihrem letzten Gesange: *Espérances, jeunesse, émotions du cœur, c'en est donc fait. Des sentiments, des pensées, peut-être nobles, peut-être fécondes, s'éteignent avec moi. J'avais choisi sur la terre et mon cœur n'a plus d'asile; vous décidez pour moi; mon sort en vaudra mieux.* In dem begreiflichen Bestreben, Leopardi so viel als möglich aus Mme de Staël 'abzuleiten', scheint die Verfasserin auch sonst gelegentlich zu weit zu gehen. So in der Annahme, Leopardi müsse die doch weniger bekannte Schrift 'De l'influence des passions' schon frühzeitig gelesen haben. Sie beruft sich (S. 49, Anm.) hierbei, wie S. 3 (*Une pensée du Zibaldone de 1820 nous révèle une lecture pénétrante et profonde, une connaissance déjà étendue de l'œuvre de Mme de Staël*), gewiß mit weniger Recht als S. 24 (*Mme de Staël, cet auteur, dont il déclarait en 1820 avoir pénétré la pensée à l'aide de l'imagination et du sentiment*) auf Zibaldone I. 408, wo es heißt: *Del resto per intendere i filosofi e quasi ogni scrittore, è necessaria come per intendere i poeti aver tanta forza d'immaginazione e di sentimento e tanta capacità di riflettere da potersi porre nei panni dello scrittore e in quel punto preciso di vista e di situazione in cui egli si trovava nel considerare le cose di cui scrive; altrimenti non troverete mai ch'egli sia chiaro abbastanza per quanto lo sia in effetto. E ciò tanto quanto in voi ne debba risultare la persuasione e l'assenso allo scrittore, quanto nel caso contrario. Io so che con questo metodo non ho trovato mai oscuri, o almeno inintelligibili, gli scritti della Staël, che tutti danno per oscurissimi.* Die Verfasserin hebt jedoch an verschiedenen Stellen, besonders in ihrem überzeugenden Schlußwort, auch die Verschiedenheit zwischen Leopardi und Mme de Staël hervor, wozu wohl die Erziehung beider gehört. Wenn nun die Verfasserin (S. 112) behauptet:

L'influence d'une même éducation est sensible chez eux, so wird dieser Satz durch die folgenden Worte: *ils sont tous les deux le produit d'une même époque; l'isolement de Récanati et de la maison paternelle a fait dans une certaine mesure de Leopardi un attardé,* nicht nur richtiggestellt, sondern auch sehr gut ergänzt. Und mit Übertragung dieses Lobes auf die ganze Untersuchung sei diese allen Freunden der Mme de Staël und Leopardis und der vergleichenden französisch-italienischen Literaturgeschichte überhaupt empfohlen.

München. G. Hartmann.

Historia de la literatura española y antología de la misma por Guillermo Jünemann. Con 27 retratos y una lámina-frontispicio. XI y 268 pág. Friburgo de Brisgovia (Alemania) 1913; B. Herder, librero-editor pontificio.

Diesen Abriß der spanischen Literaturgeschichte (S. 1—143) charakterisiert ein gewisser Schwung in der Darstellung, der allerdings manchmal in ein mehr oder weniger selbstgefälliges Wortgeklingel ausartet, und das Bestreben des Verfassers, seine Ansichten über einzelne literarische Erscheinungen wie über ganze Literaturen in wenige Schlagwörter hineinzuzwängen, ein Verfahren, das naturgemäß hier und da zu einer wenn auch ungewollten Entstellung des wirklichen Sachverhalts führen muß. Je mehr J. über die Literaturen der Völker nachdenkt, desto größer wird in seinen Augen die spanische, desto kleiner die übrigen: '*incompleta la latina, informe la inglesa, heterogénea la alemana, frívola la francesa, la italiana vacía, nulas las demás. La única que permanece en su alto pedestal, es la griega.*' Indem J. dann eine allgemeine Betrachtung über die spanische Literatur anstellt, sagt er u. a., daß dem Spanier die Römer, Goten und Araber ihren Stempel unverwischbar aufgedrückt haben (S. 3): '*Al español más que á los otros latinos hízole romano el romano: hízole fuerte. Más que á los otros góticos, hízole godo el godo: hízole generoso. Hízole más arabe que á los otros agarenos el árabe: hízole fantástico.*' Und bei einer dem Verfasser so geläufigen Gegenüberstellung der charakteristischen Eigenschaften verschiedener Schriftsteller äußert er: '*Llora y ríe Fernán (Caballero), Trueba sonríe y llora; Pereda ríe franco y alegre; Coloma ahoga adusto risas y llantos,*' ein Urteil, das durchaus anfechtbar ist, auch wohl nur auf rhetorische Wirkung berechnet ist.

Bei der Darstellung der Literatur des letzten Jahrhunderts scheint dem Verfasser mitunter das für einen Literarhistoriker notwendige Maß von Unparteilichkeit und gutem Geschmack verloren gegangen zu sein. So wird José de Echegaray beispielsweise (S. 140) mit acht Zeilen abgetan, die an diesem Dramatiker kein gutes Haar lassen: '*E. ha logrado, estudiando hábilmente al público, señorearle con sus dramas, de cierta buena disposición escénica, pero efectistas y horripilantes, de estruendo, crímenes y horrores, de sangre y de cadáveres ... No hay en el teatro de España cosa peor: ni peor pensada ni peor escrita, que el Gran Galeoto. El cual señala el confín postrero de la perversión á que puede tocar el gusto público en la privilegiada tierra del drama.*' Armer Echegaray! — Seine Ausführungen über Pérez Galdós, der nur einer Gegenüberstellung mit Fernán Caballero gewürdigt wird, die natürlich zu seinen Ungunsten ausfällt, schließt J. mit den Worten: '*Galdós escribe para el día, y lo que para el día se escribe, con el día muere.*' Gewiß sind nicht alle Schriften von Galdós für die Ewigkeit geschaffen, aber eine stattliche Reihe von ihnen — ich nenne 'Gloria' an erster Stelle — wird auch in kommenden Jahrhunderten noch aufmerksame Leser finden. Soilte

der kirchlich-freisinnige Standpunkt ihres Verfassers den Autor der Literaturgeschichte verschnupft haben? — Wenn man sich schon über die Auslassung von Schriftstellern wie Hartzenbusch, Leopoldo Alas, Emilia Pardo Bazán, Palacio Valdés, Blasco Ibáñez u. a. wundern muß, so ist es doch geradezu unverständlich, daß neben dem Jesuitenpater Luis Coloma der als Romanschriftsteller viel bedeutendere Juan Valera, der Verfasser der unsterblichen 'Pepita Jiménez', und Pedro Antonio de Alarcón nicht einmal erwähnt worden sind. Über diese Lücken, die, wenn sie beabsichtigt sind, eine ungehörige Einseitigkeit in der Darstellung bedeuten, vermag auch die den zweiten Teil des Buches ausfüllende Anthologie nicht hinwegzutäuschen.

Frankfurt a. M. S. Gräfenberg.

Gustave Jakob, docteur de l'université de Paris, docteur en philosophie de l'université de Leipzig. L'illusion et la désillusion dans le roman réaliste français (1851 à 1890). Paris, Jouve et Cie, 1913. 142 S., 3 Bl. 8.

'La désillusion même, dans l'individu, a des conséquences destructives: généralisation fausse d'une mauvaise expérience, affaiblissement de la volonté, dérangements plus ou moins graves du système nerveux causant la maladie nerveuse, la folie, la mort, le suicide. — Puisque cette désillusion et ces conséquences se montrent, par des romans plus ou moins autobiographiques, chez un grand nombre d'esprits avancés de la seconde moitié du XIXe siècle, elles doivent se répéter, à mesure que le romantisme devient plus populaire (par les opérettes par exemple) dans les masses. Ainsi l'introduction d'éléments pessimistes et réalistes dans la matière de l'enseignement s'impose. Éviter les désillusions, c'est diminuer les maladies, les suicides et peut-être les crimes. — Que cette idée serve de justification morale à ce travail. Car je ne crois pas que quelqu'un, sous prétexte de science pure, ait le droit de faire un travail inutile.' Man verzeihe das lange Zitat. Aber diese Sätze, die am Schluß von Jakobs Studie stehen, sind zu bezeichnend für den Geist, in dem sie verfaßt und vorgetragen ist, als daß man sie unterschlagen dürfte.

Die Einleitung setzt erstens auseinander: daß die Arbeit des Verfassers etwas Neues bedeutet, *un travail de psychologie littéraire comparée*, den Versuch, die Ergebnisse der modernen Psychologie für die literarische Kritik nutzbar zu machen und zugleich die Psychologie auf die reiche Fundgrube von Tatsachen und Beobachtungen aufmerksam zu machen, die sie in der Literatur finden kann. Engere Fühlung zwischen den beiden Disziplinen ist ein schönes Ideal, und gerade die Literaturbetrachtung und Literaturgeschichte könnte von der Psychologie manches lernen, wofern sie sich nur bemüht, in ihr etwas anderes als wissenschaftliche Drapierung für Gemeinplätze zu suchen. Daß Jakob philosophische, psychologische und psychiatrische Bücher in Menge gelesen hat, davon zeugen die Fachausdrücke und Formeln, die buntscheckigen Zitate, von denen seine Seiten wimmeln. Was er aber wirklich zu sagen hat, hätte auch ohne solche Ausbreitung von Belesenheit und Gelehrsamkeit gesagt werden können.

Die Einleitung setzt zweitens auseinander: daß der französische Realismus zwischen 1851 und 1890 eine Berichtigung der romantischen Illusionen bedeutet, zu der besonders die Ereignisse von 1851 und 1871 mit ihren harten Enttäuschungen gedrängt haben. Wie in dieser Literatur die Illusionierungen und mehr noch die Ernüchterungen künstlerisch gestaltet werden, will Jakob an Typen aus dem Werk von fünf Schriftstellern veranschaulichen, aus dem Werk von Flaubert, Daudet, Maupassant und den Goncourts. Zu dem Zwecke gibt er eine Reihe von bald eingehenden, bald recht oberflächlichen Analysen der betreffenden Romanfiguren, Beschreibungen ihrer see-

lischen und geistigen Zustände, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet (*illusions religieuses — politiques* usw.). Warum gerade diese fünf Männer? Warum zum Beispiel nicht auch Zola? Weil dessen Personen, soweit sie hereingehören würden, eher pathologische Typen sind, Opfer von Halluzinationen, antwortet Jakob, nimmt aber ruhig Flauberts heiligen Antonius und Daudets kranken Obersten Jouve auf. Warum nicht auch (fragt man weiter) Bourget und Huysmans, die so ungemein bezeichnende Werke wie *Mensonges, Le disciple* und *A rebours* geschaffen haben, und von denen namentlich der letztere das ohnehin sehr dürftige Kapitel über die religiösen Illusionen etwas hätte bereichern können? Und warum fehlt Henri Becque? Natürlich, weil er Dramatiker ist! Aber eben, daß er Dramatiker ist, mußte Jakob die Vermutung nahelegen, daß der Kreis weiter zu ziehen war, oder daß mindestens, wenn schon der Roman für sich ausgeschnitten werden sollte, doch der Zusammenhang nicht vergessen werden durfte, da die betonte Vorliebe für das Thema der Illusionierung und Ernüchterung der ganzen Literatur dieser Zeit und über 1890 hinaus in hohem Grade eigentümlich ist, Dichtern wie Leconte de Lisle, Baudelaire und Sully Prudhomme so gut als Becque, Daudet oder Flaubert. Ich hätte noch viele Einwendungen zu machen. Aber vielleicht wendet mir der Verfasser ein, daß ich gar nicht verstanden habe, worauf es ihm ankam, welche Probleme er sich überhaupt stellen wollte. Wenn das der Fall ist, wünsche ich ihm nur, daß die Schuld daran ganz auf meiner Seite liegt.

Bonn. H. Heiss.

Maurice Mignon, Études de littérature italienne. Paris, Hachette, 1912. VI, 307 S. Fr. 3,50.

Von den sieben Nummern dieses Bandes der 'Bibliothèque variée, format in-16, littératures étrangères, œuvres et histoire littéraire' dürften diejenigen über Cathérine de Sienne, Les lettres et les arts à Florence und Carlo Goldoni strenggenommen kaum als *études* zu bezeichnen sein, da sie, wenn auch flott geschrieben, sich wesentlich an die Briefe der Heiligen, die bekannte Entwicklung der Renaissance in Florenz und die Memoiren des venezianischen Lustspieldichters anlehnen. Mit dieser Behauptung sollen einzelne Gesichtspunkte durchaus nicht unterdrückt werden, wie die Vergleichung Leopardis mit Katharina, die beide der Devise *amore e morte* huldigten, die Betonung der *grandeur* und der *grâce* als leitender Kräfte in Florenz oder des Unterschiedes zwischen Molière und Goldoni. Hierüber bemerkt der Verfasser treffend (S. 145): *Celui qui le premier l'appela le Molière de l'Italie — mot qui n'eut que trop de succès par la suite — non seulement se trompa du tout au tout, mais fit un tort immense à la renommée de l'auteur italien ... En art, ils veulent suivre la nature, mais Molière la fouille jusqu'à ses derniers replis, Goldoni l'effleure à peine; Molière est sombre, Goldoni joyeux, Molière fait tourner une comédie autour d'un seul caractère ...* Tiefer und origineller angelegt sind jedenfalls die wirklichen *études*, La comédie italienne de la Renaissance, Musset et l'Italie, Giosué Carducci und die kürzere, Giovanni Pascoli. In der ersten hebt der Verfasser u. a. die humorverdrängende Ironie und den Druck des lateinischen Vorbildes als Ursachen der Inferiorität der italienischen Komödie hervor (*lorsque la grande comédie aurait pu naître, la littérature était morte*, S. 94). In dem Aufsatz über Musset und Italien sind vor allem beachtenswert die Schilderung seines persönlichen Verhältnisses zu diesem Lande, die Gründe, warum er Dante und Leopardi nicht besser würdigte: *Il était trop proche de Voltaire pour pouvoir goûter Dante* (S. 183), während er doch als Romantiker die göttliche Komödie be-

trachtete. Wenn der Verfasser die gleichartigen Züge bei Musset und Leopardi deutlich kennzeichnete, so ist ihm dies in bezug auf die Verschiedenheit der beiden Dichter etwas weniger gelungen. Sieht er doch in Leopardi noch zu sehr den Klassiker und beachtet auch zu wenig, wie sehr sich der Italiener mit seinem siechen Körper in Liebe verzehrt und sich damit von dem liebesatten Franzosen unterscheidet. Um so sicherer folgen wir der Darstellung von Carduccis und Pascolis Eigenart, von denen der erste gleich Leopardi *procède par vastes généralités et puissantes synthèses* (S. 292), indes sein Nachfolger auf der Lehrkanzel wie auf dem Parnaß, *caractérisé par cette recherche, quelquefois excessive du détail concret* einen in Auge, Ohr und sogar Nase ausgeprägten Sinn für die Natur im kleinen zeigt. Die eingehende lichtvolle Studie über Carducci bildet wohl den Höhepunkt der ganzen Sammlung M.s, der seinen Landsleuten die im Vorwort erhoffte Anregung zum Studium größerer Werke über die italienische Literatur reichlich geboten hat.

München. G. Hartmann.

Lavinia Mazzucchetti. Schiller in Italia. Milano, Hoepli, 1913. 363 S. L. 4,50.

Schiller è dunque — so heißt es auf S. 20 dieses Buches — *fra i pochissimi grandi tedeschi del suo tempo che non abbiano oltrepassato mai i confini di Germania e tra i pochi che non abbiano subito l'attrazione dell' Italia dove sul finire del secolo decimottavo pellegrinavano non solo i massimi, come Lessing, Herder, Goethe e tanti e tanti altri* ... Wie Schiller Italien 'nicht gekannt, nicht geliebt und nicht empfunden hat', wie selbst die Werke, deren Schauplatz er dorthin verlegte, nicht von diesem Lande angehaucht sind, so hat, meint die Verfasserin, auch er nur eine geringe Wirkung nach Italien ausgeübt. L. M. beschreibt nun, wohl um auf sicherem Boden zu stehen, diese Wirkung nur bis zum Jahre 1830, und zwar unter den Gesichtspunkten der Fama und des Influsso des Dichters. Dabei handelt es sich in beiden Fällen wesentlich nicht um den echten Schiller, sondern um ein von den Italienern durch die französische Brille, zunächst durch diejenige der Mme de Staël, geschautes Dichterbild. 'De l'Allemagne' war in Italien fast ebenso bekannt wie in Frankreich, und die geistreiche Französin konnte den deutschen Humanismus, die Sehnsucht nach dem klassischen Altertum, nicht von der Romantik lösen, verstand es auch nicht, von der äußeren Form mit ihrem historischen Aussehen in das Innere vorzudringen. Bertola (1784) und Andres (1785) wußten zwar von deutscher Literatur, aber noch nicht von Schiller zu berichten, dessen Räuber vorerst wieder auf dem Umweg über Frankreich und dort umgewandelt nach Italien drangen. Durch den Conciliatore, 1818—19, das *foglio azzurro* der jungen antiösterreichischen Romantiker Oberitaliens, in welchem auch Silvio Pellico mit seiner Schillerbegeisterung zu Worte kam, und in welchem eine ganze Nummer der Maria Stuart gewidmet war, wurde das Interesse für den Staëlschen Schiller unter dem Einfluß der Vorlesungen A. W. von Schlegels sichtlich gehoben. Maria Stuart wurde außerdem in mancherlei Bearbeitungen von der Marchionni und von Gustavo Modena, schon lange vor der Ristori, vorgeführt, wurde aber auch als Operntext und sogar zum Ballett verarbeitet. Daneben begegnen wir dem Wallenstein, bis man durch die Übertragung von Andrea Maffei den direkten Weg zum deutschen Schiller fand, den der in mancher Beziehung so geistesverwandte Giuseppe Mazzini endlich richtig erfaßte. Wir sahen mit L. M. schon bisher, daß der Dramatiker die Italiener mehr interessierte als der Erzähler und Lyriker, abgesehen von wenigen Gedichten, insbesondere 'den Göttern Griechenlands', die ihm auch die Anhänger der klassischen Dichtung teilweise gewannen.

Der Theaterdichter hat nun auch eine Reihe von italienischen Dramen der romantisch-historischen Richtung beeinflußt, und wie dies geschah, sucht die Verfasserin im zweiten Teil ihres Buches an zahlreichen Beispielen, vor allem an Manzonis Carmagnola und Adelchi in einem *lungo capitolo manzoniano che direi già troppo lungo,* darzutun. Wie Manzoni in Frankreich den Wallstein Benjamin Constants kennenlernte, sich dadurch für das historisch-nationale Drama, für den deutschen Shakespeare begeisterte, wie er aber auch durch sein Verhältnis zu Goethe als von diesem abhängig gedacht wurde, das alles schildert L. M. überzeugend, indem sie in bescheidener Weise einem Kritiker vom Range eines Zumbini entgegentritt. Dieser fand in Carmagnola mehr Ähnlichkeit mit Egmont als mit Wallenstein, während der italienische Condottiere doch eher *ambizioso* und *sentimentale, avido di potere* gleich dem Helden Schillers, als *spensierato* und *meno egoista,* wie diejenige Goethes erscheine. Auch Carmagnolas Tochter weiß die Verfasserin unserer Thekla etwas näher zu rücken, und in einem eingehenden Exkurs über den Chor meint sie (S. 259): *il sublime cristianesimo manzoniano è un' interpretazione della vita molto diversa dal moralismo areligioso e dal fatalismo misterioso cui è informata la Sposa di Messinà. Tuttavia l'affinità è ancora riconoscibile allorchè tutt' e due i poeti devono illuminare colla loro lirica l'amore alla libertà ed alla patria ed il senso di giustizia.* Die letzten Augenblicke Ermengardas, der Schwester Adelchis, erinnern L. M. mehr an Maria Stuart als an Katharina in Shakespeares Heinrich VIII., während sie mit sichtlicher Freude eine Stelle aus dem Chore des vierten Aktes: *Altre infelici dormono / Che il duol consunse; orbate / Spose dal brando, e vergini / Indarno fidanzate,* nicht von Schillers Jungfrau von Orleans (II, 7) 'Wie viele Mütter dieses Landes kinderlos, / Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel / Verlobte Bräute Witwen worden sind durch euch!', sondern aus der Hekabe des Euripides ableiten möchte, nämlich aus V. 322 ff.:

εἰσὶν παρ' ἡμῖν οὐδὲν ἧσσον ἄθλιαι[1]
γραῖαι γυναῖκες ἠδὲ πρεσβῦται σέθεν
νύμφαι τ' ἀρίστων νυμφίων τητώμεναι.

Neben Manzoni bespricht die Verfasserin noch einige Tragediografi minori, besonders Silvio Pellico, Carlo Marenco und G. B. Niccolini, der von der Mythologie zum Mittelalter, von 'Ino e Temisto' zu seinem bekanntesten Stücke, 'Arnaldo da Brescia', vorrückte, das gelegentlich an Don Carlos und an Wallenstein erinnert. — Zum Schlusse seien noch ein paar kleinere Versehen angemerkt: S. 194 heißt es in einem Zitat von Theodor Körner: *Morto sul campo di Lipsia il 28. ottobre 1813,* S. 215: *Wallenstein che — è indotto ad offrire l'opera sua e quella de' suoi mercenari agli Svevi,* und S. 209: *Goethe è sino dal 1825 l'autore di Werther.* Der Schluß dieses Satzes lautet: *e tutti sanno che un capolavoro è il nemico peggiore per la diffusione delle altre opere minori,* was wohl nicht alle wissen bzw. gutheißen dürften. Die Mahnung, man solle sich des Namens Leopardi *quale caposcuola in controaltare al Manzoni e il romanticismo* (S. 155) nicht mehr bedienen, ist schon 1910 in einer Studie über Leopardi und Mme de Staël von Sofia Ravasi befolgt worden. Wie diese war auch L. M. so glücklich, einen erfreulichen Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte zu bieten, wenn sie auch selbst einmal bescheiden von den Frauen sagt: *dico delle fortunate che leggono e che non scrivono.*

München. G. Hartmann.

[1] Nicht *ἄσσον ἤθλιαι,* wie auf S. 283 zu lesen ist.

Walter Dederich, Die lexikographischen Eigentümlichkeiten des Frankoprovenzalischen nach dem Atlas linguistique de la France (Karte 1—1421). Bonner Diss. Neuchâtel (Schweiz), Attinger Frères, 1911.

Der Verfasser wurde zu der vorliegenden Arbeit angeregt durch die Worte Morfs in dem Aufsatze über *Mundartenforschung und Geschichte auf romanischem Gebiet*:[1] '... Dieses Frankoprovenzalische ist bisher wesentlich auf lautliche Merkmale hin charakterisiert worden, zu denen bekanntlich auch tiefgreifende Akzentverschiebungen gehören. Der zukünftige Darsteller wird, da nun der *Atlas linguistique* vorliegt, es auch wortgeschichtlich zu charakterisieren haben: die Blätter des Atlas überraschen durch die Fülle eigener Wörter, welche dieser östliche Sprachwinkel bietet. Er offenbart sich auch wortgeschichtlich als kraftvolles Sprachzentrum.' Daß eine von geographischen Gesichtspunkten ausgehende Darstellung der Eigentümlichkeiten des frankoprovenzalischen Wortschatzes wünschbar ist, unterliegt keinem Zweifel. Es dürfte aber kaum die Meinung Morfs gewesen sein, daß diese Aufgabe von einem Anfänger gelöst werden könne; sie geht weit über die Kräfte eines Doktoranden, der für sprachliche Untersuchungen nicht ganz ungewöhnlich begabt ist. Dederich war seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen; das muß hier bei aller Sympathie, die man dem Wagemut eines eifrigen Schülers entgegenbringt, ohne Umschweife gesagt werden. Sonst läuft die sprachgeographische Forschung Gefahr, zum Dilettantismus zu werden. Um ähnlichen Entgleisungen bei der Beschäftigung mit dem *Atlas linguistique* vorzubeugen, mag die Dissertation von Dederich hier etwas ausführlicher besprochen werden, als es sonst wohl nötig wäre.

Der Verfasser sah sich zwei Arten von Schwierigkeiten gegenüber: einmal denen, die jeder wortgeschichtlichen Studie anhaften und die um so größer werden, je umfangreicher und je disparater der zu untersuchende Wortschatz ist;[2] zweitens den besonderen Schwierigkeiten, die sich dem Benutzer des *Atlas linguistique* in den Weg stellen. Dederich ist sich weder der einen noch der anderen deutlich bewußt geworden, sonst wäre er beizeiten von seinem Thema zurückgetreten.

Daß ihm die Vertrautheit mit den Grundprinzipien der etymologischen Forschung abgeht, beweist er auf jeder Seite. Ich greife einige charakteristische Beispiele heraus:

P. 978[3] des *Atlas linguistique* (Nendaz, Wallis) sagt für lier (les gerbes) *ẽdzoca* (vgl. K. 767). Dederich führt dieses Wort S. 31 auf ein supponiertes *iniunctare zurück. Was aus dem *nct* des Etymons geworden ist und wo das *a* des Dialektwortes herstammt, verschweigt er uns. Es handelt sich natürlich um *[enjaveler]*. Wir befinden uns in dem Gebiet, auf dem intervokales und anlautendes *l* und *r* schwinden. Das konnte Dederich erfahren, auch ohne den *Petit Atlas phonétique du Valais roman* von Gilliéron und den Aufsatz über die *Régression linguistique* von Gauchat (in *Festschr. z. 14. Neuphilologentage in Zürich 1910*) zu kennen. Wenn er im

[1] *Bulletin de dial. rom.* 1 (1909), S. 13.

[2] Daß bei der Beschränkung auf eine kleine Begriffssphäre und bei der Verbindung wortgeschichtlicher mit sachgeschichtlichen Studien auch der Anfänger zu recht schätzenswerten, oft sogar wertvollen Resultaten kommen kann, haben eine Reihe von Züricher Dissertationen gezeigt.

[3] Es empfiehlt sich, die Nummern der Punkte des Atlas mit P., die der Karten mit K. zu bezeichnen. Bei der Lektüre der Arbeit von Dederich, wo diese Bezeichnungen fehlen, ist man fortwährenden Verwechslungen ausgesetzt.

Atlas einige Karten rückwärtsblätterte, so fand er für si vous vous levez (K. 764) in Nendaz *ʃe vo voʒ ra.* Daß man im Wallis die Getreidehalme zu Büscheln (*javelles*) vereinigt und diese auf dem Felde zum Trocknen aufstellt, konnte er nicht wissen; aber die Bemerkungen zu P. 965 (Savoie) der K. 641 (*lier les gerbes*) konnte ihn auf die richtige Spur führen. Diese Bemerkung lautet: 'on ne fait pas de gerbes, mais bien de grosses bottes avec plusieurs javelles réunies.' *Enjaveler* bieten Bridel, Boillot und Odin, von denen die beiden ersteren Dederich zur Verfügung standen. Bridel: *einzevalla* 'mettre le blé fauché en javelles, de *zevalla*, javelle (Valais)'. Boillot: *oʒovla* 'mettre le blé en gerbe'. Odin: *èdzevalâ* 'enjaveler'. Übrigens auch piem. *angiavlè* 'legare i covoni' (Zalli). Ich habe das Wort in dem prov. Dialekt von Sampeyre im Varaitatal gehört. Vgl. auch Mistral *engavela, agavela.*[1] Wegen des *o* von *ĕdzoea* vgl. die Formen des Aostatales auf der Karte 526 (des fagots) und Cerlogne, *Dict. du pat. valdôtain* unter *dzovalla.*[2]

Zu einem *tjok* des Dialektes von Lens (P. 979, Wallis) mit der Bedeutung moineau (K. 866) bemerkt der Verfasser S. 85: 'Die lautlichen Verhältnisse legen frz. *coq* nahe, das seinerseits in der ganzen Gegend *poulé* heißt',[3] ohne zu bedenken, daß *k* vor einem Hinterzungenvokal in der ganzen Romania nirgend palatalisiert wird.

Wenn Dederich hier, was richtig war, doch wenigstens die Karte coq nachgeschlagen hat, so hat er sich dagegen S. 122 mit dem ersten Einfall begnügt bei der Erklärung von *hlu də puk* = coquelicot (K. 321) in Vissoye (P. 989, Wallis). Die Karte Pâques (970) hätte ihm für denselben Punkt *pafwə* gegeben. Das Lautliche allein hätte also genügt, um den Einfall abzuweisen, ganz abgesehen davon, daß der Mohn nicht zu Ostern blüht und daß benachbarte Punkte deutlich zeigen, daß wir ein *[fleur de pavot]*[4] vor uns haben. Wegen der Monophthongierung von *au* vgl. etwa die Karten mûre (891) und sureau (1270). Epenthetisches *k* hat der Verfasser in anderen Fällen richtig erkannt.

S. 106 wird ein *bröʃka* (fem. des piemont. *brysk* = 'scharf', vgl. Zalli unter *brusch*) in *erba bröʃka* = oseille (K. 954) des Aostatales mit dem Stamme broc 'spitz, scharf' in Beziehung gebracht. Wie das *ʃ* hereingekommen ist, bleibt unerklärt.

Ebenso kühn wie über lautliche Verhältnisse schreitet der Verfasser über semasiologische Schwierigkeiten hinweg. Daß zwischen einem Hahn und einem Sperling nicht gerade große Ähnlichkeit besteht, wird sich der Leser schon gedacht haben. Rätselhaft bleibt, wie ein Brunnentrog mit einem Darm in Beziehung gebracht wird (vgl. Ded. S. 117, 118 zu abreuvoir, auge, fontaine). Es handelt sich um den lexikologischen Typus bullj, über den zuletzt Jud in *Dalla storia delle parole lombardo-ladine* gehandelt hat (*Bullet. de dial. rom.* III, 71—74).

djabñatsõ (K. 68, P. 70) für aubépine wird S. 121 durch diable + hache + one erklärt!

[1] Das Wort wird auch von Wörterbüchern der Schriftsprache verzeichnet, z. B. *Dict. gén.* mit der Bedeutung 'mettre (le blé) en javelles'. Von nordfranz. Dialektwörterbüchern sei speziell auf Verrier u. Onillon, *Glossaire de l'Anjou* verwiesen: *enjaveler* 'réunir les javelles en gerbes (et non: mettre le blé en javelles)'.

[2] Das Wörterbuch von Cerlogne hätte Dederich auch in anderen Fällen gute Dienste geleistet.

[3] Was übrigens nicht zutrifft, da im Frankoprovenzalischen auch pullus weit verbreitet ist. *poulé* schreibt Dederich für *poulet.*

[4] In eckige Klammern setze ich französierte Typen. Die Vokalqualitäten und -quantitäten bezeichne ich bei den zitierten Dialektwörtern nicht.

i tape lə tenegvro in Evolena (P. 988, K. 1315 il tonne) soll il tape + lat. tenebru (sic!) sein (S. 108).

Damit komme ich zu einem weiteren Punkte. Die Beschäftigung mit dem *Atlas linguistique* und mit den sprachgeographischen Arbeiten von Gilliéron und anderen führt dem Forscher — sollte man meinen — die Bedeutung der geographischen Zusammenhänge recht eindringlich vor Augen. Allein auch diese vernachlässigt Dederich vollständig. Wie könnte er sonst ein *tenegvro* von dem *[tonnerre]* seiner Umgebung, ein *blu də puk* von benachbartem *[parot]* trennen? Wie könnte er S. 115 in einem *brõ* der savoyischen Dialekte (K. 818 marmite) ein frz. brun, ital. bruno sehen, während er in dem dicht danebenstehenden *brõsa* frz. bronze erkennt und die Karte zum Überfluß in P. 945 (H. Savoie) und P. 933 (Savoie) *brõz* und in P. 987 (Aostatal) *brõs* bietet? Das Wort ist, wie die Namen anderer Küchengeräte, dem Piemontesischen entlehnt. Zalli, den Ded. viel zu wenig benutzt hat, bietet *brouss*, *bronssa* und *bronssin*.

Der erfahrene Forscher wird Wörtern gegenüber, die isoliert auftreten, besonders vorsichtig sein. Er wird zunächst versuchen, sie einem größeren Zusammenhang einzuordnen, und nur wenn dies mißlingt, zögernd eine Etymologie vorschlagen, die auf eine einzige Form aufgebaut ist. Sorgfältig wird er dabei sich nach Analogien an anderem Wortstoff oder auf anderen Sprachgebieten umsehen, die seine Vermutung zu stützen geeignet sind; denn je breiter die Basis, desto sicherer die Etymologie. Dederich läßt gerade an solchen Wörtern seine etymologische Abenteurerlust aus. Mit welchem Erfolge, haben schon einige der oben angeführten Beispiele gezeigt. Hier noch ein besonders charakteristisches: K. 1409 des Atlas gibt für tu ne vois done pas in Aosta (P. 975) *t apese pa*, d. h. *[t'aperçois pas]*. Dederich sieht darin S. 30 das Verbum aspicere, ohne zu überlegen, daß dieses auf dem gesamten Gebiete der Romania nirgend erhalten ist, von den lautlichen Schwierigkeiten, die ein solches Etymon bieten würde, ganz abgesehen. Etyma wie bene + ora + one (S. 30), *discutiare (S. 31), excipere + veru (S. 31), potare + Präf. trans (S. 45) usf. seien lieber verschwiegen.

Es gehört zum Etymologisieren eine gewisse Findigkeit, die vielleicht Dederich nicht ganz abgeht; es gehört aber auch eine Ausdauer dazu, die sich nicht mit dem ersten Einfall begnügt, sondern die geduldig das Material zusammenträgt und dann erst urteilt. Dederich hätte, auch wenn er nur die Hilfsmittel, die er in seiner Bibliographie anführt, gewissenhaft und geduldig benutzt hätte, manchen Irrtum vermeiden können. In vielen anderen Fällen reichten sie freilich nicht aus; wer etymologische Untersuchungen auf ein so kleines Gebiet beschränkt, wie es das Frankoprovenzalische ist, der wird auf Schritt und Tritt sich groben Täuschungen aussetzen.

Wie steht es nun aber mit Dederichs Kenntnis des frankoprovenzalischen Sprachgebietes? Für den, der die Eigentümlichkeiten des Wortschatzes einer Gegend untersuchen will, ist die Vertrautheit mit der kulturellen und sprachlichen Eigenart dieser Gegend das erste Erfordernis. Wenn der Verfasser sich diese nicht durch einen Aufenthalt auf frankoprovenzalischem Boden erwerben konnte (was mir im vorliegenden Falle unerläßlich geschienen hätte), mußte er alle schriftlichen Quellen herbeiziehen (und es fehlt an ihnen nicht), die ihm diese Vertrautheit vermitteln konnten. Er hat es nicht getan. Was kulturelle Verhältnisse betrifft, äußert sich das in manchen Kleinigkeiten. S. 79 wird als Beispiel einer Bedeutungsverschiebung angeführt, daß zwei savoyische Gewährsleute dans les champs mit *[dans les prés]* wiedergegeben haben. Von einer Bedeutungsverschiebung kann natürlich nicht die Rede sein, was schon daraus hervorgeht, daß die vorausgehende Karte für isoliertes champ an den beiden Punkten *ʒɑ̃* aufweist. dans les champs ist dem Satze porter le fumier dans

les champs entnommen. In einem Berglande mit überwiegendem oder fast ausschließlichem Wiesenbau kommt man weit häufiger dazu, die Wiesen zu düngen als die Felder. Aus ihrer Vorstellung heraus haben die beiden Gewährsleute 'Wiesen' statt 'Felder' eingesetzt; der eine hat sich übrigens, wie aus dem Atlas zu ersehen ist, nachträglich korrigiert. Das auf derselben Seite angeführte *[menuisier]* der Karte charpentier im Aostatale hat seine Bedeutung nicht verschoben, sondern erweitert: es bedeutet 'Zimmermann' und 'Schreiner' zugleich, wie der Vergleich mit der Karte menuisier (K. 838) zeigt. In primitiven Verhältnissen, so überall in den piemontesischen Alpen, sind die beiden Berufe nicht getrennt. Zimmermann und Schreiner sind eine Person. Das *[oindre]* für cirer (les souliers) von P. 988 (Wallis, K. 294, Ded. S. 80) bedeutet nicht 'wichsen' sondern 'einschmieren'. Die Walliser Bauern behandeln die Schuhe mit Fett, nicht mit Wichse.

Das sind, wie gesagt, Kleinigkeiten, die aber doch die Deutung des Wortschatzes beeinflussen; ohne Sachgeschichte keine Wortgeschichte! Viel schlimmere Folgen hat die Unkenntnis der kulturellen Grundlagen sprachlicher Tatsachen, wenn es sich darum handelt, Beziehungen zwischen dem Wortschatz zweier Gebiete, wie etwa zwischen dem Wallis und dem Piemont, aufzudecken. Die sprachliche Sonderstellung des Wallis wird erst dem völlig klar, der weiß, daß es mit den Westalpen eine kulturelle Einheit bildet, die sich scharf von den nördlicher gelegenen Gebieten scheidet. Berneralpen und Genfersee stellen eine Kulturgrenze par excellence dar, deren geographische und geschichtliche Bedingtheit ihrerseits wieder gründlicher Erforschung bedürfte.

Doch nicht nur die Kultur, auch die Sprache der untersuchten Gegend ist Dederich keineswegs vertraut. Wie könnte er sonst (S. 103) ein *sõz la e fermañe* [= *ils sont allés aux fermailles* = 'ils sont fiancés'] erklären mit 'ils sont liés et fermaillés', ein *sañacte* (S. 107), das Gilliéron aus Versehen in zwei Wörtern geschrieben und das *[saillic]* 'printemps' darstellt, als saillie + temps auffassen;[1] wie könnte er (S. 128) zu *la tīsa garņa* (wo *garņa* das regelmäßige Partizip zu *[garnir]* ist), die Bemerkung machen 'mit Konjugationswechsel' usf.?

Die speziellen Schwierigkeiten, denen der Benutzer des Atlas begegnet, sind Dederich nicht ganz entgangen; aber er hat sie ungenügend durchdacht und nicht die Konsequenzen daraus gezogen.

Als Grundlage für etymologische Untersuchungen haben bis jetzt vorzüglich Wörterbücher gedient (von anderen Hilfsmitteln sehe ich hier ab). Als Wörterbuch kann auch der Atlas aufgefaßt werden. Er unterscheidet sich aber von anderen Wörterbüchern in vier Hauptpunkten:

1. Er ist ein Begriffswörterbuch, nicht ein Wortwörterbuch.
2. Er ist ein Parallelwörterbuch, das die Übersetzungen für einen gegebenen Begriff geographisch anordnet.
3. Der gebotene Stoff ist individuell, unkontrolliert und unretuschiert: er hat bis zu einem gewissen Grade Zufallscharakter.
4. Der gebotene Wortschatz ist unvollständig.

Zu 1.: Das Begriffswörterbuch hat, besonders wenn es zugleich Parallelwörterbuch ist, den Vorteil, daß es die Grundlagen für die Namengebung deutlicher als ein Wortwörterbuch vor Augen rückt. Es hat den Nachteil, daß es einen lexikologischen Typus schwerer erkennen läßt, weil wir nicht alle seine Bedeutungen nebeneinander angeführt finden.

Ich denke, wenn Dederich (S. 58) in einem Wörterbuche von Lens (P. 979) gesehen hätte, daß *fup*, das die K. 484 des Atlas für essieu gibt, auch

[1] Vgl. dazu Merlo, *I nomi rom. delle stagioni e dei mesi*, S. 53, ein Buch, das Ded. nach seinen Angaben benutzt hat. Über die -ectu-Partizipia vgl. Jaberg, *Assoz. Ersch.* S. 84 und 93 ff.

'Spindel' bedeutet (vgl. K. 1575), so würde er kaum gezögert haben, darin fusum zu erkennen;[1] ebensowenig würde er (S. 59) *grc* (P. 917) = 'grand-père' (K. 663) unter den etymologisch ungedeuteten Wörtern angeführt haben, wenn es in einem Wörterbuche von Replonges (= P. 917) unter *grc* = 'grand' angeführt worden wäre; er wäre wohl (S. 61) nicht über die Etymologie von *kura, kora, kure* (nach K. 1385 = vider an drei Punkten des Wallis) im Zweifel gewesen, wenn er neben der Bedeutung 'leeren' die Bedeutung 'reinigen, ausmisten' gefunden hätte. (Vgl. Bridel, *coura, cora, cura*, 'récurer, nettoyer un vase, enlever le fumier d'une étable'; siehe auch Jaberg, *Assoz. Ersch.* S. 6 u. 24 f., Fankhauser, *Val d'Illiez* § 125 etc. Vgl. folgende Seite Anm. 6.)

Diesem Übelstande begegnet jetzt bis zu einem gewissen Grade die *Table de l'Atlas ling. de La France*,[2] die Ded. noch nicht benützen konnte. Sie hilft feststellen, ob ein lexikologischer Typus, den man als Namen für einen bestimmten Begriff gefunden hat, auf anderen Karten auch als Name anderer Begriffe vorkommt. Allein auch sie entbindet den Forscher nicht der Pflicht, Dialektwörterbücher (und andere sprachwissenschaftliche Hilfsmittel) im weitesten Umfange herbeizuziehen.

Zu 2.: Die geographische Anordnung des Stoffes bietet eine Reihe von Vorteilen, die hier näher auszuführen nicht der Ort ist. Dagegen sind die sprachlichen Eigentümlichkeiten einer bestimmten Mundart viel schwerer zu übersehen als in einem Dialektwörterbuch oder gar in einer Dialektmonographie. Da gilt es nun, wenn sich dem Verständnis Schwierigkeiten in den Weg stellen, geduldig Karte für Karte nachzuschlagen, indem man einem einzelnen Punkt oder einem kleinen Gebiete die ganze Aufmerksamkeit zuwendet. Für die phonetischen Fragen tut man gut, sich eine Sammlung von Musterwörtern anzulegen, die eine rasche Orientierung ermöglichen. Auch kleine Notizen, die man nach Punkten ordnet, leisten gute Dienste. So würde z. B. eine phonetische Standardliste Dederich gezeigt haben, daß P. 63 (Le Landeron) eine gewisse Tendenz zur Denasalisierung hat.[3] Das würde ihn verhindert haben, S. 96 das *deradje* der Karte 389 (dénicher) mit piem. *desradiche* (s. Zalli) zu identifizieren. *deradje* ist sicher nichts anderes als *[déranger]*; die Karte enthält zahlreiche andere unbestimmte Ausdrücke statt des bestimmten *dénicher*: *[prendre], [quérir], [arracher], [recueillir], [chasser], [gâter], [défaire], [détruire], [tracer], [abattre], [briser], [abîmer], [chercher], [dépouiller], [déguiller]*,[4] *[déserter], [appil-*

[1] Auszugehen ist von fusum in der Bedeutung 'Radspeiche'. Vgl. piem. *fys* = 'Spindel' und 'Radspeiche', wovon der Atlas K. 1689 (rais) mehrere Spuren aufweist, so im Aostatal und im Wallis. Ob die Übertragung auf die Achse in Lens okkasionell oder usuell sei, bleibe dahingestellt. Jedenfalls sind in den Walliser Bergdörfern Wagen, wenn sie überhaupt vorhanden sind, eine ganz moderne Erscheinung, was sich auch in der schriftfranzösischen Form *esjö* der Karte 484 (essieu) ausdrückt, die im Wallis und in Savoyen vorherrscht. Bei Dialektaufnahmen in den Westalpen habe ich oft die Erfahrung gemacht, daß die Bezeichnungen für die Teile des Wagens, speziell des Rades, auch wenn Wagen gebraucht werden, nicht zu erhalten sind.

[2] Paris, Champion, 1912.

[3] Daß die Behandlung der Nasale keine regelmäßige ist, kann nicht auffallen an einem Orte, wo ein 84jähriger Greis über eine im Verschwinden begriffene Mundart Auskunft gibt. Vgl. *Atlas linguistique, Notice servant à l'intelligence des cartes*, Paris, Champion, 1912. Die *Notice* ist stets zu Rate zu ziehen, wenn es sich darum handelt, das an einem bestimmten Punkt gesammelte Material auf seine Zuverlässigkeit zu prüfen.

[4] Worüber Wißler, *Volksfr.* 111 und 134 zu vergleichen ist.

ler],[1] *[fouiller]*, *[déboller]*,[2] *[aboser]*,[3] *[crever]*, *[attraper]*, *[aguetter]*,[4] *[cueillir]*, *[lever]*, *[dérocher]*, *[défrauder]*, *[tirer]*, *[affoler]*, *[dérober]*, *[pigliare]*, *[curer]*,[5] *[plier]*, *[traire]*, *[faire périr]*, von denen mehrere dem Frankoprovenzalischen angehören.

Schwieriger ist es gewiß, Eigentümlichkeiten des Sprachrhythmus wie etwa die schleppende Aussprache des Waadtländers aus den Karten des Atlas herauszulesen; immerhin sollte es möglich sein, wenn die Aufmerksamkeit einmal darauf gerichtet ist, ein *s e sāla* in der Bedeutung c'est cher (K. 268, P. 51) als *[c'est salé]* zu erkennen. Dederich (S. 120) weist diese Deutung zurück und errät *[c'est sale]*, was lautlich und semasiologisch höchst unwahrscheinlich, um nicht zu sagen unmöglich ist. Mit dem *s e sāla* von P. 51 vgl. das *sāla* = saler (K. 1183) der benachbarten Punkte 50 und 60. Vgl. ferner in P. 51 die Akzentuierung und Längung des Stammvokals auf Kosten der Endung in *lo dōve* = le duvet K. 430, *èpwōpe* = empoigner K. 455, *ēsę* = essaim K. 482, *esāji* = essayer K. 483 (vgl. ebenso P. 50) usf.

Der Gewährsmann für P. 975 (Aosta), ein 70jähriger ehemaliger Lehrer, hat offensichtlich das Bestreben, originelle Dialektausdrücke oder doch solche, die von der Frage abweichen, zu geben. Dabei vergreift er sich gelegentlich in der Antwort. So übersetzt er (K. 684) harnais mit *lö bride* f. pl., pour passer outre (K. 977) mit *pö l œntrəkaje*, was nach K. 1197 und nach Cerlogne *intrecayé* 'überspringen' heißt, trotz des Widersinnes, der sich daraus ergibt, da der ganze Satz lautet: 'il faut savoir bien nager pour passer outre quand elle (la rivière) est gonflée.' Statt jouer aux quilles gibt derselbe Gewährsmann (K. 1122) *[jouer aux billes]*. Behält man diese Tatsachen im Auge, so wird man keinen Augenblick zweifeln, daß die Vermutung von Dederich S. 57, *lö fe* der Karte 641 (les gerbes) sei = *[les faix]* zu setzen, richtig ist. Welches die genaue Bedeutung von *fe* in Aosta ist, kann ich nicht feststellen; wahrscheinlich hat der Gewährsmann an eine Last Getreide (oder Stroh?) gedacht. Vgl. Bridel *fé*, Odin *fé*, Const. u. Dés. *fé*, *Atl. ling.* K. 526 fagots, Zalli *fass*. Eine ähnliche Antwort wie Edmont habe ich in Groscavallo im nördlichen Tal von Lanzo auf die Frage legare i covoni erhalten: *i z grupət la trusa* (= si lega...), wobei *la trusa*, wie ich auf eine weitere Frage erfuhr, die Last Heu oder Getreide bezeichnet, die man nach Hause trägt. In derselben Bedeutung hat man mir in Mondrone im mittleren Lanzotal das piemontesische Wort *fas* gegeben. — Das oben besprochene *[t'aperçois pas]* läßt sich neben Antworten wie *lo meitè di pave* für le milieu de la chaussée (K. 856 und 258), *di tè de la via de sa*... quand sa (femme vivait encore) (K. 1109) usf. stellen.

Zu 3.: Der Zufallscharakter des vom Atlas gebotenen Materials äußert sich einmal auf phonetischem, ein andermal auf semasiologischem Gebiet. Von der Zufälligkeit der Aussprache und der Zufälligkeit der Perzeption soll hier nicht gehandelt werden.[6] Wichtiger ist für eine Arbeit wie die vorliegende die von der zufälligen Disposition des Gewährsmannes abhängige Formulierung der Antworten auf gestellte Fragen. Wenn es sich darum handelt, die Eigentümlichkeiten des Wortschatzes einer Gegend festzustellen, ist es von höchster Wichtigkeit, zu wissen, ob das zur Verfügung

---

1 Vgl. K. 455 [empoigner], Typus *[empiller]* an demselben Punkte.

2 Dazu Puitspelu *debolli*, Mistr. *deboulha*.

3 Vgl. Puitspelu *aboso*, Mistr. *abóusa*.

4 P. 987 *avejta*. Vgl. K. 1140.

5 Vgl. Mistral *cura*, der unter anderem die Bedeutung 'vider' und auch die spezielle Verwendung *cura de nis* 'détruire des nids' verzeichnet.

6 Vgl. dazu Jaberg, *Assoz. Ersch.* S. VIII ff.

stehende Material wirklich dem allgemeinen Sprachschatz angehört oder der momentanen Bewußtseinslage eines Individuums entsprungen, mit anderen Worten, ob es usuell oder okkasionell ist. Aus den konfusen semasiologischen Erörterungen des Verfassers ist immerhin zu ersehen, daß ihm dieser grundlegende Unterschied nicht entgangen ist. Warum zieht er nicht die Konsequenz daraus und befreit seine Darstellung von einer Menge unnützen Ballastes? Was hat es mit den Eigentümlichkeiten des frankoprovenzalischen Wortschatzes zu tun, wenn ein Gewährsmann statt 'abnutzen' (ein Kleid) 'ein Loch machen'[1] antwortet, ein anderer für v i d e *[débarrassé]*,[1] ein dritter für m o n v i e i l a m i *[mon vieux compère]*[2] sagt, wenn dieser bei der Frage b l e s s é speziell an eine Verwundung durch einen Schnitt, jener bei c h a n g e r d'h a b i t an eine Bluse denkt, usf. usf.? Gewiß ist die Unterscheidung zwischen Usuellem und Okkasionellem nicht immer leicht; aber Kriterien dafür lassen sich finden, und es heißt den Kopf in den Sand stecken, wenn man den Zufallscharakter der obigen und vieler anderer Antworten verkennen will.

Zu 4.: Die aus der Lückenhaftigkeit des Materials sich ergebenden Schwierigkeiten werden weiter unten zur Sprache kommen.

Wieweit hat nun der Verfasser seine spezielle Aufgabe, die Untersuchung des frankoprovenzalischen Wortschatzes, gelöst? Eine kurze Inhaltsangabe mag der Beantwortung dieser Frage vorangehen. Der Verfasser bespricht in einem I. H a u p t t e i l die lautliche und lexikographische Abgrenzung des Frankoprovenzalischen. Er faßt kurz zusammen, was über die lautlichen Grenzen von verschiedenen Forschern bis jetzt festgestellt worden ist, und liefert eigene Beiträge, indem er die Grenzen einiger lautlicher Erscheinungen, die für das Frankoprovenzalische charakteristisch sind, auf eine Karte einträgt. Dann zeigt er, daß mit den Verbreitungsgebieten der lautlichen die Verbreitungsgebiete lexikographischer Eigentümlichkeiten ungefähr übereinstimmen. Endlich sucht er innerhalb des Frankoprovenzalischen lexikographische Teilgebiete festzustellen. 'Der II. H a u p t t e i l breitet das gesamte, aus den Karten des *Atlas linguistique* geschöpfte Material aus und ordnet es je nach seinem Charakter in etymologische und semasiologische Kategorien.' (S. 16.) Die etymologischen Kategorien, die der Verfasser unterscheidet, umfassen: 1) die frankoprovenzalischen Wörter unmittelbar lateinischen Ursprungs, 2) die altfranzösischen Wörter, 3) die Wörter aus den provenzalischen Mundarten, 4) die Wörter italienischen Ursprungs, 5) die Reste keltischen Sprachgutes, 6) die Wörter germanischen Ursprungs, 7) die Wörter, die durch 'lautmalende Namengebung' entstanden sind, 8) die Volksetymologien, 9) die etymologisch ungedeuteten [vom Verfasser nicht gedeuteten!] Wörter. Die 'semasiologisch bemerkenswerten Wörter' ordnet Ded. unter folgenden Titeln: 1) Durch den Charakter des Etymons erklärte Bedeutungsverschiedenheit, 2) Verschiebung, 3) Erweiterung, 4) Verengerung, 5) Umschreibung, 6) Unzureichende Namengebung, 7) Übertragung, 8) Pejorative Ausdrücke, 9) Der Volksphantasie entstammende Bildungen.

Ich halte es nicht für notwendig, diese unlogische, unscharfe, von unklaren, auch im sprachlichen Ausdruck ungeschickten Erörterungen begleitete Disposition zu diskutieren. Die Ratlosigkeit des Verfassers seinem Stoffe gegenüber ist besonders im 2. Abschnitt des II. Hauptteils offensichtlich.

Seine Beiträge zur Feststellung der lautlichen Grenzen des Frankoprovenzalischen hätte der Verfasser wohl besser weggelassen; wirklichen Wert würden derartige Untersuchungen erst erlangen, wenn sie auf einer breiteren Basis angestellt würden. Aufs nachdrücklichste ist zu tadeln, daß der Verfasser nicht sagt, welche Karten er seinen Feststellungen zugrunde gelegt hat. Es geht nicht an, dem Leser ein paar Linien vorzusetzen ohne ein

[1] Ded. S. 88. [2] Ded. S. 89.

Wort der Erklärung, wie sie entstanden sind. Was die Technik der Darstellung lautlicher Grenzen betrifft, so halte ich die Methode für vorteilhaft, die ich in dem Artikel *Soif und die sprachliche Expansion in Nordfrankreich* (*Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 38, 5/7) für die Feststellung eines sprachlichen Expansionsgebietes verwendet habe: Man wählt eine möglichst große Zahl von Karten aus, die die zu besprechende lautliche Eigentümlichkeit (z. B. Erhaltung von *a* nach Palatal) aufweisen. Darauf nimmt man Karte für Karte vor und unterstreicht auf einer oder mehreren stummen Karten alle die Punkte, die, um beim konkreten Fall zu bleiben, *a* nach Palatal erhalten haben. Es wird sich zeigen, daß einzelne Punkte (die konservativen!) häufiger unterstrichen sind als andere. Man nimmt nun ein gewisses Minimum von Unterstreichungen, sagen wir z. B. 10, wenn die Zahl der untersuchten Karten 30 ist, als normal an, umgibt die Punkte, die wenigstens diese Minimalzahl aufweisen, mit einer Linie und erhält so ein lautliches Kerngebiet. Die Methode hat den Vorteil, daß sie durch die Synthese die Zufälligkeiten der einzelnen Karten bis zu einem gewissen Grade ausschaltet und deshalb eine etwas weniger ängstliche Auswahl der phonetischen Normalkarten gestattet. Handelt es sich um eine lautliche Eigentümlichkeit, die im Zurückgehen begriffen ist, etwa weil die Lautgebung eines überlegenen Dialektes vordringt, so bleibt es dem Darsteller unbenommen, die Maximalverbreitung der in Frage stehenden Erscheinung festzustellen, indem er alle die Punkte mit einer Linie umgibt, die überhaupt die Erscheinung aufweisen.[1]

Ich habe nach dieser Methode unter Zugrundelegung der 712 ersten Karten des Atlas (eine definitive Untersuchung müßte natürlich alle Karten herbeiziehen) das Verbreitungsgebiet der Erhaltung von nachtonigem *o* in den Nominalendungen festzustellen versucht. Wenn man 6 von 18 Typen als Minimum annimmt, so fallen auf der Karte von Dederich die Punkte 914, 913, 808 und 971 weg. Für 808 habe ich nirgend finales *o* erhalten gefunden. Dieselbe Methode läßt sich natürlich auch für die Feststellung lexikologischer Kerngebiete verwenden.

Ich komme endlich zu den sprachgeographischen Spezialproblemen, die nicht umgehen darf, wer sich die Untersuchung des frankoprovenzalischen Wortschatzes zur Aufgabe gemacht hat. Auch Dederich hat doch wohl in erster Linie an sprachgeographische Probleme gedacht, sonst würde er nicht den Atlas zugrunde gelegt haben. Daß der frankoprovenzalische Wortschatz charakteristische Eigentümlichkeiten besitzt, ist evident; im Mittelpunkt der Untersuchung wird die Frage stehen: Wie sind diese Eigentümlichkeiten zu erklären? Diese Frage kann nicht beantwortet werden ohne vorgängige Prüfung der Elemente des Wortschatzes. Wortgeographische Einzeluntersuchungen werden also die Basis des Gebäudes zu bilden haben. Da das Frankoprovenzalische einen Teil des frz. Sprachgebietes bildet, ist zunächst festzustellen, ob ein Wort wirklich nur im Frankoprovenzalischen vorkommt. Dederich, der eingesehen hat, daß die Angaben des Atlas auf dem frankoprovenzalischen Dialektgebiet durch andere Quellen kontrolliert und ergänzt werden müssen, hat nun merkwürdigerweise außerhalb dieses Gebietes auf Ergänzung und Kontrolle vollständig verzichtet. Wie aus seiner Bibliographie zu ersehen ist, hat er außer Mistral, Piat und Zalli kein einziges nicht frankoprov. Dialektwörterbuch benutzt. Das Frankoprovenzalische wird bloß am Schriftfranzösischen, nicht an den übrigen frz. (und prov.) Dialekten gemessen. Die Folge ist unvermeidlich: Wir begegnen bei Dederich auch in dem Abschnitt über die 'etymologisch bemerkenswerten Wörter' auf Schritt und Tritt Wörtern, die auch in anderen frz. Mundarten vorkom-

[1] Vgl. die Feststellung des einstigen Verbreitungsgebietes von $r > z$ in dieser Zeitschrift CXXVI 3/4, S. 389 ff. und Kartenbeilage II.

men, die aber der Atlas aus irgendeinem Grunde nicht verzeichnet. Dabei handelt es sich allerdings häufig (durchaus nicht immer[1]) um Wörter, die im Frankoprovenzalischen eine semasiologische Sonderentwicklung durchgemacht haben; allein es macht für die Beurteilung eines geographisch beschränkten Wortschatzes einen wichtigen Unterschied aus, ob die Besonderheiten bloß semasiologische oder auch lexikologische seien. Dederich hat ja gerade diesen Unterschied als Haupteinteilungsgrund verwendet, ohne freilich seiner Bedeutung auf den Grund zu gehen.

Haben wir einmal festgestellt, ob ein Wort (oder eine sprachliche Besonderheit) auf dem galloromanischen Sprachgebiet wirklich nur innerhalb des Frankoprovenzalischen vorkommt, so wird die nächste Frage lauten: Ist das festgestellte Wortgebiet (oder allgemeiner das festgestellte Gebiet einer sprachlichen Besonderheit) primär oder sekundär, mit anderen Worten: geht es auf die Zeit zurück, da sich die romanischen Spracheinheiten, hier speziell die des Frankoprovenzalischen, konstituierten, oder hat es sich erst später gebildet? Diese Frage zu entscheiden, haben wir, neben anderen, zwei Hauptkriterien: 1) Das Vorkommen des Wortes außerhalb des Frankoprovenzalischen auf einer älteren Stufe der galloromanischen Dialekte, 2) Das Vorkommen auf anderen, speziell den romanischen Sprachgebieten. Die Handhabung des ersten Kriteriums verlangt historische, die des zweiten sprachgeographische Untersuchungen, die sich mindestens über das gesamte romanische Gebiet erstrecken. Dederich hat sich diese grundlegende Frage überhaupt nicht gestellt. So kommt es, daß z. B. S. 22 unter den Stämmen, die fast das ganze frankoprovenzalische Gebiet bedecken, so charakteristische alte frankoprovenzalische Wörter wie die Bezeichnungen für den 'Stall' und für das 'Emd' einträchtig neben Typen wie *[tant que]* für 'bis' stehen.

Wie hübsch hätte sich an Beispielen wie *[tant que]* und anderen die Entstehung provinzieller Relikttypen demonstrieren lassen, jener Wörter, die vor dem nordfranzösischen Einfluß zurückweichen, sich hinter eine Sprachgrenze flüchten und hier nun, an alten Besonderheiten eine Stütze findend, den originellen Charakter eines Dialektgebietes verstärken! Rein frankoprovenzalischen Relikttypen wie *[tant que]*[2] usf. wären werdende Relikttypen wie *[bourreau]* = 'Kummet', *[chapuis]* = 'Zimmermann',[3] *[bacon]* = 'Speck, Schinken', *[come]* = 'Mähne' usf. an die Seite zu stellen. Bei alten Typen wird die Frage nach den zum Teil in vorromanische Zeit zurückführenden ethnischen, kulturellen, politischen und religiösen Verhältnissen im Vordergrund stehen.

Eine besondere Betrachtung verlangen die Beziehungen des frankoprovenzalischen zum oberitalienischen Wortschatz. Auch hier wird die Frage zu stellen sein, ob diese Beziehungen primär oder sekundär sind. Es ist nicht gleichgültig, ob wir es mit alten, vielleicht schon vorromanischen sprachlichen Zusammenhängen oder mit modernen Entlehnungen zu tun haben. Die sprachlichen Gemeinsamkeiten des Frankoprovenzalischen und des Piemontesischen sind auffällig und datieren nicht erst von gestern. Wortgebiete wie das von [**tupp**] 'dunkel' (siehe *Atlas linguistique* K. 930 obscure, die den Typus im Wallis und im Aostatal zeigt. Odin

[1] Recht oft passiert es auch Dederich, daß er Formen, die der Atlas gibt, übersieht.

[2] Häufiger sind übrigens die Fälle, wo ein Reliktwort wie etwa *[arer]* 'pflügen', *[conchier]* 'beschmutzen' (vgl. K. 917 se noireir) zwar ein frankoprovenzalisches Sondergebiet bildet und also zur Charakteristik des frankoprovenzalischen Wortschatzes verwendet werden kann, aber doch auch an anderen konservativen Sprachzentren erhalten ist.

[3] Dederich führt beide Wörter an, trotzdem sie noch nicht auf das Frankoprovenzalische beschränkt sind.

topo 'sourd, assourdi, en parlant du son' ... 'couvert, en parlant du temps'. Bridel *topo, a* adj. 'taciturne; sourd, quand il s'agit du son; sombre et doux quand il s'agit du temps'. *Fa topo,* 'il fait un temps doux'. — Vionnaz 177 *topə* 'nébuleux'. — Bagnes, *Rom.* 6, 384 *topo* 'sombre, noir'. — Cerlogne *teup* adj. m. 'obscur', *ten teup* 'temps obscur, nébuleux', *teupa* adj. f. 'obscure', *tsambra teupa* 'chambre obscure', *teupet* adv. 'à l'obscur', *allé a teupet* 'aller dans l'obscurité, sans lumière'. — Auf italienischem Boden habe ich das Wort in der Bedeutung 'dunkel' gefunden in den frankoprovenzalischen Mundarten von Donnaz im Aostatal *tɔppa* (fem.), Ronco in der Val Soana *tüp*, endlich in den kanavesischen Mundarten von Brosso f. *tuppa*, und Traversella m. s. *tup*, f. s. *tuppa*, m. pl. *tüp*, f. pl. *tuppe*, in Viverone am Lago d'Azeglio f. *tupa*. Von den oberitalienischen Wörterbüchern, die mir zur Verfügung stehen, gibt das Wort nur Tonetti, Val Sesia: *tupp* 'buio, oscuro'. Salvioni zitiert es für das Alpenlomb. des Maggiatals *Arch. glott.* 9, 260: *top* 'oscuro' (pl. *tip*[1]), von **fara** 'Flamme' (Cerlogne 155 *fâra groussa* 'Grosse flamme de la lampe'. — Constantin u. Désormeaux 183 *fâra* 'lumière vive; au fig. chaleur du combat, de la discussion'. — ib. *farâ* 'flamboyer, brûler avec une vive clarté'. — Puitspelu *fara* 'flamme, selon Cochard, mais en réalité torche, flambeau' [?], ib. *affara* 'brillant'.[2] — Zalli *fara* o *fiara* 'fumo acceso, che esce dalle cose che ardono, fiamma', ib. *afarà* 'infiammato, acceso, infocato'. — Tonetti, Val Sesia *fara* 'vapore caldo; panna o sostanza densa che si sviluppa dal liquido e si distende alla superficie in seguito a forte riscalsamento'), von **[rastellum]** in der Bedeutung 'Rückgrat' (*Atlas linguistique* K. 437 é c h i n e zeigt das Wort in den Waadtländeralpen, im Wallis, in Savoyen. P. 924 Ain hat *[les râtelles]* f. pl. P. 954 u. 973 Savoie *[râtelle]* f. s., P. 989 Wallis *[râtelier]* und P. 967 Savoie *[râtelin]*. Nur vereinzelt findet sich *[râteau]* = 'Rückgrat' außerhalb des Frankoprovenzalischen: P. 849 Isère nach K. é c h i n e, P. 833 Ardèche nach K. 419 d o s, P. 821 Lozère nach K. 55 a r ê t e in der Bedeutung 'colonne vertébrale, munie de ses arêtes'. P. 43 Doubs zeigt *[râtelle]* = échine, P. 812 H. Loire *[râtelier]* = échine. Endlich findet sich auf der Karte 55 a r ê t e *[râtelier]* mit der Bedeutung 'colonne vertébrale, munie de ses arêtes' in P. 705 Puy-de-Dome. Die Angaben des Atlas seien ergänzt durch folgende Formen: Leysin *rate* 'épine dorsale, dos'. — Fankhauser, Val d'Illiez § 84 *rate* 'dos'. Dort Hinweis auf Val de Bagnes, *Rom.* 6, 378 *rate* 'épine dorsale'. — Zauner, *Körperteile* S. 150 mit je einem Beleg aus dem Dep. Ardèche und der frz. Schweiz in der Bedeutung 'Rücken'. — Ferner: Cerlogne, Val d'Aoste *ratelé* s. m. 'épine dorsale' — Const. u. Dés., Sav. *ratəla* f. in Leschaux im Arr. von Annecy in ders. Bedeutung. — Brachet, Sav. (Albertville) *râtella* id. — Ravanat, Grenoble *ratel* 'dos, l'épine dorsale qui a des dents comme un râteau'. — Mistral *rastèu* etc. 'échinée de porc', *rastèu de l'esquino* 'colonne vertébrale, *rastèu descubert*, t. de boucher 'haut côté, carré de mouton', *rastélat* s. m. 'colonne vertébrale', alles ohne Ortsangaben. — Godefroy VI, 614 gibt für Zentralfrankreich *râtelet*, 'épine du dos, carcasse, squelette'. Seine drei altfrz. Beispiele stammen alle aus dem frankoprovenzalischen Gebiet. — Unabhängig vom Frankoprovenzalischen scheinen die nordwestlichen Formen: Montesson, H. Maine: *râtiau* s. m. 'le râteau de l'échine est l'ensemble des noeuds ou parties saillantes des vertèbres'. — Verrier u. Onillon, Anjou *râteau*, 'râteau de l'échine — épine dorsale, colonne vertébrale'. — Von italien. Dialektwörterbüchern verzeichnen nur Zalli *rastel dla schinna* [sprich *skiŋa*], Ferraro, Monferr. *rastè dra*

---

[1] Zweifelhaft ist, ob obwald. *tup* f. *tuppa* 'einfältig', 'dumm' hierher gehört.

[2] Vgl. Gras, Forez *farasse* s. f. 'bourdis, ou poignée de paille liée, torche de résine'. — Überhaupt ist in den Ableitungen das Wort weiter verbreitet. Vgl. Mistral und *Atlas linguistique* m è c h e (K. 829).

schenna in der Bedeutung 'Rückgrat'. Ferraro gibt auch für Ferrara *rastel dla schina,* was ich nicht kontrollieren kann. Cherubini, Milanese verzeichnet *restèll* als Fleischerausdruck: 'Ne'vitelli è il complesso delle vertebre spinali'.[1] Es ergibt sich aus diesem Material, daß, wenn auch die Metapher außerhalb des Frankoprov.-Piemontesischen vorkommt, dies doch das Kerngebiet bildet, ein Kerngebiet, das nicht sekundär zu sein scheint) usf. fordern ein sorgfältiges Studium.

Ganz besonders enge sind die Beziehungen zwischen dem piemontesischen Wortschatz und dem Wortschatz der Walliserdialekte, was zu dem stimmt, was oben S. 219 über die Kulturgemeinschaft der penninischen und der Westalpen gesagt wurde. Nicht immer leicht ist es, alte Zusammenhänge von jungen Entlehnungen zu scheiden. Daß wir es aber mit Fällen der letzteren Art zu tun haben, ist z. B. ohne weiteres ersichtlich bei *ala tserka* = aller chercher (K. 22) an den Punkten 979, 989, 988, bei *[polenta]* = maïs (K. 800) an allen Punkten des Wallis und im französischen Teil der Westalpen, bei *[bronzo]* resp. *[bronza]* in P. 978 und 976 des Wallis, in den Formen *brõ* und *brõzẹ*, weitverbreitet in Savoyen (K. 818 *marmite*), bei *pignotta* Bridel 'écuelle, vase d'argile (Valais)', das zwar der Atlas im Wallis nicht verzeichnet,[2] das aber in dem Diminutiv *pontõ*[3] des Punktes 988 Evoléna auf der Karte 715 jatte eine Spur hinterlassen hat usf.

Daß die piemontesischen Lehnwörter in Savoyen, besonders an einigen Grenzorten, recht zahlreich sind, wird bei den analogen Kulturbedingungen diesseits und jenseits des Alpenkammes und bei der lange andauernden politischen Vereinigung der beiden Gebiete nicht verwundern.

Zum Teil einer ganz jungen Lehnwortschicht gehören die Wörter an, die in die provenzalischen und frankoprovenzalischen Mundarten des Piemont eingedrungen sind, und die natürlich für den frankoprovenzalischen Wortschatz in seiner Gesamtheit keine Bedeutung haben. In manchen Fällen zeigen die Karten des Atlas recht hübsch, wie die jüngsten von Paris und von Turin ausgehenden Kulturwellen und Sprachwellen sich oben auf dem Alpenkamm treffen. Man vergleiche z. B. die Karten 58 armoire, 157 boulanger, 222 chaise usf.

Wenn man die zunächstliegende Sonderung des Materials vorgenommen hat, dann mag man an schwierigere Probleme gehen, das Verhältnis des alteinheimischen Wortschatzes zum alten nordfranzösischen und zum alten südfranzösischen Wortschatz untersuchen, nordfranzösische und südfranzösische Einfuhrstraßen feststellen, den alten germanischen Einschlag mit dem des

[1] Vgl. dazu Bridel *ratalet* s. m. 'carré de mouton ou haut côté' und Mistral *rastèu descubert.* Dahin auch wohl das Beispiel aus der Abtei von Abondance, das Fankhauser S. 69 n. 2 zitiert.

[2] Nach der Karte marmite ist *[pignatta]* längs der Mittelmeerküste vorgedrungen. Vgl. Mistral *pignata* etc.

[3] Dederich S. 84 identifiziert das Wort mit frz. *pinton,* das ich nicht kenne, und prov. *pinton* (vgl. Mistral).

Vgl. Cerlogne, Aosta *pegnotin* 'petit vase de terre' neben *pegnotta* 'marmite de terre', das an zwei Punkten des Aostatales der Atlas in der Bedeutung 'jatte', an einem Ort [mit a] in der Bedeutung cruche (K. 1526) gibt; vgl. Constantin und Désormeaux, Sav. *piniôta* in der Gegend von Annecy 'ustensile de cuisine en terre cuite dans lequel on prépare la pâtée des volatiles'. Die spezialisierte Verwendung scheint darauf hinzudeuten, daß der irdene Kochtopf wie anderswo aus dem allgemeinen Gebrauch schwindet; vgl. Brachet, Sav. Albertville *pegnôta* 'ancienne marmite ovale'. Bei *penota* P. 964 Savoie der K. 255 chaudière handelt es sich vermutlich um ein Mißverständnis.

übrigen Frankreich vergleichen, lexikologische Kerngebiete innerhalb des Frankoprovenzalischen zu umgrenzen versuchen usf.

Wenn dann innerhalb der so gewonnenen Abschnitte noch eine weitere Gruppierung der Wörter nötig ist, so hat diese nicht nach 'etymologischen und semasiologischen Kategorien' zu geschehen, die nichts für das Frankoprovenzalische Charakteristisches aussagen, sondern nach kulturell bedingten Begriffsgruppen.

Doch genug der theoretischen Erörterungen! Besser als diese wird dem Verfasser die Lektüre einer Arbeit wie der von Jud über das Lombardoladinische oder des eben erst erschienenen Aufsatzes über *Probleme der altromanischen Wortgeographie* in der *Zeitschr. f. rom. Phil.* 38, 1 ff. die ganze Naivität seiner Untersuchung vor Augen führen.

Leider muß auch in einem letzten Punkte, der hier zur Sprache kommen soll, das Urteil über Dederichs Arbeit ganz ungünstig lauten: Die rein tatsächlichen Angaben sind durchaus unzuverlässig; wo man nachprüft, stößt man auf falsche Mitteilungen, Ungenauigkeiten, Versehen, Flüchtigkeiten. Auf Kartenbeilage IV sind die Grenzen des Typus *[faret]* = mèche K. 829 ganz falsch eingezeichnet; bei *[chaudtemps]* = été K. 491 ist P. 57, bei *[tant que]* = jusque K. 739 und K. 740 sind 5 Punkte in den Dep. Saône-et-Loire und Ain vergessen; S. 24 wird der Typus *kruyo* = mauvais (K. 826) als speziell schweizerisch bezeichnet, trotzdem der Atlas ihn auch im Aostatal und in Savoyen gibt und Dederich nur ein paar Wörterbücher hätte nachzuschlagen brauchen, um zu sehen, daß er recht weit verbreitet ist, und zwar über das frankoprovenzalische Sprachgebiet hinaus, ganz abgesehen davon, daß die nächstliegenden etymologischen Hilfsmittel das Wort besprechen;[1] *wapi* = semer K. 1216 soll eine lexikographische Einheit Doubs-Jura-Savoyen bilden, trotzdem die betr. Karte des Atlas für ein viel größeres Gebiet zahlreiche Belege liefert. *drydze* 'Mist', das auch der Atlas für die Schweiz und Savoyen gibt, soll nur in Italien vorkommen usf. usf. Es hat keinen Zweck, weitere Beispiele anzuführen; die Arbeit wimmelt von derartigen Dingen.[2] Daß endlich das in Betracht fallende Material der Ganzkarten des Atlas[3] ausgeschöpft worden sei, wird man nach dem Vorausgegangenen kaum erwarten.

Wer sich in Zukunft mit dem frankoprovenzalischen Wortschatz beschäftigen will, darf die Arbeit von Dederich als nicht geschrieben ansehen; Anfänger mögen sich aus seinem Mißerfolg eine Lehre ziehen; sie lautet: Hands off!

Bern. K. Jaberg.

Friedrich Wilhelm Stipp, Die Benennungen des Jahres und seiner Teile auf dem Boden des heutigen Frankreich. Bonner Diss. Neuchâtel, Attinger, 1912.

Stipp bespricht in einem I. Hauptteil nach dem üblichen Schema (Lateinische Überlieferung — Galloromanische Wortschöpfung), das hier in der Tat dem Stoffe angemessen ist, die Wörter für das Jahr (Jahr als solches,

---

[1] Vgl. übrigens des Verfassers eigene Angaben S. 46.

[2] Wie gedankenlos Dederich arbeitet, mag ein Zitat aus Bridel zeigen. Dieser hat die beiden Artikel *lion* s. m. Gui, Viscum album, plante parasite. (Bex.)' und *liong* s. m. 'Légumes (Vieux langage d'Orbe)'. Dederich verschmilzt sie S. 39 zu *lion* m. 'gui, liong, légumes', und bei der Korrektur fällt ihm nicht auf, daß hier etwas nicht in Ordnung ist.

[3] Die Halbkarten nicht beizuziehen, die schon 1909 erschienen sind, lag übrigens kein innerer Grund vor.

voriges Jahr, dieses Jahr, hundert Jahre), die vier Jahreszeiten, die zwölf Monate, die Woche, die Feste des Jahres, den Tag, die sieben Wochentage, die Tageszeiten, die Stunde, die Minute. In einem kurzen II. Hauptteil sucht er allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen. Das Material entstammt hauptsächlich dem *Atlas linguistique*; doch sind auch eine Reihe von Dialektarbeiten, speziell Dialektwörterbüchern, benutzt worden.

An die Arbeit von Merlo über die Namen der Jahreszeiten und der Monate in den ladinischen, italienischen, frankoprovenzalischen und provenzalischen Dialekten reicht die Dissertation von Stipp bei weitem nicht heran. Trotz des viel größeren Gebietes, das Merlo umspannt, hat er auch auf dem galloromanischen Gebiet ein viel reicheres Material gesammelt und die Probleme viel gründlicher angepackt als Stipp das tut. Merkwürdigerweise schöpft dieser nicht einmal das Material aus, das Merlo ihm geboten hat. Man vergleiche nur etwa, was die beiden Verfasser über den Namen des Juli zu sagen wissen. Das Problem der Diminution von *juil* — *juillet* scheint für Stipp nicht zu existieren; altfranzösisches *juignet* wird gar nicht erwähnt. Über die Frage des Suffixes von *fori, forye* 'Frühling', das Merlo gründlich diskutiert, hüpft Stipp hinweg, usf. Daß in bezug auf die Namen der Jahreszeiten und der Monate so ziemlich alles Wesentliche, was Stipp zu berichten weiß, sich schon bei Merlo findet, hätte übrigens irgendwo klipp und klar gesagt werden sollen.

Gerade da, wo der *Atlas linguistique* gestattet hätte, über Merlo hinauszugehen, nämlich in den sprachgeographischen Problemen, versagt Stipp. Ja, er geht nicht einmal so weit wie sein Vorgänger, der doch wenigstens die volkstümlichen von den mehr oder weniger gelehrten Reflexen der lateinischen Etyma konsequent zu trennen versucht hat. Stipps Aufgabe wäre es gewesen, an Hand des *Atlas linguistique* zu zeigen, wie weit der schriftsprachliche Einfluß bei den einzelnen Wörtern reicht. Die von ihm untersuchten Bezeichnungen eigneten sich hierzu ja ganz besonders gut. Von diesem Gesichtspunkte aus hätte er die lautlichen Verhältnisse untersuchen sollen, statt die Merkwürdigkeit zu verzeichnen, daß im Osten germanisches *w* erhalten ist und daß in der Gascogne anlautendes *f* sich zu *h* wandelt. Wie hübsch hätte sich auch manch anderes sprachgeographisch zeigen lassen, so z. B. daß in Nordfrankreich weibliches *[automne]* mit weiblichem *[été]* und mask. *[automne]* mit mask. *[été]* an einer großen Zahl von Punkten solidarisch ist, daß überraschenderweise die weiblichen Formen im allgemeinen dem nordfranzösischen Expansionsgebiet angehören, daß die S. 39 vom Verfasser gebilligte Erklärung von Gauchat *ẽdarje* = *[au derrier]* nicht richtig sein kann, von tieferliegenden sprachgeographischen Problemen, wie sie Gilliéron und Roques behandelt haben, gar nicht zu reden. Wie wenig tief Stipp in den Geist der Sprachgeographie im Gilliéronschen Sinne eingedrungen ist, beweisen die Banalitäten, die er am Schluß der Arbeit (S. 139 f.) unter dem Titel 'Sprachgeographisches' vorbringt.

Im übrigen leidet die Arbeit von Stipp, wenn auch in weniger hohem Grade, an denselben Mängeln, die ich bei Dederich gerügt habe. Sprachlichen Problemen gegenüber ist er von einer rührenden Unbeholfenheit. Probleme, die über das galloromanische Gebiet hinaus oder in die lateinische Zeit hinaufreichen, werden nie berührt. Die Ansätze zu richtiger Fragestellung und zu selbständigem Urteil, die sich da und dort konstatieren lassen, werden von einer Flut von Naivitäten, Selbstverständlichkeiten und ungenügend verdauten Vorlesungsreminiszenzen eingedeckt. Das hier ebenso ausführlich zu belegen wie bei der Dissertation von Dederich fehlt mir der Raum. Nur einige wenige Beispiele: Daß Godefroy *saison* nicht in der Bedeutung 'Jahreszeit' gibt, verwendet Stipp als Kriterium dafür, daß es vor dem 16. Jahrhundert nicht existiert hat. Daß man im Roussillon (Pyr. or.) katalanisch spricht, scheint er nicht zu wissen (S. 26 bemerkt er zu *pri-*

mobero usw. in den Pyrén. or.: 'Da sich diese Formen so ganz unmittelbar an der spanisch-französischen Grenze finden, ist der spanische Lauttypus nicht auffallend'; vgl. eine ähnliche Bemerkung S. 53, und zwar trotzdem dann später Labernia benutzt wird); daß die Monatsnamen in den frankoprovenzalischen und provenzalischen Dialekten der italienischen Westalpen z. T. rein piemontesisch sind, hat er nicht gemerkt, weil er nie ein piemontesisches Wörterbuch aufgeschlagen hat; so werden trotz Merlo *[S. Giovanni]*, *[mese della Maddalena]* usw. als galloromanische Wortschöpfungen klassifiziert; S. 71 wird ausführlich Beauquier widerlegt, der gewisse Formen von Noël auf novellum zurückführen wollte. Daraus, daß ein Dialektwörterbuch *pâques de l'ascension, de l'épiphanie, de la nativité* anführt, schließt Stipp S. 69, daß *pâques* früher jedes Fest bezeichnete; S. 26 f. vermutet er, nach berühmten Mustern, daß afrz. **primevère* 'Frühling' verschwunden ist wegen des homonymen *primevère* 'Schlüsselblume', und hält es für nötig, die Frage zu untersuchen, ob der Name des Frühlings auf die Schlüsselblume oder der Name der Schlüsselblume auf den Frühling übertragen worden sei, usf.

Das alles sind Dinge, die beweisen, daß es dem Verfasser an der gründlichen linguistischen Schulung fehlt, ohne die man an onomasiologische Arbeiten nicht herantreten darf.

Aufs schärfste zu tadeln ist wie bei Dederich die Unzuverlässigkeit in den tatsächlichen Angaben. Ich will nicht einmal von den zahllosen Druckfehlern sprechen (warum auch in derartigen Arbeiten die Formen mit allen diakritischen Schikanen zitieren, statt sich auf das Wichtige zu beschränken?); wo man auch nachkontrolliert, stößt man auf Versehen, die nicht von einer ungenügenden Korrektur, sondern von mangelnder Sorgfalt bei der Materialsammlung und flüchtiger Arbeit zeugen, wie sie gerade ein Anfänger sich am wenigsten zuschulden kommen lassen sollte. S. 23 hat der Verfasser nicht bemerkt, daß hoc anno sich an zwei Punkten des Wallis erhalten hat. S. 25 zitiert er die Arbeit von Gignoux über die Winzerausdrücke in der Westschweiz unter dem Titel 'Les patois de la Suisse romande', weil der laufende Titel unglücklicherweise in der *Zeitschr. für rom. Philologie* so abgekürzt ist. S. 28 ist das Verbreitungsgebiet von *[prima]* 'printemps' nicht vollständig angegeben; die Formen *foref* und *fores* des Aostatales und die Form *sörtẽ* des Wallis werden bei der Besprechung der Namen des Frühlings übergangen; S. 34 liest Stipp statt *etä* (Nordosten) für 'Sommer' *eta* und macht auf die Merkwürdigkeit dieses *a* aufmerksam; S. 37 stimmen die Angaben über Verbreitung von maskulinem *[automne]* nicht; S. 42 wird der P. 635 aus der Gironde in die Landes, S. 59 das Aostatal in die Schweiz versetzt, usf. usf.

Bern. K. Jaberg.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Ronjat, J., Le développement du langage observé chez un enfant bilingue. Paris, Champion, 1913. 155 S. [Mit dem kleinen Louis Ronjat (geb. 1908) hat der Vater immer französisch, die Mutter immer deutsch gesprochen, und auch von der übrigen häuslichen Umgebung, Mägden, 'Fräuleins', Freunden, hat das Kind beide Sprachen gehört. Es hat auch eine bilingue Gespielin gehabt. In den ersten Zeiten ist natürlich das Deutsch der Mutter und der Kinderstube die stärkere Sprache. Im Laufe des dritten Lebensjahres wächst der Einfluß des Französischen. Je nach der sich ändernden Umgebung verschiebt sich vorübergehend das Machtverhältnis der beiden Sprachen: schließlich wird natürlich das Leben, mit dem der Knabe nun mehr und mehr Fühlung bekommt, die Position des Französischen stärken. Im ganzen läßt sich sagen, daß sich in der sprachlichen Entwicklung des Kindes die beiden Idiome die Wage halten: beide sind sie Verständigungsmittel des Elternhauses für den kleinen Louis. Sie traten ihm gleichberechtigt, die eine als Vatersprache, die andere als Muttersprache entgegen. Es handelt sich nicht um eine wahllose, sondern um eine disziplinierte Bilinguität. Und darin liegt das Originelle des Falles. Die linguistischen Beobachtungen des Vaters zeigen, daß die Artikulation des Kindes unter der Bilinguität nicht gelitten hat: sie ist durchaus idiomatisch für die beiden Sprachen. Die Bilinguität hat nur ganz vereinzelt und vorübergehend zu Kontaminationsbildungen und Hybridismen geführt und keineswegs die Erwerbung der Ausdruckssicherheit in einer der beiden Sprachen verlangsamt. Das Kind 'übersetzt' keineswegs. Wie sich bei ihm das Bewußtsein herausbildet, daß es zwei Sprachen anwendet — die des Vaters und die der Mutter —, das wird in dem Buche sehr lehrreich dargestellt. Wie denn überhaupt aus der Menge der exakt beobachteten sprachlichen Tatsachen sich viel prinzipielle Erkenntnis ergibt (z. B. auch über die soziale Bewertung der Sprachen durch das bilingue Kind). Das Buch ist ebenso unterhaltsam wie belehrend. Väter werden es auch liebenswürdig finden. — Daß die Bilinguität keine makroskopische Schädigung des kindlichen Sprachorganismus bedeutet, zeigt auch dieser systematische Versuch Ronjats. Nicht so sicher scheint mir, daß sich nicht später, beim erwachsenen Bilinguen sprachliche Laesionen zeigen. Ich glaube beobachtet zu haben, daß Binlingue in der künstlerischen Handhabung ihrer beiden Sprachen Defekte haben: die Sprache des Alltags fördert diese Defekte nicht zutage, aber bei Erprobung feineren und feinsten sprachlichen Empfindens zeigen sie sich. Wenn der zwanzigjährige Louis Ronjat Verse machen wird, kann sich's zeigen. H. M.]

Baldensperger, F., La littérature création, succès, durée. In 'Bibliothèque de philosophie scientifique'. Paris, Flammarion, 1913. 330 S. Fr. 3,50.

Bettelheim, A., Biographenwege. Reden und Aufsätze. Berlin, Paetel, 1913. XII, 237 S. M. 6. [Beiträge zur Biographie Tegetthoffs. — Heinrich Friedjung. — Zum 80. Geburtstage von Marie v. Ebner-Eschenbach. — Emilie Exner. — Biographisches von J. V. Widmann. — Rede zur Enthüllung des Berthold-Auerbach-Denkmals in Kannstatt. — Auerbach und Anzengruber. — Vierzig Jahre Pfarrer von Kirchfeld. — Zum 100. Geburtstage Berth. Auerbachs. — Ernst Juch und der Freundeskreis der Anzengrube (mit Abbildungen). — Die Zukunft Berth. Auerbachs. — Die

Auerbachfeier 1912. — Der Herausgeber der Deutschen Rundschau. — Zum 60. Geburtstage Alfred Bergers (Ansprache, gehalten bei der Gedenkfeier am 30. April 1913). — Ein Jugendbrief Joseph Ungers. — Stendhal-Beyles Triester Konsulat. — Balzacs Begegnung mit Metternich.]

Lübkers, Friedrich, Reallexikon des klassischen Altertums. 8. vollst. umgearb. Aufl. Hg. von J. Geffcken und E. Ziebarth. In Verbindung mit B. A. Müller. Mit 8 Plänen im Text. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. XII, 1152 S. M. 28. [Der stattliche Band ist nicht bloß ein Auszug aus Paulis Real-Enzyklopädie des Altertums, sondern ein neues Werk mit etwas anderen Zielen: der Orient ist knapper behandelt, die Mythologie stark zurückgedrängt, die neueste Forschung aber, soweit sie in Büchern und in Abhandlungen vorliegt, reichlich berücksichtigt, und zwar nicht bloß im Inhalt, sondern auch in bibliographischen Angaben. Darin liegt wohl der charakteristische Wert dieser gedrängten Zusammenfassung. Die Anfänge des Mittelalters sind bis zum 6. Jahrhundert herab mit aufgenommen, so daß der Germanist auch eine Reihe Artikel gewinnt; z. B. über Germanen, Goten, Langobarden, Sueben, Chatten, Chauken u. a. Leider fehlen die Angelsachsen, Theodorich, Albuin, selbst Ermanric. Der klassische Philologe, der die Anfänge unseres eigenen Volkstums mit berücksichtigt, kann nichts besseres tun, um sein Fach beliebt zu machen und sich den Dank vieler Forscher auf dem mittelalterlichen Gebiete zu verdienen.]

Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Hg. von Konrad Burdach. 2. Bd. Briefwechsel des Cola di Rienzo, hg. von K. Burdach und Paul Piur. 1. Teil: Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit. 1. Hälfte. Berlin, Weidmann, 1913. VIII, 368, 6 S. M. 12. [Cf. hier CXXX, 457.]

Jewett, Sophie, Folk-ballads of Southern Europe. Translated into English verse. New York and London, Putnam, 1913. X, 299 S.

The Carnegie trust for the universities of Scotland. Twelfth annual report (for the year 1912—13). Submitted by the Executive Committee to the Trustees on 25th February 1914. Edinburgh, University Press, 1914. 188 S.

Becker, Albert, Frauenrechtliches in Brauch und Sitte. Ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde. (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz, IV.) Kaiserslautern, Kayser, 1913. 79 S. M. 1,50.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXIV, 12. Dezember 1913 [Götze: Schröder, Dietrich Schernbergs Spiel von Frau Jutten. — Bertsche, Auswahl aus Abraham a S. Clara. — Leitzmann, Quellen von Schillers und Goethes Balladen. — Alt: Tornius, Die Empfindsamen in Darmstadt. — Siebeck: Unger, Hamann und die Aufklärung. — Moog: Gloege, Novalis' Heinrich von Ofterdingen. — Sucher, Les sources du merveilleux chez E. T. A. Hoffmann. — Jung: Miller, The historical point of view in English literary criticism from 1570—1770. — Herzog: Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch. — Jordan: Thurau, Singen und Sagen. — Subak: Reinhold, Die franko-italienische Version des Bove d'Antona. — Haas: Dupuy, Alfred de Vigny. — Minckwitz: Weeks u. a., The N. E. A. phonetic alphabet. — The N. E. alphabet and the new spelling]. XXXV, 1. Januar 1914 [Helm: Gröger, Die ahd. und altsächs. Kompositionsfuge. — Alt: Wolff, Mignon. — Berendt, Goethes Wilhelm Meister. — Fritzsche: Bonin, J. G. Zimmermann und Herder. — Moog. Zurlinden, Gedanken Platons in der deutschen Romantik. — Unger: König, Spindler. — Gebhardt, Kock Etym. belysning av några nordiska ord. — Jung: Strohecker, Doppelformen und Rhythmus bei Marlowe und Kyd. —

Jung: Brenner, Thomas Phaer. — Vising: Baker, An Anglo-French life of St. Osith. — Glöde: Rosenthal, Die franz. Version von Alain Chartiers Dialogus familiaris. — Hennicke: Praviel et de Brousse, Anthologie du félibrige. — Mistral, La Genèsi traduche en prouvençou. — Michalias, Chants d'un paysan. — Auvergnatische Lieder. Deutsch von Weiske. — Hämel: Rosenberg, Las Burlas Veras, Comedia de Lope de Vega Carpio. — Gossart, La révolution des Pays-Bas. — Spitzer: Gamillschegg, Die roman. Elemente in der deutschen Mundart von Lusern]. XXXV, 2, 3. Februar bis März 1914 [Trautmann: Kossinna, Die Herkunft der Germanen. — Gebhardt: Noreen, Vårt sprak, 13.—16. Finnur Jónsson, Den norsk-islandske skjaldedigtning. — Behaghel: Engelmann, Der Vokalismus der Viandener Mundart. — Scheiner, Die Schenker Herrenmundart. — Moog: Hawel, Goethe in seinen lyrischen Gedichten. — Alt: Jacoby, Herder als Faust. — Jung: Wirl, Orpheus in der englischen Literatur. — Ackermann: Pierce, The collaboration of Webster and Dekker. — Jordan: Zipperling, Das altfranz. Fablel du vilain mire. — Schneegans: Olivier, Henri-Louis Le Kain, de la Comédie Française. — Wiese: Segarizzi, Bibliografia delle stampe popolari italiane. — Hämel: Arellano, Nuevos datos para la historia del teatro español. — Morel-Fatio, Cinq Recueils de Pièces espagnoles. — Spitzer: Moreira, Estudos de Lingua Portuguesa].

Modern language notes. XXVIII, 8. December 1913 [F. Olivero, Hood and Keats. — H. C. Lancaster, A French provincial repertory in 1662. — F. N. Scott, The order of words in certain rhythm-groups. — A. M. Sturtevant, Zum Reimgebrauch Otfrids. — G. E. Se Boyar, Skeltons *Replycacion*. — J. R. Schultz, Sir Walter Scott and Chaucer. — J. W. Scholl, On the two placenames in 'Thanatopsis']. XXIX, 2. February 1914 [J. Warshaw, The identity of Somaize, I. — Mitchell: Mc Burney, Poe and Spielhagen. Novelle and Short story. — G. O. Curme, Origin and force of the Split Infinitiv].

Publications of the Modern Language Association of America. XXVIII, 4. December 1913 [John S. P. Tatlock, Chaucer's *Retractions*. — N. Foerster, The vogue of Richard Jefferies. — E. A. Hall, Spenser and two Old French Grail romances. — C. F. Schreiber, Deutschland ist Hamlet. — J. P. W. Crawford, Inedited letters of Fulvio Orsini to Antonio Agustin. — J. A. Adams jr., The authorship of *A Warning for Fair Women*].

Die neueren Sprachen, hg. von W. Vietor. XXI, 6. Oktober 1913 [A. Rambeau, Aus und über Amerika (Schluß). — H. Schmitt, Prinzipielles zur verbalen Ausdrucksweise und zum englischen 'Akkusativ mit dem Infinitiv'. — M. Isebarth, Die Psychologie der Charaktere in George Elliots 'The mill on the floss' (II.). — Berichte. — Besprechungen. Vermischtes]. — XXI, 7. November 1913 [H. Schierbaum, Der Gesang im fremdsprachlichen Unterricht. — F. Karpf, Zur Verwendung der Lautschrift im modernsprachlichen Unterricht. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. — XXI, 8. Dezember 1913 [E. Schön: Anatole France, Die Romane der 'Histoire contemporaine' (I.). — M. Isebarth, Die Psychologie der Charaktere in George Elliots 'The mill on the floss' (III.). — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. — XXI, 9. Januar 1914 [K. Wiehl, Charakterbildung und der neusprachliche Unterricht. — E. Schön: Anatole France, Die Romane der 'Histoire contemporaine'. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. — XXI, 10. Februar 1914 [N. Hohbach, Die *concordance des temps* im Unterricht. — M. Isebarth, Die Psychologie der Charaktere in George Elliots 'The mill on the floss' (Schluß). — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XVIII, 1 [S. Singer, Schweizer Märchen. Eine Sammlung deutscher Segens- und Beschwörungsformeln. — Bibliographie über die schweiz. Volkskundeliteratur des Jahres 1913].

Modern philology. XI, 3. January 1914 [G. O. Curme, The development of the analytic genitive in Germanic, II. — F. A. Wood, Germanic etymologies. — F. M. Warren, The battle of Fraga and Larchamp in Orderic Vital. — E. H. Tuttle, The Romanic vowel-system. — P. Smith, The mooncalf. — A. Le Roy Andrews, Studies in the Fornaldarsǫgur Nordrlanda (continued). — L. Mason, A new stage-direction for *Much Ado*, Act I, Scene I. — J. R. Moore, Omission of the central action in English ballads. — O. L. Olson, Beowulf and *The Feast of Bricoin*. — Louise Dudley, 'The Grave'].

The modern language review. IX, 1. January 1914 [T. K. Rooker, The optimism of Alfred de Vigny. — F. W. Meisnest, Wieland's translation of Shakespeare. — M. K. Pope, Four Chansons de Geste: A study in Old French epic versification, III—IV. — J. Lawrence, Authorities on English pronunciation. — G. C. Macaulay, The 'Aneren Riwle'. — M. H. Dodds, The Problems of the 'Ludus Coventriae'].

Modern language teaching. IX, 8. December 1913 [H. C. Wyld, Standard English and its varieties. — F. E. Sandbach, Foreign professors of modern languages]. X, 1. February 1914 [M. Montgomery, Standard English and its varieties. —L. E. Kastner, Professors of modern languages. — A. Cozens Elliott, Modern languages in business].

Revue germanique. IX, 1. Janvier—Février 1913 [E. Seillière, La morale de W. James. — M. J. Minckwitz, Encore le *Willehalm* de Wolfram d'Eschenbach]. IX, 2. Mars—Avril [L. Pineau, Frank Wedekind. — G. d'Hangest, La nature dans l'œuvre de John Galsworthy]. IX, 3. Mai—Juin [F.-C. Danchin, George Fox, névropathe]. IX, 4. Juillet—Août [R. Messlény, L'ironie de la 'Wilhelm Meisters theatralische Sendung'. — H. Vigier, François Villou en Angleterre]. IX, 5. Novembre—Décembre 1913 [E. Seillière, Les éléments romantiques dans l'œuvre de Gœthe après 1786. — E. Lauvrière, La morbidité de Tennyson]. X, 1. Janvier—Février 1914 [H. Lichtenberger: H. Bauer, Pascal et Nietzsche].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. v. Neuphil. Verein in Helsingfors. 1913, Nr. 5—6 [L. Spitzer, Etymologisches aus dem Katalanischen. — L. Spitzer, Miszellen I (Zu Guilhem de Cabestanhs Gedicht 'Anc mais n'om fo semblan'). — O. J. Tallgren, Miszellen II (A propos d'une poésie anc. prov. rééditée p. M. Långfors). — C. Appel, Miszellen III (Zu Guilhem de Cabestanh 213, 2 und Ozil de Cadars 314, 1). — Besprechungen. — Protokolle des Neuphil. Vereins. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen]. — Nr. 7—8 [E. Bendz, Reminiscences of Matthew Arnold in the prose-writings of Oscar Wilde. — L. Spitzer, Zu Långfors' Ausgabe eines Gedichtes von Ozil de Cadars. — Besprechungen. — Protokolle des Neuphil. Vereins. — Jahresbericht des Neuphil. Vereins f. d. akad. Jahr 1912—1913. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen]. — 1914, Nr. 1—2 [H. Suolahti, Germanische Namen für Körperteile im Finnischen. — J. J. Mikkola, Ein unbeachtet gebliebenes vulgärlateinisches Wort (s c u l c a 'Wachtposten'). — L. Karl, Le conte de la femme chaste convoitée par son beau-frère dans la tragicomédie française. — H. Andresen, Zu Ozil de Cadars. — Hanna Väisälä, Esp. et prov. *mejana*. — E. Müller, Erfahrungen bei der Verwendung der Sprechmaschine im Unterricht. — Besprechungen. — Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Studi di filologia moderna. Dir. G. M a n a c o r d a. VI, 3—4. Luglio-dicembre 1913 [A. Monteverdi, Le fonti de 'La vida es sueño'. — C. Pellegrini, La letteratura italiana nella critica del Sainte-Beuve. — L. Marinig, Der Einfluß von Ariosts 'Orlando furioso' auf Wieland. IV. — Comunicazioni. — Recensioni. — Cronaca].

Germanisch-romanische Monatsschrift. V, 12. Dezember 1913 [J. Petersen, Literaturgeschichte und Philologie. — R. M. Meyer, Der Aufbau der Syntax. — H. Mayne, Goethe, Chamberlain und die Wissenschaft. — P. Levy,

Zur Unsicherheit im Begriffe Volkslied. — J. M. Clark, The English novel. 1870—1910. — W. Küchler, Pierre Corneilles Mélite]. VI, 1. Januar 1914 [J. Petersen, Der Aufbau der Literaturgeschichte. — K. Holl, Otto-Ludwig-Probleme, I. — E. Dick, Deutschland und die Deutschen bei George Meredith. — E. Lorck, Passé défini, Imparfait, Passé indéfini, I. — W. Stammler, Schilleriana, II]. VI, 2. Februar 1914 [T. E. Karsten, Die germanischen Lehnwörter im Finnischen und ihre Erforschung. — K. Holl, Otto-Ludwig-Probleme, II. — E. Lorck, Passé défini, Imparfait, Passé indéfini, II. — O. L. Jiriczek, Die Arminiuslieder bei Tacitus].

The Sewanee review. January 1914 [Ph. A. Bruce, Certain literary aspects of Poe. — H. A. Eaton, The songs and sonnets of John Donne. — Earl L. Bradsher, Walt Whitman and a modern problem].

Germanisch.

Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten herausgegeben von Joh. Hoops. Erster Band, 3. Lieferung, S. 313—456; 4. Lieferung: S. 457—642. Dazu XVII S. Straßburg, Trübner, 1912/13. [Eine Reihe ausführlicher und vorzüglicher Artikel springt wieder in die Augen. Hervorzuheben sind in solcher Art die Aufsätze über Mythe und Heldensage von Heusler, über deutsche Schrift von Tangl, englische Baukunst von Baldwin Brown — 34 Seiten, während Haupt über deutsche Baukunst nicht einmal 2 Seiten geschrieben hat; über englisches Siedlungswesen von Reginald Lennard und deutsches Siedlungswesen von O. Schlüter, über Bronzegefäße von Hubert Schmidt, 15 Seiten, während Hörness über die ganze Bronzezeit genau eine Seite bietet. Schade ist es, daß alle englischen Personennamen mit *Ead-* fehlen. Aber schon daß hier in der ersten Auflage auf vielen Gebieten ein tüchtiger Ansatz gemacht wurde, ist anerkennenswert. Die Verlagshandlung hat mit Abbildungen nicht gespart. Der erste Band liegt jetzt vollendet vor; er reicht bis *Eyraping* und umfaßt 512 Artikel. Hoops macht in der Vorrede darauf aufmerksam, daß er die Darstellung der archäologischen Verhältnisse nicht auf die Heimatgebiete der Germanen beschränkte, sondern daß er auch die Vorgeschichte anderer mitteleuropäischer Länder, in denen später sich Germanen ansiedelten, berücksichtigte, soweit die Autoren der einzelnen Artikel auf seine Absicht eingingen. Sein Plan war sicherlich weitaussehend genug.]

Deutsch.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. XXXIX, 2. [E. Gutmacher, der Wortschatz des ahd. Tatian, II. III. — K. Plenio, Strophik von Frauenlobs Marienleich. — G. O. Curme, The development of verbal compounds in Germanic. — Th. Frings, Das Alter der Benrather Linie. — H. Leuthold, Ulfila. — K. Helm, Der Schreiberanhang der Krone. — A. Lindqvist, Nhd. *schwanen*].

Hessische Chronik. II, 12. Dezember 1913. III, 1. Januar 1914.

Nagl, J. W., und J. Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Lieferungen 35—37. Wien, Fromme, 1913. S. 817—960. Zusammen M. 3.

Höpfner, R., Untersuchungen zu dem Innsbrucker, Berliner und Wiener Osterspiel. (Germanistische Abhandlungen, H. 45.) Breslau, Marcus, 1913. X, 158 S. M. 5,60.

Bruchstücke von Konrad Flecks Floire und Blanscheflur. Nach den Hss. F und P unter Heranziehung von B H hg. von Carl H. Rischen. (Germanistische Bibliothek, 3. Abt., Bd. 4.) Heidelberg, Winter, 1913. 130 S. M. 2,80.

Busse, Eberhard Curt, Ulrich von Türheim. (Palaestra 121, Untersuchungen und Texte aus der Deutschen und Englischen Philologie, hg. von Brandl, Roethe und Erich Schmidt.) Berlin, Mayer & Müller, 1913. 181 S. M. 6,80. [Ulrich von Türheim, der Rudolf von Ems und Konrad von Winterstetten nahestand, gehört zu den Epigonen in der mhd. Literatur, denen Wolfram das meiste bedeutete. Verfasser gibt einen kurzen Abriß seines Lebens und bespricht noch einmal die schon von andern gewürdigten Beziehungen des Dichters zu den Herren von Neifen und zu 'König Heinrich', in dem er des Staufers Friedrich II. Sohn sieht. B. hat mehr den Menschen und Dichter herauszuarbeiten gesucht, als die Werke erschöpfend philologisch behandelt. Da des Dichters Hauptwerk noch nicht veröffentlicht ist, schien dieser Weg der gangbarste zu sein. Vieles mußte dabei nur Vermutung bleiben; aber der Verfasser hat mit Gewandtheit die Untiefen umsteuert und ist keineswegs nur im Hafen geblieben. B. setzt die Reihenfolge der Werke an: Cliges 1220, Tristan 1230, Rennewart 1240. Für den Tristan spricht der Verfasser Eilhart als einzige Quelle an und charakterisiert bedachtsam U.s ungleiche Arbeitsweise. Zur Metrik gibt er keine systematische Untersuchung, sondern dankenswerte Beobachtungen über die Verwendung des Wortmaterials im Anschluß an Krauß' Vorbild und Heuslers Anschauungen. Nach B.s Meinung entwickelt sich der Dichter von der deklamatorisch-ausdrucksvollen Art Hartmanns zur natürlichen Gleichmäßigkeit Konrads fort. Nur im Ausbau der Redeszenen hat er von Gotfried gelernt, nicht in der Kunst des Erzählens. — Die Cligesfragmente spricht er Ulrich zu nach dem Zeugnis des Rudolf von Ems und bringt noch ein paar stilistische Gründe dafür heran. Ausgiebiger ist sein Vergleich der Rennewartdichtung mit den Quellen. B. vermutet, daß der Dichter ursprünglich einen selbständigen Rennewart habe schreiben wollen, dann sich aber zu einer Fortsetzung Wolframs entschlossen habe. Sorgsam wird auch bei der 'Mönchschaft Rennewarts und Willehalms' das Verhältnis von verlorenen schriftlichen Quellen, eigener Erfindung, mündlicher Überlieferung erwogen und endlich Ulrichs Stil dem Wolframs fein gegenübergestellt. Möge B.s vorläufige Arbeit auch nach der Veröffentlichung des Rennewart der Prüfung standhalten! Werner Richter.]

Seehausen, Walther, Michel Wyssenherres Gedicht 'Von dem edeln hern von Bruneczwigk, als er über mer fure' und die Sage von Heinrich dem Löwen. (Germanistische Abhandlungen, hg. von Friedrich Vogt, 43. Heft.) Breslau, M. u. H. Marcus, 1913. 173 S. M. 6,40. [Das Gedicht war seit dem Abdruck Maßmanns im Jahre 1828 einer neuen Ausgabe bedürftig. Verfasser gibt den bisweilen recht verderbten Text nach der einzigen in Stuttgart befindlichen Handschrift. Die 98 siebenzeiligen Strophen ließen sich im ganzen leicht wiederherstellen. Die rheinfränkische Heimat der 1474 hergestellten Abschrift, die schon nach dem Heimatsort des Schreibers (Modau südlich von Darmstadt) wahrscheinlich ist, beweist S., so gut es eben ging. Die sprachliche Heimat des Gedichtes, das Bartsch nur ganz allgemein in Mitteldeutschland zu lokalisieren wagte, setzt Verfasser ebenfalls nach Südrheinfranken und betont demnach, daß die dialektisch sehr ergiebigen Reime nicht erheblich von der Sprache des Schreibers abweichen. Auf eine umfassende Heranziehung anderer südrheinfränkischer Denkmäler verzichtet der Verfasser leider. Gewissenhaft vergleicht er die übrigen Bearbeitungen der Sage (Rheinfried, Deutsches Volksbuch, Hans Sachs usw.) Vier Hauptmotive der Heimkehrsage werden nach der Ursprünglichkeit der Züge in den Bearbeitungen unterschieden, die Besonderheiten der Braunschweigsage (Löwendrachenkampf) sowie die Berührungen mit der Ernstdichtung sagengeschichtlich beleuchtet. S. postuliert, daß Heinrich der Löwe von Anfang an der Held der Sage gewesen sei, nicht Heinrich der Stolze, auch nicht ein anderer König, wie Bartsch und Schneider annahmen. Doch erklärt er

S. 142), daß die Heimkehrsage und der Löwendrachenkampf erst nach der historischen Heinrichs Wallfahrt und der Aufstellung des ehernen Löwen auf Heinrich 'übertragen' worden seien. Der Löwendrachenkampf ist nach S. wahrscheinlich durch den Iwein, den Löwenritter, auf Heinrich den Löwen übergegangen. — Eine Übersicht über die Entlehnungen der Wolfdietrich-, der Hilde-Gudrunsage, der Gesta Romanorum aus der Braunschweigsage beschließt die Abhandlung. Werner Richter.]

Jellinek, M. H., Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung, 2. Halbband. (Germanistische Bibliothek, 2. Abt., VII, 2.) Heidelberg, Winter, 1914. XI, 503 S. M. 10.

Brenner, Oskar, Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. 2. Aufl. München, Lindauer. 1914. 70 S. M. 1.

Richter, J., Das Erziehungswesen am Hofe der Wettiner Albertinischen (Haupt-) Linie. (Monumenta Germaniae Paedagogica, LII.) Berlin, Weidmann, 1913. XXIX, 652 S. M. 17.

Modick, Otto, Goethes Beiträge zu den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' von 1772. Zugleich Beitrag zur Kenntnis der Sprache des jungen Goethe. Borna-Leipzig, Noske. 1913. 127 S. M. 3.

Kanehl, O., Der junge Goethe im Urteil des jungen Deutschland. Greifswald, Bamberg, 1913. 174 S.

Barba, Preston Albert, The life and works of Friedrich Armand Strubberg. (Americana Germanica, vol. 16.) University of Pennsylvania, 1913. 149 S. $ 2. [Strubberg, geboren zu Kassel 1806, wanderte nach Amerika 1828, wo er sofort den Niagara besuchte, und schrieb später eine Reihe von Geschichten: 'Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten' (1858), 'An der Indianergrenze oder treuer Liebe Lohn' (1859), 'Sklaverei in Amerika oder schwarzes Blut' (1862), 'Karl Scharnhorst — Abenteuer eines deutschen Knaben in Amerika' (1863), 'Der Sprung vom Niagarafall' (1864) u. a. Seine ersten Geschichten erschienen in mehreren Auflagen, die folgenden waren weniger beliebt, schließlich versuchte er sich auch als Dramatiker (1882—1886). Barba schildert ausführlich sein Leben, beschreibt seine Werke und verfolgt die Zusammenhänge des Autors mit Sealsfield, Gerstäcker, Ruppius und Möllhausen, die er als 'writers of the exotic novel' zusammenfaßt.]

Enders, C., Gottfried Kinkel im Kreise seiner Kölner Jugendfreunde. Nach einer beigegebenen unbekannten Gedichtsammlung. (Studien zur Rheinischen Geschichte, II. 9.) Bonn, Marcus & Weber. 1913. IV, 90 S. M. 2.40.

Bollert, M., Gottfried Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung bis zur Revolution. (Studien zur Rheinischen Geschichte, II. 10.) Bonn, Marcus & Weber. 1913. V, 159 S. M. 3.60.

Richard Wagner, Gesammelte Schriften und Dichtungen in 10 Bänden. Herausgegeben mit Einl., Anm. und Registern von Wolfg. Golther. Mit 24 Beilagen in Kunstdruck und 2 Faksimilebeilagen. (Goldene Klassikerbibliothek.) Berlin, Bong, 1914. Geb. M. 15. [Mit Sachkenntnis und Liebe hat Golther den ganzen ersten Band, 313 S., verwendet, um zuerst Wagners Leben zu erzählen und dann seine Schriften und Dichtungen auf ihre Entstehung hin zu beschreiben. Daran reiht sich der Abdruck von Wagners 'Gesammelten Schriften und Dichtungen', wie sie von der 2. Auflage 1887 bis zur 6. Auflage 1912 erschienen waren, und zwar zeilengetreu; die zweite Hälfte von Golthers erstem Bande enthält noch den ersten Band von Wagners Schriften. Ein Hauptwerk unserer Sprache, das bisher nur wenigen zugänglich war, wird jetzt mit geschmackvollen Erläuterungen in bester Weise popularisiert. Dankenswert ist das beigefügte Personenregister, in dem namentlich Shakespeare eine große Rolle spielt; nur Beethoven, in

zweiter Linie Goethe und Mozart sind mit mehr Anspielungen bedacht, Weber schließt sich an.]

Plattdeutsche Volksmärchen. Ausgabe für Erwachsene. Gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser. Jena, Diederichs, 1914. XXVIII, 325 S. [Aus den Hunderten von Märchen und Schwänken, die Wisser in Ostholstein gesammelt hat, sind hier gegen achtzig mitgeteilt, in volkstümlicher Rede und mit hübschen Vignetten. In der Einleitung berichtet W., daß er sie von Tagelöhnern und anderen ganz armen Leuten erfuhr, ohne Mühe oder besondere Kunst, lediglich weil er den Dialekt beherrschte und daher mit den Leuten umzugehen verstand. Die meisten Fassungen — dreißig — fand er vom Schwank 'De Köster un de Prîster'. Nächst beliebt waren Schwänke vom dummen Hans, wobei sich ein Brünhildenmotiv in derber Komik wiederholt. Als Quellen kommen in Betracht: das 'Nordische Märchenbuch' von Muldener und die kleine Ausgabe der Grimmschen Märchen, sowie Jahrmarktsblätter. Fremdwörter mitten im Dialekt verraten oft die Entlehnung. Ein Anhang orientiert über plattdeutsche Spracheigentümlichkeiten.]

Arndt, Ernst Moritz, Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein. Hg. von Klumpp. (Sammlung Deutscher Schulausgaben, Lieferung 141.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1913. VII, 147 S. M. 0,90.

Bismarck, Fürst. Ausgewählte Reden. Hg. von Heinrich Schierbaum. Mit einem Bildnis. (Sammlung deutscher Schulausgaben, 145.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1913. VI, 205 S. M. 1,20.

Fontane, Th., Aus den Tagen der Okkupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871. Ausgewählt und für den Schulgebrauch hg. von Adolf Busse. (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Lieferung 139.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1913. X, 147 S. M. 0,90.

Fontane, Th., Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Ausgewählt und für den Schulgebrauch hg. von Adolf Busse. (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Lieferung 133.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1912. X, 156 S. M. 0,90.

Goethe, Reineke Fuchs. Hg. von G. Frauscher. (Deutsche Schulausgaben, Bd. 149.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1914. X, 140 S. M. 1.

Ibsen, Henrik, Ein Volksfeind. Schauspiel in 5 Aufzügen. Deutsch von W. Lange. Hg. von Ludwig Rösel. (Sammlung deutscher Schulausgaben, 140.) XXXII, 121 S. M. 1.

Immermann, Karl, Andreas Hofer, der Landwirt von Passeier. Hg. von H. Muchau. (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Lieferung 134.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1912. XXI, 109 S. M. 1.

Kügelgen, W. v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Im Auszuge. Bd. 1, 2. (Sammlung deutscher Schulausgaben, Lieferungen 146 und 147.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1914. VI, 128, 130 S. à M. 0,90.

Kürnberger, F., Aufsätze über Fragen der Kunst und des öffentlichen Lebens. Auswahl. Für den Schulgebrauch herausg. von A. Watzke. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1913. 143 S. M. 1,30.

Kurz, H., Ausgewählte Erzählungen. Bd. 1, 2. Für den Schulgebrauch hg. von E. Müller. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1913. 138, 124 S. M. 1, M. 0,85.

Reuter, Fritz, Ut mine Stromtid. Im Auszug mit verbindendem Text und einer Einleitung hg. von J. Weichardt. (Sammlung deutscher Schul-

ausgaben. Lieg. 144.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1913. VIII, 319 S. M. 1,75.

Neuere deutsche Lyrik. Auswahl von Otto Lyon. Mit 12 Abbildungen. (Sammlung deutscher Schulausgaben, 143.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1913. VIII, 256 S. M. 1,50.

Lesebuch zur Staatsbürgerlichen Erziehung. Hg. von Richter. (Deutsche Schulausgaben, Lief. 148). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1914. VI, 125 S. M. 0,90.

Englisch.

Englische Studien. 47, 2 [H. L. Wyld, Old English $\breve{\bar{y}}$ in the dialects of the South, and South Western counties in Middle English. — W. A. Read, A Vernerian sound-change in English. — F. P. H. Prick van Wely, Apt alliteration's artful aid. — P. W. Long, The date of Spenser's earlier hymns. — J. Le Gay Brereton, Notes on the text of Beaumont and Fletcher. — M. Eimer, Die Geschichte der Maria Eleonora Schöning und die Charakteristik Luthers in Coleridges *Friend*].

Beiblatt zur Anglia. XXV, 1. Januar 1914 [Koeppel: Choisy, Alfred Tennyson. — Montgomery: Groth, Oscar Wilde und Walter Pater. — Passy and Jones, The Principles of the International Phonetic Association. — W. Viëtor, Introduction to English, French and German Phonetics. — The Teacher's Manuel I. II. — Bridges, A tract on the present state of English pronunciation. — Clark, Prose rhythm in English].

Stjerna, Knut, Essays on questions connected with the Old English poem of Beowulf. Translated and edited by John R. Clark Hall. Coventry, published for the Viking Club, 1912. XXXV, 284 S. 12/6. [Clark Hall, der Übersetzer des Beowulf, hat die Aufsätze von Stjerna, die 1903—08 in schwedischer Sprache erschienen waren, übersetzt und zu einem stattlichen Bande zusammengefaßt, der mit vielen Illustrationen geschmückt ist, so daß er eine Art archäologischen Kommentars zum Epos bildet. Es war Stjernas Absicht, die nordische Archäologie zur Aufklärung des Beowulf zu verwenden. Mancherlei Interessantes ist dabei herausgekommen. Daß die Schatzhalle des Drachen überwölbt ist, muß als außerskandinavisch bezeichnet werden, desgleichen, daß der Drache fliegt und Feuer speit. Altskandinavische Drachen vor 900, wo der englische Einfluß einsetzt, waren nur mächtige Schlangen, die einen Schatz behüteten. Eingehend werden die Parallelen des Epos mit der Ynglingasage verfolgt, die einem in England lebenden Dänen um 950—75 zugeschrieben wird. Das Land der Gauten soll auf der Insel Öland gewesen sein, wo sich auch ein Ort Walfischnase befindet, entsprechend dem Beowulfschen 'hronesnæs'. S. 92. Skylds Heimfahrt auf dem ruderer- und mannenlosen Schiff, auf dem er gekommen war, wird mit der uralten Vorstellung von der Totenreise zusammengebracht; Skelettfunde in Booten hängen damit zusammen. Selbst die Zeit des Hünengrabes, das über den Resten Beowulfs errichtet wird, glaubt Stjerna (S. 237) andeuten zu können: *Not later than the oldest royal mounds at Upsala* (S. 237). Allerdings sind die archäologischen Funde örtlich und zeitlich so dünn gesät und ungleichmäßig verstreut, als daß man die Verläßlichkeit dieses Kriteriums bezweifeln muß. Aber das wird dem Leser des Buches klar, daß die skandinavischen Kulturverhältnisse des 5.—6. Jahrhunderts sich mit denen des Beowulf-Epos im ganzen und oft in überraschenden Einzelheiten decken. Die Erinnerung daran haben die Angelsachsen nach Stjernas Ansicht in Form von Liedern über das Meer nach Britannien getragen. Überall wimmelt es bei ihm von solchen Liedvermutungen, auch bei Gegenständen, von denen in altgermanischer Zeit niemals ein Lied bezeugt ist. Er scheint die Erinnerung durch mündliche Prosatradition, durch Anblick alter Waffen und Geräte, durch Memorialverse u. dgl. gar nicht in Betracht gezogen zu haben.

Aber diese Schwäche spielt nur bei den Versuchen herein, die Reste alter Zeit mit dem Epos in Zusammenhang zu bringen. Der Wert des alten Materials, das hier angehäuft ist, bleibt dabei unberührt: er ist für die Projezierung der Versschilderungen auf das altgermanische Leben kein geringer.]

Beowulf nebst dem Finnsburg-Bruchstück, übersetzt und erläutert von Hugo Gering. 2. durchgesehene Auflage. Heidelberg, Winter, 1913. XV, 123 S. M. 2, geb. M. 3.

Funke, Otto, Die gelehrten lateinischen Lehn- und Fremdwörter in der altenglischen Literatur von der Mitte des 10. Jahrhunderts bis um das Jahr 1066. Nebst einer einl. Abhandlung über die 'Quaestiones Grammaticales' des Abbo Floriacensis. Halle a. S., Niemeyer, 1914. X, 209 S. M. 6.

Schlemilch, Willy, Beiträge zur Sprache und Orthographie spätaltengl. Sprachdenkmäler der Übergangszeit (1000—1150). (Studien zur engl. Philologie, XXXIV.) Halle a. S., Niemeyer, 1914. XIV, 73 S. M. 2,40.

Lindelöf, U., Der Lambeth-Psalter, eine altenglische Interlinearversion des Psalters in der Hs. 427 der erzbischöflichen Lambeth Palace Library, zum erstenmal vollständig herausgegeben. (Acta Societatis Scientiarum Fennicæ XLIII, No. 3.) Helsingfors, Finnische Literaturgesellschaft, 1914. 104 S. 4°. [Kapitel: 1. Die Handschrift; 2. Der lateinische Text; 3. Charakter der Lambeth-Glosse und Verhältnis derselben zu den übrigen ae. Psalterglossen; 4. Wortschatz und Wortgebrauch; 5. Bemerkungen zur Lautlehre und 6. zur Flexionslehre. Eine sorgsame Arbeit.]

Delcourt, Joseph, Medicina de quadrupedibus, an early M. E. version with introduction, notes, translation and glossary. (Anglistische Forschungen, H. 40.) Heidelberg, Winter, 1914. LI, 40 S. M. 2,40.

Corsdreß, Heinrich, Die Motive der mittelenglischen geistlichen Lyrik (mit Ausschluß des didaktischen Elements) und ihr Verhältnis zur lateinischen Hymnologie des Mittelalters. Weimar, Wegner, 1913. 138 S. [Vier Motive werden verfolgt: das von Gott-Vater, vom Heiligen Geist, von Jesus, von Maria. Überall wird der stark lateinische Einfluß betont; ob nicht auch romanischer mitspielte?]

MacKnight, G. H., Middle English humorous tales in verse. (The Belles-Lettres-Series, Section II, Middle English Literature.) Boston and London, D. C. Heath & Co. LXXV, 156 S. [Die Einleitung handelt in größerem Umfange über die Rolle der Fabliaux in der mittelenglischen Literatur; dann wendet sich der Herausgeber speziell zu 'Dame Siriz', die er nicht unmittelbar auf Petrus Alphonsus zurückführt, sondern auf eine Zwischenfassung, auf die auch der griechische Syntopas gewirkt hat. Ob man das einschlägige Spiel 'De clerico et puella' mit Heuser nach Lincolnshire versetzen muß, weil es v. 77 vom Jahrmarkt von Botolfston in Lincolnshire spricht, läßt er klugerweise unentschieden; liest man die Stelle nach, so ist man eher geneigt, an eine benachbarte mittelenglische Grafschaft zu denken, denn der Dichter findet es nötig zu vermerken, daß Botolfston gerade in Lincolnshire liegt. — Bei 'Fox and wolf' untersucht der Hg. das Verhältnis zum 'Roman de Renard' und zu anderen verwandten Fassungen und findet, daß die englische Geschichte, so köstlich sie sich ausnimmt, eigentlich fast nichts Neues bietet. Wahrscheinlich ist es die freie Bearbeitung einer oder mehrerer französischer Zwischenstufen. — Endlich ergibt sich betr. 'Sir Cleges', daß wiederum mehr als eine Fassung dem englischen Dichter vorschwebte. Es folgt der Text der gesamten drei Fabliaux. Leider sind von Sir Cleges nicht beide Hss., sondern nur Ashmole 61 wiedergegeben. Anmerkungen, Bibliographie, Glossar: alles fleißig und verständig gearbeitet.]

Wirl, Julius, Orpheus in der englischen Literatur. (Wiener Beiträge 40.) Wien, Braumüller, 1913. XI, 102 S. M. 4. [In zweifacher Weise hat die Orpheusgeschichte in die ältere englische Literatur eingegriffen. Zuerst war es die Gestalt des königlichen Spielmanns, die das Interesse anzog: das zeigt

sich bei Alfred und dann in der mittelenglischen Romanze 'Sir Orpheo', auf die Wirl näher eingeht. Als Quelle dafür betrachtet er ein französisches *lai*, wie es längst vermutet wurde. Als Autor denkt er sich einen Spielmann, weil ja der Minstrel in dieser Dichtung verherrlicht wird. Wenn er dabei ohne weiteres von anderen mittelenglischen Spielmannsdichtungen spricht, die sich erhalten hätten, so haben ihm die Bedenken wohl nicht vorgeschwebt, die ich in der Akademieabhandlung 'Frühmittelenglische Spielmannsverhältnisse' dargelegt habe, besonders in Hinblick auf die genaue Kenntnis und Darstellung adeliger Sitte im 'King Horn'. Noch immer möchte ich nur den 'Haveloc' als erhaltene Spielmannsdichtung aus der Zeit vor Chaucer ansprechen. Die starken Textschwankungen in den drei Hss. des 'Sir Orpheo' sollen 'den Schluß auf mündliche Überlieferung erlauben' S. 24: wie stark sind oft die Textschwankungen in der Überlieferung von mittelenglischen Legenden, die gewiß nie mündlich überliefert wurden! — Ein zweites Mal machte die Orpheusgeschichte Eindruck in der Zeit des Sidney, Spenser und Shakespeare, und zwar diesmal wegen der göttlichen Wirkung, die sie dem Dichter beilegt. Das wird aus Wirls Darlegungen gut ersichtlich. Die moderneren Engländer, deren Bearbeitungen der alten Sage Wirl fleißig registriert, sind unbedeutend.]

Sauer, Oskar, Die Quellen der Chevy-Chase-Balladen. Diss. Halle 1913. 40 S. [Die Ballade wird bei Strophe 43 in zwei Hälften geteilt; in der ersten sieht Verfasser ein Fortleben des altgermanischen historischen Liedes; der zweite Teil sei von einem Minstrel nur beigefügt worden, um dem Ganzen den Anschein größerer historischer Treue zu geben. Die erste Hälfte soll auf einem historischen Einzellied beruhen, das einen nicht überlieferten Jagdzug behandelte; die zweite Hälfte auf einer chronikartigen Ballade, die auf wirkliche Begebenheiten in der Schlacht von Otterburn zurückgehe.]

Ehrke, Konrad, Das Geistermotiv in der schottisch-englischen Volksballade. Ein Beitrag zur Geschichte der Volksdichtung. Diss. Marburg 1914. [Elf Geisterballaden, alle bei Child gedruckt, werden studiert unter Sonderung der weltlich-heidnischen und der christlichen Stoffe. Betont wird die vorwiegend schottische Überlieferung. Das Hauptergebnis, zu dem der Verfasser gelangt, ist, daß keine keltische, wohl aber eine starke skandinavische Tradition vorliege. Daran reiht sich die weitere These, Skandinavien sei überhaupt das Ursprungsland der Ballade, S. 114. Einzuwenden ist dagegen wohl, daß wir in England wahrscheinlich schon seit der Zeit der Könige Athelstan und Edgar, sicherlich aber schon seit der Zeit des William von Malmesbury die Volksballade beobachten können, und daß in Frankreich ein so tiefgehender skandinavischer Einfluß auf dem Balladengebiete zu den bescheidenen Einflüssen, die sonst von den Skandinaviern zu den Franzosen kamen, in keinem Verhältnis steht. Wenn Ehrke S. 116 sagt: 'Der Geist germanischen Gefolgschaftswesens spricht nicht mehr aus den Balladen', so hat er wohl nicht an 'Chevy Chase' gedacht, wo die Mannen ihre Herren nicht allein kämpfen lassen, sondern mitraufen, obwohl die Herren selbst ein Blutvergießen ihrer unschuldigen Leute vermeiden möchten.]

Brüll, Hugo, Untergegangene und veraltete Worte des Französischen im heutigen Englisch. (Beiträge zur franz. und engl. Wortforschung.) Halle, Niemeyer, 1913. 278 S. M. 10. [Geordnet nach den altfranzösischen Wörtern, die im Neufranzösischen veraltet und oft ganz verschwunden sind, im heutigen Englisch aber noch leben und oft im alltäglichen Gebrauch stehen. Das Fremdvolk hat also in Hunderten von Fällen den Wortschatz des ihm aufgedrängten Idioms treuer festgehalten, als es das Heimatvolk tat. Brüll gibt regelmäßig die afrz. Etymologie sowie die afrz. Bedeutung, begnügt sich aber auf englischem Gebiete mit Angabe der heutigen Bedeutung allein.]

Boynton, Percy H., London in English literature. Chicago, Illinois, The University of Chicago Press, 1913. VI, 346 S. M. 8.40. [Behandelt wird

das London von Chaucer, Shakespeare, Milton, Dryden, Addison, Johnson, Byron und Lamb, Dickens und der Viktoria-Zeit; selbst noch über das heutige London ist ein Artikel beigefügt. Aus dem überreichen Material, das für die Geschichte und speziell für die literarische Geschichte der englischen Hauptstadt vorhanden ist, konnten dabei nur Auszüge gegeben werden. Der Hauptwert des Buches liegt in den Abbildungen, die sehr hübsch und sauber sind. Von Stadtansichten wird zuerst mitgeteilt die von Hollar 1647, dann die von Braun 1572 und die von De-la-Sarre 1639. Die charakteristischen Förderungen, welche die englische Literatur durch London erfahren hat, liegen aber natürlich viel tiefer.]

More, P. E., The paradox of Oxford. Reprinted from the School review, June 1913. 19 S.

Laugdon, Ida, Materials for a study of Spenser's theory of fine art. A thesis submitted to the Faculty of Arts and Sciences of Cornell University in candidacy for the degree of Master of Arts. Ithaca, New York, 1911. LXIII, 118 S. [Das Material fließt reichlicher, als man erwarten möchte: Lyrik und Epik, Prosaschrift und Briefe. In der zweiten Hälfte des Buches ist es abgedruckt und nach Schlagwörtern alphabetisch geordnet. Die erste Hälfte bietet die Verarbeitung. Starker Einfluß von Skaliger ist hervorgehoben, der bereits den Dichter für einen Gott und Schöpfer erklärt hatte; im Hinblick auf ihn erweiterte Spenser die Aristotelische Lehre vom Dichter als Nachahmer der Natur: der Dichter gehe nicht bloß *hand in hand with nature*, sondern *freely ranging within the zodiac of his own wit*; er zeige '*the land of Faery*' dem, der Augen habe, es zu schauen. Das was Drayton an Marlowe als *translunary things* bewunderte, gewinnt dadurch auch eine theoretische Unterlage. Außer Aristoteles und Skaliger hat Plato das Meiste auf Spenser vererbt, und zwar in bezug auf Form. So sehr Spenser die Begeisterung als notwendig für den Dichter hervorhob, hat er doch bei jeder Gelegenheit betont, daß die Kunstform strengster Art damit verbunden sein muß; ja, theoretisch wie praktisch hat er die Lehre als den Kern der Dichtung gefaßt und die Begeisterung samt der Form nur als das Gewand; wie weit er dabei von der Pléiade beeinflußt war, die er ohne Zweifel kannte, wäre noch zu erörtern. Von Einzelheiten ist zu erwähnen die Vermutung, Spenser habe seine 'Tears of the Muses' wohl schon um 1580 geschrieben, S. LIX, sowie der Hinweis auf eine Stelle bei Spenser, die dem Shakespearischen Ausspruch *All the world's a stage* voranging: *All man's life me seems a tragedy*, Tears 157. Schließlich werden noch die Elisabethanischen Kritiker des Spenser besprochen.]

Delcourt, Joseph, Essai sur la langue de Sir Thomas More d'après ses œuvres anglaises. Paris, Didier, 1914. XXVIII, 471 S. Fr. 12.

Bang, W., Materialien zur Geschichte des älteren englischen Dramas:

XXXIV, 3. Charles Crawford, The Marlowe concordance [S. 361—520 'Goods'].

XXXVIII. Studley's translations of Seneca's Agamemnon and Medea, edited from the Octavos of 1566 by E. M. Spearing. XXIII, 248 S.

XXXIX. A tale of a tub nach dem Druck von 1640 herausgegeben von Dr. Hans Scherer. XV, 87 S.

XL. The Jewes tragedy von William Hemings, nach der Quarto 1662 herausgegeben von Heinrich A. Cohn. XI, 91 S.

XLI. Jasper Heywood and his Translations of Seneca's Troas, Thyestes and Hercules Furens, edited from the Octavos of 1559, 1560 and 1561 by H. de Vocht. LIV, 352 S.

Neilson, William Allan, and Horace Thorndike Ashley, The facts about Shakespeare. New York, Macmillan, 1913. 273 S. [Eine ziemlich vorsichtige Zusammenstellung des meisten Tatsachenwissens, das wir über Shakespeares Leben, Belesenheit und Entwicklung, die Textgrundlagen und

die Echtheit seiner Stücke, das Drama und die Bühne der Elisabethzeit besitzen. Anhangsweise werden biographische Dokumente, Listen von Theaterfiguren, Anfangsverse von Liedern und eine etwas knappe Bibliographie geboten. Von den Sonetten wird gesagt, daß sie uns 'no knowledge of Shakespeare's personal affairs' vermitteln (S. 48); doch enthalten sie 'nothing irreconcilable' mit der Persönlichkeit, die den Hamlet und Lear schrieb, S. 49; wahrscheinlich wurden sie innerhalb eines Dutzend Jahre gruppenweise geschrieben, unter wechselnder Stimmung und Anregung, teils in jugendlicher Leichtheit, teils in 'the full maturity of the man and the artist: hardly in the great tragedies themselves is there clearer proof of Shakespeare's supremacy in thought and language' (S. 88). Das Theater der Elisabethzeit wird mit Zwischenvorhang und mit Vorhängen auf der Oberbühne, mit Dekorationen hinter dem Vorhang und mit Szenen von unbestimmter Lokalität vor dem Vorhang geschildert, kurz: im Sinne der vielbefehdeten 'alternation theory' (S. 128). Ob es wirklich Tatsache ist, daß Shakespeare bei mehreren Stücken, z. B. Titus Andronicus, Heinrich VI., Timon, Heinrich VIII., Mitarbeiter hatte, wie es hier S. 157 als allgemeine Annahme bezeichnet wird? Zu den Gründen gegen die Bacon-Theorie S. 164—65 möchte ich noch fügen das Zeugnis des Stratforder Grabmals, auf dem Shakespeare vor allen Heimatsgenossen schon gegen 1623 als Schriftsteller voll Weisheit und Kunst und mit der Feder in der Hand dargestellt ist.]

Salusbury, Sir John, and Robert Chester, Poems. With an introduction by Carleton Brown. (Bryn Mawr College Monographs. Monograph Series, Vol. XIV.) Bryn Mowr, Pennsylvania, 1913. LXXIV, 86 S. [Ein Beitrag zur Erklärung von Shakespeares 'Phœnix and turtle'. Dies Rätselgedicht erschien bekanntlich mit einem Bündel ähnlicher 'Poetical essaies' als Anhang zu Robert Chesters 'Loves martyr' 1601. Der Dichter Sir John Salusbury wurde bereits von Grosart als der Sohn einer hervorragenden Familie in Denbighshire angesprochen. Brown druckt jetzt aus zwei Handschriften von Christ Church Oxford Gedichte von ihm ab; desgleichen aus einem gedruckten Bändchen von Robert Parry 1597. Auch durch Aktenfunde werden Leben und Charakter dieses heißblütigen Junkers verdeutlicht. Weniger glücklich war Grosart in dem Bestreben, den Dichter Robert Chester zu entdecken. Brown zeigt mit Hilfe des neugedruckten Materials, daß er im Haushalte des Sir John Salusbury zu Denbigh zu suchen ist, und zwar in bescheidener Stellung, vielleicht als Hauskaplan. Er hat der Liebesleidenschaft seines Patrons gereimten Ausdruck geliehen; wie Brown vermutet, galt die Liebe des Ritters der eigenen Frau; es ergibt sich aber aus mancherlei Anspielungen, daß er mit besonderer Glut seiner Schwägerin huldigte. Als dann der Ritter nach London zog, um die Verse drucken zu lassen, verschaffte er sich Gedichte auf denselben Gegenstand von Jonson, Chapman und Marston sowie von Shakespeare, der sich jedoch selbständiger hielt und nicht von der Liebe, sondern von dem Leichenbegängnis des Tauberichs (d. h. Sir John Salysburys) und des Phœnixvogels (d. h. der Geliebten) sang. Hiermit ist auf einen dunklen Punkt in Shakespeares Wirksamkeit wenigstens etwas Dämmerlicht geworfen.]

Pellissier, Georges, Shakespeare et la superstition shakespearienne. Paris, Hachette, 1914. 303 S. Fr. 3,50.

Chambrun, The Countess de, The sonnets of William Shakespeare. New light and old evidence. Illustrated. New York and London, Putnam, 1913. XII, 276 S. sh. 7/6 net.

Petersen, Ottomar, Shakespearestudien. Othello, Hamlet. Borna-Leipzig, Noske, 1913. 53 S. [In Othello sieht Verfasser viele Zutaten der Schauspieler, die der Schurkerei Jagos persönliche Motive unterschoben. In Macbeth sollen in ähnlicher Weise die Schicksalsschwestern nachträglich in wirkliche Hexen und Macbeth selbst in einen Bluthund verwandelt worden

sein. In der Folioausgabe des Hamlet sei der Held umgekehrt durch Einschaltungen und Auslassungen in ein besseres Licht gerückt. Nicht immer vermag ich den grundlegenden Behauptungen in dieser Studie zu folgen, z. B. wenn S. 45 gesagt wird, das Begräbnis der Ophelia rufe in Hamlet keinen Schmerz mehr hervor; oder S. 19: die Königin, in der der alte Hamlet nur 'das Weibchen' sah, das er hegte, sei erst in der zweiten Ehe zum Leben erwacht und genieße jetzt erst das Gefühl der Freiheit.]

Bœcker, Alexander, A probable Italian source of Shakespeare's 'Julius Cæsar'. Submitted to the Faculty of New York University in partial fulfilment of the requirements for the degree of Doctor of Philosophy. New York, 1913. VIII, 130 S. [Orlando Pescetti veröffentlichte seine italienische Tragödie 'Cesare' 1594 in Verona: sie soll für jene Teile von Shakespeares Tragödie, die nicht aus Plutarch stammen, die Quelle gewesen sein. Gewisse Ähnlichkeiten, namentlich in der Betonung von Cäsars Schwächen und in der Hervorhebung des Brutus, sind gewiß vorhanden; aber sobald man nach konkreten Übereinstimmungen sucht, zeigt sich die Schwäche der Theorie. Für einige hat Bœcker selbst eine andere Möglichkeit der Erklärung hervorgehoben; Pescetti und Shakespeare mögen gemeinsam aus Appian geschöpft haben, von dem eine englische Übersetzung schon 1578 erschien. Andere Parallelen erklären sich durch das gemeinsame Bedürfnis der Inszenierung und die verwandte Auffassung der Tragik. Auch dem bloßen Zufall ist Spielraum zu gewähren. Eine zweite Theorie soll die erste stützen: der Schotte Alexander, Earl of Stirling, schrieb 1604—07 einen 'Julius Cæsar', den Bœcker ebenfalls von Pescetti beeinflußt sein läßt: der Beweis ist hier noch schwächer. Was die allgemeinen Vorbedingungen dafür betrifft, daß ein untergeordnetes Werk in italienischer Sprache, das in England niemals direkt zitiert wird, in kurzer Zeit Shakespeare so packen sollte, hat Bœcker selbst die Schwäche seiner Annahme offen und einsichtig berührt. Er nennt das italienische Werk 'tedious', und er weiß, daß schwere Bedenken uns warnen, Shakespeare direkte Kenntnis des Italienischen zuzumuten. Für letztere Frage verweist er auf Bemerkungen von Professor Carlo Segré in 'Relazioni litterarie fra Italia e Inghilterra' (Florenz 1911), wonach Shakespeare für den Othello direkt aus Cinthio geschöpft haben soll; vgl. Ethel M. de Fonblanque, 'The Italian sources of Othello', Fortnightly review, Nov. 1911, p. 907. Bœcker hat sich alle Mühe gegeben, seinen Fund, der zweifellos interessant ist, als Einfluß zu erklären; dennoch bleiben gewichtige Bedenken zurück: die alte These, daß sichere Kenntnis eines italienischen Werkes für Shakespeare noch in keinem Falle feststeht, bleibt aufrecht.]

Wislicenus, Paul, Nachweise zu Shakespeares Totenmaske. Die Echtheit der Maske. Jena, Diederichs, 1913. 100 S. M. 4. [Abermals Argumente für die Echtheit der Totenmaske. Ähnlichkeiten mit dem Chandosporträt werden diesmal vorwiegend ins Feld geführt und durch Abbildungen erläutert. Auch andere Physiognomiestudien sind angereiht; so kann man z. B. den Hofschauspieler Clewing zuerst ohne Kostüm sehen, dann als Bettler von Syrakus: man würde kaum glauben, daß es dasselbe Gesicht ist. In andere Abbildungen von Totenmasken, von deutscher, englischer, spanischer Herkunft, werden die Hauptlinien der Shakespearischen Totenmaske in rot aufgesetzt, um den Unterschied zu erhärten. Auf die Vorweisung der Totenmaske bei dem Neuphilologentage in Frankfurt a. M., 29. Mai 1912, ist in der Einleitung hingewiesen. Nachtragen möchte ich hierzu, daß Herr Rektor Dörr auf meine Veranlassung zwei Herren herangezogen hatte, die sich fachmännisch auf die Gipsarbeit verstehen, um zu erkunden, ob die auf der Rückseite der Totenmaske sichtbaren Ziffern 1616 wirklich schon eingegraben wurden, als der Gips noch feucht war, oder ob sie erst in den hart gewordenen — ungewiß zu welcher Zeit — eingegraben wurden. Denn nur

auf diesen Ziffern beruht der dokumentarische Zusammenhang der Maske mit Shakespeare. Nach brieflicher Mitteilung von Herrn Dörr konnten sich die beiden Fachmänner über diese Grundfrage nicht entscheiden. Die Maske ist nämlich heutzutage mit einem dunklen Ton gefärbt, unter dem es nicht leicht ist, älteren Schmutz der Oberfläche und ältere Sauberkeit zu unterscheiden.]

Eichler, A., Schriftbild und Lautwert in Charles Butler's English grammar (1633, 1634) und Feminin 'Monarchi' (1634). (Neudrucke frühneuengl. Grammatiken. Bd. 4, 2.) Halle a. S., Niemeyer, 1913. VIII, 134 S. M. 6.

Gillet, J. E., Molière en Angleterre, 1660—1670. Paris, Honoré Champion, 1913. 240 S. [Von den 19 Dramen des Molière haben die Engländer im ersten Jahrzehnt der Restaurationsperiode nicht weniger als 13 übernommen, teils in Übersetzung, teils in Nachahmung. 12 englische Stücke sind daraus hervorgegangen, und die Begründer des Restaurationslustspiels, voran Davenant, Ethredge und Dryden, stehen an der Spitze. Rasch wurden die französischen Originale in London übernommen, wenige Jahre nachdem sie erschienen waren. Erwähnt wird die Anlehnung in der Regel nicht: *on pille, mais presque toujours en silence*; Dryden war noch der anständigste. Hauptsächlich entlehnt werden die Charaktere und deren Psychologie, oft mit einer *sympathie intuitive*, während die Feinheit der Fabelführung und der Moral wenig verstanden wurde. Man kann beobachten, daß die Engländer, wie Molière, mehrere Gestalten über ein Problem sprechen lassen; aber diese Gestalten sind nicht, wie bei Molière, innerlich verschiedene Charaktere, sondern fast nur durch den Namen gesondert. Das Typische der Molièreschen Figuren behagt den Engländern nicht; sie fügen so viel individuelle Züge bei, daß die höhere Charaktereinheit regelmäßig gesprengt wird. Auch sind sie nicht mit der einfachen Fabel des Molière zufrieden, sondern weben da eine Intrige und dort eine Gegenintrige hinein. Mit Recht deutet Gillet auf den Einfluß des Ben Jonson hin, der noch stark nachwirkte. Daneben hat er die höfischen Verhältnisse in London nicht vergessen und ein eigenes Eingangskapitel den gesellschaftlichen und literarischen Beziehungen der beiden Städte gewidmet. Die nächsten 12 Kapitel gelten jedes einem anderen englischen Stück, das von Molière abhängt; Kap. 14 bespricht dann verstreute Einzelzüge aus Molière. Die Ergebnisse in Kapitel 15 wirken dann überzeuglich. Mehrere Anhänge bringen Übersichtstafeln, Paralleltexte, Angabe über erste Aufführungen, Quellenbibliographien und Register. Eindringende Sachkenntnis, methodische Durcharbeitung und eine Logik, die an mathematische Exaktheit streift, sind die Vorzüge dieses beachtenswerten Buches.]

Maier, Walter, Christopher Anstey und der 'New Bath guide'. Ein Beitrag zur Entwicklung der englischen Satire im 18. Jahrhundert. (Anglistische Forschungen, H. 39.) Heidelberg, Winter, 1914. XV, 206 S. M. 5,60.

Olivero, Federico, L'ideale lirico nel romanticismo inglese. Bari, Laterza & Figli, 1914. 36 S.

Bendz, E., The influence of Pater and Matthew Arnold in the prose-writings of Oscar Wilde. Gothenburg, Wettergren & Kerber; London, Grevel & Ko., 1914. 114 S.

Ledderbogen, W., Felicia Dorothea Hemans' Lyrik. Eine Stilkritik. (Kieler Studien zur engl. Philologie, N. F. H. 4.) Heidelberg, Winter, 1913. VIII, 166 S. M. 4,40.

Depken, Fr., Sherlock Holmes, Raffles und ihre Vorbilder. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte und Technik der Kriminalerzählung. (Anglistische Forschungen, H. 41.) Heidelberg, Winter, 1914. XI, 105 S. M. 3.

Fuchs, Adele, Henry Lawson, ein australischer Dichter. (Wiener Beiträge XLIII.) Wien u. Leipzig, Braumüller, 1914. 100 S. M. 3.

Herder, Alexandra von, Jesus of Nazareth. A poetical drama in seven scenes. London, Heinemann, 1913. X, 249 S. [Die Verfasserin, die jetzt als Mrs. F. Grantham zu Maldon in Essex lebt, gehört zu den direkten Nachkommen Herders, dessen Geist in ihr noch zu spüren ist. Sie will das unsterbliche Leben Jesu in einer Auffassung wiedergeben, die der modernen Weltanschauung entspricht. Von deutschen Theologen haben, wie die Vorrede bemerkt, besonders Schürer, Gunkel und Bousset auf sie gewirkt. Das Drama ist in freien Versen geschrieben und warm empfunden. Die Menschen der Wirklichkeit und die Religion der Liebe sind einander gegenübergestellt, meist in epischer Weise. Jesus wird auf der Bühne gegeißelt und stirbt mit den Worten *God is Love*. Eine eigenartige Gestalt ist Simon Bar Jonah, der mit Judas zusammen auftritt, als ein Schüler und Warner Jesu sich gibt, aus Menschenfurcht ihn verleugnet, halb widerwillig vor Kaiphas und Pilatus gegen ihn zeugt, eine himmlische Machttat von ihm erwartet und an solch inneren Widersprüchen erliegt.]

Collection of British authors. Tauchnitz edition:

Vol. 4423. R. Hichens, An imaginative man.
„ 4424. J. C. Snaith, Araminta.
„ 4425. E. T. Thurston, The open window.
„ 4426. J. London, A son of the sun.
„ 4427. E. Glyn, The contrast.
„ 4428—29. E. F. Thurston, Sally Bishop.
„ 4430—31. Baroness Orczy, Eldorado, A story of the scarlet pimpernel.
„ 4432. E. Robins, Way stations.
„ 4433. Mrs. H. de la Pasture, Erica.
„ 4434—35. R. H. Benson, An average man.
„ 4436. B. Shaw, Man and superman.
„ 4437—38. R. Hichens, The way of ambition.
„ 4439. A. Bennett, The regent.
„ 4440. E. F. Benson, Thorley Weir.
„ 4441. D. Gerard, The unworthy pact.
„ 4442. B. Shaw, The perfect Wagnerite.
„ 4443—44. H. G. Wells, The passionate friends.
„ 4445. J. Galsworthy, The dark flower.
„ 4446—48. H. Caine, The woman thou gavest me.
„ 4449. M. Hewlett, Bendish.
„ 4450. Mrs. Humphry Ward, The Corytson family.
„ 4451. E. Temple Thurston, Richard Furlong.
„ 4452. A. Conan Doyle, The poison belt.
„ 4453. Mrs. Belloc Lowndes, The lodger.
„ 4454. J. Stephens, Here are ladies.
„ 4455. E. Th. Fowler, Her Ladyship's conscience.
„ 4456. Florence Montgomery, Behind the scenes in the schoolroom.
„ 4457. Mary Cholmondeley, Notwithstanding.
„ 4458. Th. Hardy, A changed man.
„ 4459. R. Hichens, The Holy land.
„ 4460. E. W. Hornung, The thousandth woman.
„ 4461. Th. Hardy, The romantic adventures of a milkmaid.
„ 4462. H. A. Vachell, Loot.
„ 4463. A. E. W. Mason, The witness for the defence.
„ 4464. B. Harraden, Out of the wreck I rise.
„ 4465—66. J. Conrad, Chance.
„ 4467. F. C. and A. R. T. Philips, Judas, the woman.
„ 4468. B. Shaw, Cashel Byron's profession.

Vol. 4469. 'Rita', The young Horatius.
„ 4470. G. K. Chesterton, The flying inn.
„ 4471. B. Shaw, The three unpleasent plays.

Schröer, M. M. A., Neuenglisches Aussprachwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Eigennamen. Heidelberg, Winter, 1913. VI, 523 S. M. 4,50. [Die sorgsame Wiedergabe der Aussprache in Sweetischer Art, die Vollständigkeit des Materials, das sehr viele Eigennamen mit einschließt, und der billige Preis machen dies englische Aussprachwörterbuch zum empfehlenswertesten, das wir besitzen. Es sollte auf dem Arbeitstische keines Anglisten fehlen. Was englische Philologie auch für das praktische Studium der englischen Sprache bedeutet, wird an dieser gediegenen Frucht besonders deutlich.]

Pound, Louise, Blends. Their relation to English word formation. (Anglistische Forschungen, H. 42.) Heidelberg, Winter, 1914. 58 S. M. 1,60.

Brilioth, Börje, A grammar of the dialect of Lorton (Cumberland). Historical and descriptive, with an appendix on the Scandinavian element, dialect specimens and a glossary. Inaugural dissertation. Upsala, Akademiska Bokhandeln, 1913. XI, 198 S. [Lorton ist ein abgelegenes Tal in Cumberland, nahe bei Cockermouth, wo sich der Dialekt besonders unberührt gehalten hat. Die Hauptautorität, an die sich Brilioth hielt, war der dortige Schulmeister Oglethorpe. Im allgemeinen wird jeder, der sich mit Dialekten beschäftigt hat, die Schullehrer als unverläßlichsten Zeugen betrachten. Oglethorpe aber soll ausnahmsweise verläßlich sein. Immerhin hat Brilioth noch mancherlei andere Zeugen mit herangezogen, Schäfer und Farmer und andere 'fellsiders'. Es ist sehr dankenswert, daß er von Oglethorpes Aussprache wenigstens fünf Seiten in guter, wesentlich Sweetischer Transkription bietet — leider ohne anzugeben, inwiefern andere Zeugen die Aussprache von Oglethorpe korrigiert haben. Wir erhalten auf solche Weise nicht ganz die sicheren Grundlagen, die wir für Dialektkenntnis brauchen, obwohl schon einige Texte besser sind als keine. Auf andere gedruckte Denkmäler des Cumberland-Dialektes ist Brilioth nur flüchtig eingegangen. Auch seine Beschreibung der Aussprache ist knapp und auf wenige Seiten zusammengedrängt. Dagegen legt er die historisch grammatischen Verhältnisse sehr eingehend dar und berücksichtigt auch die Formenlehre. Jede Studie dieser Art ist ein wertvoller Ansatz, um unser Wissen von den englischen Dialekten, das bisher fast nur eine Orientierung ist, solide zu gestalten; je kleiner der Kreis der Beobachtung und je exakter deren Wiedergabe, so daß man den Verfasser stets kontrollieren kann, desto besser.]

Marstander, Bibliographie der irischen Literatur, 1914. London, Regierungspublikation.

Dinkler, R., Mittelbach, Anna, und Zeiger, Th., Lehrbuch der englischen Sprache für Lyzeen und Oberlyzeen. Teil 1. Elementarbuch. 4. Aufl. Teil 2. Lesebuch. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1914. VIII, 170; IV, 210 S. M. 2,25 und 2,40.

Fitchett, W. H., Deeds that won the empire. Historic battle scenes. Für den Schulgebrauch hg. von H. Hoffmann. (Französische und englische Schulbibliothek, Reihe A, Bd. 173.) Leipzig, Renger, 1914. V, 130 S. M. 1,20.

McKilliam, A. E., Makers of history. From Julius Cæsar to Edward VII. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Broßmer. Mit 11 Abbildungen. Autorisierte Ausgabe. (Französische und englische Schulbibliothek, Reihe A, Bd. 174.) Leipzig, Renger, 1914. 120 S. M. 1,10.

Parrott, J. E., Britain over seas. Hg. von A. Sturmfels. Mit 7 Karten und 10 Bildern. (English authors. Ausg. B., Liefg. 142.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1914. IV, 152 S. M. 1,40.

Moderne erzählende Prosa. Ausgewählt und hg. von G. Porger. 8. Bdch. Mit 4 Porträten. (Deutsche Schulausgaben, Bd. 142.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1914. XIV, 174 S. M. 1,20.

Volk, C., Englisch für Techniker. Ein Lese- und Übungsbuch für Ingenieure usw. Teil I. (Sammlung Göschen 705.) Berlin u. Leipzig, Göschen, 1914. 121 S. Geb. M. 0,90.

Chamber's English history. From the earliest to the present time. Für den Schulgebrauch erkl. von A. v. Roden. (Französ. und engl. Schulbibliothek, Reihe A, Bd. 132.) 5. Aufl. Leipzig, Renger, 1914. 111, 41 S. M. 1,30.

Craik, D. M., John Halifax, Gentlemen. Hg. von A. Vogt.) (English authors. Ausg. D., Liefg. 143.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1914. V, 105, 22 S. M. 0,90.

Creighton, M., Queen Elizabeth. Hg. von O. Hallbauer. (English authors. Ausg. D. Liefg. 137.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1913. V, 113, 68 S. M. 1,20.

Dickens, Ch., Little Dombey from Dombey and Son. Für den Schulgebrauch bearb. von E. Merhaut. (Französ. und engl. Schulbibliothek, Reihe A, Bd. 177.) Leipzig, Renger, 1914. VI, 75 S. M. 1,10.

Fontane, Th., Aus England und Schottland. Ausgewählt und für den Schulgebrauch hg. von Adolf Busse. (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Liefg. 137.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1912. X, 134 S. M. 0,90.

Gould, F. J., Stories for young hearts and minds. (Französ. und engl. Schulbibliothek, Reihe A, Bd. 178.) Ausgewählt und für den Schulgebrauch bearbeitet von F. H. Schild. Mit 1 Bildnis. Berechtigte Ausg. Leipzig, Renger, 1914. 122 S. M. 1,10.

Hamilton, Louis, Canada. (British Empire Readers, Bd. 1.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1913. 160 S. M. 1,60.

Macaulay, Th. B., Selections from the works. Hg. von B. Herlet. (English authors. Ausg. B. Liefg. 139.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1914. XIII, 148, 81 S. M. 1,40.

Marshall, H. E., Our island. Mit Anm. zum Schulgebrauch hg. von Franz Vieth. (English authors. Ausg. B. Liefg. 136.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1914. VIII, 188. 44 S. M. 1,40.

Montgomery, Florence, Misunderstood. Herausg. von K. Stolzle. (English authors. Ausg. B. Liefg. 138.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1913. X, 138, 42 S. M. 1,10.

Thoreau, H. D., Walden or Life in the woods (English authors. 140 B.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1914. XII, 106, 24 S. M. 0,90.

Twain, Mark, The adventures of Tom Sawyer. Hg. von H. Perschmann. (English authors. Ausg. B. Liefg. 141.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1914. X, 124 S. M. 1.

Twain, Mark, The prince and the pauper. Hg. von F. Roebbelen. (English authors. Ausg. B. Liefg. 135.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1913. VIII, 170, 34 S. M. 1,40.

Romanisch.

Romania p. p. M. Roques. No 168, oct. 1913. Vol. XLII [A. Jeanroy, La 'Sestina doppia' di Dante et les origines de la sextine. — L. Foulet, Notes sur le texte de Villon. — P. Rajna, Intorno a due antiche coperte con figurazioni tratte dalle storie di Tristano. — Mélanges: O. Bloch, L'article *entefiner* de Godefroy. — J. Jud, Mots allemands d'origine romane. — A. Långfors, Nouveau fragment de la *Vengeance Raguidel.* — G.-L. Hamilton, L'histoire de Troie dans l'art du moyen âge avant le Roman de Troie. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes. LVI, fasc. IV, juillet-septembre 1913 [A. Dauzat, Glossaire étymologique du patois de Vinzelles (Basse-Auvergne)]. — LVI, fasc. V—VI, oct.-déc. 1913 [G. Bertoni, Noterelle provenzali. — L. Karl, La légende de saint Jehan Paulus. — J. Calmette et E.-G. Hurtebise, Correspondance de la ville de Perpignan. — J. Acher, De l'emploi du tréma. — Bibliographie].

The Romanic Review..., ed. by H. A. Todd and R. Weeks. IV, 3, july-september 1913 [J. C. Lecompte, *Richeut*, old french poem of the XII. century, with introduction, notes and glossary. — J. M. Burnham, A brief catalonian medical text. — R. E. House, The sources of Bartolomé Palau's *Farsa Salamantina.* — S. G. Patterson, An Italian proverb collection. — D. C. Stuart, The stage setting of hell and the iconography of the middle ages. — E. H. Wilkins, The discussion of the date of the birth of Boccaccio. — A. de Salvio, Studies on the Irpino dialect. — E. H. Tuttle, *Cogitare* in gallo-roman; romanic *cinctu* and *punctu*. — Reviews of books. — Notes and News].

Romanische Forschungen, hg. v. K. Vollmöller. XXXIV, 1, ausgeg. im September 1913 [Ch. B. Lewis, Die altfranzösischen Prosaversionen des Appollonius-Romans nach allen bekannten Handschriften mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar und Namenverzeichnis zum erstenmal herausgegeben. — J. D. und L. A. Fitz-Gerald: Lope de Vega, Novelas a la Señora Marcia Leonarda]. — XXXIII, 2, ausgeg. im Januar 1914 [K. Vollmöller, Bibliographie der 'Romanischen Forschungen', zugleich 10. Verzeichnis der für den 'Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie' eingelieferten Rezensionsexemplare. — E. Lerch, Das invariable Participium praesentis des Französischen (une femme aimant la vertu). — M. Löpelmann, Das Weihnachtslied der Franzosen und der übrigen romanischen Völker].

Vollmöller, K., Drittes Beiheft zu 'Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes'. Erlangen, Junge, 1912. XIV, 476 S. M. 18,60. [Der starke Band enthält außer einem Verzeichnis der Mitarbeiter und ihrer Stoffgebiete, sowie der Zeitschriften und Sammelwerke mit ihren Sigeln ein über 400 zweispaltige Seiten umfassendes — achtes — Verzeichnis (bis Mai 1909) der dem 'Jahresbericht' zugegangenen Fachliteratur in alphabetischer Anordnung, das gute Dienste leisten wird.]

Revue de dialectologie romane p. p. B. Schädel. No 19/20 = Tome V No 3/4, juillet-décembre 1913 [D. Giannarelli, Studi sui dialetti Lunigianesi compresi fra la Magra e l'Appennino Reggiano. — C. Volpati, Nomi romanzi del pianeta Venere. — A. M. Espinosa, Nombres de bautismo nuevomejicanos. — A. Schneider, Zur lautlichen Entwicklung der Mundart von Bayonne, II: Die Entwicklung der Liquiden *l* und *r*. — A. Chr. Thorn, Racemus et uva en Gaule].

Bulletin de dialectologie romane p. p. B. Schädel. No 19/20 = Tome V. No 3/4, juillet-décembre 1913 [Comptes-rendus. — Nouvelles. — Bibliographie].

Gesellschaft für romanische Literatur, Dresden (Vertreter: Niemeyer, Halle a. S.). 12. Jahrgang, 1913: Erster Band, der ganzen Reihe Band 33. Voltaires Orphelin de la Chine in drei Akten, nach der einzigen Münchener Handschrift C. G. 426 mit Einleitung, den Varianten der Münchener Handschrift C. G. 427 und der Drucke des fünfaktigen Orphelin nebst Anmerkungen, zum erstenmal hg. von L. Jordan. VIII, 230 S.

Società filologica romana, in Roma, presso la Società, Anno 1913:

Studi romanzi, editi a cura di E. Monaci. X, 154 S. [G. Toppino, Il dialetto di Castellinaldo. — S. Pieri, Appunti toponomastici. — F. d'Ovidio, 'Bevanda' e 'vivanda' e lor comitive].

Orlando furioso di Ludovico Ariosto; secondo le stampe del 1516, 1521, 1532 rivedute dall'autore; riproduzione letterale a cura di Filippo Ermini. Vol. III, contenente l'edizione 1532. XXXII, 618 S. Lire 45.

I documenti d'amore di Francesco da Barberino, secondo i manoscritti originali a cura di Francesco Egidi. Fasc. XI (Vol. III, fasc. I, p. 1—80), Lire 5.

Bibliotheca romanica. Straßburg, Heitz & Mündel. Die Nummer M. 0,40:

No 190—92. Chansons populaires des XVe et XVIe siècles avec leurs mélodies. Mit Einleitung von Th. Gerold. LII, 101 S.

No 193, 198/199, 200, 203/204. P. d. Ronsard, Odes, IIe—Ve livre; hg. von H. Vaganay. 93, 99, 88, 128 S.

No 194—197. Opere di Giacomo Leopardi. Operette morale. Mit Einleitung (18 S.) von P. Savj-Lopez. 262 S.

No 201, 202. Œuvres de Scribe et Legouvé. Les doigts de fée, comédie. Mit Einleitung (10 S.) von W. von Wurzbach. 123 S.

Sammlung mittellateinischer Texte, hg. von A. Hilka. Heidelberg, Winter, 1913:

No 7. Johannes Monachus, Liber de Miraculis. Ein neuer Beitrag zur mittelalterlichen Mönchsliteratur von P. M. Huber, O. S. B. XXXI, 144 S. M. 3,30.

Richert, G., Die Anfänge der romanischen Philologie und die deutsche Romantik. (Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen, hg. v. M. F. Mann: X.) Halle, Niemeyer, 1914. XI, 100 S. M. 3,40.

Mélanges offerts à E. Picot, membre de l'Institut, par ses amis et ses élèves. 2 voll. LXXII, 558 u. 656 S. Paris, Dam. Morgand (E. Rahir), 1913. [Der erste dieser vornehm ausgestatteten Bände ist mit dem Bilde des Gefeierten geschmückt. Gegen hundert Beiträge sind hier vereinigt: Ancona, Al. d', Descrizione di un banchetto del 1600. — Auvray, L., La bibliothèque de Claude Bellièvre (1530). — Babelon, J., Les Laudes et Complaintes du Petit Pont. — Barbier fils, P., Note sur les sens du mot *picot*. — Baudrier, J., Michel Servet, ses relations avec les libraires et les imprimeurs lyonnais. — Beaulieux, Ch., Le premier traité d'orthographe française imprimé. — Bédier, J., Un personnage de chanson de geste non identifié jusqu'ici. — Benedetto, L.-F., L'*Hélène* de Leconte de Lisle. — Blanchet, A., Le Corps de la Mercerie de Paris en 1592. — Blum, A., De l'esprit satirique dans un recueil de *Dicts moraux* du XVIe siècle. — Bourilly, V.-L., Lazare de Baïf, maître des requêtes. — Brandin, L., Vie de sainte Agathe (rédaction anglo-normande en vers). — Brugi, B., Gli antichi scolari di Francia allo Studio di Padova. — Cartier, A., Les dixains catholiques de Jacques Estauge. — Champion, Ed., Notes sur un recueil formé par Philibert de Pingon. — Champion, P., Du succès de l'œuvre de Charles d'Orléans et de ses imitateurs jusqu'au XVIe siècle. — Charencey, Comte de, Étymologies françaises. — Chatelain, E., Recherches sur les plus vieux livres des Condé. — Cohen, G., Le thème de l'aveugle et du paralytique dans la littérature française. — Corbierre, Abbé J., Correspondance inédite entre Mabillon et Montfaucon. — Cordier, H., Giuseppe Panzi, peintre italien à Pe-King (XVIIIe siècle). — Crescini, V., *Gabella*. — Debenedetti, S., Le ansie d'un bibliofilo durante il sacco di Roma. — Dejob, C., Lettres de Guglielmo Libri conservées à la bibliothèque Victor Cousin. — Deny, J., Sari Saltiq et le nom de la ville de Babadaghi. — Dorez, L., Le *Zibaldone* de Baccio Tinghi. — Dorveaux, Dr., Synonymes anciens et modernes d'‘ecchymose’. — Dufour, Th., *Calviniana*. — Farinelli, A., Viaggi et viaggiatori nella Spagna e nel Portogallo. — Gaiffe, F., L'art poétique abrégé de Claude de Boissière (1554). — Gerig, J., Une lettre d'Antoine Arlier à Louis Grille. — Gohin, F., Huitains inédits de Marguerite de Navarre et d'un amant platonique. — Grand, D., Charte ber-

richonne de 1268. — Hauvette, H., Principe Galeotto. — Hoepffner, E., La chronologie des pastourelles de Froissart. — Huet, G., Le thème de Camaralzaman en Italie et en France. — Jeanroy, A., Notes sur l'histoire d'un chansonnier provençal. — Karl, L., Sur la mort de Pan dans Rabelais et quelques versions modernes. — Keidel, G.-C., I Santi di Manerbi printed on vellum. — Kont, I., La première étude française sur la langue et la littérature hongroises. — Lacombe, P., Bibliographie des travaux de M. Émile Picot. — Laloy, E., Les plans de Catherine II pour la conquête de Constantinople. — Langfors, A., Deux témoignages inédits sur le costume des élégants au XIVe siècle. — Langlois, E., Fragment d'un roman de la Table ronde. — Lanson, G., Manuscrit de la *Mort de Socrate* de Lamartine. — La Roncière, Ch. de, Chronique inédite de la guerre de Bretagne (1487—1492). — Lefranc, A., Rabelais et Cornelius Agrippa. — Le Verdier, P., Jacques de Campront et son *Psalterium*. — Lollis, C. de, *Polyeucte* entre les mains de Voltaire, Baretti et Paradisi. — Martin, H., La diatribe de Jean d'Anneux. — Maurice, J., Histoire politique des provinces espagnoles de 285 à 310. — Mazon, A., La notion morphologique de l'aspect des verbes chez les grammairiens russes. — Mazzoni, G., Un poema su Carlo magno dedicato a Enrico IV. — Medin, Cte A., Il Gran Credo di Venezia. — Mély, F. de, Le banquier et sa femme de Quinten Matsys. — Morel-Fatio, A., 'Châteaux en Espagne'. — Moschetti, A., Per la *Caccia di Teoderico* sulla facciata del S. Zeno di Verona. — Muret, E., Une lettre inédite de Lope de Vega. — Novati, F., Bigorne e Chichefacce. — Nyrop, K., L'étymologie du verbe *tuer*. — Omont, H., Lettres d'indulgence en faveur des religieuses pénitentes ou repenties de Paris. — Ott, A.-C., Die Pariser Handschrift Nat. Bibl. It. 2034 (fonds Libri) und Benedetto Menzini. — Oulmont, Ch., Pierre Gringore et l'entrée de la reine Anne en 1504. — Pellissier, L.-G., Origines et caractères généraux de la Signoria. — Péreire, A., Les quinze lois de la Bibliothèque des Vargas Macciucca. — Pernot, H., Le poème crétois de la Belle Bergère. — Piaget, A., *La complainte du prisonnier d'amours*. — Polain, M. L., Note sur un hommage d'Erasme. — Préchac, F., Note sur le sommaire du *De Clementia*. — Rahir, Ed., La première édition des œuvres de Clément Marot. — Rajna, Pio, *Rosaflorida*. — Ravaisse, P., Un ex-libris de Guillaume Postel. — Rébelliau, A., Le *Chevalier chrétien* du père capucin Benoît de Canfeld (1609). — Ricci, S. de, Les feuillets perdus d'un manuscrit de Léonard de Vinci. — Roersch, A., Quarante-six lettres inédites d'Erasme. — Roques, M., L'original de la *Palia* d'Orastie. — Roy, E., Un régime de santé du XVe siècle pour les petits enfants et l'hygiène de Gargantua. — Ruelle, C. E., La cryptographie grecque. — Söderhjelm, W., Le manuscrit des nouvelles de Francesco Maria Molza. — Stein, H., Scipion Sardini et sa famille. — Stengel, E., Einige Bemerkungen über die altfranzösischen poetischen Bearbeitungen des Lebens Christi und der Jungfrau Maria. — Sturel, R., Notes sur maître Jacques Mathieu le Bazochien. — Suchier, H., Das älteste Vorkommen des Wortes *coisel*. — Thomas, A., Le roman du lévrier Archilès. — Tourneux, M., Livres annotés par Mercier de Saint-Léger. — Toynbee, P., A note on *storia*, *storiato*. — Vaganay, H., Vingt fables d'Esope, traduction française du XVe siècle. — Vander Haeghen, V., Correspondance inédite de Claude Aquaviva au sujet de l'installation d'un collège de Jésuites à Gand au XVIe siècle. — Vidier, A., Un bibliophile du XVIe siècle, Nicolas Moreau d'Auteuil. — Villey, P., Montaigne et le Trimber de Ben Jonson. — Wahlund, C., Trois siècles de littérature relative aux Serments de Strasbourg. — Wallensköld, A., Le sort de la voyelle protonique non initiale latine en roumain. — Weeks, R., 'Bornes artu'. — Wickersheimer, Dr. E., Le traité de la saignée de Jean Lelièvre. — Wickersheimer, Mme E., Deux imitations de la *Ressource de la Chrétienté*. — Wilmotte, M., A propos d'un passage d'Alfred de Vigny.

Pieske, E., De titulorum Africae latinorum sermone quaestiones morphologicae. Inaug.-Diss. Breslau 1913. VII, 87 S. [Eine dem Romanisten sehr dienliche Arbeit, die unsere Kenntnis der Sprache der afrikanischen Inschriften in der Richtung der flexivischen Erscheinungen ergänzt und fortlaufend auf die romanische Weiterentwicklung verweist.]

Jaberg, K., Die neuere Forschung auf dem Gebiete der romanischen Sprachgeographie. Sonderabdruck aus 'Die Geisteswissenschaften' 1913/14, Heft 18, p. 488—93.

Jud, J., Probleme der altromanischen Wortgeographie. S.-A. aus der *Zeitschr. f. rom. Philologie*, hg. von E. Hoepffner. Bd. XXXVIII, Heft 1. 1914. S. 1—75. Halle, Niemeyer. [Eine bahnbrechende Arbeit, auf die das *Archiv* zurückkommen wird.]

Tuttle, E. H., Notes on Romanic speech-history. Reprinted from the *Modern Language Review*, Vol. VIII, No. 4, October 1913, p. 484—95.

Tuttle, E. H., The Romanic vowel-system. Reprinted from *Modern Philology*, Vol. XI, No. 3, Jan. 1914. 7 S.

Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung 7. (Bogen 31—35.) Heidelberg, Winter, 1911. S. 481—560, von No. 6463 *pharos* 'Leuchtturm' bis No. 7456 **rūsca* 'Baumrinde'. M. 2.

Sheldon, E. S., Some remarks on the origin of Romance versification. Repr. from *Anniversary papers by colleagues and pupils of G. L. Kittredge.* Boston, Ginn, 1913. p. 37—46.

Metoula-Sprachführer. Bändchen von 150 bis 200 Seiten, mit einer Karte des betr. Sprachgebietes, geb. zu M. 0,80: Französisch von J. Desbons und A. Gornay. — Italienisch von C. Pietroni. — Spanisch von S. Gräfenberg. — Portugiesisch von L. Ey. — Rumänisch von G. Pop. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt, o. D.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. v. D. Behrens. XLI, 5 u. 7. Der Abhandlungen drittes und viertes Heft [R. Zenker, Weiteres zur Mabinogionfrage. I.: Die Gegenargumente Beckers. Laudine-Jokaste. — Fr. Lubinski, Eine sotte chanson der Oxforder Liederhandschrift. — L. Jordan, Les Saintes-Maries de la mer und der Codex Monacensis Gall. 54. — Ph. Aug. Becker, Marots Leben. — P. Marchot, Les principaux traits morphologiques du wallon prélittéraire ou préhistorique (500—800). — Th. Kalepky, Stilistisches: Persona pro re]. — XLI, 6 u. 8. Der Referate und Rezensionen drittes u. viertes Heft. — XLII, 1 u. 3. Der Abhandlungen erstes und zweites Heft [K. von Ettmayer, Singtakt und Sprechtakt im französischen und provenzalischen Verse. — W. Tavernier, Beiträge zur Rolandsforschung, IV. — H. Andresen, Zu den späteren Bearbeitungen der Alexiuslegende. — Ph. A. Becker, Marots Leben (Fortsetzung). — W. Küchler, Abwehr].

Revue de philologie française et de littérature, p. p. L. Clédat. XXVII, 4 [P. Barbier fils, Les prétendus suffixes *-ature, -iture,* en français. — A. Jourjon, Remarques lexicografiques (suite). — L. Sainéan, Argotica. — E. Philipot, Contribution à la lexicografie de l'argot ancien. — Livres et articles signalés. — Cronique: La prononciation du latin et les évêques].

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. Onzième année 1912. No 4 [J. Jeanjaquet, Les cris de Genève]. Douzième année 1913. Nos 1—2 [H. Urtel, Autour du rhume]. Nos 3—4 [G. Bertoni, *Servâdzo.* — J. Cornu, Une langue qui s'en va; quelques observations sur un recueil de morceaux en patois vaudois. — J. Jeanjaquet, Le placard patois de Jacques Gruet (avec facsimilé). — Die letzten drei Bände des *Bulletin* (Jahrgang X, XI, XII) sind in einem Sonderdruck vereinigt erschienen als *Etrennes*

helvétiennes offertes à M. Hugo Schuchardt, eine Festgabe zum siebzigsten Geburtstag, dargebracht '*par quelques (9) linguistes qui, sans avoir eu le privilège d'entendre ses leçons, s'efforcent de s'inspirer de ses féconds enseignements pour continuer l'œuvre inaugurée en Suisse par son grand-oncle, le doyen Bridel*'].

Glossaire des patois de la Suisse romande. Quinzième rapport annuel de la rédaction. 1913. Neuchâtel, Attinger, 1914.

Annales de la Société J.-J. Rousseau. Tome neuvième, 1913. Genève, A. Jullien. 291 S. [Ausgegeben im März 1914. P.-M. Masson, Mme d'Epinay, Jean-Jacques ... et Diderot chez Mlle Quinault. — V. Olszewicz, Le manuscrit Czartoryski des *Considérations sur le gouvernement de Pologne*. — P.-M. Masson, Questions de chronologie rousseauiste: I L'arrivée aux Charmettes (Sommer 1736); II Le 'Memoire présenté à M. Dupin' (1743 oder 1745); III L''Essai sur l'origine des langues' (1754—61—63); IV La première rédaction du 'Contrat Social' (1755—57); V Le 'Morceau allégorique sur la révélation' (1756—57). — F. Baldensperger, A propos d'un conte de Mme de Montolieu sur Jean-Jacques Rousseau et son serin. — D. Mornet, Les éditions de la *Nouvelle-Héloïse* au XVIIIme siècle, additions et corrections, ein Nachtrag zu Bd. V, 1 ff., wobei der Verfasser zehn weitere Drucke des Rousseau'schen Romans beibringt, so daß die Zahl der Ausgaben von 1760—1800 auf 61 steigt; cf. *Archiv* CXXV, 256. — Lettres inédites et dispersées de J.-J. Rousseau publiées d'après les originaux. — Bibliographie: sie ist diesmal, da sie das Jubiläumsjahr 1912 umfaßt, besonders reich geworden (100 Seiten), ebenso wie die 'Chronique', die auf S. 203—76 die Rousseaufeiern — auch die feindseligen — des Sommers 1912 verzeichnet: *la commémoration mondiale du deuxième centenaire de la naissance de Rousseau.* Der Redaktor dieser ebenso mühevollen wie verdienstvollen Zusammenstellung, A. François, hat alle Festberichte, Reden, Jubiläumsartikel dreier Weltteile, die ihm zur Kenntnis gekommen sind, verzeichnet und damit für Rousseau ein Dokument geschaffen, wie es für keinen anderen Schriftsteller besteht. Dieses mächtige und vielstimmige Zeugnis verkündet laut und eindringlich die unvergängliche Lebenskraft Rousseau'scher Gedanken und Rousseau'scher Kunst. — Den Band schmückt das Bild der Statuette Rousseau's, die Suzanne 1778 nach dem Leben modellierte.]

Les classiques français du moyen âge. Von dieser sehr willkommenen Sammlung sind bis jetzt erschienen und zum Teil hier bereits erwähnt (cf. CXXVI, 291; CXXVII, 490 f.; CXXX, 469):

1. La Chastelaine de Vergi, poème du XIIIe siècle, éd. par Gaston Raynaud, 2e éd. revue par Lucien Foulet; VII, 35 pages. Fr. 0,80.
2. François Villon, Œuvres, éd. par un ancien archiviste (Auguste Longnon); XVI, 124 pages. Fr. 2.
3. Courtois d'Arras, jeu du XIIIe siècle, éd. par Edmond Faral; VI, 34 pages. Fr. 0,80.
4. La vie de saint Alexis, poème du XIe siècle, texte critique de Gaston Paris; VI, 50 pages. Fr. 1,50.
5. Le Garçon et l'Aveugle, jeu du XIIIe siècle, éd. par Mario Roques; VI, 18 pages. Fr. 0,50.
6. Adam le Bossu, trouvère artésien du XIIIe siècle, Le Jeu de la Feuillée, éd. par Ernest Langlois; XIV, 76 pages. Fr. 2.
7. Les Chansons de Colin Muset, éd. par Joseph Bédier, avec la transcription des mélodies par Jean Beck; XIII, 44 pages. Fr. 1,50.
8. Huon le Roi, Le Vair Palefroi, avec deux versions de la Male Honte, par Huon de Cambrai et par Guillaume, fabliaux du XIIIe siècle, éd. par Artur Långfors; XV, 68 pages. Fr. 1,75.
9. Les Chansons de Guillaume IX, duc d'Aquitaine (1071—1127), éd. par Alfred Jeanroy; XIX, 46 pages. Fr. 1,50.

10. Philippe de Novare, Mémoires (1218—1243), éd. par Charles Kohler; XXVI, 173 pages, avec 2 cartes. Fr. 3,50.
11. Les Poésies de Peire Vidal, éd. par Joseph Anglade; XII, 188 pages. Fr. 3,50.
12. Béroul, Le Roman de Tristan, poème du XIIe siècle, éd. par Ernest Muret; XIV, 163 pages. Fr. 3.
13. Huon le Roi Cambrai, Œuvres, t. I: Li Abecés par ekivoche, Li *Ave Maria* en roumans, La Descrissions des Relegious, éd. par Arthur Långfors; XVI, 48 pages. Fr. 1,75.

Steppuhn, A., Das Fablel vom Prestre comporté und seine Versionen. Ein Beitrag zur Fablelforschung und zur Volkskunde. Inaug.-Dissertation. Königsberg, Hartung, 1913. 119 S.

Ilvonen, E., Parodies de thèmes pieux dans la poésie française du moyen âge: Pater — Credo — Ave Maria — Laetabundus. Textes critiques précédés d'une introduction. Paris, Champion, 1914. IV, 179 S.

Sommer, O., Die Abenteuer Gawains, Ywains und Le Morholts mit den drei Jungfrauen. Aus der Trilogie (Demanda) des Pseudo-Robert de Borron. Die Fortsetzung des Huth-Merlin. ('Beihefte zur Zeitschr. für roman. Philologie', XLVII. Heft.) Halle, Niemeyer, 1913. LXXXIX, 140 S. M. 8.

Karleto, nach der Venezianer Handschrift XIII hg. von Joachim Reinhold. S.-A. aus 'Zeitschr. f. roman. Philologie' XXXVII, 1, 2, 3, 6. Halle, Niemeyer, 1913.

Lewis, Ch. B., Die altfranzösischen Prosaversionen des Appollonius-Romans, nach allen bekannten Handschriften mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar und Namensverzeichnis zum erstenmal herausgegeben. In 'Romanische Forschungen', Erlangen 1913, XXXIV, 1, S. 1—277.

Voretzsch, K., Das Pariser Reformationsspiel von 1524. Ausgabe in Lichtdruck nach dem Exemplar der Marienbibliothek zu Halle. Halle, Niemeyer, 1913.

Œuvres de François Rabelais. Edition critique p. p. A. Lefranc, J. Boulenger, H. Clouzot, P. Dorveaux, J. Plattard, L. Sainéan. Tome second: Gargantua, chap. XXIII—LVIII et dernier. Paris, H. et E. Champion, 1913. S. 215—458. [Dieser zweite Band der monumentalen Rabelais-Ausgabe, von der hier CXXIX, 279 die Rede war, führt das erste Buch der Riesengeschichten zu Ende und bringt zugleich einige Seiten Nachträge und Verbesserungen zum früheren Bande.]

Jeanjaquet, J., Deux anciens textes en patois genevois. Le placard de J. Gruet. Les cris de Genève. Extrait du 'Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande', 1912—1913. Lausanne 1913. 42 S.

Voltaire, Œuvres inédites publiées par F. Caussy. Tome Ier: Mélanges historiques. Paris. Champion, 1914. 350 S. Fr. 10.

Correspondance générale de Chateaubriand publiée avec introduction, indication des sources, notes et tables doubles p. L. Thomas. Avec un portrait inédit de Chateaubriand. Tome IV. Paris, Champion, 1913. VIII, 400 S. [Cf. *Archiv* CXXVIII, 467; CXXIX, 507; CXXXI, 262. Der vierte Band bringt Brief Nr. 891 vom 1. Januar 1823, Nr. 1255 vom 5. September 1823: es sind die ersten Monate der Ministertätigkeit Chateaubriands. Die Briefe sind wesentlich diplomatische Aktenstücke aus der Zeit seiner *guerre d'Espagne*. Die Vergleichung der Originale mit der Form dieser Briefe, die Chateaubriand ihnen nachträglich gegeben hat, zeigt, nach Thomas, daß Chateaubriands Änderungen wesentlich stilistisch sind. Jedenfalls habe er nicht versucht, seine Amtstätigkeit nachträglich in anderem Licht erscheinen zu lassen, noch sich zu vergrößern. Höchstens verrieten einzelne Streichungen, daß ihm daran lag, den Einfluß der *Sainte-Alliance* nicht ungebührlich groß erscheinen zu lassen.]

Stendhal, Œuvres complètes publiées sous la direction d'Edouard Champion. Vies de Haydn, de Mozart et de Métastase. Texte établi et annoté par Daniel Muller, préface de Romain Rolland. Avec deux planches hors texte et trois fac-similé. Paris, Champion, 1914. LXXV, 492 S. — Bibliographie Stendhalienne par Henri Cordier. Paris, Champion, 1914. XIV, 416 S. — Bibiliothèque Stendhalienne, Appendice aux *Œuvres complètes*: A. Paupe, La vie littéraire de Stendhal. Paris, Champion, 1914. VIII, 227 S. [Die wundervolle Stendhal-Ausgabe, von deren beiden ersten Bänden (*Vie de Henri Brulard*) hier CXXX, 464 die Rede war, findet die versprochene rasche und glänzende Fortsetzung. D. Muller gibt den kommentierten Text von Stendhals erstem Buche (1814), mit Kommentar, Porträten, Faksimile, den Dokumenten des literarischen Streites um das manifeste Plagiat. Das Plagiat ist so arg, daß R. Rolland, der es für sein schönes Vorwort *Stendhal et la musique* neu untersucht hat, zu seinem Leidwesen gestehen muß, daß Stendhal in einem *pillage organisé* dreiviertel seines Buches dem italienischen Autor der 'Haydn-Briefe' (1812) gestohlen und daß er ihm insbesondere fast alle künstlerischen Urteile entnommen hat! Auch wenn es wahr sein sollte — was Stendhal später Quérard mitteilte —, daß er seine *Vie de Haydn* dem Verleger Didot ursprünglich als Übersetzung aus dem Italienischen angeboten habe und daß die Frisierung der *Vie* als Originalarbeit eines Herrn Bombet auf Wunsch des Verlegers geschehen sei, so bedeutet Stendhals Verhalten doch eine böse Indelikatesse. Er hat übrigens aus dem häßlichen Handel nicht einmal gelernt, daß man auf literarischen Diebstahl verzichten soll — er hat ja rezidiviert! — Mit Freuden wird, wer sich mit Stendhal beschäftigt, Cordiers Bibliographie begrüßen, und er wird dem Verleger dankbar sein, daß er der großen Ausgabe Bände einer 'Stendhal-Bibliothek' angliedert, die so berufene Verfasser haben wie die *Vie littéraire de Stendhal* von A. Paupe, dem Bibliothekar des *Stendhal Club*, dem wir bereits die *Histoire des œuvres de Stendhal* (1903) verdanken. Zu dieser *Vie littéraire* wird greifen, wer sich über die Umstände unterrichten will, unter denen Stendhals Werke einst erschienen sind, wer von kleinen Vorfällen seiner literarischen Laufbahn, von seinem Nachleben, vom Stendhal Club usw. hören will. — Stendhal wird häufig genug als 'Verfasser von *Le Rouge et le Noir*' bezeichnet. Bei diesem Ausdruck bereitet im Französischen der Titel des Romans eine Schwierigkeit: *l'auteur de 'Le Rouge et le Noir'* will nicht gefallen. Stendhal selbst ist der Schwierigkeit dadurch ausgewichen, daß er — z. B. auf dem Titelblatt der *Chartreuse* — *l'auteur de 'Rouge et Noir'* sagt: d. h. er ändert den Wortlaut des Titels. So tun auch Rolland (p. VII), Paupe (*Vie litt.* p. VII) u. A. Ed. Champion aber schreibt *l'auteur du 'Rouge et le Noir'* (*Bibliographie* p. VIII). Eine ähnliche Schwierigkeit hatte einst der Abbé Prévost für den Titel seiner Zeitschrift *Le Pour et Contre* (1733 ff.) vorausgesehen. Als ein Leser ihm bemerkte, daß die Form *Le Pour et le Contre* grammatisch richtiger wäre, antwortete er (Vol. V, p. 21), daß die Wiederholung des Artikels zu unmöglichen Konstruktionen führen würde, wie z. B. zu: *on a reproché au Pour et au Contre.*]

Neusprachliche Reformbibliothek, hg. von B. Hubert und R. Kron. 14. Band: Le petit chose par A. Daudet. Pages choisies avec des annotations par S. Alge. 4e éd. revue par A. Alge. Leipzig, Dyk, 1914. IV, 76 und 56 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1913:

H. de Balzac, La maison du chat-qui-pelote. La Vendetta. Herausgegeben von G. Schatzmann. 89 S. M. 1.

Ludovic Halévy, L'abbé Constantin, comédie en trois actes, adaptée et annotée à l'usage des classes par R. Plessis. 101 S. M. 1,60.

Jean Racine, Athalie, p. p. J. Joly. 143 S. M. 1,30.

Sous les drapeaux de Napoléon Ier. Morceaux choisis p. R. Neumeister. 95 S. M. 1.

Schlüter, A., Französische Gedichte. Für den Schulgebrauch ausgewählt. 2. Aufl. 144 S. Geb. M. 1,20.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Prosateurs français:

192, B. Voyageurs et inventeurs des temps modernes, hg. von A. Sturmfels. VII, 147, 35 S. M. 1,30.

193, B. Récits de l'histoire de France (Grands personnages et faits principaux jusqu'en 1453) p. Ernest Lavisse, hg. von F. Hueudgen. X, 115, 39 S. M. 1,10.

194, B. Historiens modernes. Ausgewählte Abschnitte aus Werken neuerer französischer Geschichtschreiber, hg. von K. Bock. XI, 141, 68 S. M. 1,30.

195, B. Choix de nouvelles modernes, VII. Bändchen, hg. von J. N. Kien. IX, 96, 32 S. M. 0,90.

196, B. Le roman moderne. Ausgewählte Abschnitte aus Werken von P. Loti, G. de Maupassant, F. Coppé, P. et V. Margueritte, M. Barrès, E. Pouvillon, R. Bazin. Hg. von P. Fischmann. XVI, 146, 52 S. M. 1,40.

197, B. La Fontaine et ses fables par Hippolyte Taine. Hg. von E. Jahneke. XVIII, 96, 52 S. M. 1,30.

198, B. L'attaque du moulin. L'inondation. Zwei Erzählungen von Emile Zola. Hg. von O. Hachtmann. VIII, 82, 12 S. M. 0,80.

199, B. Paul-Louis Courier, Pamphlets politiques et littéraires. Hg. von F. Rosenberg. XV, 76, 28 S. M. 0,80.

Kollektion Teubner. Leipzig, Teubner, 1913: La révolution française, vol. I. L'assemblée constituante et l'assemblée législative, morceaux choisis et annotés en collaboration avec W. L. Leicht par G. Hardy. Dazu: Notes. VI, 96 und 66 S. M. 0,80 und 0,60.

Théâtre français, Kollektion Friedberg & Mode: No 1. Le verre d'eau ou les effets et les causes, par Scribe. Avec notes et vocabulaire. Berlin, Friedberg & Mode, 1912. 116 und 19 S.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von O. E. A. Dickmann und E. Pariselle. Leipzig, Renger, 1914:

Reihe A. Bd. 81. Journal d'un officier d'ordonnance, juillet 1870—février 1871 par le comte d'Hérisson. Extraits à l'usage des classes par U. Cosack et P. Sucher. 6me édition. VII, 159, 53 S.

Reihe A. Bd. 171. Les grands récits de l'épopée française von Louis Roche. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Schattmann. IV, 167 S. M. 1,50. Dazu: Wörterbuch. 45 S. M. 0.30.

Reihe A. Bd. 172. La terre qui meurt par René Bazin. Für den Schulgebrauch hg. von J. Hellwig. VII, 134, 43 S.

Reihe A. Bd. 175. La recherche de l'absolu von H. de Balzac. Für den Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von Prof. Dr. P. Mann. Dazu: Wörterbuch. VI, 98, 37 S.

Reihe A. Bd. 176. Ausgewählte Erzählungen von Guy de Maupassant. Für den Schulgebrauch erklärt von A. Püttmann. VI, 60, 30 S.

Robert-Dumas, C., Contes faciles. Edition illustrée, pourvue de questionnaires, de sujets de devoirs oraux ou écrits et d'annotations. Mit Wörterbuch. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1913. XV, 70, 23 und 32 S. M. 1,30 und 0.40.

Roloff, P., Lectures pour les débutants. Annotations: 1. Introduction (pour le professeur); 2. Explications; 3. Vocabulaires; 4. Applications. 2me éd. Leipzig, Dyk, 1913. 282 S. M. 3.

Bornecque, H., Explication littéraire des ouvrages et textes français le plus souvent lus dans les établissements d'enseignement secondaire allemands, autrichiens etc. Première partie: XVIIe et XVIIIe siècles. Berlin, Weidmann, 1913. VII, 256 S. M. 5,40.

Bornecque, H., et Röttgers, B., Livre de lecture pour servir à la connaissance inductive des principaux auteurs de langue française des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles. Tome II: XIXe siècle, textes. Berlin, Weidmann, 1913. V, 361 S. M. 4.

Bornecque, H., et Röttgers, B., Pages choisies des grands prosateurs français du XVIe au XXe siècle. Berlin, Weidmann, 1913. VII, 230 S. Dazu: Notes, 57 S. M. 2,80.

Federn, K., Répertoire bibliographique de la littérature française des origines à nos jours. Théologie, Philosophie, Littérature (Poésie et Prose), Histoire littéraire, Histoire, Sciences politiques et sociales, Géographie, Ethnographie, Archéologie, Beaux-Arts, Musique, Bibliographie etc. Avec une préface de Rémy de Gourmont, un tableau de la littérature française aux XIXe et XXe siècles, présentée par écoles et un index analytique. Leipzig, Volckmar, 1913. LII, 413 S. Fr. 22,50. M. 18. [Die mühevolle Arbeit eines erfahrenen Buchhändlers, die ein bibliographischer Wegweiser für denjenigen sein möchte, der sich orientieren will in der Fülle *des livres les plus justement réputés et des productions contemporaines que le goût actuel répand.* Da ist die Auswahl natürlich sehr subjektiv, und jeder Benutzer mit Spezialinteressen wird leicht Lücken finden können — aber das darf nicht die Anerkennung verhindern, daß die Auswahl dieser Tausende von Titeln wohlbegründet und sorgfältig getroffen scheint. Die Angaben sind präzis und in geschickter typographischer Disposition gegeben. Federns praktische Bibliographie wird neben den Werken von Thieme (*Archiv* CXIX, 476) und Lanson (CXXX, 466) gute Dienste tun.]

Suchier, H., und Birch-Hirschfeld, A., Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. Auflage. Zweiter Band: Die neuere Zeit. Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1913. 511 S.

Le Tourneau, M., et Lagarde, L., Abrégé d'histoire de la littérature française à l'usage des écoles et de l'enseignement privé. 3me éd. Berlin, Weidmann, 1912. VIII, 187 S. [Cf. *Archiv* CXXI, 433.]

Les genres littéraires:

Levrault, L., Le genre pastoral (son évolution). Paris, Delaplane, 1914. 166 S. Fr. 0,75.

Olschki, L., Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter in Wirklichkeit und Dichtung. Heidelberg, Winter, 1913. 73 S. M. 2.

Theodor, H., Die komischen Elemente der altfranzösischen Chansons de geste. (Beihefte zur *Zeitschr. für roman. Philologie* XLVIII.) Halle, Niemeyer, 1913. XI, 156 S. M. 5,60.

Schuwerack, J., Charakteristik der Personen in der altfranzösischen Chançun de Guillelme. Ein Beitrag zur Kenntnis der poetischen Technik der ältesten Chansons de geste. (*Romanistische Arbeiten*, hg. von C. Voretzsch, I.) Halle, Niemeyer, 1913. VIII, 136 S. M. 4.

Kempel, E., Das Handschriftenverhältnis und die Sprache des altfranzösischen Heldengedichtes Maugis d'Aigremont. Inaug.-Diss. Göttingen 1913. S.-A. aus den 'Roman. Forschungen' Band XXXIII. 64 S. [Der Verfasser bestimmt den Dialekt seines Denkmals nach der üblichen Eliminationsmethode und kommt zu dem Ergebnis (p. 64): 'Da sich also französische und pikardische Züge nebeneinander finden ..., so müssen wir annehmen, daß der Dichter in einem Grenzgebiet zwischen den beiden Mundarten ... geschrieben hat.' Die Bedenken, die ich hierzu äußere, richten sich nicht speziell gegen den fleißigen Verfasser dieser Arbeit, sondern gegen die ganze

Methode, die von der traditionellen Auffassung ausgeht, daß ein altfranzösischer Dichter sich in seinen Reimen streng an die Klänge und Formen der örtlichen oder regionalen Mundart halte, der er angehört und die er selbst spricht. Danach muß denn der altfranzösische Dichter, der in seinen Reimen Züge verschiedener Mundarten aufweist, aus einem Grenzgebiete stammen, dessen Sprache rittlings auf den zwei — oder gar mehr — Regionen sitzt, deren Züge in seinen Versen kombiniert erscheinen. Man hat auf diese Weise den größten Teil der altfranzösischen Literaturdenkmäler in 'Grenzgebieten' lokalisiert, und von allen diesen Grenzgebieten ist das franzisch-pikardische das beliebteste. Wer sich die Mühe nähme, eine Liste der Denkmäler aufzustellen, die seit vierzig Jahren diesem Landstreifen zugewiesen worden sind, der würde mit Überraschung — und wohl nicht ohne einige Zweifel — die überragende literarische Fruchtbarkeit erschauen, die wir damit dieser Gegend zusprechen. Wir sind bei der Lokalisierung der altfranzösischen Texte viel zu sicher vorgegangen. Wir haben den dokumentarischen Wert der einzelnen sprachlichen Zeugnisse in Reim und Versinnern überschätzt, uns selbst eine viel zu große Sicherheit der Beurteilung vorgetäuscht[1] und einer rein mechanischen Methode zuviel vertraut. Wir haben uns die altfranzösische Literatursprache viel zu geradlinig vorgestellt, während in Wahrheit die Verhältnisse bei ihr liegen wie bei der provenzalischen *κοινή*. Auch die nördliche Schriftsprache besaß Doppelformen, unter denen der Dichter wählte je nach den Bedürfnissen seines Verses — Doppelformen, die gar nicht einem 'Grenzgebiet' entlehnt zu sein brauchen und demnach für die sprachliche Lokalisierung des Autors gar kein Zeugnis ablegen. Es ist nicht jeder aus Schwaben oder Umgebung, der König mit wenig reimt, und mancher reimt Sitte mit Hütte, der *i* und *ü* in seiner Aussprache deutlich scheidet. Jede Literatursprache kennt solche Kompromisse, die zu Reimfreiheiten führen, auch die altfranzösische! Wir aber haben für die altfranzösische *κοινή* eine Reimreinheit stipuliert, die erst hätte bewiesen werden müssen, und vom Axiom dieser Reimreinheit aus sind wir daran gegangen, die überlieferten Texte zu interpretieren, zu lokalisieren und — zu emendieren. Wir verbieten gleichsam sechshundert Jahre post festum einem Zentralfranzosen *-iće* mit *-ie* zu reimen, da dies nur einem Pikarden oder dann einem Dichter, der dem franzisch-pikardischen Grenzgebiet entstamme, zukomme, und wir strafen einen alten Dichter, der sich einen Normanden nennt, Lügen wegen seiner Reime (cf. die Fußnote). Von solcher Starrheit müssen wir zurückkommen und müssen, wie ich mir anderswo zu sagen erlaubte,[2] in der Interpretation der alten Texte weniger schulmeisterlich sein und mehr lernbegierig als korrigierfreudig werden. Darüber soll noch in größerem sprachgeschichtlichen Zusammenhang gehandelt werden.]

Paetz, H., Über das gegenseitige Verhältnis der venezianischen, der franko-italienischen und der französischen gereimten Fassungen des Bueve de Hantone. (Beihefte zur 'Zeitschr. für roman. Philologie' L.) Halle, Niemeyer, 1913. 133 S. M. 5.

Wichert, B., Über Heimat und Alter der altfranzösischen anonymen Pastourellen. Diss. Königsberg. 1913. 65 S.

---

[1] Cf. H. Seeger, *Über die Sprache des Guillaume le clerc de Normandie*, Halle 1881, der p. 1 von dem Verfasser des Fabliau *Du prestre et d'Alison*, der sich selbst *Guillaume li Normanz* nennt, behauptet, daß er kein Normande sein könne, da er *cortois* : *chois* reime und diese Bindung 'kein Normande kenne'!

[2] *Sitzungsberichte der preuß. Akademie,* 1911, XXXII, p. 700; *Bericht über die Verhandlungen der XV. Tagung des Allg. deutschen Neuphilologenverbandes in Frankfurt a. M.*, 1912, p. 39.

Faral, E., Recherches sur les Sources latines des contes et romans courtois du moyen âge. Paris, Champion, 1913. XI, 431 S. Fr. 10. [Der Verfasser vereinigt in diesem Bande eine Reihe zum Teil bereits bekannter Arbeiten zu der literarischen Tradition, aus der die höfischen Romane hervorgegangen sind. Diese verdienstvollen Arbeiten zeigen aufs deutlichste, wie sehr im französischen Mittelalter das lateinische Schrifttum lebendig war und vom Literarhistoriker als ein bestimmender Teil der französischen Literatur mitbehandelt werden muß. Das französische Schrifttum in lateinischer Sprache birgt Materialien und Formen, die dann in der Vulgärliteratur ans Licht treten und in ihrer plötzlichen Entfaltung oft den trügerischen Eindruck spontaner Schöpfung machen. Der Band enthält: *Ovide et quelques romans français du XIIe siècle* und *Les débats du clerc et du chevalier* mit Texten (cf. *Romania* XL und XLI); *Questions de chronologie* (cf. *Rev. des langues rom.*, LVI); *Le merveilleux et ses sources dans les descriptions des romans français du XIIe siècle; Les commencements du roman courtois français.* Auch die bereits veröffentlichten Arbeiten erscheinen hier in neuer Form. Das Ganze stellt einen entscheidenden Beitrag zur Kenntnis der Entwicklung der höfischen Dichtung Frankreichs dar. Aber diese 'gesammelten Aufsätze' überheben den Autor nicht der Verpflichtung, uns auf ihrer und weiterer Studien Grundlage eine Synthese zu geben.]

Wiegand, J., Jean de Condé. Literarhistorische Studie. Inaug.-Diss. Jena. Borna-Leipzig, Noske, 1914. 102 S.

Champion, P., François Villon. Sa vie et son temps. Tome Ier avec 24 planches hors texte. Tome II, avec 25 planches hors texte. In 'Bibliothèque du XVe siècle' Nr. XX und XXI. Paris, Champion, 1913. VIII, 332 und 450 S. Fr. 20. [Ein prächtiges Buch, das uns durch die reiche urkundliche Illustrierung (Handschriften, Inkunabeln, Pläne, Baudenkmäler, Bilder usw.) und durch den fesselnden Text in das Leben des 15. Jahrhunderts einführt, aus welchem heraus Villon interpretiert werden muß. P. Champion hat sich bereits als Erforscher und Erkenner dieses Lebens durch seine *Vie de Charles d'Orléans* 1911 (cf. *Archiv* CXXVIII, 470) legitimiert. Hat er uns dort einen neuen Charles d'Orléans geschenkt, so gibt er uns hier einen neuen Villon, dessen Verse einen überraschungsreichen realistischen Kommentar gefunden haben in den 16 Kapiteln (mit 100 Seiten *Appendices*), in denen für Villons Leben eine so eindrucksvolle Folie geschaffen ist. Der Historiker P. Champion ist ein Künstler der Darstellung, und seine Bücher finden im eigenen Hause einen künstlerischen Verlag.]

Becker, Ph. Aug., Marots Leben. T. I: 1496—1529. S.-A. aus der 'Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit.' XLI, S. 186—232, und XLII, 87—139.

Küchler, W., Pierre Corneille's Mélite. S.-A. aus 'Germ.-rom. Monatsschrift' 1913, Heft 12, S. 677—689.

Buls, J., Das Naturgefühl bei Saint-Amant. Inaug.-Diss. Rostock 1913. XI, 101 S.

Fischer, W. P., The literary relations between La Fontaine and the 'Astrée' of Honoré d'Urfé. Diss. Pennsylvania. In 'Publications of the University of Pennsylvania, series in romanic languages and literatures' Nr. 6. Philadelphia, PA., 1913. 103 S.

Petermann, B., Der Streit um Vers und Prosa in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts. ('Beiträge zur Geschichte der roman. Sprachen und Literaturen' IX, hg. von M. Fr. Mann.) Halle, Niemeyer, 1913. 90 S. M. 2,80.

Peters, R., Der Bauer im französischen Roman von Marivaux bis zur Gegenwart. Inaug.-Diss., Straßburg. Straßburg, DuMont-Schauberg, 1914. IX, 216 S.

Hoffmann, A., Voltaires Stellung zu Pope. Diss. Königsberg i. Pr. 1913. 95 S.

Morel, J., Recherches sur les sources du Discours de J.-J. Rousseau sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes. S.-A. aus den 'Annales de la Société J.-J. Rousseau' V (1909). Lausanne 1910. 82 S. (cf. *Archiv* CXXV, 256 f.).

Sakmann, P., Diderotprobleme. S.-A. aus 'Die Geisteswissenschaften' I. Jahrg. 1913/14, Heft 6, S. 140—143.

Molsen, U., Philosophie und Dichtung bei Quinet. I. Teil: Jugend. Altona, Adolff, 1913. 95 S.

Heiss, H., Balzac, sein Leben und seine Werke. Mit einem Bildnis. Heidelberg, Winter, 1913. 328 S. Br. M. 6.

Wechssler, E., Paul Verlaine. Seine Kunst und sein Glaube. 'Marburger akademische Reden' Nr. 29. Marburg, Elwert, 1914. 50 S.

Hunziker, F., Victor Cousin et ses études sur la société et les femmes du XVIIe siècle. Inaug.-Diss. Bern. Trogen, Kübler, 1913. 56 S.

Martino, P., Le roman réaliste sous le second empire. Paris, Hachette, 1913. 311 S. Fr. 3,50.

Rosenbauer, Dr. A., Leconte de Lisles Weltanschauung. Eine Vorstudie zur Ästhetik der *école parnassienne*. I. Teil. Programm d. Kgl. Alten Gymnasiums zu Regensburg im Schuljahr 1911/12. 65 S.

Weil, J., Edouard Rods Weltanschauung in ihrer Entwicklung dargestellt nach seinen Romanen. Berlin, Mayer & Müller, 1913. 114 S. M. 2.

Giraud, V., Les maîtres de l'heure. Essais d'histoire morale contemporaine. Paris, Hachette, 1914. X, 348 S. Fr. 3,50 [Jules Lemaître. — Edouard Rod. — Anatole France. — Conclusion: Le bilan de la génération littéraire de 1870. Der Band bildet die Fortsetzung zu dem *Archiv* CXXVII, 492 besprochenen].

Gloege, G., Das höhere Schulwesen Frankreichs. Berlin, Weidmann, 1913. VII, 113 S. M. 2,40.

Gohin, F., La langue française. Académie Française, prix d'éloquence 1912. Paris, Didier, 1913. 75 S.

Brunot F., Histoire de la langue française des origines à 1900. Tome IV: La langue classique (1660—1715). Première partie. Paris, A. Colin, 1913. XXIX, 656 S. Fr. 18. [Zweiundeinhalb Jahre nach Vollendung des dritten Bandes, cf. *Archiv* CXXVI, 296, erscheint dieser erste Teil des vierten Bandes, stärker als irgendeiner der vorangehenden Teile. Er bringt für eine Sprachperiode, von der man meinen könnte, daß sie ausreichend gekannt sei — da man sie die klassische nennt —, des Neuen in Hülle und Fülle. Er ersetzt vage Vorstellungen durch konkrete Einsicht, vereinzelte Beobachtungen durch Beobachtungsreihen, Legenden durch Fakten. Ein Werk unermüdlicher Forschung, stellt es der Forschung selbst neue Aufgaben. Seine Bedeutung wächst ersichtlich mit seinem Fortschreiten, dessen Tempo zur Hoffnung auf glückliche Vollendung berechtigt, die der Wunsch aller dankbaren Leser sein wird. — Für den phonetischen Abschnitt dieses Teils hat sich der Verfasser die Mitarbeit Th. Rossets gesichert, über dessen Buch das *Archiv* CXXVIII, 473 referiert hat.]

Behrens, D., Grammatik des Altfranzösischen von Ed. Schwan, neubearbeitet. I. und II. Teil: Laut- und Formenlehre. 10. revid. Aufl. III. Teil: Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten. (Mit Karte.) Leipzig, Reisland, 1914. XI, 298 und VI, 124 S. [Nun ist auch für die deutsche Ausgabe nach dem Muster der französischen Übertragung (cf. *Archiv* CXXX, 467) das urkundliche Sprachmaterial auf 80 Stücke vermehrt und die äußere Trennung dieser Materialien von der grammatischen Darstellung vorgenommen worden. Eine Nummer (XXVII) ist dabei durch ein anderes Stück ersetzt worden. Der deutsche Leser hat

jetzt den nämlichen reichen Stoff mit tabellarischer Übersicht und Karte zur Verfügung wie der französische.]

Meyer-Lübke, W., Historische Grammatik der französischen Sprache. Erster Teil: Laut- und Flexionslehre. 2. und 3. durchgesehene Auflage. In 'Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher' I. Reihe, 2. Band. Heidelberg, Winter, 1913. XVI, 283 S. M. 5,40. Geb. M. 6.

Bourciez, E., Précis historique de phonétique française. 4me éd. revue et complétée. Paris, Klincksieck, 1914. XLIII, 275 S.

Cornu, J., Une langue qui s'en va; quelques observations sur un recueil de morceaux en patois vaudois. Extrait du 'Glossaire des patois de la Suisse romande'. XIIe année (1913). Lausanne, Imprimeries réunies. 14 S.

Gerhards, J., Beiträge zur Kenntnis der prähistorischen französischen Synkope des Pänultimavokals. Diss. Bonn 1913. Beiheft LV zur 'Zeitschr. für roman. Philologie', hg. von Hoepffner. Halle, Niemeyer, 1913. XI, 96 S. M. 4.

Gilliéron, J., L'aire clavellus d'après l'Atlas linguistique de la France. Résumé de conférences faites à l'Ecole pratique des Hautes Etudes en 1912. Bern, Francke, 1912. 27 S., mit 1 Tabelle und 6 Karten. Prix net: 10 francs.

Thorn, A. Chr., Racemus et uva en Gaule. Extrait de la 'Revue de dialectologie romane' V, 3/4.

Merian, S., Die französischen Namen des Regenbogens. Diss. Basel. Halle, Erh. Karras, 1914. 97 S. mit zwei sprachgeogr. Karten.

Farnsworths, W. O., Uncle and nephew in the old french Chansons de geste. A study in the survival of matriarchy. Columbia-Dissertation. New York, Col. University Press, 1913. XII, 267 S.

Tappolet, E., Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz. Kulturhistorisch-linguistische Untersuchung. I. Teil, mit einer Karte. Straßburg, Trübner, 1914. 103 S. M. 4.

Lerch, E., Das invariable Participium præsentis des Französischen [une femme aimant la vertu]. Ursprung und Konsequenzen eines alten Irrtums. Habilitationsschrift. München. S.-A. aus den 'Romanischen Forschungen' XXXIII, 2. Erlangen, Junge & Sohn. 1913.

Schinz, A., Les accents dans l'écriture française, étude critique de leurs diverses fonctions dans le passé et dans le présent. Paris, Champion, 1912. 81 S.

Juret, C., Glossaire du patois de Pierrecourt (Haute-Saône). Beiheft LI zur 'Zeitschr. f. roman. Philologie', hg. von Hoepffner. Halle, Niemeyer, 1913. VIII, 172 S. M. 6.

Grund u. Neumann, Französisches Lehrbuch. I. Teil für Sexta. Mit Federzeichnungen von A. Völker. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1913. IX, 151 S. M. 2.

Boerner, Dr. O., Précis de grammaire française à l'usage des classes de français de l'enseignement secondaire en Allemagne. Leipzig et Berlin, Teubner, 1912. Traduit de l'Allemand par J. Delâge. IIe éd. X, 201 S. rel. M. 2,80.

Boerners französ. Unterrichtswerke. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1913:

Boerner, O., und H. Gaßner, Grammatik zum Lehrbuch der französischen Sprache für Gymnasien. VI, 137 S. Geb. M. 1,80.

Boerner, O., und H. Gaßner, Übungsbuch der französischen Sprache für Gymnasien. Mit zehn Abbildungen und einem Vollbild im Text sowie fünf Tafeln. VIII, 296 S. Geb. M. 3,60.

Elementarbuch der französischen Sprache für Gymnasien. Mit fünf Vollbildern und einer Münztafel. VI, 176 S. Geb. M. 1,60.

Boerner, O., A. Pilz und M. Rosenthal, Lehrbuch der französischen Sprache für preußische Präparanden-Anstalten und Seminare nach

den Bestimmungen vom 1. Juli 1901. I. Teil: 3. Klasse. 4. Aufl. VI, 102 S. Geb. M. 1,40.

Boerner, O., A. Pilz und M. Rosenthal, Hauptregeln der französischen Formenlehre und Syntax zum Lehrbuch der französischen Sprache für preußische Präparanden-Anstalten und Seminare. VIII, 170 S. Geb. M. 1,80.

Französisches Unterrichtswerk von Boerner-Mittell. Leipzig und Berlin, Teubner, 1913:

Martin, N., und K. Gruber, Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen, nach den Bestimmungen des Kgl. bayr. Ministeriums. Im Anschluß an das Unterrichtsbuch der französischen Sprache von Boerner-Mittell bearbeitet. I. Teil. Mit drei Tafeln, einer Münztafel und acht Abbildungen im Text. IV, 164 S. Geb. M. 1,80.

Boerner, O., Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und verwandte Lehranstalten, bearbeitet von A. Stefan. 5 Teile. Wien, Graeser, 1910—1913. T. I: IV, 120 S. Kr. 1,80. T. II: IV, 176 S. Kr. 2,80. T. III: IV, 204 S. Kr. 3. T. IV: III, 224 S. Kr. 3. T. V: IV, 155 S. Kr. 2,80.

Boerner, O., und Stefan, A., Kurzgefaßte französische Grammatik für Mittelschulen und verwandte Lehranstalten. 2. Auflage. Wien, Graeser, 1913. VI, 176 S. Kr. 3.

Boerner-Kukula-Stefan, Lehrbuch der französischen Sprache für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten, bearbeitet von A. Stefan. II. u. III. Teil. Wien, Graeser, 1913. II. Teil: IV, 176 S. Kr. 2,60. III. Teil: IV, 204 S. Kr. 3.

Boerner O., und Werr, G., Lehrbuch der französischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Insbesondere für bayerische Realschulen und Handelsschulen. Leipzig, Teubner, 1914. III. Abteilung: VIII, 260 S. M. 3,40. IV. Abteilung, Oberstufe: V, 84 S., M. 1,50. V. Abteilung, Oberstufe: VI, 101 S. M. 1,80. VI. Abteilung, Oberstufe: IV, 107 S. M. 1,80.

Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe für Bürgerschulen, bearb. von H. Hohl. Erster Teil. Wien, Deuticke, 1914. VI, 99 S. M. 1,40.

Sokoll, E., und Wyplel, L., Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und verwandte Lehranstalten. Erster Teil (erstes und zweites Schuljahr). 3. Auflage. Wien, Deuticke, 1912. VIII, 221 S. M. 3.

Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe für Realgymnasien, bearb. von R. Weinert. Vierter Teil. Wien, Deuticke, 1913. V, 129 S. M. 2,20.

Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe für Realgymnasien, bearb. von Dr. K. Weinert. V. Teil. Wien, Deuticke, 1914. VI, 138 S. M. 2.

Pfeffer, P., und O. Ganzmann, Lehrbuch der französischen Sprache. Für Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen und höhere Mädchenschulen. Mit Zeichnungen von H. Eichrodt. I. Teil (Sexta bzw. 7. Klasse der höheren Mädchenschule). V, 128 S. Geb. M. 1,50. — II. Teil (Quinta und Quarta bzw. 6. und 5. Klasse der höheren Mädchenschule). Mit einer Karte von Europa und einem Plan von Paris. XII, 364 S. Geb. M. 3,60. Berlin, Reuther & Reichard, 1913.

Ullrich, K., Lehrbuch der französischen Sprache für Realgymnasien und Gymnasien. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1913. III. Teil. Für die 5. Klasse der Realgymnasien und den 3. Jahreskurs an Gymnasien. Mit 21 Bildern, einem Plan von Paris und einer farbigen Karte von Frankreich. IV, 195 S. Geb. K. 2,60.

Kühn, K., Französische Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. 8. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1913. IV, 214 S.

Mager, A., und H. Bornecque, Lehrbuch der französischen Sprache für Mädchenlyzeen. Wien, F. Tempsky, 1913. Unterstufe für die ersten zwei Jahrgänge. Mit acht Abbildungen und einer farbigen Münztafel. 166 S. Geb. Kr. 2,20. — Mittelstufe, 254 S. Kr. 3,90.

Mager, A., und Gratacap, M., Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen, Realgymnasien und verwandte höhere Lehranstalten. Oberstufe. Wien, Tempsky, 1913. 149 S. Geb. M. 1,90.

Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Berlin, F. A. Herbig, 1913:

Übungsbuch, verfaßt von G. Ploetz. Ausgabe J. Neue Ausgabe für höhere Mädchenschulen (Lyzeen und Oberlyzeen). Bearbeitet von Prof. M. Schröer. Zweiter Teil: 5. und 6. Lehrjahr (3. und 2. Klasse). VIII, 195 S. Geb. M. 2,10.

Breymann-Manger, Französisches Elementarbuch für Gymnasien und Progymnasien. 5. Aufl. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1911. VII, 148 S. M. 1,60.

Breymann-Manger, Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. 8. Aufl. I. Teil: Übungsbuch. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1912. X, 166 S.

Pünjer, J., und H. Heine, Lehr- und Lernbuch der französischen Sprache für Handelsschulen. Hannover-List, C. Meyer, 1913. Kleine Ausgabe. (Ausgabe B.) Mit einem Anhang. Dritte, verbesserte Auflage. VIII, 143 S. Geb. M. 2,20.

Böddeker-Bornecque-Erzgräber, Französisches Unterrichtswerk:

Elementarbuch für Lyzeen und höhere Mädchenschulen, herausg. von M. Bolling u. R. Erzgräber. I. Teil: Klasse VII. Mit einer Münztafel. Leipzig, G. Freitag, 1913. 65 S. Geb. M. 1. — II. Teil: Klasse VI und V. Mit einer Karte von Frankreich. 104 S. Geb. M. 1.30.

Bolling, M., und Erzgraeber, R., Elementarbuch für Gymnasien und Realgymnasien. 1914. 187 S. M. 2.

Schliemann, Dr. H., Methode Schliemann zur Selbsterlernung fremder Sprachen: Französisch. 1. Brief. Stuttgart, Violet, 1913. 32 S. M. 1.

Nitze, W. A., and Wilkins, E. H., The french verb, its forms and tense uses. Chicago, Illinois, University Press, 1914. 40 S. $ 0,50.

Wagner, Dr. A., und Estienne, R. d', Der Wortschatz der unregelmäßigen Verben im Französischen. Cöthen, Schulze, 1913. VII, 167 S. Geb. M. 1,40.

Schröer, M., und Ploetz, G., Wiederholungsstoffe zum Übersetzen in das Französische nebst einer kurzen Stilschule für die oberste Klasse der Lyzeen und für Oberlyzeen (Ausgabe J) sowie für die Oberstufe sämtlicher höheren Schulen. Berlin, Herbig, 1914. VIII, 166 S. M. 1,90.

Nerson-Coblence, G., Gesprochenes Französisch. Recueil de phrases et conversations usuelles. Mit Wörterbuch. Leipzig, Haessel, 1913. VI, 192, 71 S.

Gieschen und Barthe, Französisches Übungsbuch für Handelsschulen. Mit Grammatik, Sprechübungen und Original-Handelsbriefen. 2. Aufl. Leipzig, Gerhard, 1914. 232 S. M. 3,50.

Alge, S., et W. Rippmann, Nouvelles leçons de français basées sur les tableaux de Hölzel. St-Gall, Fehr, 1913. Avec trois tableaux. 266 S. Geb. M. 2.

Prelle, H., Le Commerçant. Lehrbuch der französischen Sprache für kaufmännische Fortbildungsschulen und Handelsschulen. I. Teil. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. VII, 145 S. Geb. M. 2,40.

Gornay, A., Mentor-Repetitorien. Französisch. Für die Schüler der Sexta bis Obertertia. Berlin-Schöneberg, Mentor-Verlag. 159 S. Br. M. 1.

Breitkreuz, O., Attention aux prépositions! Eine Anleitung zur Übertragung deutscher Präpositionen ins Französische. Für den Schul- und Selbstunterricht. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1912. 60 S. Br. M. 1.

Lagarde, L., La clef de la conversation française. Sixième éd. revue et corrigée. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1911. VII, 170 S.

Bloch, G., Evènements du jour. Französisches Lese- und Konversationsbuch für Sekundarschulen, Progymnasien, Realschulen, kaufmännische und gewerbliche Fortbildungsschulen. Bern, A. Francke, 1913. 81 S. Geb. M. 1,30.

Gratacap, L., et A. Mager, La conversation méthodique. Sujets de conversation française avec les mots et locutions permettant de les traiter. Hilfsbuch zur Übung der französischen Konversation in den oberen Klassen der Mittelschulen. (7 Gravures, 4 figures, 1 plan special de Paris et 1 carte de France.) Vienne et Leipzig, Tempsky & Freytag. 1913. 317 S. Geb. K. 4,80.

Parlons et composons. Sprech- und Aufsatzschule. Heidelberg, C. Winter, 1912:

Delavanne, J., und E. Hausknecht, Sprechübungen und Musterstücke zur Erweiterung des Wortschatzes, zur Förderung der Sprechfertigkeit und zur mündlichen Vorbereitung französischer Aufsätze. 6 Hefte mit je einem Bilde. Heft 1/2 M. 1,30; 3/6 M. 1,60.

Kärger, E., und A. Führ, Lehrproben und Entwürfe in der Fremdsprache für die Behandlung französischer Gedichte in deutschen Schulen. Hannover-List u. Berlin, C. Meyer, 1913. VI, 149 S. Geb. M. 2,60.

Roloff, P., In welchem Umfange und in welcher Weise läßt sich die méthode Gouin im fremdsprachlichen Unterricht höherer Lehranstalten anwenden? Zugleich ein Begleitwort zu der im gleichen Verlage erschienenen 2. Aufl. der 'Lectures pour les débutants'. Leipzig, Dyk, 1913. 45 S. M. 0,75.

Francillon, C., Un mois en France. 2me éd. revue et augmentée. Hannover-List u. Berlin, C. Meyer, 1913. VIII, 230 S. Kart. M. 2,60.

Le Bourgeois, F., Mon tour de France. Avec six gravures hors texte et une carte. Freiburg, J. Bielefeld. 196 S. Geb. M. 3.

De Beaux' Briefsteller für Kaufleute. Erste Stufe, Band 2 A. Berlin u. Leipzig, G. J. Göschen. Französische Handelskorrespondenz für Anfänger. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. Ausgabe A. Deutscher Text. VIII, 144 S. Kart. M. 1,80. — Ausgabe B. Französischer Text. VIII, 144 S. Kart. M. 1,80. — Erste Stufe, Band 4. Italienische Handelskorrespondenz für Anfänger. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. VI, 132 S. Kart. M. 1,80.

Plattner, Ph., Französische Stilschule. Ausgewählte Abschnitte aus Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, mit ausführlichen Bemerkungen für die Übertragung in das Französische und einer vergleichenden Zusammenstellung verschiedener Übersetzungen. 2. Auflage. Freiburg i. B., J. Bielefeld, 1913. 220 S. Geb. M. 2,50.

Klöpper, O., Französische Synonymik für höhere Schulen und Studierende, mit besonderer Berücksichtigung synonymischer Unterschiede in der Phraseologie und des Aufsatzes. Zum Gebrauch bei der Anfertigung von Exerzitien und freien Arbeiten. 5. Auflage. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1913. 216 S.

Plan Monumental de la ville de Paris. 2. Aufl. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 8 S. Br. M. 0,60.

Goerlich, Ew., Vokabular zu den Hölzelschen Jahreszeitenbildern. II. Teil: Französisch. 4. Auflage. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1912. 54 S. Br. M. 0,60.

Schmidt, Prof. Dr. K., Französische Schulmetrik. Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Kaiser-Wilhelm-Realgymnasiums zu Berlin, 1914. Progr. Nr. 118. 59 S.

Ploetz, K., Vocabulaire systématique et guide de conversation française. Methodische Anleitung zum Französischsprechen. 22. Aufl. Berlin, Herbig, 1913. XII, 578 S. M. 3,50.

Beaux, Th. de, Deutsch-französisches und französisch-deutsches Wörterbuch für Elektrotechniker mit einem Anhang: Briefwechsel über Errichtung einer elektrischen Kraftanlage nach Originalurkunden. Berlin, Göschen, 1913. VII, 235 S. Geb. M. 5.

Provenzalisch.

Stimming, A., Bertran de Born. Zweite, verbesserte Auflage. ('Romanische Bibliothek' VIII, hg. von W. Foerster.) Halle, Niemeyer, 1913. X, 264 S. M. 4,60.

Niestroy, E., Der Trobador Pistoleta. — Naudieth, F., Der Trobador Guillem Magret. (Beihefte zur 'Zeitschr. für roman. Philologie' 52, hg. von E. Hoepffner.) Halle, Niemeyer, 1914. XVI, 144 S. M. 5.

Anglade, J., La bataille de Muret (12 sept. 1213) d'après la Chanson de la Croisade. Texte et traduction. Paris, Champion, 1913. 99 S. Fr. 2. [Die 3—400 Verse der *Chanson de la Croisade*, welche die Entscheidungsschlacht von Muret schildern, füllen samt Übersetzung, Kommentar und der kurzen Stelle der Prosaredaktion die letzten dreißig Seiten der hübsch ausgestatteten Broschüre. Das Vorangehende enthält die geschichtliche Einleitung dazu. Das Ganze ist ein lehrreicher, von historischem Sinn belebter Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte des französischen Südens.]

Jehan de Nostredame. Les vies des plus célèbres et anciens poètes provençaux. Nouv. éd. accompagnée d'extraits d'œuvres inédites du même auteur préparée par Camille Chabaneau et publiée avec introduction et commentaire p. Joseph Anglade. Paris, Champion, 1913. 176, 406 S. Fr. 20. [Diese aus langer mühevoller Vorbereitung hervorgegangene, auf reiches handschriftliches Material gegründete, kommentierte Ausgabe der *Vies* ist von Chabaneau's fleißiger Hand nicht mehr vollendet worden. Es war sein Wunsch, daß sein Schüler Anglade das Begonnene beendige. Dieser hat pietätvoll sich der Aufgabe unterzogen, die wahrlich nicht leicht war, und hat das Ganze zu gutem Ende geführt. Daß die Komposition dieses Ganzen gelitten hat und die Übersichtlichkeit erschwert ist, fällt nicht ihm zur Last, dem man für die Veröffentlichung des langerwarteten Bandes großen Dank schuldet.]

Letzte Ernte. Gedichte von Frederi Mistral. Autorisierte Übersetzung von Franziska Steinitz. (Xenien-Bücher Nr. 36.) Leipzig, Xenien-Verlag, 1913. 56 S.

Franz, A., Über den Troubadour Marcabru. Vortrag, geh. auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Marburg, 2. Oktober 1913. Marburg, Elwert, 1914. 24 S.

Zanders, J., Die altprovenzalische Prosanovelle. Eine literarhistorische Kritik der Trobador-Biographien. ('Romanistische Arbeiten' II, hg. von C. Voretzsch.) Halle, Niemeyer, 1913. XVIII, 138 S. M. 4.

Portal, E., Grammatica provenzale (lingua moderna) e dizionarietto provenzale-italiano con prefazione di Maurice Faure. (*Manuali Hoepli, serie scientifica*, 257.) Milano, Hoepli, 1914. 232 S. L. 1,50.

Adams, E. L., Word-Formation in Provençal. Aus 'University of Michigan Studies Humanistic Series', vol. II. New York, Macmillan, 1913. XVII, 607 S.

Ronjat, J., Essai de syntaxe des parlers provençaux modernes. Macon, Protat, 1913. 306 S.

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana, dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier. Anno XXXI. Fasc. 186 = Vol. LXII [G. Pellegrini, Stanze sconosciute di Luigi Alamanni per Elena Bonaiuti. — A. Corbellini, Carlo Goldoni nel Ghislieri di Pavia. — Rassegna bibl. — Bollettino bibl. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca]. — Anno XXXII. Fasc. 187 = Vol. LXIII, 1 [Eva Zona, L'unità organica del pensiero foscoliano. — G. Bertoni, Le lettere franco-italiane di Faramon e Meliadus. — F. Cavicchi, Poesie latine di Giovanni Capitoni. — A. de Rubertis, Il 'Cinque maggio' e la censura. — Rassegna bibl. — Bollettino bibl. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Bulletin italien. XIII, 4. oct.-décembre 1913 [C. Dejob, Les dialogues dans la Divine Comédie (1er art.). — P. Duhem, La dialectique d'Oxford et la scolastique italienne (7e et dern. art.). — R. Cessi, La congiura di Stefano Porcari (2e art.). — R. Sturel, Bandello en France au XVIe siècle (2e art.). — Questions d'enseignement. — Bibliographie].

Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet von P. Pochhammer. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand; Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede und zehn Skizzen. 3. Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1913. XCVI, 462 S. mit zwei Tafeln.

Wiese, B., Das Ninfale Fiesolano Giovanni Boccaccios. Kritischer Text. Mit zwei Tafeln. Aus der 'Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher', hg. von W. Meyer-Lübke. V. Reihe: Untersuchungen und Texte, Nr. 3. Heidelberg, Winter, 1913. XXV, 118 S.

Battisti, C., Testi dialettali italiani in trascrizione fonetica. Parte prima: Italia settentrionale. (Beihefte zur 'Zeitschrift für roman. Philologie', XLIX, hg. von E. Hoepffner.) Halle, Niemeyer, 1914. 191 S. M. 9.

Austin, H. D., Accredited citations in Ristoro d'Arezzo's Composizione del mondo. A study of sources. Estratto dagli 'Studi medievali'. Torino, Loescher, 1911. 50 s.

Serban, N., Leopardi et la France, essai de littérature comparée. Paris, Champion, 1913. XVIII, 551 S. Fr. 12,50.

Serban, N., Lettres inédites relatives à G. Leopardi publiées avec introduction, notes et appendices. Paris, Champion, 1913. XXIV, 259 S. Fr. 7,50.

Serban, N., Leopardi sentimental. Essai de psychologie Leopardienne suivi du 'Journal d'amour' inédit en français. Paris, Champion, 1913. 246 S. Fr. 3,50.

Terracini, B., Bibliographie phonétique. Italie 1910—1911. Extrait de la 'Revue de phonétique'. III, 179—92. Paris 1913.

Terracini, B., Il parlare d'Usseglio. Estratto dall 'Archivio glottologico italiano' vol. XVII, 198 ff., 289 ff. Torino, Loescher, 1911—13. 124 S.

Bottiglioni, G., Die Terminologie der Marmorindustrie in Carrara. S.-A. aus 'Wörter und Sachen' Bd. VI, Heft 1, 1914, S. 89—115. Heidelberg, Winter.

Salvioni, C., Osservazioni varie sui dialetti meridionali di terraferma. (Serie V—VII.) Reale Istituto lombardo di scienze e lettere. Estratto dai 'Rendiconti'. Vol. XLVI, 997—1044. Pavia, Fratelli Fusi, 1913.

Kupsch, W., Formenlehre des Alt- und Neu-Sizilianischen Dialekts. Bonner Diss. Bonn, P. Rost, 1913. XII, 76 S.

Baumgartner, A., Testo italiano per lo studio della corrispondenza commerciale inglese ricavato dalla terza edizione tedesca 'Englisches Übungsbuch für Handelsklassen'. Ad uso delle scuole italiane. Zurigo, Füssli, 1914. VII, 154 S. M. 2,80.

Spanisch.

Bulletin hispanique. XV, 4, octobre—décembre 1913 [A. Schulten, Mes fouilles à Numance et autour de Numance. — H. de La Ville de Mirmont, Les déclamateurs espagnols au temps d'Auguste et de Tibère (suite et fin). — G. Cirot, Chronique latine des rois de Castille jusqu'en 1236 (suite et fin). — C. Pérez Pastor, Nuevos datos acerca del histrionismo español en los siglos XVI e XVII (suite). — Universités et enseignement. — Bibliographie. — Chronique]. — XVI, 1, janvier—mars 1914 [G.-H. Luquet, Art néolithique et peintures rupestres en Espagne. — G. Cirot, La Chronique léonaise et la Chronique dite de Silos. — A. Morel-Fatio, Le premier témoignage espagnol sur les interrogatoires de Luther à la Diète de Worms en avril 1521. — A. Mousset, Les droits de l'infante Isabelle-Claire-Eugénie à la couronne de France. — Variétés. — Universités et enseignement. — Bibliographie. — Chronique].

Boletin de la Biblioteca nacional de México. Encargado de la publicación: Nicolas Rangel. Año X. No 1 y 2. Marzo y abril de 1913. 48 S. [Investigaciones bibliográficas: N. Rangel, Los estudios universitarios de D. Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza. — Sección informativa. — Documentos históricos]. — X, No 3, 4 y 5, mayo. junio y julio de 1913. 104 S. [Catálogo de incunables de la Biblioteca nacional de México. — Sección informativa. — Documentos históricos].

Butlletí de dialectología catalana publicat per els oficines del Diccionari general de la llengua catalana. I. Abril—Desembre 1913. Barcelona, Inst. d'Estudis catalans; Leipzig, Harrassowitz, 1914. 72 S. Jährlich 4 Nummern zu wenigstens einem Druckbogen. Abonnementspreis 3 Peseten. [Die philologische Abteilung des Barceloneser *Institut d'Estudi catalans*, die sich auch Institut *de la Llengua catalana* nennt, plant ein katalanisches Idiotikon, zu welchem schon ansehnliche Vorarbeiten vorhanden sind. Die Sammeltätigkeit wird nach dem Vorbild des *Glossaire des patois de la Suisse romande* (cf. *Archiv* CXIX, 407 ff.) organisiert, und diesem vortrefflichen Beispiel verdankt auch das vorliegende *Butlletí* seinen Ursprung. Es enthält außer den Instruktionen für die — rund 180 — Mitarbeiter und einer Bibliographie fünf Aufsätze: P. Fabra, *Els mots àtons en el parlar de Barcelona;* P. Barnils, *El parlar 'apitxat'* (mit Karte: Valencianisch, mit charakteristischen stimmlosen Affrikaten und Reibelauten); A. Griera, *Notes sobre'l parlar d'Eiriça i Formentera*; M. de Montoliu, *Etimologíes catalanes*; P. Barnils, *Notes sobre l'aranès.* — Man begrüßt dies Unternehmen mit Freude, und da man sieht, wie es in guten Händen ist, darf man auch mit Sicherheit eine glückliche Entwicklung voraussehen. Mit dem Monat August hat die Versendung der Fragebogen an die Mitarbeiter begonnen, die dem Werke hoffentlich dauernd Treue halten werden.]

Institut d'Estudis Catalans, Anuari 1911—12. Any IV. Barcelona, Palau de la Diputació, 1913. XIX, 773 S. 30 Pesetas. [Über die drei früheren Bände cf. *Archiv* CXXIII, 499; CXXV, 267 und CXXVIII, 478. Dieses vierte Jahrbuch des Barcelonaer Instituts, das so bedeutende Veröffentlichungen über die heimatliche Natur und Kultur aufzuweisen hat (über Flora, Architektur, Münzwesen usw., cf. *Archiv* CXXIX, 286) und nicht weniger bedeutende plant (z. B. einen *Atlas lingüístich de Catalunya, Balears, Valencia, Rosselló y Sardeña*), ist wieder ein inhaltschwerer Band

geworden. Er bringt Arbeiten zur älteren und neueren Geschichte Kataloniens. Reich illustriert sind die Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte des Landes (Sardinien inbegriffen). Die literaturgeschichtliche Abteilung des Bandes enthält: Z. García Villada, *Formularios de las bibliotecas y archivos de Barcelona* (S. X—XV); F. Martorelli, *Inventari dels bens de la cambra reyal en temps de Jaume II* (1323); A. Pagès, *Deux chansons populaires d'Urgell* (1. *Los requiebros de Urgell*, 2. *Los villancets de les albades de Urgell*, nach einer Handschrift der Madr. Nat.-Bibl. des 16. Jahrh.). Die über fünf Bogen starke *Crònica* enthält auch eine kritische Bibliographie. Ein umfangreiches Register schließt den schönen Band.]

Torrents, M., Exposició d'un pla de publicació de les cròniques catalanes. Barcelona 1910. 39 S. [Etwas vermehrter Neudruck der Arbeit, die im *Anuari* III des *Institut d'Estudis catalans*, p. 38 ff. bereits erschienen war; cf. *Archiv* CXXVIII, 478.]

Fitzmaurice-Kelly, J., The Oxford Book of spanish Verse. XIIIth—XXth century. Oxford, Clarendon, 1913. XXXVI, 460 S. Geb. 7 s. net. [Dieser zierliche Band enthält in geschmackvoller und entwicklungsgeschichtlich interessanter Auswahl über 200 Gedichte von etwa hundert Dichtern von Gonzalo de Berceo bis herab auf die Lebenden (Rubén Dario, Juan R. Jiménez usw.). Auch die *Notes* am Schluß, so kurz sie sind, werden den Benutzern dieser schönen Anthologie willkommen sein.]

El Sacrificio de la Misa por Gonzalo de Berceo, edición de Ant. G. Solalinde, Madrid, Residencia de estudiantes, 1913. 66 S. mit dem Faksimile einer Seite der Handschrift. Pes. 1,50. [Nun besitzen wir auch das zweite Werk des Gonzalo de Berceo, von dem uns ein Manuskript heute bekannt ist, den Reimtraktat von der Messe, in diplomatischer Wiedergabe. Der Editor, ein Schüler von R. Menéndez Pidal, reproduziert den Text der Hs. der Madrider Nationalbibliothek 1533 in einer Weise, die den Eindruck großer Sorgfalt macht.]

Pujol, Mossèn Pere, Documents en vulgar dels segles XI, XII & XIII procedents del bisbat de la seu d'Urgell. Heft 1 der *Bibilioteca filològica de l'Institut de la Llengua catalana*. Barcelona 1913. 50 S. Pes. 2.

Ureña, P. H., Traducciones y paráfrasis en la literatura mexicana de la época de independencia (1800—1821). Publ. en el T. V de los *Anales del Museo Nacional de Arqueología, Historia y Etnología*. México 1913. 13 S.

Ureña, P. H., Tablas cronológicas de la literatura española. México, Stephan y Torres, 1913. 12 S.

Fitzmaurice-Kelly, J., Littérature espagnole, 2e éd. refondue et augmentée. In: 'Histoires des Littératures'. Paris, A. Colin, 1913. XXII, 494 S. Fr. 5. — Bibliographie de l'Historie de la Littérature espagnole. Paris, A. Colin, 1913. VII, 78 S. Fr. 2. [Seit der ersten Auflage dieser französischen Übertragung des englischen Werkes sind zehn Jahre verflossen; cf. *Archiv* CXIV, 272. Nun liegt eine völlige Neubearbeitung vor. Ihr Maß läßt sich z. B. erkennen an dem Abschnitt über die Romanzen, der dabei von zehn auf sechzehn Seiten angewachsen und völlig neu redigiert ist. Bei diesem Anschwellen des Bandes wurde es nötig, die Bibliographie, die nun selbst fünf Bogen stark geworden ist, abzutrennen. Text und Bibliographie haben durch diese freiere Entfaltung gewonnen, und das treffliche Handbuch wird verdientermaßen sich neue Freunde gewinnen. — Warum fehlt zu Guillén de Castro der Hinweis auf F. Martí Grajales, *Cancionero de los Nocturnos* III. 1906, resp. auf die *Revue des langues romanes* L (1907), 311 ff.?]

Fitzmaurice-Kelly, J., Miguel de Cervantes Saavedra. A memoir. Oxford, Clarendon, 1913. XX, 228 S. Geb. Sh. 7/6 net.

Barnils-Giol, P., Die Mundart von Alacant. Beitrag zur Kenntnis des Valencianischen. Hallenser Dissertation. Heft II der *Biblioteca filo-*

logica de l'Institut de la llengua catalana. Barcelona, Palau de la Diputació, 1913. 116 S.

Gossart, E., Les Espagnols en Flandre. Histoire et Poésie. Bruxelles, Lamertin, 1914. 330 S. Fr. 3,50.

Martner, D., Spanische Sprachlehre zum Selbst- und Schulunterricht. Bonn, Cohen, 1914. VII, 311 S.

Gaya y Busquets, J., Lengua Española. Lecciones para extranjeros con arreglo al 'Método S. Alge', consistentes en: I. Vocabulario de lenguage usual. II. Apuntes gramaticales indispensables. Apendices: A. Reglas generales de ortografia. B. Conjugación completa de los verbos, clasificación especial del autor en los irregulares y empleo de sus tiempos. C. Léxico etimológico y cón correspondencia en otros tres idiomas. 2. edición. St. Gallen, Fehr, 1913. 264 S. Geb. M. 2,60.

Vogel, E., Einführung in das Spanische für Lateinkundige. Mit erläutertem Lektüretext und Vokabular. Paderborn, Bonifazius-Druckerei, 1914. 267 S. M. 2. Geb. M. 2,80.

Hanssen, F., Los alejandrinos de Alfonso X, publ. en los *Anales de la Universidad de Chile.* Santiago de Chile, 1913. 36 S.

Hanssen, F., Los endecasílabos de Alfonso X. S.-A. aus dem *Bulletin hispanique,* t. XV, No 3. Bordeaux, Feret, 1913. 16 S.

Rätisch.

Decurtins, C., Rätoromanische Chrestomathie. I. Ergänzungsband. Erlangen, Junge, 1912. 246 S. [Diese Chrestomathie, deren erstes Heft 1888 erschien (cf. *Literaturblatt für germ. und roman. Philologie* IX, 461), war ursprünglich auf zwei Bände berechnet, von denen der erste die Literatur der Täler des Rheins, der zweite die des Engadin und Münstertals bringen sollte. Dieser Rahmen ist von der Fülle des Stoffes bald gesprengt worden: es sind der Bände neun geworden, vier rheinische und fünf engadinische. Die schweizerische Zentralregierung hat sich des Decurtins'schen Werkes angenommen und es durch ihre Beihilfe zu einem nationalen Denkmal werden lassen, dessen Bändereihe an alle Schularchive der romanischen Gemeinden Graubündens verteilt worden ist. — An der Fülle des drängenden Stoffes ist besonders die mündliche Volksliteratur beteiligt: vier der neun Bände bergen die Volkslieder, Märchen, Bauernregeln, Rätsel, Sprichwörter, Kinderspiele usw. Und diese reichen Sammlungen sind nicht das geringste der Verdienste des nationalen Werkes. Dabei handelt es sich um ein Folklore, dessen Sprache in starkem Schwinden begriffen ist. Es war Gefahr im Verzug, und es ist verzeihlich, daß in der Stimmung des Rettens auch allerlei unter Dach gebracht worden ist, was hätte entbehrt werden können. — Den neun Bänden folgen noch einige Ergänzungshefte: das rheinische Ergänzungsheft liegt hier vor. Es enthält drei surselvische Denkmäler: die Passion von Somvitg, die von Lumbrein (Lugnetz) und die Brigelser *Dertgira nauscha,*[1] jedes Stück mit kulturgeschichtlicher Einleitung und erklärenden urkundlichen Beilagen. Alle drei Denkmäler gehören also dem Hochgebiete des Vorderrheintales, der sogenannten Cadi, an. Die Lumbreiner Passion stammt wohl aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts und verdankt einem deutschen Original ihren Ursprung. Sie ist noch im 19. Jahrhundert wiederholt aufgeführt worden (zuletzt 1862). Sie mag dem unbekannten Verfasser des Somvitger Spieles vorgelegen haben, der mit kräftiger Hand ein echtes Volksschauspiel schuf, das vom Gegenwartsleben, von den politischen Kämpfen der Cadi, erfüllt ist. Durch die

[1] 'Das böse Gericht', directura + nausea, wozu Ascoli im *Arch. glott. ital.* VII, 577n zu vergleichen ist.

Prosa seines Dialogs schimmert oft genug Reim und Vers: man fühlt sich an die Lieder des bekannten Gesangbuches *Consolaziun dell' olma devoziusa* erinnert und denkt an die Möglichkeit lyrischer Einlagen in einer älteren, besser überlieferten Form des Passionsspiels. — Die *Dertgira nauscha* ist das Fastnachtsspiel der Brigelser Jungmannschaft (*compagnia de mats*) und stammt wohl aus der Feder des Landrichters Peter Anton de Latour, der 1795 ein älteres Spiel für seine Brigelser zurechtmachte. An die heitere Gerichtsverhandlung, in welcher die dörflichen Ereignisse des abgelaufenen Jahres in Klage und Widerklage vorgenommen wurden, schloß sich in den *Dertgiras nauschas* oft der uralte Prozeß zwischen Fastnacht und Fastenzeit (*Scheiver* und *Curcisma*) an, und oft ist vom ganzen Spiel nur noch dieser zweite Akt übriggeblieben. Die Geschichte der 'Knabenschaften' findet in Einleitung und Beilagen kulturgeschichtliche Beleuchtung. — So bringt dieses Ergänzungsheft der Chrestomathie einen interessanten Ausschnitt aus dem Volksleben des Vorderrheintales, und man darf dem unermüdlichen Erforscher dieses Lebens seines Volkes, C. Decurtins, für diese neue Gabe besonders dankbar sein.]

Rumänisch.

Pascu, G., Relaţiunĭ intre Romînĭ şi Dalmaţĭ. (Éléments dalmates dans la langue roumaine et dans les langues balcaniques.) Jaşi 1912. 8 S.

Varia.

Sammlung Göschen, Berlin u. Leipzig 1913:

No 640. Corović, Dr. V., Serbokroatisch-deutsches Gesprächsbuch. 116 S. Geb. M. 0,90.

No 680. Smal-Stockyj, S. von, Ruthenische Grammatik. 139 S. Geb. M. 0,90.

No 694. Tolnai, Dr. W., Ungarisches Lesebuch mit Glossar. 137 S. Geb. M. 0,90.

R. Brandstetters Monographien zur indonesischen Sprachforschung:

XI. Indonesisch und Indogermanisch im Satzbau. Luzern, E. Haag, 1914. 56 S.

Die Redaktion des romanischen Teils ist am 1. Juli auf Herrn Professor Dr. Oskar Schultz-Gora in Straßburg i. E. übergegangen, an den fortan alle einschlägigen Sendungen erbeten werden.

Heinrich von Kleist und Frankfurt a. O.

Nach des Dichters Briefen.[1]

Am 25. Juni 1910 ist in dem märkischen Frankfurt das erste große Heinrich-von-Kleist-Denkmal in Deutschland enthüllt worden. Alle bedeutenderen Zeitungen brachten damals die Kunde von jenem literarischen Ereignis, z. B. die 'Deutsche Zeitung' in ihrer Nr. 172 vom 26. Juni 1910.

Über die Feier in der stillen Oderstadt berichtete Richard Groeper in seinem Artikel 'Enthüllung des Kleistdenkmals in Frankfurt a. O. am 25. Juni 1910' (*Z. f. d. U.*, Bd. 24, S. 504 bis 510).[2]

So wurde die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf die Stadt gelenkt, in der Heinrich von Kleist das Licht der Welt erblickte.

Im folgenden sollen nun alle wichtigen und interessanten Stellen in des Dichters Briefen aufgezeigt werden, in denen von Frankfurt a. O. die Rede ist.

In einem Briefe vom 13. (—18.) März 1793 schreibt Kleist von Frankfurt a. M. aus, wohin er während des Rheinfeldzuges als Gefreiter-Korporal im Potsdamer Garderegiment gekommen war, an seine Tante Auguste Helene von Massow, Frankfurt a. O. sei für ihn kein Aufenthalt der Freude mehr, seitdem er keine Mutter besitze.

Seine Mutter, Juliane Ulrike von Kleist geb. von Pannwitz, seit Januar 1775 zweite Gemahlin Joachim Friedrich von Kleists, war am 3. Februar 1793 gestorben.

Am 19. März 1799 berichtet er seinem alten Hauslehrer Christian Ernst Martini, dem späteren Subrektor des Lyzeums und Rektor der neuen Bürgerschule in Frankfurt a. O.: er verlasse

---

[1] Für die folgende Arbeit benutzte ich: H. von Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. 5. Band: Briefe, bearbeitet von Georg Minde-Pouet. Leipzig u. Wien (Bibliogr. Institut) o. J.

[2] Vgl. dazu die Berichtigung von Prof. Bachmann, der in verdienstvoller Weise die Anregung zu dem Denkmalbau gegeben hat (a. a. O. S. 760).

den Soldatendienst, weil er in ihm seinen Bildungshunger nicht befriedigen könne. (Kleist war im Februar 1797 zum Leutnant befördert worden.) 'Meine Absicht ist, das Studium der reinen Mathematik und reinen Logik selbst zu beendigen, und mich in der lateinischen Sprache zu befestigen, und diesem Zwecke bestimme ich einen jahrelangen Aufenthalt in Frankfurt.'

Im Mai (oder Juni) 1799 schreibt er in Frankfurt a. O. an seine Schwester Ulrike, die damals auf dem Rittergute Werben (im Kreise Kottbus) bei Verwandten zu Besuch war: die Aussicht auf ihre (Ulrikens) Freundschaft habe ihn 'wenigstens zum Theil' bestimmt, gerade die Universität Frankfurt zu beziehen. 'Du bist die Einzige, die mich hier ganz versteht', sagt er an einer späteren Stelle des Briefes. Eine ähnliche Bemerkung kehrt oft in seinen Briefen wieder. —

Bereits am 4. April 1799 war dem Leutnant von Kleist der nachgesuchte Abschied bewilligt worden. In seiner Vaterstadt Frankfurt a. O. verfaßte er etwa 14 Tage später, am 17. April, den 'Revers beim Ausscheiden aus dem Heere', der sich in der Geheimen Kriegskanzlei in Berlin befindet.

In ihm verpflichtet er sich, ohne königliche Zustimmung weder in auswärtige Kriegs- oder Zivildienste zu treten, noch in den preußischen Militärdienst zurückzukehren. Er behält sich dagegen vor, 'nach Absolvirung seiner Studia Sr. Majestät dem Könige und dem Vaterlande im Civilstande zu dienen'. —

Es kam anders. In einem nicht mehr vorhandenen Gesuch vom 7. September 1811, das Marie von Kleist unterstützt hatte, bat der von der Not hart Bedrängte den König um eine Anstellung im Kriegsdienst. Se. Majestät macht ihm darauf nur Hoffnung auf Anstellung im Falle eines Krieges (Kabinettsorder vom 11. September 1811). Aus dieser Anstellung wurde bekanntlich nichts.

Ein für unser Thema besonders wichtiger Brief ist der vom 12. November 1799, den der Dichter in Frankfurt a. O. an seine sich immer noch besuchsweise in Werben aufhaltende Schwester schrieb.

Aus ihm erfahren wir etwas über Kleists Studentenleben. Der bildungsdürstende Leutnant a. D., der im zweiten Studienhalbjahr steht, hat sich mit Feuereifer auf die Arbeit gestürzt, die er kaum bewältigen kann: 'Ich habe mir ein Ziel gesteckt, das die ununterbrochene Anstrengung aller meiner Kräfte und die Anwendung jeder Minute Zeit erfordert, wenn es erreicht werden soll.' Er hat sich in seinem 'zweiten akademischen Cursus' eine solche Menge von Vorlesungen und Übungen aufgebürdet, daß es ihm fast unmöglich ist, 'die Masse von Geschäften' zu bewältigen. Einer seiner Professoren, der Historiker Karl Dietrich Hüll-

mann,[1] warnt ihn deshalb vor Überarbeitung. So ist er nicht dazu gekommen, an seine geliebte Schwester zu schreiben.

Da begann die vierzehntägige Messe, während der die Vorlesungen ausfielen. Der Dichter benutzt 'diesen Sonntag für seine lange geschäftsvolle Woche' zu einem ausführlichen Brief an Ulrike.

Kulturgeschichtlich interessant ist die Nachricht, daß 'durch den Eintrit (!) der Messe die akademischen Vorlesungen ausgesetzt' wurden.[2] Dies beweist, welche Bedeutung am Ende des 18. Jahrhunderts die Messe in Frankfurt a. O. noch hatte. Heute fristet sie nur ein kümmerliches Dasein und ist zu einem Jahrmarkt herabgesunken. Kein Mensch denkt daran, der Messe wegen etwa den Unterricht in den verschiedenen Bildungsanstalten des modernen Frankfurt ausfallen zu lassen. Schon Kleist berichtet übrigens in demselben Briefe, daß die Messe wie gewöhnlich schlecht sei: 'Aber auf alle Fälle gab es keine Neuigkeiten, außer die alte Leyer, daß die Messe schlecht sei.'

Der übertriebene Fleiß, mit dem Kleist sich auf die Wissenschaft stürzte, führte naturgemäß zur Zerrüttung seiner Gesundheit. So schreibt er mehr als zwei Jahre später (am 12. Januar 1802), nachdem er sich auf der Rückkehr von Paris von Ulrike getrennt und nach der Schweiz gewandt hat: 'Ich will Dir wohl sagen, wie ich mir das letzte Jahr erkläre. Ich glaube, daß ich mich in Frankfurt zu übermäßig angestrengt habe, denn wirklich ist auch seit dieser Zeit mein Geist seltsam abgespannt.' Deswegen will er in der Schweiz Landwirt werden, um durch die körperliche Tätigkeit seinen Geist wieder gesund zu machen.

Als einen seiner tüchtigsten Universitätsprofessoren nennt Kleist in dem Briefe vom 12. November 1799 den Naturwissenschaftler Christian Heinrich Wünsch (1744—1828), dessen Schriften heute vergessen sind, der aber in einem — Xenion Goethes lebt, das dieser gegen die Farbentheorie[3] des Frankfurter Professors richtete:

Neueste Farbentheorie von Wünsch.

Gelbroth und Grün macht das Gelbe, Grün und Violblau das Blaue!
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt.[4]

Professor Wünsch hielt im Winterhalbjahr 1799/1800 mehreren Damen der Frankfurter Gesellschaft, vor allem aus der

[1] 1765—1846; Verfasser des *Städtewesens des Mittelalters.*

[2] Vgl. Hoffmann, *Zu den Briefen H. von Kleists, Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte,* Bd. III, S. 341.

[3] *Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts,* 1792.

[4] Vgl. *Schriften der Goethe-Gesellschaft,* Bd. 8 (Weimar 1893), S. 93, Nr. 800.

Familie von Kleist und der seiner späteren Braut von Zenge, eine Privatvorlesung über Experimentalphysik. Kleist nennt dieses 'Collegium' 'eine Brunnen-cur zum Nutzen und Vergnügen'.

Aus einem Eintrage Wünschs in der 'Tabelle über die wirklich gehaltenen Vorlesungen' im Winterhalbjahr 1799/1800 erfahren wir, daß diese 'Experimentalphysik nach Erxleben für eine geschlossene Gesellschaft von 12 illiteratis' am 18. November 1799 begonnen und am 9. April 1800 geschlossen wurde.[1]

Dazu stimmt, daß Kleist in dem obenerwähnten Briefe vom 12. November 1799 an seine Schwester Ulrike schreibt: 'Willst du die (!) Vorlesung von Anfang an beiwohnen, so mußt du auf irgend eine Art suchen, sogleich nach Frkft. zu kommen.'

Als Frankfurter Student verkehrte er fast ausschließlich in der Familie des Generalmajors August Wilhelm von Zenge, dessen älteste Tochter Wilhelmine (seine 'Minette') später seine Braut wurde. Das Verlöbnis dauerte von Anfang 1800 bis Mai 1802. 'Die einzige Gesellschaft, die ich täglich sehe, ist Zengen's ...'; 'sie besteht aus lauter guten Menschen, und es herrscht darin viele Eintracht, und das Äußerste von Zwanglosigkeit. Die älteste Zengen, Minette, hat sogar einen feineren Sinn, der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist; wenigstens bin ich zufrieden, wenn sie mich zuweilen mit Interesse anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre.'

In der ersten Hälfte des August (?) 1800 verläßt der Dichter Frankfurt a. O. und reist zunächst nach Berlin, wo er am 14. August eintrifft. Am Abend dieses Tages schreibt er an Ulrike. —

In einem Briefe vom 26. August 1800 bittet er Ulrike, für ihn sein Vorlesungshonorar in Frankfurt von dem Gelde zu bezahlen, das er am 1. Oktober von (seinem Vormund) Dames empfangen würde:

Madihn — 10 Rthlr. und noch den Preis eines Buches, dessen Werth ich nicht kenne. Huth — 15 Rthlr. Hüllmann — 15 Rthlr. Kalau — 10 Rthlr. Mit Wünschen werde ich selbst sprechen. Grüße ihn gelegentlich. Auch Hüllmann. Überhaupt Alle.

Madihn war Rechtswissenschaftler (1748—1834). Kalau (1773—1843) klassischer Philologe und Schulmann, 1813 erster Direktor des heute noch bestehenden Kgl. Friedrichs-Gymnasiums. Da Kalau nicht zum Lehrkörper der Universität gehörte, hat Kleist bei ihm wahrscheinlich Privatunterricht gehabt. An verschiedenen Stellen seiner Briefe spricht er nämlich davon, sich

[1] Vgl. Hoffmann, *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte*, Bd. III, S. 343.

im Lateinischen und Griechischen weiterbilden zu müssen; so lesen wir in dem schon oben herangezogenen Briefe vom 19. März 1799: 'Ich habe ... als Nebenstudien die griechische und lateinische Sprache betrieben, welche letztere ich nun zur Hauptsache erheben werde.' Und an einer späteren Stelle des Briefes, der mehr eine Abhandlung ist: 'Meine Absicht ist, ... mich in der lateinischen Sprache zu befestigen.' —

Huth (1763—1818) war Physiker und Mathematiker, seit 1811 in Dorpat. Über Wünsch und Hüllmann vgl. oben. —

Schon Kleist preist die Umgebung Frankfurts und das Odertal, das auch heute noch dem Fremden wohlgefällt. So schreibt er am 5. September 1800 in Zwickau[1] an seine Braut Wilhelmine von Zenge: 'Jetzt habe ich das Schönste auf meiner ganzen bisherigen Reise gesehen, und ich will es Dir beschreiben. Es war das Schloß Lichtenstein ... Ja, mein liebes Mädchen, das ist ein ganz andrer Styl von Gegend, als man in unserm traurigen märkischen Vaterlande sieht. Zwar ist das Thal, das die Oder ausspült, besonders bei Frankfurt sehr reizend. Aber das ist doch nur ein bloßes Miniatür-Gemälde.'

Für seine Würzburger Reise hat er sich von Frankfurt wissenschaftliche Bücher mitgenommen, die ihm die Zeit verkürzen helfen: 'Jetzt, da wir so ziemlich Alles gesehen haben in dieser Stadt (Würzburg), sind wir viel zu Hause, Brokes und ich, und lesen und schreiben, wobei mir meine wissenschaftlichen Bücher, die ich aus Frankfurt mit nahm, nicht wenig zu statten kommen.' (Würzburg, den 20. September 1800, an Wilhelmine von Zenge.)

Am 27. Oktober 1800 ist er wieder in Berlin und schreibt an Ulrike, er komme vorläufig nicht nach Frankfurt, 'um das unausstehliche Fragen zu vermeiden', da er durchaus nicht antworten könne.

Nun beginnen seine inneren Kämpfe. Oft kehrt in seinen Briefen der Gedanke wieder, daß er kein Amt annehmen könne. Sein dichterischer Genius sträubte sich gegen die Fesseln eines Berufes. Das einzige, was ihn noch hätte reizen können, war ein akademisches Lehramt. 'Ich könnte auch in der Folge', lesen wir in seinem Briefe an Wilhelmine (Berlin, den 22. November 1800), 'ein akademisches Lehr-Amt in Frankfurt übernehmen, welches noch das Einzige wäre, zu dem ich mich gern entschließen könnte.'

Den nach einem höheren Ziele suchenden und mit sich selbst ringenden Dichter treibt es im März 1801 nach seiner Vaterstadt: er will sich zerstreuen. So schreibt er von dort an seine

[1] Er befand sich auf der vielbesprochenen Würzburger Reise.

Schwester: 'Mein liebes Ulrikchen, ich bin auf 8 Tage in Frankfurt, aber nicht so vergnügt, als wenn du hier wärest. Ich mußte mir diese Zerstreuung machen, weil mich das Brüten über die schwangere Zukunft wieder ganz verstimmt hatte. In meinem Kopfe sieht es aus. wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose 1000 Nieten liegen. Da ist es wohl zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt.' —

Aus dieser inneren Unruhe heraus faßt er auch den Entschluß, nach Paris zu reisen. Er selbst gibt als erste Veranlassung zu dieser Reise an 'innerlichen Ekel vor aller wissenschaftlichen Arbeit' (so in dem Briefe an Wilhelmine, Berlin, den 9. April 1801).

In einem anderen Briefe, den er wenige Tage später ebenfalls an Wilhelmine schrieb (am 14. April), nennt er die erste Veranlassung zur Reise eine Übereilung.

Trotzdem trat er in Begleitung von Ulrike bald darauf diese Reise an, die über Dresden, Leipzig, Halberstadt und Göttingen nach Paris ging.

In Halberstadt besuchten die Geschwister den Anakreontiker Gleim, den Kleist 'einen der rührendsten und interessantesten Greise' nennt. An ihn hatten sie keine andere Empfehlung als ihren Namen: er war nämlich ein vertrauter Freund Ewalds von Kleist gewesen, der am 12. August 1759 als Major in der Schlacht bei Kunersdorf (Bezirk Frankfurt a. O.) verwundet wurde und bald darauf in Frankfurt starb. Kleist berichtet über diesen Besuch bei Gleim in seinem Briefe an Wilhelmine, Göttingen, den 3. Juni 1801.

Das Grabmal Ewald Christian von Kleists, des Dichters des 'Frühlings', steht im sogenannten Park zu Frankfurt, einem alten Friedhof, wenige Schritte von dem Denkmal, das die dankbare Vaterstadt ihrem großen unglücklichen Sohne Heinrich von Kleist errichtete.

E. Ch. von Kleists Grabdenkmal trägt u. a. die Inschrift:

Für Friedrich kämpfend, sank er nieder,
So wünschte es sein Heldengeist,
Unsterblich groß durch seine Lieder,
Der Menschenfreund, der Weise — Kleist.[1]

Dicht am Park bei der St. Gertraud-Kirche und den 'Linden' gibt es in Frankfurt den sogenannten 'Kellenspring'. Das ist eine von einem Ziegelsteinbecken eingefaßte Quelle, neben der früher eine kupferne Schöpfkelle an einem Pfahle hing. Sie floß

[1] Bieder-Gurnik, *Bilder aus der Geschichte der Stadt Frankfurt a. O.*, 1899, S. 95.

ehemals als Bach in die Oder; heute aber ist sie überbaut.[1] Hierauf bezieht sich eine Stelle in dem Pariser Briefe Kleists vom 15. August 1801 an Wilhelmine von Zenge: 'Du kannst mich leicht finden, wenn du in die Gartenlaube, oder in Carls[2] Zimmer, oder an den Bach gehst, der aus den Linden in die Oder fließt.'

Von Frankfurt a. M. schreibt Kleist am 2. Dezember 1801 an Wilhelmine, er könne nicht nach Frankfurt a. O. zurückkehren, weil er sich vor dem Gerede der Leute fürchte. 'Ja, wenn Frankfurt nicht größer wäre als der Nonnenwinkel.' So hieß damals das südöstlich von der Marienkirche gelegene Häuserviertel, in dem das Kleistsche und das Zengesche Haus standen. Heute kennt man diese Bezeichnung nicht mehr.[3]

In einem Briefe, den Kleist Ende Juni 1804 von Berlin an Ulrike schrieb, fragte er unter anderem, ob sie die 'Wiese' noch nicht wieder besucht habe. Diese 'Wiese' war die Greisersche Gastwirtschaft an der Oder. Sie wird in dem 'Akademischen Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für Studierende auf das Jahr 1792' einmal erwähnt.

In Dresden schreibt Kleist am 14. April 1809 'An das Stadtgericht zu Frankfurt a. O.', daß er das Testament seiner Tante von Massow (die ihm 400 Taler Kurant vermacht hatte) gelesen und dagegen nichts einzuwenden habe.

Am 23. November 1809 finden wir ihn in Frankfurt selbst, wo er wegen des Kleistschen Hauses, das ihm und seinen Geschwistern gehörte, mit seinem Vormund, Syndikus Dames, verhandelt.

Das letztemal finden wir ihn im Oktober 1811 in seiner Vaterstadt.

Er hatte gehofft, der König werde ihn im Militär anstellen; da brauchte er natürlich — Geld, das er sich in Frankfurt verschaffen wollte. Durch Kleists Briefe zieht sich wie ein roter Faden der Schrei nach Geld!

Bei seiner letzten Anwesenheit in Frankfurt aß er mit seinen Schwestern zu Mittag. Sie dürften nicht gerade lieb zu ihm gewesen sein; denn kurze Zeit vor seinem Tode beklagt er sich in einem Briefe an Marie von Kleist (10. November 1811) bitter über die Behandlung von seiten seiner Schwestern: 'Der Gedanke ... mich von ihnen als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Theilnahme mehr werth

---

[1] Vgl. den Aufsatz 'Zwei alte Brunnen Frankfurts' von H. Eiserhardt in den *Märkischen Blättern*, Jahrgang 1912.

[2] Karl von Zenge.

[3] Vgl. Hoffmann a. a. O. S. 359 f.

sei, betrachtet zu sehn, ist mir überaus schmerzhaft, wahrhaftig es raubt mir nicht nur die Freuden, die ich von der Zukunft hoffte, sondern es vergiftet mir auch die Vergangenheit.'

In diesem Briefe deutet er schon an, daß er das Leben satt habe.

Das waren die Hauptstellen in den Briefen unseres märkischen Dichters Heinrich von Kleist, in denen seine Vaterstadt Frankfurt a. O. erwähnt ist.

Das dankbare Frankfurt hat seinem großen Sohne ein Denkmal aus Stein und Erz gesetzt. Wir Deutschlehrer aber haben die heilige Pflicht, einem der größten deutschen Dichter ein Denkmal in den Herzen der Jugend zu errichten.

Berlin-Tempelhof. Alfred Heinrich.

Forbes' 'Songs and fancies', das erste in Schottland gedruckte Liederbuch.

(Schluß.)

The XXXV. song.

Über Verfasser siehe Einleitung unter Montgomery. *Works of Montgomery* (ed. Cranstoun) S. T. S. X 237. — Eine etwas abweichende Fassung in *Ane gudlie dreame, compylit in Scottish metre by M. M. (M. Elizabeth Marvel, usually stild Lady Culross)*, Edinburgh 1603; Neudruck S. T. S. 48, S. 197 App. D. — *Nederlandtsche Gedenk clanck* 1626. — Rimbault, *Musical illustrations to Percy*, S. 9. — Das Lied ist nur eine religiöse Paraphrasierung von dem auch bei Shakespeare erwähnten, aus Percy bekannten *Farewell dere love* (Bolle, *Liederbücher*, S. 230 und 267), dessen Melodie auch übernommen ist.[1] Da die Nachdichtung vielfach der Vorlage folgt und diese Entlehnung in den Ausgaben von des Dichters Werken bisher unberücksichtigt geblieben, gebe ich einen Parallelabdruck. Str. 3 und 5 sind nach Cranstoun gegeben, da sie bei Forbes fehlen.

Farewell, dear love, since thou wilt needs be gone;	Away, vain world, bewitcher of my heart!
Mine eies do shew my life is almost done.	My sorrows shows my sins makes me to smart.
Nay, I will never die,	Yet will I not dispair,
So long as I can spie;	But to my God repair;
There be many mo,	He hath mercy, ay!
Though that she do go.	Therefore will I pray.
There be many mo, I feare not,	He hath mercy, ay! and loves me,
Why, then let her goe, I care not.	Though by his humbling hand he proves me. 8
Farewell, farewell, since this I finde is true,	Away, away! too long thou hast me snared!
I will not spend more time in wooing you.	I will not spend more time, I am prepar'd
But I will seeke els where,	Thy subtil flights to flie;
If I may find her there.	They have deceived me.
Shall I bid her goe?	Though they sweetly smile,
What and if I doe?	Sliely they beguile.
Shall I bid her go, and spare not?	Though they sweetly smile, forget them!
O no, no, no, no, I dare not.	The simple silly soul rejects them. 16
Ten thousand times farewell, yet stay a while!	A thousand tyme's away! — Oh! stay no more.
Sweet, kisse me once; sweet kisses time beguile.	Sweit Chryst, conduct, leist subtile sin devore.
I have no power to move;	Without thy helping hand
How now! am I in love?	No man hes strenth to stand.
Wilt thou needs be gone?	Tho I oft intend
Goe then, all is one.	All my wayis to mend —
Wilt thou needs be gone? Oh, hie thee!	Tho I oft intend, strength fails ay:
Nay, stay, and do no more denie mee!	The sair assaults of sin prevailis ay. 24

[1] Die Melodie mit dem weltlichen Urtext findet sich in Robert Jones' *First book of songes and ayres*, 1600 (Nr. XII) und dem Ms. 1639 (Advoc. libr. Edinburgh). Eine ältere Version der Melodie findet sich im Skene-Ms. mit dem Titel: *O silly soul alace* (Dauney Nr. 76). In den Drucken von Montgomerys Lied ist häufig hinzugefügt: *To the tune of Sal I let her goe* (vgl. Refrain).

Once more, farewell! I see loth to depart
Bids oft adew to her that holdes my hart.
But seeing I must loose
Thy love which I did chuse,
Go thy waies for me,
Since it may not be!
Go thy waies for me, but wither?
Go, oh! but where I may come thither.

Once more, away! though loath the world to leave,
Biddeth oft away with that hellish slave.
Loth am I to forgo
That sweet alluring fo!
Though thy ways be vain,
Shal I thee retain?
Though thy ways be vain, Iquite thee,
Thy pleasure shal no more delite me! 32

What shall I doe? my love is now departed;
Shee is as faire as shee is cruell — harted.
She would not be intreated
With praiers oft repeated;
If she come no more,
Shall I die therefore?
If shee come no more, what care I?
Faith, let her go, or come, or tarry?

Quhat sal I say? ar all my plesurs past?
Sall worldly lustis now tak thair leiv at last?
Yea, Chryst, these earthly toyes
Sal turne in hevinly joyes.
Let the world be gone;
I'l love Chryst alone.
Let the world be gone — I cair not:
Chryst is my love alone — I feir not. 40

Z. 8: *though*] *thoght* M(ontgomery works); *humbling*] *troubling* Ch(arteris Druck). Z. 9: *lang* Ch; *hes* Ch M. Z. 10: *spend*] *tyne* M Ch. Z. 11: *svbtill slychts* M Ch. Z. 12: *whilks hes allured me* M; *thow hes dissavit mee* Ch. Z. 14: *slicly*] *smoothlie* M Ch. Z. 13: *forget them*] *I feir theme* M; *suspect them* Ch. Z. 14: *I find thame fals; I will forbeir thame* M; *the simpill sort they syle, reject them* Ch. Str. 3 = Str. 4 M Ch. Z. 18: *conduct*] *me saif* Ch. Z. 19: *I have no strenth* Ch. Z. 21—24:

lest I turne asyde, let thy grace me guyde.
lest I turne asyde, draw neer me,
and when I call for help, Lord, heir me Ch.

Z. 25: *shauis loth* M; *tho wes loth* Ch. Z. 26: *bids oft adeu with it that holds me slave* M; *bids oft away with her that halds me slave* Ch. Z. 27: *Iam* Ch. Z. 28: *that*] *this* M. Z. 29, 31: *though*] *sen* M; *sence* Ch; *be*] *are* M Ch. Z. 30: *thee*] *them* Ch. Z. 32: *plesuris* M. Z. 33: *say*] *do* Ch. Z. 38: *I will love* Ch.

The XXXVI. song.

Von M. Erwardes (*The paradise of daintie devises* 1576, Nr. 2).

When May is in her prime,
Then may each heart rejoice;
When May is busk'd with branches green,
Each bird sets forth her voice.
The lively sap creeps up
Into the blooming thorn:
The flowrs from cold is present kept,
Doth laugh the frost to scorn.
All natures imps triumphs,
While joyful May doth last,
Take May in time, when May is gone,
The pleasant time is past. 12

May makes the chearful hew;
May breeds and brings new blood;
May marcheth throghout every limb;
May makes the merry mood;
May pricketh tender hearts
Their warbling notes to tune;
Full strange it is that some we see
Do make their May in June.
Those things are strangely wrought,
While joyful May doth last,
Take May in time, when May is gone,
The pleasant time is past. 24

All ye that live on earth,
And have your May at will,
Rejoice in May, as I do now,
And use your May with skill.
Use May when that ye may,

For May hath but a time;
When all the fruit is gone,
It is too late the tree to climb.
Your liking and your lust
Is fresh while May doth last;
Take May in time, when May is gone,
The pleasant time is past. 36

The second part.

When time and space is spent,
Then may each heart be feard;
When beyond time the judge shal come
In wrath, what strength can bear't?
Then judges all perverse
Shal sigh that they were born,
When cast in everlasting fire
Because the truth they scorn.
All natures imps shal mourn
When wealth and ease is past;
Take time in time, when time is gone,
Eternity comes last. 12

In time well spent rejoice,
For that's the way to rest;
Time is that point wherein the Lord
Hates evil, and loves the best.
Pray for a tender heart;
Bear here your grief and pain,
For time it is, that many are
Who spend their life in vain;
That things be strangely wrought
Before all time is past.
Though time be now, it shal not be,
Eternity comes last. 24

All ye that be in time,
And hath your time but short,
Redeem your time, as God commands,
I humbly you exhort.
Use time while ye have time,
For time will have an end.
When all your life-time shal be spent,
It is too late to mend.
Your liking and your lust
Shal cease when time is past;
Spend well your time, when time is gone,
Eternity comes last. 36

Finis.

The XXXVII. song.

Brave Mars begins to rouse,
  and he doth bend his brows.
Boreas bursts out in blows
  great Etneas fire.
He that may loose the field,
  yet let him never yeeld,
Though thousands should be kill'd,
  let souldiers try it.
When cannons are roaring,
  and bullets are flying,
He that would honor win,
  must not fear dying. 12

Though *Constantin* be dead,
  who left us honor,
And taught brave Christian kings
  under his banner.
Pagans amazed stood,
  in a great wonder,
To see brave Christians come
  like claps of thunder. 20
When cannons, *etc.*

Rais'd are the Worthies nyne,
  and now ascending;
Ev'n by a power divyne
  now peace is ending,
So many Christian-kings
  with them to enter
Against their fiercest foes;
  that's brave adventure. 28
When cannons, *etc.*

Souldiers, with swords in hands,
  to the walls coming;
Horse-men about the streets
  ryding and running;
Sentinells on the walls
  arme, arme, a crying,
Pittards against the ports
  myld fire a flying. 36
When cannons, *etc.*

Trumpets on turrets hye,
  these are a sounding;
Drums beating out aloud,

echoes resounding;
Alarm-bells in each place,
they are a ringing;
Women, with stones in laps,
to the walls bringing. 44
When cannons, *etc.*

Captains in open fields
on their foes rushing;
Gentlemen seconds them,
with thir picks pushing;
Ingyniers in the trench
earth, earth uprearing,
Gun-powder in the mynes,
Pagans upblowing. 52
When cannons, *etc.*

Porteulzies in the ports,
they are down letting,
Burgers comes flocking by,
too their hands setting;
Ladders against the wall,
they are uprearing,
Women great timber bogs
to the walls bearing. 60
When cannons, *etc.*

Finis.

The XXXVIII. song.

Jurie came to Jebus-Salem,
All the world was taxed then;
Mary brought to Bethlehem
More then all the world again,
A gift so blest,
So good, the blest,
That e're was seen, was heard, or done:
A King, a Christ,
Prophet, and Priest;
Jesus to us, to God a Son. 10

O happy night! a day was never
Half so happy, sweet, and fair;
Singing souldiers, blessed ever,
Fill the skyes with sweetest air.
Amaz'd men fear,
They see, they hear,
Yet doubt, and ask, how that was done;
'Twas bid, be bold;
It is fore-told,
This night God hath himself a Son. 20

'Twas upon a comets blazing,
Cuma to *Augustus* said,
This fore-shows an act amazing,
Of a mother, still a maid,
A babe shal bear,
Which all must fear,
And suddenly it must be done.
Yea, Cesar thou,
To him must bow;
Hee's Jesus, God, a Man, a Son. 30

Subtil *Herod* sought to find him,
With a purpose black as hell;
But a greater power comby'nd him,
And his purpose did repell.
Who should betray,
Do all obey,
As fitting was it should be done.
They all adore,
And kneel before,
This Jesus, God, a Man, a Son. 40

There appear'd a golden usher,
Kings attending on the train;
The bright sun could not out-blush her;
Such a star ne're shone again.
Behold it stays,
Seeming it says,
Go in, and see what there is done;
A babe, whose birth
Leagues heaven and earth:
Jesus to us, to God a Son. 50

Was not this a blessed wonder,
God was man, and man was God;
Foolish Jews mistook the thunder.
Should proclaim their king abroad.
Angels they sing,
Behold the king
In Bethlehem where this was done.
Then we as they,
Rejoice and say,
We have a Saviour, God a Son. 60

The second part.

Turn your eyes that are affixed
On this worlds deceiving things,
And with joy and sorrow mixed,
Book upon the king of kinges;
Who left his thron,
With joys unknown,
Took flesh like ours, like us drew breath:
For us to die,
Here fix your eye,
And think upon his precious death. 10

See him in the garden praying,
While his sad disciples sleept;
See him in the garden sweating
Drops of blood, and how he wept.
As man he was,
He wept, alace!
And trembling fear'd to loose his breath;
Yet to heav'ns will
He yeelded still;
Then think upon his precious death. 20

See him by the souldiers taken,
When with Ave and a kiss,
He that heav'n had quite forsaken,
Had betray'd him; and with this
Behold him bound,
And guarded round,
To Caiphas brought to loose his breath;
There see the jews
Heav'ns king abuse,
And thing upon his precious death. 30

See him in the hands of Pilate,
Like a base offender stript;
See the moan and tears they smile at,
While they see our Saviour whipt.
Behold him bleed,
His purple weed,
Record while ye have life and breath;
His taunts and scorns,
His crown of thorns,
O! think upon his precious death. 40

See him in the hour of parting,
Hanging on the bloody cross;
See his wounds, conceive his smarting,
And our gains by his lif's loss.
On either side,
A fellow dy'd,
The one derides him, leaving breath;
The other prays,
And humbly says:
Lord, save me by thy precious death. 50

See as in those pangs he thristed,
And that to cool him he did call;
How these jews, like Judas cursed,
Bring him vinegar and gall.
His spirit then,
To heav'n again
Commending with his latest breath,
The world he leaves,
Which men deceives.
Lord, keep us by thy precious death. 60

Finis.

The XXXIX. song.

Dowland, *Second booke of songes and ayres* 1600, Nr. XII (Arber, *English garner* IV 528). — Bullen, *Lyrics* 1887, S. 164. — Da der letzte Vers dort verderbt, hier abgedruckt.

White as lillies was her face;
When she smiled,
She beguiled
Quiting faith with foul disgrace.
Vertue's service, thus neglected,
Heart with sorrows hath infected. 6

When I swore my heart my own,
She disdained;
I complained,
Yet she left me overthrown.
Careless of my bitter grieving,
Ruethless, bent to no relieving. 12

Vows, and oaths, and faith assured,
Constant ever,
Changing never;
Yet she could not be procured
To believe my pains exceeding,
From her skant neglect proceeding. 18

O, that love should have the art
By surmises
And disguises
To destroy a faithful heart.
Or that wanton looking women
Should reward their friends as fomen. 24

All in vain is ladies' love,
Quickly choosed,
Shortly loosed,
For their pride is to remove.
Out, alace! their looks first won us,
And their pride hath straight undone us. 30

To thyself, the sweetest fair,
Thou hast wounded,
And confounded
Changeless faith with foul dispair;
And my service hath envied,
And my succours hath denied. 36

By thine error thou hast lost
Heart unfained,
truth unstained,
And the swain that loved most;
More assured in love than many,
More despised in love then any. 42

For my heart, though set at nought,
Since you will it,
spoil and kill it;
I will never change my thought.
But grieve that beautie e're was born
To banish love with froward scorn. 48

Finis.

Z. 5: *vertue* E(nglish) g(arner). Z. 11: *grieving*] *groaning* F Eg B(ullen). Z. 29: *wins us* F. Z. 38: *thoughts* Eg. Z. 40 = Z. 39 noch einmal Eg. Z. 41: *many*] *they* F.

The XXXX. song.

Gordons *Lutebook 1627.*

Begone, sweet night, and I shall call thee kind!
Where dost thou dwel, since not upon mine eyes?
It's more then time that I my way should find.
Begone! and when the night shal come, come twice!
Away, away!
For I must go, and meet my love by the peep of day.
But thou, to Death thou art to nigh of kin,
To come or go, as thy desires have been. 8

Arise, bright day, it's time to claim thy right;
Disperse the clouds, and with thy golden beams
Both comfort me, and strick the churlish night,
That would not go and yeeld me pleasant dreams.
Arise, arise!
And with thy rosie fingers point me where she lyes;
Teach me but once, and put me in her sight,
That I may know who gives the greatest light. 16

Stay, gentle night, lest thou prove more unkind
To leave us languish, who enjoys our love!
Go not away, but let us here confin'd,
Nor part us from these pleasures which we prove!
But stay, o, stay!
For I must go and leave my love, of you peep, day;
And if you do, you turn so soon again,
That our desires may feel no worlds disdain. 24

Let never rising day bereave thee of thy right,
Who can betray thee with his golden beams.
Let us enjoy thee still, sweet gentle night,
That we may surfit in those pleasant dreams.
Advise, advise!
And never let the light of day shine where she lyes;
But if thou dost, or let me in her sight;
There is no doubt, she gives the greater light. 32

And if thou wilt to day resign thy due,
And so divorce me from my sweetest dear,
In secret silence shal my heart so rue,
Wishing the day were done, if you were there;
That she, that she

Nor yet present to wrong my dearest dear. 40
Where pratling day dare never more appeare,
And I may spend the silent night where we would be;

Finis.

Z. 22: *leave*] *love* F.

The XXXXI. song.

There is a thing that much is us'd,
It's called love, with men abus'd.
They wrigh, and sigh, and swear they die.
When all is done, they know they lie.
But let them swear by faith and truth,
I'le swear they care not for an oath. 6

They first must have a mistris fair,
And then her favor for to wear;
And so they go to flatteries' school,
And calls her wife they know a fool.
But let them swear by faith and truth,
I'le swear they care not for an oath. 12

It is a practice in this age
To lay their credit into gage
By wit, by vowes, by neat attire
To conquest that they most desire.
But let them swear by faith and truth,
I'le swear they care not for an oath. 18

Finis.

The XLII. song.

My complaining is but faining.

Robert Jones, *Musical dream* 1609. — Bullen, *Lyrics* 1897, S. 148. — Bullen, *More lyrics* 72.

The XLIII. song.

Str. 1 auch einleitende Strophe in *I live where I love* aus Percys Folio-Ms. (ed. Furnivall, *Bishop Percy's folio ms.* II 325). Von den weiteren 5 Strophen stimmt keine mit einer der unseren überein.

With my love my life was nested
In the sun of happiness;
From my love my life was wrested
To a world of heaviness.
O let, love, my life remove,
Sith I live not where I love.

Where the truth once was and is not,
Shadows are but vanities,
Showing want, that help they cannot,
Are but slaves of miseries.
Painted meat no hunger feeds,
Dying life each death exceeds.

O, true love, since thou has left me,
Mortal life is tedious.
Death it is to live without thee,
Death, of all most odious.
Turn again, and take me with thee!
Let me die, or live you with me.

Finis.

Though I live not where I love ist der Refrain einer bekannten Ballade (vgl. Chappell, *Pop. music* II 451; *Roxburghe ballads* I 213). Das Versmaß

stimmt jedoch nicht überein, so daß die Annahme Wooldridges (I 200), es sei die Balladenmelodie, hinfällig ist. Dieser übersieht auch, daß Percys Fassung nur in der ersten Strophe übereinstimmt.

The XLIV. song.

Behold a wonder here.

Dowland, *Third booke of songes or ayres* 1603, Nr. 3. — Arber, *English garner* IV 612. — Bullen, *Lyrics from Elizabethan songbooks* 1887, S. 8.

The XLV. song.

Love will find out the way.

Playford, *Musicks recreation on the lyra-viol* 1652, *Musicks delight on the cithren* 1666. — Skene-Ms. — D'Urfey, *Pills to purge melancholy* 1720 (Neudruck VI 86). — Text allein schon um 1625 als *Blackletter copy* von F. Coules (abgedruckt bei Evans, *Old ballads* 1810, III 282). — Häufig in den Balladensammlungen: *Roxb. coll.* I 426; *Rawl. coll.* Nr. 189; *Euing coll.* 358; *Douce coll.* B 2 (232), abgedruckt: *Roxb. ball.* II 638. — Percy, Relics III 3 (modernere Fassung). — Ramsay, *Tea table miscellany* I 171. — Ritson, *English songs and ballads* 1783. — Stenhouse, *The Scots musical museum* (von Johnson) 1853, II 157, gibt das Lied *Quite over the mountains* mit ganz anderer, modernerer Melodie; diese ist übernommen aus Johnsons Werk in M'Fadyens und M'Gouns *Repository of Scots and Irish airs* (beide um 1800). Stenhouse gibt in den Anmerkungen (IV 140) auch unsere Melodie. — Chappell, *Pop. music* I 303; II 681, 782. — Moffat, *The minstralsy of England* 1901, S. 87. — Die Melodie immer unter dem Namen: *Love will find out the way*; der Text bei Coules und in den Balladensammlungen unter: *Truth's integrity or a curious northern ditty, called: Love will find out the way.*[1] — Unsere Fassung bei Rimbault, *Little book of songs and ballets* 1851, S. 137 (mit dem zweiten Teil nach Coules).

The XLVI. song.

When from my love I look'd for love.

John Bartlet, *Airs* 1606. — Bullen, *More lyrics*, S. 132.

The XLVII song.

Remember me, my dear,
I humbly you require
  For my request
  That loves you best
With faithful heart intire;
  My heart shal rest
  Within your breast.
Remember me, my dear! 8

Remember me, alace!
And let all rigor pass,
  That I may prove
  In you some love
To my joy and solace.
  True love to move
  I must behove;
Remember me, alace! 16

[1] In *Bibliotheca Lindesiana* 1890, S. 11, sind allein schon fünf Balladen angeführt, die nach dieser Melodie gesungen wurden: *Ah, Cloris awake*, *Dear comfort I must*, *The country man's new care away*, *My shepherd's unkind* und *There was a stout seaman*.

Remember me in pain,
With unkindness now slain!
But through delay
Of cruel way
That in you doth remain
Remit, I say,
Alace, away!
Remember me in pain. 24

Remember me, dear heart,
That of pains hath my part.
Your words unkind
Sinks in my mind,
And doth increase my smart;
Yet shal ye find
Me true and kind!
Remember me, dear heart. 32

Remember me in thral,
Ready when ye do call.
With true intent
I do consent
Heart, mind, body and all,
Never to repent,
But to consent.
Remember me in thral! 40

Finis.

Z. 19: *but*] *that* F. Z. 25: *on me* F. Z. 32: *on me* F. Z. 33: *on me* F. Z. 34: *ye*] *I* F.

The XLVIII. song.

Leydens Ms. 1639. — Add.-Ms. 29 481. — Skene-Ms. Nr. 74. — Text: *Golden garland of princely delights*, 3. Ausg. 1620, unter dem Titel: *The shepherds dialogue of love between Willy and Cuddy. To the tune of Maying-time.* — Percy, *Reliques*, unter dem Titel: *The willow tree; a pastoral dialogue.* — Dryden, *Miscellany poems* VI 337. — Chappell, *Pop. music* I 377. — Wooldridge, in Chappels Neudruck I 158, gibt einen von unserem abweichenden Text ohne Angabe der Quelle. Hier wie bei Percy nur vier Strophen, mit dem sie auch, abgesehen von der dritten, die sich zu unserer Fassung stellt, mehr übereinstimmt. Die beiden weiteren Strophen unserer Fassung sind wohl spätere Hinzufügungen.

[Willy:] How now, shepherd, what means that?
Why wearst thou willows in thy hat?
Why are thy scarffs of red and yellow
Turn'd to branches of green willow? —
[Cuddy:] They are changed, so am I;
Sorrows lives, when joys do dye.
It is Phylis, only she,
That makes me wear the willow tree.

[Willy:] Is't the lass that lov'd thee long?
Is it she that doth thee wrong?
She who lov'd thee long and best,
Is her love now turn'd to jest?
[Cuddy:] She who lov'd me long and best
Bids me set my mind at rest.
She loves a new love, loves not me,
Which makes me wear the willow tree.

[Willy:] Is it she who loved thee now,
And swore her oath with solemn vow?
Faith and truth so truely plight
Cannot be so soon neglect!
[Cuddy:] Faith and truth, vow and oath,
Are forget and broken both.
Cruel Phylis false to me,
Which makes me wear the willow tree.

[Willy:] Courage, man, and do not mourn
For her who holds thy love in scorn!
Respect not her who loves not thee,
Bust cast away the willow tree. —
[Cuddy:] For her shal I live in pain;
Phylis once was true love mine,
Which shal ne're forgotten be,
Which makes me wear the willow tree.

[Willy:] Come now, shepherd, let us join
Since thy love is like to mine;
For even she I thought most true
Hath also chang'd me for a new. —
[Cuddy:] Herdsman, if thy hap be so,
Thou art partner of my wo;
Thy ill hap doth mine appease,
Company doth sorrow ease.

[Willy:] Shepherd, be thou ruled by me,
Cast away the willow tree;
For thy sorrows her content,
And she is pleas'd, if thou lament. —
[Cuddy:] Herdsman, I'le be rul'd by thee,
Here lyes grief and willow tree;
Henceforth I will be as they
That loves a new love every day.

Finis.

Z. 2: *why that willowe* P(ercy); *why werste w.* W(ooldridge); *willow* D(ryden); *thy*] *thine* W. Z. 3: *are*] *why* P; *why are the* D; *turn'd*] *changd* W. Z. 4: *chang'd and so* W P D. Z. 5: *when*] *but* W. Z. 6: *s. live, but plesures die* P D. Z. 7: *'tis my Phill, 'tis only she* W; *Phillis hath forsaken mee* P; *she hath now forsaken me* D. Z. 8: *which make* P; *which makes* D; *that makes me wear this w. t.* W. Z. 9: *Phillis she that* P; *what that Phill that* [*Phillis*] *lov'd* D W. Z. 10: *is shee the* [*that* D] *the lass hath done* P D; *it is shee hath done* W. Z. 11: *she that* W P D. Z. 12: *to a jest* P D. Z. 13: *she that* W D; *shee that long true love profest* P. Z. 14: *bid mee sett my hart* W D; *she hath robb'd my heart of rest* P. Z. 15: *for* [fehlt W] *she a new love loves not me* P W D. Z. 16: *which* fehlt W.; *make* W. Str. 3 und 4 nach 5 F. Z. 31: *although I wear* F. Für Str. 4 hat Dryden eine ganz verderbte Fassung, die nicht einmal die Teilung des Zwiegesprächs aufrechterhalten hat:

I will then forget her love,
Since wantonly she false doth prove;
And for her sake bid all adieu,
For women seldom do prove true.

Yet for her sake I'll sit and pine,
For she was once a love of mine;
Which shal ne'er forgetten be,
Though I wear the willow tree.

Z. 35: *come then* P W D. Z. 36: *love*] *hap* P W D. Z. 35: *for the maid* [*wight* D] *I thought* P D. Z. 36: *now hath chang'd* W D; *me hath also bid adieu* P. Z. 37: *Herdmann* W. Z. 37—38:

Well then since thy hap is so,
take no care, but let her go D.

Z. 39: *hard hap* D. Z. 37—40:

Thy hard happ doth mine appease,
Company doth sorrowe ease;
Yet, Phillis, still I pine for thee,
And still must weare the willowe-tree P.

Z. 41: *be advise by* W; *advised* P D. Z. 42: *cast off grief and w.* P W D. Z. 43: *for thy grief brings* [*breeds* W] *her content* P W D. Z. 44: *and* fehlt P W D. Z. 45: *herdman* W; *then I will be* D. Z. 46: *there lyes* P D; *there lie* W. Z. 47: *I will do* P D; *and h. ile doe* W. Z. 48: *and love* P; *love* P; *that love* D.

The XLIX. song.

Will said to his mammie
That he would go woo;
Fain would he wedd, but he wist no how. —
Soft a while, my lammie;
Stay, and yet abide! —
He like a fool as he was reply'd:
Indeed I'l have a wife, a wife, a wife!
O what a life do I lead
For a wife in my bed!
I may not tell you.
O, there to have a wife, a wife, a wife!
O, it's a smart to my heart,
It's a rack to my back
And to my belly too.

Scarcelly was he wedded
Full a fourtnight's space,
For that he was in a heavy case:
Largely was he headed,
And his cheeks looked thin;
And to repent he did thus begin:
A fig for such a wife, a wife, a wife!
O, what a life do I lead
O, it's a smart to my heart,
I may not tell you.
O, there to have a wife, a wife, a wife!
O, it's a smart to my heart,
It's a rack to my back
And to my belly too.

All you that bachelors be,
Be learn'd by crying Will,
When you are well to remain still.
Better for to tarry,
And alone to ly,
Then like a fool with a fool to cry:
A fig for such a wife, a wife, a wife!
O, what a life do I lead
With a wife in my bed;
I may not tell you.
O, there to have a wife, a wife, a wife!
It's a smart to my heart,
It's a rack to my back
And to my belly too!

Finis.

Z. 29: *be bachelors* F. Z. 30: *be learn'd*] handschriftlich *be* und *d* durchstrichen: *learn* darüber.

The L. song.

Ms. F. S. 13, Nr. 5 (Trinity college, Dublin). — Leydens Ms. 1639. — Herd, *Scotish songs* 1774, II 34, mit der Überschrift: *Cast away care.* — Ramsay, *Tea table misc.* II 211. — Ritson, *Scotish songs* I 264 (Melodie nach Forbes). — Chappell, *Pop. music* I 377.

Care away, go thou from me,
For I am not fit match for thee!
Thou bereaves me of my wits,
Wherefore I hate thy frantick fits.
Therefore I will care no more,
Since that in cares comes no restore.
But I will sing: Hey down a down a die,
And cast care away, away from me.

If I want, I care to get;
The more I have, it doth me fret;
Have I much, I care for more,
The more I have, I think I'm poor.

Thus doth grief my mind oppress,
In wealth or woe finds no redress.
Therefore I'le care no more, no more in vain,
For care hath cost me mickle grief and pain.

Is not this world a slippry ball?
And thinks men strange to catch a fall?
Doth not the sea both eb and flow?
And hath not Fortune a painted show?
Why should men take care or grief,
Since that in care comes no relief?
There's none so wise, but may be overthrown;
The careless may reap, what the careful hath sown.

Well then, learn to know thyself,
And care not for this worldy self!
Whether thine estate be great or smal,
Give thanks to God, what e're befall;
So shalt thou then live at ease,
No sudden grief shal thee displease.
Then mayst thou sing: Hey down a down a die,
When thou hast cast all care and grief from thee.

Chappell II 689 vermutet, daß hierauf der Text von *Begone, dull care* aus Playfords *Pleasant musical companion* (vgl. Chappell ibid.) zurückgeht. Jedoch findet sich außer dem häufigen *care away* kaum irgendein textlicher Zusammenhang. Z. 1: *go*] *gae* H(erd) R(amsay); *from*] *frae* H R. Z. 7: *sing: hey down a dee* H R. Z. 8: *doilt care away frae me* H R. Z. 10: *the moir I have, the moir I fret* H R. Z. 11: *have*] *love* H R. Z. 13: *thus grief and care my* ... H R. Z. 14: *nor wealth nor* (*or* R) *wae gives no r.* H R. Z. 15: *no more* einmal H R. Z. 16: *Since care has cost me meikle pain* H R. Z. 17: *slippry*] *sliddry* H R. Z. 19: *both*] *baith* H R. Z. 20: *and Fortune's but a painted show* H R. Z. 22: *in care*] *by these* H R. Z. 23—24: *some careful saw what careless reap — and wasters ware what niggards scrape* H R. Z. 25: *ay learn* ... H R. Z. 27: *thine estate*] *thy state* H R. Z. 29: *soe sall thou then ay live* H R. Z. 31: *hey down a dee* H R. Z. 32: *cast ilk care frae the* H R.

The LI. song.

There was a time when silly bees did speak.

Dowland, *Third book of songes and ayres*, 1603; abgedruckt Arber, *English garner* IV 620, und Percy soc. XIII 72. — Hier wie bei Forbes nur die drei ersten Strophen des Gedichts: *The buzzeinge bee's complaynt* von Robert Earl of Essex (vgl. Grosart, *The Fuller Worthies library. Poems of Rob. Earl of Essex*, S. 85).

The LII. song.

Shepherd saw thou not my fair lovely Phillis.

Balladenmelodie: *Crimson velvet* (*The king of France's daughter*; beginnend: *In the days of old*; *Roxb. ballads* I 102; Percy, *Relics* III 2); auch bekannt unter: *'Twas a youthful knight which loved a gallant lady*, der ersten Zeile der Ballade *Constance of Cleveland* (*Roxb. coll.* III 94; *Pepys coll.* I 138 u. 476), wie z. B in Starters *Friesche Lusthof*, 1621, und drittens unter den

einleitenden Worten unseres Textes: *Shepherd, saw thou not.* — Melodie findet sich in Gordons *Lutebook* 1627, Skene-Ms. Nr. 75 (Text Dauney, S. 302), Chappell I 179. Text in *England's Helicon* (ed. Bullen, S. 212), unterzeichnet J. G.,[1] mit ganz geringen Abweichungen. Wooldridge, Neuausgabe von Chappell I 166, druckt nach Ausgabe von 1666 ohne die zweite Strophe.

The LIII. song.

Fain would I wed, a fair young maid.

Campion, *Fourth book of airs* Nr. 24, um 1617 (ed. Bullen, *Works of Campion,* S. 132). Bei Bullen ohne Verseinteilung; bei Forbes drei vierzeilige Strophen. Bei Campion lautet die erste Zeile: *Fain would I wed a fair young man that day and night could please.* Bei Forbes: *a fair young maid,* als Apposition gedacht. Sonstige Varianten unwesentlich.

The LIV. song.

Teil 1.

Sonett von Sir Henry Wotton[2] an die Königin Elisabeth von Böhmen, Gemahlin Friedrichs von der Pfalz. Vertont von Michael *Est, the sixth set of books,* 1624; zwei weitere Melodien gibt Rimbault, *Illustrations of Percy's Relics,* die eine nach dem Gamble-Ms., die andere von William Webb aus den *Select musicall ayres and dialogues,* published by John Playford, 1653; eine fernere *Musical miscellany,* 1730, VI 80. Text in den *Reliquiae Wottoniae,* 1651—1685 (ed. Hannah, *Poems by Rawleigh and Wotton,* 1891, S. 95). Ashmoleon-Museum enthält zwei Abschriften: Nr. 38 und 788 nach Blacks Catalogue. Ferner: Malone-Hs. 19 u. 23; Tann.-Hs. 465, fol. 43. — Wit's *Recreations,* 1640 (Neudruck 1817, II 26). — Wit's *Interpreter,* 1671, S. 267. — *Westminster Drollery,* 1671/72, I 54. — *Topographer* I 421. — Ramsay, *Tea table misc.,* 1724, II 213. — Herd, *Scotish songs,* 1776, I 281. — *Percy's Relics* II 3. — Chamber, *Scottish songs,* 1819, II 631.

Teil 2.

Über die Verfasserschaft Montrose's vgl. Einleitung. Strophe 4, die sogenannten Montrose's Lines, bei James Watson, *Collection of Scots poems,* 1706, III 115. — Napier, *Memoirs of the Marquis of Montrose,* 1856. Appendix XL unter dem Titel: *Sovereignety in danger.* — Ebenso *Scottish Poetry of the XVIIth century,* ed. Eyre-Todd, S. 243.[3]

You minor beauties of the night,
Which poorly satisfies our eyes
More by your number then your light,
As common officers in the skyes,
What are you *:||: :||:,* when the moon doth rise?

You wandring chanters of the wood
That fills mine ears with natures layes,
Thinking your passions understood
In weaker accents, what's your praise *:||: :||:,*
When Philomel her notes doth raise?

---

[1] Ritson vermutete dahinter John Gaugh, Bridges John Grange. Bullen läßt es als schwer lösbar ungewiß.

[2] Über die Anzahl und Echtheit der einzelnen Strophen vgl. Einleitung.

[3] Hier auch *My dear and only love I pray* Montrose zugeschrieben.

You violets that first appear,
Your pride in purple garments shown,
Taking possession of the year,
As if the spring were all your own,
What are you :||: :||:, when the roses bloom?

But, ah, pure light, pure voice, pure smel!
What are you when my mistris shine?
Moon, violet, and Philomel
Adore her all, 'cause she's devine :||: :||:,
The quintessence of woman kind.

Z. 2: *that p. satisfy (Reliquiae)* W(ottoniae) R(amsay) H(erd). Z. 4: *you* [*like* H Ch(ambers)] *common people of the skies* W H Ch; *ye are but officers of ...* R. Z. 5: *you*] *ye* H Ch; *shall rise* W. V. 2 F W = V. 3 R Ch H. Z. 6: *ye w. ch.* H Ch; *you curious ch.* W; *you charming birds: that in the w.* R. Z. 7: *that fill the air* H Ch; *that warble forth dame nature's lays* W; *do w. f. their lively l.* R. Z. 8: *making y. p.* R; *making your feelings u.* Ch. Z. 9: *by your weak a.* W; *by weak a.* H; *in a weak* Ch; *in softer notes* R. Z. 10: *notes*] *voice* W R H Ch. V. 3 = V. 4 F, V. 2 H R Ch. Z. 11: *ye* Ch H. Z. 12: *by your pure* [*pure* fehlt H Ch] *purple mantles known* W H Ch; *by your fine purple colour known* R. Z. 13: *like the* [*the* fehlt H Ch] *proud virgins of the year* W H Ch. Z. 15: *the rose is blown* W R H Ch. V. 4 = V. 3 F; V. 5 H Ch R; fehlt W.

So, when my mistress shall be seen
In form and beauty of her mind,
By vertue first, then choice, a queen,
Tell me, if she were not designed
The eclipse and glory of her kind. W H.

You rubies that do gems adorn,
And sapphires with your azur hue,
Like to the skies or blushing morn,
How pale's your brightness in our view,
When diamonds are mixed with you? Tann Hs.

The rose, the violet, all the spring,
Unto her breath for sweetness run;
The diamond's darkened in the ring,
If she appear, the moon's undone,
As in the presence of the sun. Tann Hs. H Ch.

You glancing jewels of the east,
Whose estimation fancies raise,
Pearls, rubies, sapphires, and the rest
Of glittering gems, what is your praise
When the bright diamond shews his rays. H Ch.

But, ah, poor light, gem, voice and smell,
What are ye, if my Mary shine?
Moon, diamond, flowers, and Philomel,
Light, lustre, scent, and music tine,
And yield to merit more devine. R H Ch.

The second part.

You minor beauties of the night,
That shows your signs celestial,
More is your number then your light,
Although you were terrestrial;

What are you, what are you,
What are you,[1] when the moon doth rise.

You erring stars, what do you mean
To rob bright Phebus of his shine,
Or to obscure his princely light,
Turning his day in darksom night?
Leave of in time, learn to be wise,
Leave of your foolish enterprise!

You muster number as the sand,
And some clear light you do command;
But what are you, when that your queen
With borrowed light begins to shine?
What are you both, when Phebus plays
Upon the centure of his rays?

Should little streams command great seas,
Or little ants the stinging bees?
Should little birds with eagles soar,
Or little beasts with lyons roar?
No, no, not so! it is not meet,
The head should stoup down to the feet.[2]

Finis.

The LV. song.

Flow my tears fall from your springs.

Aus Dowlands *Second booke of songes and ayres,* 1600 (abgedruckt: *English garner* IV 523).

Severall of the choisest *Italian songs* composed by *Giovanni Giacomo Castoldi da Carranaggio.* Together also with some of the best *New English Ayres.* Collected from their chiefest authors, all in three parts, viz. two trebles and a bass.

[1].

She that loves me for my self,
Fore affection, not base yelf,
:||: Onely shee *:||:*, yea, only she,
Deserves to be belov'd of me.

She that loves me with resolve,
Ne're to alter, till dissolve,
:||: Onely she *:||:*, yea, onely she
Deserves to be belov'd of me.

---

[1] So auch überall im ersten Teil; hier der Übereinstimmung wegen mit den anderen Strophen unverkürzt gegeben. Vgl. Einl.

[2] Die Strophe lautet bei Watson:

Can little beasts with lions roar,
And little birds with eagles soar?
Can shallow streams command the seas,
And little aunts the humming bees?
No, no, no, no; it is not meet,
The head should stoop unto the feet.

[2].

Wert thou yet fairer then thou art,
Which lies not in the power of art,
Or hadst thou in thine eyes more darts
Then Cupid ever shot at hearts,
Yet if they were not thrown at me,
I would not cast a thought on thee.

I'd rather marry a disease
Then court a thing I cannot please;
She that would cherish my desires
Must court my flames with equal fires.
Would you know what that will be?
I'le then love you when you love me.

[3].

Bring back my comfort and return;
For well thou knowest that I
In such a vig'rous passion burn,
That missing thee I die,
Return, return, insult no more!
Return, return, and me restore
To those requested joys I had before.

Absence, in most that quencheth love,
And cools this warm desire,
The ardour of my heart improve,
And make the flame aspire.
The maxime therefore I deny,
And term it, though a tyranny,
The nurse to faith, to love, to constancy.

[4].

Phillis, why should we delay
Pleasures shorter then the day?
Could we, which we never can,
Stretch our life beyond three span?
Beauty like a shadow flies,
And our youth before us dies.

Or would youth and beauty stay,
Love have wings and will away.
Love has swifter wings than time,
Changing love too oft does chime.
Gods that never change their state
Very oft their love and hate.

[5].

Stay, stay, o stay! that heart I vow 'tis mine,
Ravish'd from hence by her whose parts devine
Inchanted it, and sent the woful no,[1]
Which took't away, and fill'd it's place with woe.

O hold it fast; I come, yet let it fly,
I cannot move, 'tis pity both should dye.
Farewell, farewell, my heart! I've pleas'd mine eyes';
Thou, being lost, sees thee her sacrifice.

Di Gio. Giac. Castoldi.

[1] *this fatal no* B(assus).

[6].

O sovereign of my joy, triumpher of anoy,
Star of my desire and sweet fire,
For in whose shining eyes ar lights of Cupid's skies,
And whose voice when it speaks all sense asunder breaks,
Whose heav'nly voice is such that hearts doth touch.
And in whose body is each character of bliss,
Full of true delight, pure and bright.
My dear, when shall it be, that I thine eyes shall see,
And that my greedy ear thy heavenly voice may hear?
Let be betwixt thee and me a harmony.

Di. Gio. Giac. Castoldi.

[7].

How happy art thou and I, that never knew how to love.
There's no such blessings here beneath, what e're there is above:
'Tis liberty, 'tis liberty, that every wise man loves.

Mr Henry Lewis.

[8].

Now we are[1] met, let's merry be
For one half hour with mirth and glee!
To recreate our spirits dull
Let's laugh and sing our bellies full.

Mr Simon Ives.

[9].

I wish no more thou should'st love me,
My joys are full in loving thee;
My heart's too narrow to contain
My bliss, if thou should'st love again.

Mr William Webb.

[10].

Hail, happy day! now Dorus sit thee down,
And sigh no more, see how the sky is clearing:
Our king's return'd, and joyfull dayes appearing.
Let mirth appear, and chearfully let's sing:
We have our lawes, our lawes; we have our king.

[John Playford.]

[11].

Aus Herricks *Hesperides* (ed. Grosart, *Works* I 144), betitelt: *To the virgins to make much of time*; komponiert von William Lawes. — Wits *Recreation*, 1640, S. 474. — Playford, *Select musical ayres*, 1652; *Ayres and dialogues*, 1659, S. 101; *Introduction to music*, 3d ed. 1660. — *Musick's delight on the cithren*, 1666. — *Musical companion*, 1667. — Evans, *Old ballads*, 1810, III 287 (nach Playfords *Introduction to music*). — Chappell I 362, II 780. — Moffat, *The minstralsy of England*, 1901, S. 93. — Alle ohne die Antwort, die sich in unserer Fassung findet.

Gather your rose-buds whilst you may,
Old time is still a-flying;

[1] *are we* B.

And that same flower which smiles to-day,
To morrow will be dying.

The glorious of Heaven, the Sun,
The higher he is getting,
The sooner will his race be run,
And nearer he's to setting.

That age is best which is the first,
Whilst youth and blood are warmer;
Expect not then the last and worst,
Time still succeeds the former.

Then be not coy, but use your time,
And whilst you may, go marry;
For having once but lost your prime,
You may for ever tarry.

Bibliotheca Lindesiana, 1890, S. 11, führt eine Ballade schon aus dem Jahre 1647 an, die nach dieser Melodie gesungen wurde.

Z. 1: *your*] *ye* H(esperides); *while ye* H E(vans). Z. 3: *and this* H. Z. 5: *he's a-getting* H. Z. 8: *nearer to his setting* W(its Recreation). Z. 9: *which*] *that* E. Z. 10: *whilst*] *while* E; *when* H W. Z. 11—12: *but being spent, the worse, and worst / Times still succeed ...* H W. Z. 14: *and while* H W; *while* E; *you*] *ye* H W. Z. 13: *lost but once* H W.

Her answere.

I gather where I hope to gain,
I know swift time doth flie;
Those fading buds, methinks, are vain,
To morrow that may die.

The nigher Phebus goes on high,
The lower is his fall;
But length of dayes gives me more light
Freedom to know by thrall.

Then why do ye think I lose my time,
Because I do not marrie,
Vain fantasies makes not my prime,
Nor can make me miscarrie.

[12].

Playford, *Musical companion,* 1667. — *Merry drolery complete,* 1670. — Chappell II 492. — Douglas, *English songster,* 1900, II 54.

Here's a health unto his majesty,
with a Fa la la;
Conversion to his enemies:
with a Fa la la;
And he that will not pledge his health,
I wish him neither wit nor wealth,
Nor yet a rope to hang himself
with a Fa la la.

Mr John Savile.[1]

[1] Bei Playford ist die Komposition John Saviles Bruder Jeremiah Savile zugeschrieben.

[13].

Gordons *Lutebook*, 1624.

From the Lavenian shore
I your markets come to store.
Muse not though so far I dwell,
And my wares come here to sell;
Such is the sacred hunger of gold.
Then come to my pack,
While I cry; what d'ye lack?
What d'ye buy? for here it is to be sold.

I have beauty, honour, grace,
Fortune, favour, time and place,
And what else thou would'st request,
Even the thing thou likest best.
First let me have but a touch of thy gold.
Then come to me, lad,
Thou shalt have what thy dad
Never gave, for here it is to be sold.

Finis.

Dr Wilson.

An Index of Table of all the songs contained in this book.

A table of the Italian songs, composed by Giovanni Giacomo Castoldi da Carravaggio, in three parts, viz. two treebles and a bass, added to this book.

She that loves me for my self
Wert thou yet fairer then thou art
Bring back my comfort and return
Phillis why should we delay
Stay, o stay, o stay, that heart I vow
O sovereign of my joy.

A table of some choise new English Ayres, in three parts, viz. two trebles and a bass which are also further added to this book.

How happy art thou and I
Now we are met, let's merry merry be
I wish no more thou shouldst love me
Hail happy day now Dorus sit thee down
Gather your rose-buds whilst you may
Here's a health unto his majesty
From the Lavenian shore.

Finis.

Berlin-Karlshorst. Wilhelm Bolle.

Restoration Stage Nurseries.

It is not surprising to find that shortly after the Restoration there came upon those responsible for the well-being of the drama a wholesome dread that the supply of players would soon diminish, if steps were not taken to avert that misfortune. With the long period of inaction marked by the Civil War and the Protectorate the well-ordered routine of theatrical life had been rudely dissipated. Consequently, when the King came to his own the old recruiting grounds were no longer available. The younger generation had ceased its knockings at the door. The children-companies, which had bred many a notable player for the common stage, were now nothing but a memory. During the interregnum no incentive had existed for the taking of boy-apprentices to play female parts, and the dearth of these at the Restoration had led to the introduction of actresses. It was to this awkward predicament that Thomas Jordan referred in his 'Prologue to the King' [1] delivered shortly after the renewal of acting:

> 'For doubting we should never play agen
> We have play'd all our *women* into *men*,
> That are of such large size for flesh and bones
> They'l rather be taken for Amazons
> Than tender maids.'

Notwithstanding the gradual displacement of the over-grown male players of women by actresses and the presence at the outset of a sufficiency of seasoned actors, a scarcity of histrionic talent soon began to show itself. We have evidence of this in the fact that in August 1662 a warrant was issued to bring back John Richards, a member of D'Avenant's company at the Duke's Theatre in Lincoln's Inn Fields, who had been decoyed to Dublin by John Ogilby, and who, by the terms of the patent, was nominally the Duke of York's servant.[2]

When the outlook became grave it was at last decided to establish a Nursery for the training of players for both theatres under the supervision of the patentees of both houses. Accordingly on July 23, 1663 the King issued a warrant 'for a license to Thomas Killigrew and Sir William Davenant to erect a third playhouse, as a nursery for training actors for the other two already allowed to them; with proviso that a playhouse licensed temporarily for George Jolly, in agreement with Thomas Killi-

[1] Jordan, *A Royal Arbour of Loyal Poesie* (undated but c. 1664). Cf. R. W. Lowe, *Thomas Betterton*, p. 80.

[2] *Cal. State Papers*, Chas. II. *Dom. Ser.* 1661—2, 455.

grew, be closed'.[1] It is not clearly apparent why there should have been some delay in the establishment of the Nursery and why Killigrew and D'Avenant should have decided to take a third partner into the concern, and practically a sleeping partner at that. Probably they were casting about for some one who would supply the funds for the erection of the playhouse in return for a assignment of the entire profits. Some such reason must certainly have inspired them to take into the partnership a man who had no particular interest in the drama and no capacity for the training of theatrical pupils. This was Colonel William Legge, that hardy campaigner who had fought so sturdily in the Stuart interest and upon whom the King had already begun to shower favours, making him a Groom of the Bedchamber and lieutenant-general of Ordnance. In the latter capacity he held a position of emolument, and, having a growing family, he might well desire a sound investment for his money. Be that as it may, Killigrew and D'Avenant petitioned the King that Legge might be made a co-sharer in the patent, which was accordingly done.

Issued on March 30, 1664, the Patent for the Nursery begins by reciting the previous grants to Killigrew and D'Avenant for the establishment of the Theatre Royal and the Duke's Theatre, and the revocation of Jolly's patent.[2] It then runs on:

'And whereas the said Thomas Killigrewe and Sir William Davenant have, by their petition to us presented, signified their consent and humbly besought us to graunt and confirm unto William Legg Esquire, one of the groomes of our bedchamber, his heyres and assignes, power, libertie and authoritie to erect and make a theatre, and to gather together boyes and girles and others, to bee instructed in the nature of a Nursery, for the trayneing upp of persons to act playes, to bee from time to time approved by the said Thomas Killigrewe and Sir William Davenant, their heyres and assignes, and the said company to bee under the governement of the said Thomas Killigrewe and Sir William Davenant, their heyres and assignes, to the intent that the said Thomas Killigrewe and Sir William Davenant, their heyres and assignes, according to such agreements as are or shall bee had and made betweene them and the said William Legg and his heyres in that behalfe, may, out of the said company to be graunted and confirmed to the said William Legge and his heyres, take out actors and remove the said boyes and girles and other actors soe

[1] *Cal. State Papers*, Chas. II, *Dom. Series* 1663—4, p. 214. For Jolly and his patent, see *Englische Studien* Band 35, p. 279 ff., W. J. Lawrence on 'A Forgotten Restoration Playhouse'.

[2] For full text, see *Shakespeare Society Papers*, III, 162.

to bee there instructed, for the supply of each of their said companyes, as shall be meete.

'Now know yee that Wee, of our especial grace, certaine knowledge and meere motion, have given and graunted, and by theis presents, for us, our heyres and successors, doe give and graunt



Wilkinson's View of the supposed Fortune Theatre.

unto the said William Legge, his heyres and assignes, full power, lycense and authoritie that hee, they and every one of them, by him and themselves, and by all and every such person and persons as hee or they shall depute or appoint, and his and their labourers, servants and workemen, shall and may lawfully, peaceably and quietly frame, erect and new build, and set upp, or otherwise purchase or procure, in any place within our citties of London and Westminster, or the suburbes thereof, wherein, hee or they shall find best accommodation for that purpose, to bee assigned and

alloted out or approved by the surveyor of our workes for the time being, one theatre or playhouse, with such necessary tyreing and retyreing roomes and other places convenient, of such extent and dimensions as hee or they shall thinke fitting, wherein tragedies, Comedies, Playes, Operas, Musique, Sceanes, and all other Entertainments of the stage whatsoever, may be shewed and presented.

'And Wee do hereby for us, our heyres and assignes, graunt unto the said William Legg, his heyres and assignes, full power, license, and authoritie from time to time to gather together, entertaine, governe, priviledge and keepe such and soe many players and persons to exercise and act Tragedies, Comedies, Playes, Operas, and other performances of the stage within the said house, soe to bee erected or built as aforesaid, as to him or them shall from time to time seeme meete, for the makeing upp and supplying of a company for acting of playes, and instructing boyes and gyrles in the art of playing, to bee in the nature of a Nursery, from time to time to be removed to the two severall theatres abovementioned, which said company shall bee called by the name of a Nursery.

'And Wee doe hereby graunt full power and authoritie to the said William Legg, his heyres and assignes, the said persons soe by him and them gathered together and erected, to permitt and continue from time to time to act playes and entertainements of the stage of all sorts, peaceably and quietly, without the impeachment or impediment of any person or persons whatsoever, for the honest recreation of such as shall desire to see the same; and that itt shall and may bee lawfull to the said William Legg, his heyres and assignes, to take or receive of such as shall resort to see or heare any such playes, sceanes, and entertainements whatsoever, such summe or summes of money as have bin heretofore given or taken in the late kind.

'And Wee do here by theis presents graunt to the said William Legg, his heyres and assignes, that the said company soe to bee erected by the said William Legg, his heyres or assignes, shall be subject to the governement of the said William Legg, his heyres and assignes, and alsoe under the oversight, rule and order of the said Thomas Killigrewe and Sir William Davenant, their heyres and assignes; and that the said William Legg and his heyres, and the said company so by him to bee gathered by vertue of theis presents, shall conforme in all things to such orders as the said Thomas Killigrewe and Sir William Davenant, their heirs and assignes, shall from time to time appoint.

'And Wee doe hereby graunt power unto the said William Legg and his heyres and assignes, with the approbation of the

said Thomas Killigrewe and Sir William Davenant, their heyres and assignes, and not otherwise, to make such allowances to the severall players to be employed in the said Nursery as to him and them shall seeme meete.

'And Wee doe hereby declare that the profitts ariseing and comeing by the acting of plaies by the company to bee erected by the said William Legg, his heyres and assignes, by vertue of theis presents and the full benefit accrewing thereby, shalbe disposed and employed as shall, by Articles likewise betweene the said William Legg and the said Thomas Killigrew and Sir William Davenant be agreed on for the purpose.

'And Wee doe expressly hereby prohibite that any obscene, scandalous or offensive passages be brought upon the stage, but such onely shalbe their had and used, as may consist with harmeless and inoffensive delights and recreations.

'And theis our Letters Patents, or the inrollment thereof, shalbe in all things good and effectuall in the law, according to the time intent and meaneing of the same, anything in theis presents conteined, or any law, statute, act, ordinance, proclamation, or restriction, or any other matter, cause, or thing, what so ever, to the contrary in any wise notwithstanding, although express mention &c.'

As Mrs. Glasse said in her immortal Cookery Book, 'first catch your hare'. In scrutinising the terms of the patent one remarks that no authority was given for the impressment of boys and girls for the purpose of playing. The corps had to be of the volunteer order. As a matter of fact no such authority could be, or ever had been given. It had been customary from a very early period to take up boys as choristers for the Chapel Royal, and in Tudor times these had been incidentally trained to act plays for the amusement of the court. Although winked at by the authorities the use of the boys in the early private theatres was an undoubted breach of privilege. With the steady growth of Puritanism public feeling grew hostile to this abuse, and in August 1626 when Nathaniel Giles was given a commission to take up children for the Chapel Royal, it was expressly stipulated in the warrant that none of the choristers were to be 'used or imployed as Comedians or Stage Players, or to exercise or acte any stage plaies, interludes, Comedies or Tragedies; for that it is not fitt or desent that such as should sing the praises of God Almighty should be trained or imployed in such lascivious and prophone exercises.'[1] The method, therefore employed at the Nursery was the old method of stage apprentices followed by the

[1] Collier's *Annals of the Stage*, 1831, II, 16.

common players, made more comprehensive with regard to sex and enlarged to the wholesale.

Records are silent as to where the Nursery was first erected or when it was first opened. A seeming clue afforded by Pepys leads one nowhither. On August 2, 1664 the diarist, in noting his visits to the King's playhouse, writes, 'I chanced to sit by Tom Killigrew, who tells me that he is setting up a Nursery; that he is going to build a house in Moorefields, wherein he will have common plays acted. But four operas it shall have in the year, to act six weeks at a time; when we shall have the best scenes and machines, the best musique, and everything as magnificent as is in Christendome; and to that end hath sent for voices and painters and other persons from Italy.'[1]

We can divine from this why the King so readily granted the patent for the Nursery and by what means Legge was induced to put money into the speculation. But it really affords us no clue to the position of the first Nursery. On February 12, 1666—7 Killigrew told Pepys that he intended having operas performed 'at the two present theatres, since he is defeated in what he intended in Moorefields on purpose for it.' In what the defeat consisted it would be difficult to say, but it might have been in not getting a suitable site for the new playhouse. At any rate, we have absolutely no evidence of the existence of a Nursery in Moorefields at any period in the latter half of the century. In Hollar's Groundplot of London in 1666, after the Great Fire,[2] Moorefields is shown devoid of all suspicion of buildings, a fact not accounted for by the devastations of the Fire, which had a less extended radius.

All that can be said for certain is that by 1667 the Nursery was in active existence.[3] Pepys, in recording his visit to the Duke's Theatre on March 21, writes 'where unexpectedly I come to see only the young men and women of the house act; they having liberty to act for there own profit on Wednesdays and Fridays this Lent; and the play they did yesterday, being Wednesday, was so well taken, that they thought fit to venture it publickly today; a play of my Lord Falkland's called *The Wed-*

[1] The King was very anxious for the establishment of the Italian Opera in London, and in October 1660 had given authority to Giulio Gentileschi to build an opera-house and 'erect' a company there, but this was not availed of, the risk being probably too serious without subvention or guarantees.

[2] Reproduced in W. J. Loftie's *London* I, 359.

[3] Note that the theatres were closed from May 1665 to November 1666 owing to the ravages of the Plague and the Great Fire. This in considerable measure accounts for the delay in opening the Nursery.

ding Night, a kind of tragedy, and some things very good in it, but the whole together, I thought, not so, etc.'

Pepys' entry is in divers ways illuminative. To begin with, it prevents one from reading into the patent, with its references to 'boyes and girles', the implication that the Nursery was to be a renewal of the young eyases of Shakespeare's day. In speaking of 'young men and women' he permits us to deduce that the bulk of the pupils were at least fourteen or fifteen years old when taken for training. Children were not in demand as boys with unbroken voices were no longer required to act female parts. But it may be that there was no particular age-limit. A considerably later reference in Dryden's *Mac Flecknoe* would give the impression that children were really taken for training at the Nursery.[1] The point largely depends upon whether we are justified in assuming with Genest that 'the young men and women of the house' were the Nursery Players. If we are, then the young men were something more than mere striplings. Writing on Sunday January 24, 1668—9, Pepys records 'I to talk with Tom Killigrew, who told me and others, talking about the playhouse, that he is fain to keep a woman on purpose at 20/- a week to satisfy eight or ten of the young men of his house, whom till he did so he could never keep to their business, and now he do.' Surely no arrangement of this sort could have been made for any body of regular players!

Again, Pepys' entry of March 21, 1666—7 marks the beginning of the considerably extended custom of allowing the Nursery players to perform in the ordinary theatres during Lent, when the casts of their plays were sometimes augmented by the drafting in of a few of the regular players. That it grew to be a custom we divine from Pepys himself, who records having seen, on March 3, 1668—9 a performance of Ford's tragi-comedy, *The Lady's Tryal,* at the Duke's theatre, 'acted only by the young people of the house, but the house very full'.

The circumstance that Viscount Faulkland's play, *The Marriage Night,* had been printed in 1664, or about three years before its first production, draws attention to the fact that the Nursery soon became the last refuge of the great unacted. But, bad as was the acting of the novices, it is unfair to say they murdered the ruck of these wretched productions. One cannot murder the still-born, any more than one can galvanise it with life.

It is not until 1668 that we find in Pepys any direct reference to the Nursery, and even then he affords no clue to its location. On January 7 he went to Whitehall to wait on the Duke of York

---

[1] *Vide postea* p. 311.

but not finding him there, 'I away by coach to the Nursery, where I never was yet, and there to meet my wife and Mercer and Willet as they promised; but the house did not act today.' On February 24 following he records, *inter alia*,

'Thence to the 'Change back again, leaving him, and took my wife and Deb. home, and there to dinner alone, and after dinner I took them to the Nursery, where none of us ever were before and the musique better than we looked for, and the acting not much worse, because I expected as bad as could be: and I was not much mistaken, for it was so. However I was pleased well to see it once, it being worth a man's seeing to discover the different ability and understanding of people, and the different growth of people's abilities by practise. Their play was a bad one, called *Jeronimo is mad Again*,[1] a tragedy. Here was some good company by us, who did make mighty sport at the folly of their acting, which I could not neither refrain from sometimes, though I was sorry for it. So away hence home, where to the office to do business a while, and then home to supper and to read, and then to bed.[2] I was prettily served this day at the playhouse-door, where, giving six shillings into the fellow's hand for us three, the fellow by legerdemain did convey one away, and with so much grace faced me down that, though I knew the contrary, yet I was overpowered by his so grave and serious demanding the other shilling, that I could not deny him, but was forced by myself to give it to him.'

Next day he again repaired to the Nursery, accompanied by his wife and Deb., 'and there saw them act a comedy, a pastorall, *The Faythful Shepherd*,[3] having the curiosity to see whether they did a comedy better than a tragedy; but they do it both alike, in the meanest manner, that I was sick of it but only to satisfy myself once in seeing the manner of it, but I shall see them no more, I believe.' On March 27 following, however, he took coach with his wife again to the Nursery only to find the place closed.

Two important items of evidence point to the fact that the first Nursery, the Nursery visited by Pepys, was in Hatton Garden. In the first place, *The Constant Maid* of Shirley was reprinted in 1667 'as acted at the New Playhouse called the Nursery in Hatton Garden'.[4] Secondly, in Thomas's *Life of Joe*

[1] Kyd's *The Spanish Tragedy*.

[2] Proof that performances at the Nursery were given at the regular theatrical hours, say from three to six o'clock.

[3] Quaere, *The Faithful Shepherdess*. Pepys is seldom exact in his titles of plays. Baker, however, records a seventeenth century pastoral comedy, *The Faithful Shepherd*, taken from the Italian of Guarini 'by D. D. Gent'. The play may therefore have been an original production.

[4] Langbaine, *Account of the English Dramatick Poets*, 1691, p. 477.

Haynes, published in 1701, we read that he began at the Nursery and 'acted under Captain Bedford whilst the playhouse in Hatton Garden lasted'. Of Bedford I can glean nothing. He was probably Legge's deputy. In this connexion it is noteworthy that Legge died in October 1670. But Thomas's statement is borne out in part by Pepys' entry of March 7, 1667—8. On that date the diarist took a family party to the King's playhouse to see *The Spanish Gipsy*, it being the second day of its revival, and duly recorded seeing a great variety of dances excellently done by Joe Haines, 'only lately come hither from the Nursery, an under-standing fellow, but yet, they say, hath spent £ 1000 a-year before he come thither.'

If the Nursery in Hatton Garden was abandoned in 1668, as Thomas's statement would imply, that would account for Pepys' entry of April 23, 1669, made in connexion with a tiff he had just had with his wife. 'Going to rise, without saying anything, my wife stopped me; and after a little angry talk, did till me how she spent all day yesterday with M. Batelier and her sweetheart, and seeing a play at the New Nursery, which is set up at the house in Lincoln's Inn Fields, which was formerly the King's house.' The house referred to was the old theatre in Vere street, which had been abandoned by the King's players in April 1663, less than three years after its opening. How long the Nursery remained there it would be difficult to determine, but we know that the building was being used for a Meeting House from 1675 to 1682.

It is necessary to emphasize the fact that the Nursery in Hatton Garden and the Nursery in Vere street were successive, not rival, establishments, particularly as, owing to the shifting about of the Nursery from place to place, an impression has sprung up that each of the two regular theatres had a Nursery of its own.[1] Plausible as is this supposition it cannot be entertained after one has examined the terms of Legge's patent. The King was averse from the multiplication of theatres, and, both in the original license to Killigrew and D'Avenant and the patent to Legge, makes it a condition of the grant that a patent given to Jolly to set up a playhouse should be surrendered. It is nothing to the purpose that Jolly did not comply with the order until peremptorily reminded of his contumacy in March 1667. The King's intention remains the same. Legge, and not either of the patentees of the two theatres, was given authority for himself, his heirs and assignees to set up a Nursery playhouse anywhere in the cities of London and Westminster and their suburbs. He

[1] Cf. H. B. Wheatley, *The Diary of Samuel Pepys*, 1897, VII, p. 272, note.

was not tied down to any particular locality and could remove the Nursery where he pleased, so long as he had the approval of the Surveyor of the Works. As no other patent was issued to anybody else granting permission to set up a Nursery, the theory of rival establishments belonging to the two theatres must go by the board.

If at any period after the Restoration two Nurseries had existed simultaneously we should surely have had more specific references in Pepys and others. But so far from finding any attempts at differentiation in the various allusions to the Nursery, it is seldom that one comes across any sort of localising reference. Thus in *The Rehearsal,*[1] II, 2, Bayes, annoyed at the insufferable conduct of the players, tells Johnson that he is resolved hereafter to bend all his thoughts 'for the service of the Nursery, and mump your proud players, I gad.' Again, Marvel in *The Rehearsal Transpros'd,*[2] in girding at certain ecclesiastics who had made themselves ridiculous in the public eye, writes:

'They are so unfit to bear a part among any civil and judicious company, that, whatsoever place they may hold in the church, I am confident they must make all their friends to be but receiv'd into the Nursery. And had not Mr. Killigrew foreseen that they must of course within a little time fall to dirt of themselves, he would ere this, to be sure, have trounced the Author of the Ecclesiastical Politie, for intrenching upon his patent. But he knew they were below his neglect, and the Pit would quickly do then business, and not only hiss but pelt them off the stage.'

The allusion here is to the proverbial incompetence of the Nursery players. Legge and D'Avenant were now dead, and Killigrew is fittingly spoken of as the head of the organisation. Oldham, at a little later period, is equally contemptuous and equally indefinite in his allusion to the Nursery. In his satire, 'Spencer dissuading the author from the Study of Poetry',[3] he writes

> 'May'st thou go on unpitied till thou be
> Brought to the Parish-badge and beggary
> Till urg'd by want, like broken Scriblers, thou
> Turn Poet to a Booth, in Smithfield Show
> And write Heroick verse for Barthol'mew.
> Then, slighted by the very Nursery,
> May'st thou at last be forc'd to starve, like me.'

As illustrative of the extended custom of allowing the Nursery players to act for their own benefit at the regular theatres on

[1] Produced at the Theatre Royal in December 1671 and printed in the ensuing spring.

[2] Pt. II., 1673. (*Works of Andrew Marvel*, edit. Grosart, 1873, III, 263.)

[3] Oldham's *Works*, 1703, p. 425. References to Sedley and Settle in this satire, as dramatists, show that it was written not earlier than 1671, and probably a few years later.

certain days in Lent, one may quote from the 'Epistle to the Reader', prefixed to Ravenscroft's comedy, *The Careless Lovers,* produced at the Dorset Garden theatre in 1673, wherein the author says apologetically, 'it was written at the desire of the young men of the young men of the stage, and given them for a lenten play; they asked it not above a week before Shrove Tuesday. In three days time the three first acts were made, transcribed and delivered to them to write out in parts. The two last acts took me just so much time: one week compleated it.' In the cast were also some of the regular players of the theatre. Condemned for the most part to play rejected pieces or pieces written as hastily as Ravenscroft's, there is little room for surprise that the Nursery neophytes earned a painful notoriety.

A little to the north-west of Moorefields, where, it will be remembered, Killigrew had once contemplated building a Nursery, lay the Barbican, a curious contiguity, for in the Barbican, despite its ill-odour and its remoteness from the centres of activity, one finds the last traceable habitat of the Nursery players. At what precise period removal took place thitherward would be a difficult matter to determine. Langbaine's clues are somewhat elusive. Of Chapman's *Revenge for Honour* he writes [1] 'this Play I have seen acted many years ago at the Nursery in Barbican'. Of an anonymous piece, *The Imperial Tragedy*, attributed to Sir William Killigrew, he says [2] 'this play was printed Fol. *Lond.* 1669, and has been acted (if I mistake not) at the Nursery in Barbican'. The impression given one here is that *The Imperial Tragedy* was acted some time after its publication, that curious reversal of the normal order of things which had already obtained in connexion with *The Marriage Night.* Unless we accept this conclusion we are forced to believe that the stay of the Nursery players at Vere Street was very short. But where the foothold is so insecure conjecturing would be idle.

Although the Nursery was undoubtedly established at the Barbican some few years earlier, one has no clear trace of it there until October 4, 1682, the date on which Dryden's *Mac Flecknoe* was published.

In this scorching satire, the poet, after touching upon the early history of the Barbican, from the days when it was a watch-tower, points out that it was then chiefly occupied by brothel-houses [3] and proceeds:

[1] *Account of the Dramatick Poets,* 1691, p. 64.

[2] *ibid.* p. 535.

[3] In the prologue to Mrs. Behn's tragi-comedy *The Forced Marriage* (1671), allusion is made to the practice of gallants visiting the Nursery on the chance of a licentious intrigue.

'Near these a Nursery erects its head,
Where queens are formed, and future heroes bred,
Where unfledged actors learn to laugh and cry.
Where infant punks their tender voices try.
And little Maximins the Gods defy;
Great Fletcher never treads in buskins here
Nor greater Jonson dares in socks appear;
But gentle Simkin[1] just reception finds
Amidst this monument of vanished minds;
Pure clinches the suburbian muse affords
And Panton waging harmless war with words.'

To any one conversant with the topography of the Barbican the only conclusion derivable from Dryden's line, 'Amidst this monument of vanished minds', is that the Nursery occupied the site of the old Fortune theatre. Although generally spoken of earlier in the century as 'the Fortune in Golden lane', the old theatre really stood in the middle of an oblong stretch of ground bordered to the west, east and south by rows of houses facing Golden (or Golding) lane, Beech lane and the upper end of White Cross street. The point which chiefly concerns us now is whether the Fortune was still in existence, with the contingent probability of the Nursery being housed in it, or whether the Nursery merely occupied its site. Conflicting as is the evidence, I think a decision can be arrived at.

Let us first examine the details which have been presented in favour of the contention that the second Fortune was still standing at the end of the century. In a short history of the old Golden-lane theatres by 'E. H.'[2] published in *The Gentleman's Magazine* for 1813,[3] we find it stated that after 1661 the Fortune was referred to in the Public Journals as 'the old Playhouse in Red Cross Street', said street being a southerly continuation of Golden lane. Without citing any authority, the writer goes on to say that in 1682 the house was being used as a secret conventicle and was raided in November by officers of Justice. 'It then had avenues' are told 'to both Red Cross Street and White Cross Street; a circumstance that, in several instances, enabled the preachers to escape from their prisoners.'

All this is circumstantial enough, and reads as if summarised from some contemporary account. So far as it testifies to the existence of the Fortune at a late period, it is seemingly borne out

[1] A reference to *Singing Simpkin*, one of Cox's drolls, showing that musical farces were in vogue at the Nursery.

[2] Probably Edward Haslewood, a friend of J. P. Collier's, and not without suspicion of having been a party to the forgery of an elegiac poem on Burbage.

[3] Vol. 83, II, p. 121.

by the testimony of Robert Wilkinson in 1819.[1] Wilkinson says the old house was still standing and in use as a brewery. He gives a view of the facade[2] showing the royal arms in the centre in stucco, flanked on either side at the extremities by mutilated allegorical statues. To clinch the matter he points out 'that, in the upper storey, the floor of the gallery yet remains, nay, the marks where the seats were fixed are to be discovered; this floor consequently descends in the same manner as that of a gallery of a modern playhouse, and on would be puzzled to conjecture how it was possible to place any furniture upon this inclined plane, did not necessity solve the difficulty of the case.'

I accept every single item of Wilkinson's evidence but I dispute his conclusions. It will not be a matter of serious difficulty to show that he was utterly on the wrong tack. To begin with, the second Fortune theatre could not have been decorated with the royal arms. It was not established under patent nor did the King's players ever act there. From a reference in Heywood's *The English Traveller*[3] IV, 6, we know how the front of the theatre was adorned:

> 'I'le rather stand here,
> Like a statue in the forepart of your house
> For ever; like the picture of dame Fortune
> Before the Fortune playhouse.'

The mutilated statues (probably of Melpomene and Thalia) in Wilkinson's picture bear no correspondence with Heywood's description.

Moreover, if the front of the old Fortune and even the gallery floor were still standing in 1819, it is curious that Wright, when framing his dialogue in *Historia Histrionica* a hundred and twenty years previously, should have laboured under the delusion that the theatre had long since passed away. Nor was Oldys in 1747 in any better case. In his account of Edward Alleyn[4] he says the Fortune stood 'near Whitecross Street by More Fields', and adds, 'there is a tradition in the neighbourhood where the theatre stood (on the ground whereof the founders' successors have built many tenements) that in demolishing the old house, or digging to lay the foundations of a new one, which was built in its place, there was found a considerable treasure of money.'

---

[1] *Londina Illustrata*, II, 141.

[2] Reproduced as a frontispiece to *Thomas Dekker* (1887) in the Mermaid Series.

[3] Discriminatively assigned by Fleay to c. 1627. The first Fortune was burnt down on December 9, 1621, and the second house was opened a couple of years later.

[4] *Biographia Britannica*, 1747, I, 152, note D.

The truth of the matter is that the last Fortune was never used as a theatre after 1655 and was completely pulled down shortly after the Restoration. A survey of the building made in July 1656 shows that it was then in a serious state of decay, with its walls rent, its foundations sapped, its roof stripped, and in imminent danger of falling.[1] In February 1659—60 it was advertised in the *Mercurius Politicus* to be let for building purposes,[2] but no immediate tenant was found. However, on March 16, 1660—1, one William Beaven, a speculative builder, agreed to pay £ 75 for the materials, and to take a lease of the site for forty five years, at a rental of £ 34. 10 s.[3] But owing to the restricted powers of the Dulwich College trustees, who controlled the property, some difficulty arose over the lease, and Beaven entered a feigned action in the Court of Chancery, whereby the trustees were empowered to grant him a lease of 21 years, from March 4, 1661—2, with renewals for twenty one years and three years. A minute of the Court of Assistants held at Dulwich on that date sets out that the Fortune had been for years derelict and a source of expense to the College, 'by reason whereof the said playhouse was very ruinous, decayed and fallen downe, *and is since totally demolished*, noe man ever attempting to take the same to build on'. The minute then goes on to recite the lease to William Beaven, tiler and bricklayer, 'who had erected on the ground whereon the said late playhouse stood, and adjoining ground 20 messuages with gardens etc.'[4]

If these details do not prove the total demolishment of the Fortune by 1662, then no dependance can be placed in documentary evidence. One is forced to accept them unreservedly, and thereby to repudiate E. H.'s statement regarding the raid of November 1682.

On this showing it is not at all improbable that the Nursery, in its latest phase, was established in a new playhouse in Golden lane, hard by, or possibly on, the site of the old Fortune. My impression is that the relics that Wilkinson found and undoubtedly mistook, were the last vestiges of the Nursery. Established under royal letters patent and supplying players at irregular intervals to the King's playhouse, the Nursery was quite within the law in placing the Royal Arms on its front. That the building reproduced by Wilkinson had once been a playhouse the flanking statues undoubtedly prove.

[1] Greg, *Henslowe Papers* p. 95.

[2] See Collier's *Annals of the Stage*, 1831, III, 311, for copy of advertisement, given, however, under a wrong date, a mistake frequently repeated.

[3] Young's *History of Dulwich College* II, 268.

[4] Collier, *The Alleyn Papers* p. 100.

Apparently the Nursery did not long survive Dryden's ridicule. One cannot find any later reference to its existence. By the year 1690, when Colley Cibber, in his nineteenth year, went on the stage, promising novices were taken directly into the theatres, without any preliminary training. Of his own beginning Cibber writes in the sixth chapter of his *Apology*:

'The patentees who were now masters of this united and only company of comedians, seemed to make it a rule that no young persons desirous to be actors should be admitted into pay under at least half a year's probation; wisely knowing, that how early soever they might be approved of, there could be no great fear of losing them, while they had no other market to go to. But alas! pay was the least of my concern; the joy and privilege of every day seeing plays for nothing, I thought was a sufficient consideration for the best of my services. So that it was no pain to my patience, that I waited full three quarters of a year before I was taken in to a salary of ten shillings per week; which, with the assistance of food and raiment at my father's house, I then thought a most plentiful accession, and myself the happiest of mortals.'

Within a quarter of a century the principle of the Stage Nursery had been tried and found wanting. No player raised under the aegis of Legge's patent reached half the eminence of Colley Cibber, not to speak of geniuses like Garrick who stepped, fully equipped, straight from life unto the boards of the theatre. As Toole the comedian once said 'the best school of acting is the stage'.

Dublin. W. J. Lawrence.

Hs. Brit. Mus. Additional 31042.

Diese wichtige Fundgrube lyrischer und epischer Stücke aus mittelenglischer Zeit ist zwar schon vielfach für Ausgaben benutzt worden, einiges ist aber doch noch ungedruckt geblieben. Auch ist die Beschreibung im *Catalogue of Add. MSS ... in the years 1876—81*, London 1882, S. 148 f., und bei Herrtage, *Sege of Melayne* (*The English Charlemayn romances* II) EETS XXXV (1880), S. VIII f., nicht frei von Fehlern und Ungenauigkeiten. Ich gebe daher im folgenden eine neue Beschreibung und veröffentliche einige kleinere Stücke vollständig.

Die Hs. ist in den Zügen des späteren 15. Jahrhunderts auf Papier, Quartformat, geschrieben. Bei den 183 Blättern sind zwei Pergamentvorschußblätter aus einem lateinischen Brevier des 15. Jahrhunderts mitgezählt. Der Name *R. Thornton* am Ende von Nr. 3 (allerdings teilweise ausradiert) und die Bemerkung nach Nr. 4 *Explicit la sege de Jerusalem. R. Thornton* (mit einem anderen Namen überschrieben) *dictus, qui scripsit sit benedictus* läßt vermuten, daß die Hs. ganz oder zum Teil von oder für R. Thornton, den bekannten Schreiber der ähnlichen Hs. der Kathedral-Bibliothek zu Lincoln geschrieben ist. Siehe Herrtage a. a. O. Auf S. 49 steht in einer Hand des späten 15. Jahrhunderts *John Nettletons boke*. Das Britische Museum kaufte sie am 12. Juli 1879. Vorher war sie unbekannt. Lichtdrucke von zwei Seiten siehe bei Herrtage a. a. O.

Sie enthält (unter Beibehaltung der Zahlen des *Catalogue*):

1. Fragment aus dem *Cursor Mundi* in einer von den anderen stark abweichenden Abschrift, die Morris für seine Ausgabe (EETS 57, 59, 62, 66, 68, 99, 101. — 1874—92) nicht mitbenutzt hat. Sie beginnt, entsprechend V. 10630 bei Morris:

> Scho was, *and* that was sone appone hir sene
> F... Godd hy*m*selfe in hir he lighte,
> And his wonnyng-stede in hir he dighte;

und endet mit V. 14914. Die letzten vier Zeilen sind:

> He will hym alle vnbunden bede,
> Ffor faste now neghes to þe nede
> Ffor to suffre his passyoun,
> Anothir boke spekes of þ*at* rawnso*un*e.

Hierauf folgen folgende Verse:

> Ffor now I thynke of this make ende,
> And to þe passyoun will j wende
> Anothir boke to begynn,
> And j may to my purpose wynn,
> And þat j it till end may brynge,

I beseke oure heuen kynge,
Als j this till ende hafe broghte,
He graute me *grace* þat me dere boghte;
Till his honoure and holy kirke
He leue me space this werke to wirke.
Amen, Amen, that it swa bee,
I pray ȝow alle ȝe praye for mee.
Þat takes one hande þis begynnynge,
He bringe me vnto gode endynge. Amen.

2. '*Meditations on the life of Christ*', f. 32, folgt hierauf ohne Unterbrechung, beginnend:

Jesu was of Mary borne
Ffor synfull man þat was forlorne.

Dies ist *Cursor Mundi* V. 17 111 bis 17 188 (Ausgabe von Morris).

3. '*The Passion of our Lord*', f. 33. Ist *The Northern Passion,* herausgegeben von Frances A. Foster, EETS 145 usw. (1913 usw.) in Paralleldruck mit drei anderen Hss. und Varianten der übrigen.

4. *Hic incepit Distruccio Jerusalem,*[1] *quom*odo *Titus* et *Vaspasianus obsederunt* et *distruxerunt jerusalem et vindicarunt mortem domini Jesu Christi. The Segge of Jerusalem of Tytus* and *Vespasyane*, f. 50. Beginnt:

In Tyberius tym, that trewe emperoure,
Sir Cesare hymseluyn was sessede in Rome.

Am unteren Ende von f. 50 ist ein Stück abgerissen. Ist eine Abschrift der alliterierenden 'Zerstörung Jerusalems' ('*Vengeance de notre Seigneur*'), von der noch weitere fünf Hss. bekannt sind. Vgl. Kopka, *The Destruction of Jerusalem*, Dissertation, Breslau 1887. Eine Ausgabe von Kölbing und Kaluza für die EETS ist seit langem in Vorbereitung.

5. *Here begynnys the Sege of Melayne*, f. 66 c. Einzige Hs., nach ihr hg. von Herrtage EETS XXV.

6. Ein gereimtes Gebet, f. 80, beginnend:

With humble hert j praye iche creature.

Gedruckt von McCracken, *Archiv* CXXXI, S. 60, als *Flos pulcherrima.*

7. *Þe Romance of Duke Rowlande* and *of* Sir *Ottuel in Spayne. Off Cherles of Ffraunce*, f. 82. Hg. von Herrtage, a. a. O. S. 53 f.

8. *Passionis Christi Cantus. Hic incipit quedam Tractatus Passionis* Domini *nostri Jesu* Christi *in Anglica*, f. 94. Lydgate, *Christes Passioun*; siehe McCracken, *Lydgate Canon* (EETS CVII), Nr. 23, und Ausgabe (*Minor Poems* I.) S. 216, Nr. 42. Der Schreiber bricht nach 17 Zeilen ab, läßt dann eine

[1] Jerarusalem *Hs.*

halbe Seite leer, beginnt das Gedicht von neuem mit kleinen orthographischen Abweichungen und führt es zu Ende.

9. Gedenkverse auf die englischen Könige von Lydgate, f. 96. Siehe McCracken, *Canon* Nr. 62.

10. Lydgate, *Dietary*, f. 97. Siehe McCracken, *Canon* Nr. 30.

11. *A gud schorte songe of this dete: The werlde es tournede vp sodowne*, f. 97c. Vier Zeilen:

To thynke it es a wondir thynge
Of this werldis mutabilytee.
I am matede in my mosynge
Of the variaunce the whilke þat j now see.

12. Strophisches Gedicht, beginnend: *In a mornenyng of Maye, when medowes sall spryng*, f. 98. Eine spätere, aber vollständigere Fassung ist in *Oxford, Bodl. Add. MS.* A. 106, fol. 6b. Hg. von Gollancz als *The Quatrefoil of Love* in *An Early Engl. Miscellany presented to Dr. Furnivall*, Oxford 1904, S. 112.

13. Ein Gebet, f. 101b:

Haile holy spyritt, *and* joy be vnto the,
My kepe to swete, myn aungelle so fre,
Into thi handis j pray the to take
My fastyng, my penance, my *pra*yers þ*at* j make.
My ympnys, my psalmys, my syngyng for syn, 5
My knelynge, my louyinge, my charite þ*at* j ame jn,
My wakynge, my wepynge, *and* my deuocyoun;
My pacience, my angyrs, *and* my abulacioun;
My werkes of mercy, *and* my almes dede;
And offere þame to *Jesu and* gete me some mede; 10
And alle my gude dedis, gyffe þay littill be:
J pray þe to presente þame bifore þe trynyte;
And to my lorde *Jesu* þ*ou* me recomende.
And thanke hym of alle gudnesse þat he hase me sende;
And if j haue seruede, *and* worthy be to payne, 15
Ȝilt some drope of his mercy þ*om* brynge me agayne
His pite *and* his gudnesse i*n* me for to schawe,
Þe wrothe of myn enemy þ*at* j may withdrawe;
And alle þ*at* me sekis to angyre *and* to ill,
To lufe *and* to charyte þ*ou* conuerte þaire will; 20
And my gastely enemys all þat fandys me ay,
Dystrowe þ*ou* þaire myghtis by nyghte *and* by day,
And so þ*at* alle spiritte þ*at* me will assaile
In fandyng be feble *and* of strenghe faile!
With þe blyssynge of his righte hande he me defende, 25
Þ*at* regnys god i*n* trynyte i*n* worlde wi*th*owtene
ende. Amen.

14, 15, 16. Lydgate, *The Virtues of the Mass*, V. 58 bis Ende, f. 102. Siehe McCracken, a. a. O. S. 87 ff.

17. *A Carolle for Crystynmasse. The Rose of Ryse*, f. 110b. Altes Weihnachslied. Mit Modernisierungen gedruckt von

E. Rickert, *Ancient Engl. Christmas Carols,* S. 142. Das Ende fehlt, da zwei Blätter herausgerissen sind.

18. Dreikönigslegende in siebenzeiligen Strophen, deren Anfang hierdurch auch fehlt, f. 111. Beginnt:

> Ffor wynde, or rayne, ffor wate, or colde, or hete

und endet:

> To his honour whom þay in Bedlem soghte. Amen.

19. *Hic incipit cantus cuiusdam sapientis. Here byggynnys a louely song of wysdome,* f. 120. In achtzeiligen Strophen, beginnend:

> Waste makes a kyngdome in nede.

20. *A Song how þat Mercy passeth Rightwisnes,* f. 122b. Gedruckt nach dem Lambeth-MS. 583, S. 66—73, von Furnivall, *Hymns to the Virgin* etc. S. 95. EETS 24, S. 95 f.

Unsere Fassung weicht beträchtlich ab und lautet:

By one foreste als j gan walke — f. 122c
*With*owtten a paleys appon a ley,
J herd two lewde men how þay gan talke;
J thoghte to here what þay wolde saye.
Þat one stode one a rewfull araye — 5
His dedly synnes he did defye.
'Allas', he sayde, 'j drede the daye.
Þat righte mon forthe, *and* no mercye!'

Then sayd Mercy *with* sobire chere:
'Righte, me thynke, thi will es bare, — 10
With godnes j will the lere
The nedis noghte to mourne so sare...
I rede þ*ou* fonde to mende thi fare,
Go ilke a daye, and here a messe,
Schryue þe clene, *and* haue no care, — 15
His mercy passes his rightwisnes.'

Then ansuerde Righte with angry mode,
Sayd: 'Nowe me thynke that þ*ou* dose raue!
I knowe now wele þou kan no gude,
Thou bare neu*er* statte, so God me saue, — 20
Als j hafe s*er*uede, j moste nedis haue!
Fful bitterly j mon haby:
There es no helpe þat me may saue,
Bot Righte schall forthe *and* no Mercy!'

Then sayd Mercy meke *and* mylde: — 25
'Jf þ*ou* will frome thi synnes drawe,
Al if þ*ou* speke ȝit thies wordes wylde,
Þe to helpe j will be fawe;
Luffe wele God, this es my sawe,
Repent the wele of alle my mysse! — 30
Mightfull God es ou*er* the lawe,
His mercy passes Rightwysnes.'

'Telle me,' quod Righte, 'þ*at* j neu*er* knewe,
Þou wolde speke, and þ*ou* hade lighte;

Ffor God hathe ȝitt euer bene trewe, 35
He dide neuer thynge bot it was righte,
And j hafe bene a synfull wighte;
Therfore j drede, when j schall dye,
That God, þat es so full of myghte, f. 122d
Schall do me Righte and no Mercy.' 40

'Mightfull God', quod Mercy tho,
Þou trowes no resone þat j saye,
Off thi beleue, j rede tho, goo,
And fond to *ser*ue God to paye;
Beseche oure lady, als scho wele maye, 45
To be thi helpe to rede *and* wysse!
My soule for thyne þan dare j laye,
Þat Mercy schall passe Rightwysnes.'

'What', quod Righte, 'thou lewde clerke,
Kane thou noghte bothe rede *and* spelle? 50
J wroghte neuer Goddes werke,
Whatt righte i*n* heuen hafe j to duelle?
J haue deseruede to go till helle!
Fful bitterly j mon habyde,
Mi wikkede dedys, þay will me quelle, 55
There Righte mon forthe *and* no Mercy.'

'Jwysse', quod Mercy, 'þou kan no gude,
Ffor God schewes kyndnesse as j the tolde.
For the and me he schedde his blode,
And suffrede woundes and thousande folde, 60
Vnto þe jewes his body was solde,
Ffor rightwys soules he ordeynt blysse,
Þou arte his, þou may be bolde,
His mercy passes Rightwisness.'

'Jwisse', quod Righte, 'this knowe j wele, 65
Þat God es bothe curtays *and* kynde,
And trewe he es als any stele,
He loues wele trowthe, þ*at* mon we fynde,
Bot how may God my kare vnbynde?
He loufes wele trouthe w*ith*owten lye, 70
Let be man, þ*ou* wastys mekill wynde,
Ffor Righte mon forthe and no Mercye!'

Mercy lukede into his face,
Sayde: 'Righte, þou arte a dolefull gostel
Þou hase witt withowtten grace, 75
Þ*er*fore be meke and leue thi boste,
Ffor God es gracyous, wele þ*ou* woste,
Soules to duelle alle in his blysse!
He wolde neuer þ*ou* scholde be loste,
His mercy passes his rightwisnes.' 80

'Jwys', quod Righte, 'j may no more; f. 123a
Su*m*tyme j wende to hafe schewed my face;
What nede es me to lere thy lore?
Þou sayse, j ame w*ith*owtten grace;
J am bytidde a sely case 85
Þat j myghte neuer no grace bye;

I ame afferde to come in place
Whare Righte shall forthe *and* no Mercye.'

Mercy sayde: 'J proue by skill
Þat witt es not worthe bot grace be att. 90
Þe fende hase witt clergy at will,
And he and his, þay welle full hate!
He felle in wanhope, as neu*er* rouȝte,
And thourgh pride he loste þe blysse!
And he ones Mercy wolde hafe soughte, 95
Mercy scholde hafe passede Rightwisnes.'

'Till his mercy j will me triste,
Þat so gudly has grante me grace,
And made me man of mayne *and* myghte,
And formed me faire aftir his face, 100
His loue schall be loken w*ith* my lace,
J will hym loue now lelly.
Bot j wolde noghte byfore his face
Þat Righte scholde forthe and no Mercy.

Now, mightful God, withowtten fable, 105
Griffe vs grace wele for to spede,
And ou*er* vs alle be mercyable!
Fforgiffe vs, lorde, oure mysdede!
Now helpe, Marie, at oure moste nede,
And brynge vs, ladye, vnto ȝoure blysse, 110
With ȝoure freschly face vs fede,
And thus Mercy passes Rightwysnes. Amen.'

Eine andere ungedruckte Fassung enthält das MS. Porkington 10, f. 203.

21. *A songe how mercy commes bifore þe jugement. Do mercy bifore thi jugement*, f. 123. Andere Abschriften stehen in den Hss. Harleian 1704, hg. von F. A. Patterson, *The Middle-Engl. penitential verse*, New York 1911, S. 85, Nr. 26, und Lambeth 583, S. 54, hg. von Furnivall, a. a. O. S. 18. Unsere Fassung steht Harleian näher als Lambeth; Fehler, die sicher auf eine gemeinsame Vorlage schließen ließen, enthält sie jedoch nicht.

There is no creatoure bot one, f. 123a
Makere of ilke creature,[1]
Allonly God, and aye in one,
Three in one *and* ay to endure. f. 123b
To that lorde j make my mone, 5
Jn hym es alle comforthe and cure,
Thynke one how freele we bene ilkone.
Þis werlde es harde of auenture:
Who so eu*er* es þ*er* in moste sure,
Soneste he es schamed *and* schent. 10
When this werlde w*ith* fire schall pure,
Doo mercy bifore thi jugement.

We asken mercy or thou deme,
Lesse thou dampne þat þou hase wroghte:

[1] creatoure *Hs.*

What joye were it þe fende to queme 15
To giffe hym that þat þou sodere hase boughte.
Owte of thi syghte if þou vs fleme,
We are loste þan as righte noghte.
Make vs lyke siche als we seme,
Jn loue and drede þou sett oure thoghte! 20
Synn nowe hase vs thurgh soughte,
Pare es no triste in oure entent,
To auende are we be broghte,
Doo mercy bifore thi jugement.

Thou bade vs aske, and we scholde haue; 25
Pat giffes vs comforthe one þe to calle.
Lorde þou hase ordeyned man to saue,
Mercy aboune thi werkes alle.
Thyn hert-blode for vs þou gaue
Pou made vs fre þat are were thralle: 30
Late neuer þe fende þat soule depraue,
Pat weschen was in Mercy wall.
Oure flesche es frele þat mase vs falle,
With thi grace we schall ryse *and* repent;
Pus of God j trowe we schall 35
Haue mercy byfore oure jugement.

With syn we sulpyn oure awenn kynde,
And oure kynde ne may we not eschewe;
To wrethe the lorde we bene vnkynde,
Vnkynde of kynde we bene vntrewe, 40
Agaynes this no clerke kan fynde.
Bot rightwis God, þou oue vs rewe, f. 123c
Tage noghte oure trespasse in thy mynde,
Bot late thi dome thi mercy schewe;
Ffor þoghe we wolde for drede renowe, 45
Jn iche a place þou arte present;
Are we were borne oure dedis þou knewe:
Doo mercy bifore thi jugement.

We aske the mercy byfore all thynge,
And þou arte kynde in iche degre. 50
With stones þou gaffe vs begynnyng
And with thi spirite þou dowede vs free;
With trees þou gaffe vs leuyng,
With bestes felynge *and* lyfe hafe wee,
And with angells vndirstandynge, 55
And byleue we haue to the,
With thi blode, lorde, bought bene wee;
Ȝitt are we false *and* neclygent.
We ne may norwhere flitte ne flye
Thi mercy byfore thy jugement. 60

Therefore oure saules *and* oure lyfe
Jnto thy hondes, lorde, we bytake,
Out of temptacyons *and* stryffe
To kepe vs wheþer we slepe or wake.
Jesu, for thi woundes fyve 65
And also for thi modir sake,
Pe fende awaye fro vs þou dryve

When dethe *with* vs maystries schall make.
Þou sayd þ*ou* wolde vs neu*er* forsake,
Appon þe rode when þ*ou* was rent; 70
Agayne thi dome we kry *and* quake:
Doo mercy bifore thi jugement!

Lorde, if þ*ou* deme vs reghtwisly,
Late mercy do execucyoun!
Lorde, þoghe we serue the vnkyndely, 75
Take hede to oure entencyoun!
We ȝeldyn vs synfull and sory
With knaweligy*n*ge of contryeioun!
Oure baptym, lorde, and thi merci f. 123d
We taken to oure proteccyoun; 80
Byleue es oure saluacyoun
Bi lawe of thi com*m*andement.
Now Criste, putt all thi grete passioun
Bitwix vs and thi jugement. Amen.

22. *A songe how that Mercy passeth alle thynge*, f. 123[d]. Gedruckt von Furnivall, *Early Engl. Poems and Lives of Saints*, 118 nach der Simeon-Hs. (Add. 22 283) mit den wichtigsten Varianten der sehr nahe verwandten Vernon-Hs.; von Varnhagen, *Angl.* VII (1884), 282 f., nach der Vernon-Hs. mit den Varianten der Simeon-Hs. Unsere Hs. vermeidet gemeinsame Fehler von V und S wie *sle* VS] *fleme* 37, *furst* VS] *thriste* 54, *wete* VS] *wyde* 63, *tresoun* VS] *to resone* 88, *waxen* VS] *ledde* 136, und bietet stellenweise interessante abweichende Lesarten, wenn sie auch gelegentlich an Güte hinter V und S zurücksteht.

Be weste vndir a wilde wodde syde
Appon a launde there als j was lent,
Fful wlonke dere one grounde gon glyde
And lyouns raumpyng one that bent,
Beris, and wolfnes, *with* mouthes wyde, 5
The smale bestes þay al toschent.
The fawcouns, to theire praye þay hyed,
Of wiche to one j tuke grete tent.
A merlyone hade a birde hent,
And in hir fote scho gan it brynge. 10
Jt couthe noghte speke, bot thus it ment:
Þat Mercy passes alle thynge.

Mercy was in þat birdes mynde,
Bot þerof couthe þat hawke none,
Ffor in hir fete scho gan it bynde, 15
And helde it still als any stone.
He dide it aftir þe course of kynde,
And floughe vp to a tree anone.
Thurgh kynde þe birde gon mercy fynde,
Ffor one þe morne scho lete it gone. 20
Fful still j stode myselfe allone
To herken how this birde gon synge.
Awaye will wende bothe myrthe *and* mone,
And Mercy passeth alle thynge.

How Mercy passeth Strengthe *and* Mighte 25
One many a wyse wete we maye: f. 124a
God ordeynde Mercy moste of myghte
To be abownn his werkes aye
When dere *Jesus* schall be dighte
To deme vs alle at domes daye. 30
Oure synne will seme so mekil *in* sighte,
We schal not wete what we schal saye.
Ffreele Righte will vs so affraye,
And blamen vs for oure mysdoy*n*ge;
Es none so priste for vs dare praye, 35
Bot Mercy þat passes alle thynge.

There Righte will fleme vs for oure syn,
And Myghte will do execucyoun;
And reghtwysnes God will begynn,
And reherse to vs this resone; 40
'J made the, man, als þ*ou* may mynne,
Of fettures lyke to myn own facyon,
And aftir j crept into thi kynde,
And for the suffrede harde passyon;
Of thornes kene þ*an* was my crown 45
Fful scharpe appon myn hede stondyng;
Myn herte blode for the rane doun,
And j forgyfe the alle thynge!

Myn hert blode for the gon blede
To bye the frome þe fendis blake 50
And j forgiffe þe thi misdede!
Whate hase þ*ou* suffrede for my sake?
Me hongert, *and* þou ne wolde me fede,
Ne ones my thriste þ*ou* wolde not slake;
When j of herbere hade grete nede, 55
Jnto thi house þ*ou* ne wolde me take;
Þ*ou* see me amonge þe todes blake
Ffull longe i*n* p*re*sone ful hade lyinge:
Let see what ansuere þ*ou* canest make,
Where was þ*ou* kynde in any thynge? 60

And how j quenchide alle thi care,
Lifte vp thyn eghne, *and* þ*ou* may see
My woundes wyde, blody and bare. f. 124b
Als j was raughte oue þe rode tree!
Þay sawe me for defaute forfare 65
Jn sekenes and in pouertee,
Ȝitt of thi gudes wold þ*ou* none spare,
Ne ones come to vesett me!
All erthely thyng j gaffe to thee,
Bothe bestis, ffische, and foule flyenge, 70
And toke the gud will, and charyte,
Ffor Mercy passes alle thynge!

How myghte þ*ou* any mercy hafe
Þat neu*er* des*er*ued none to doo!
Þou see me nakede, and clothes craue, 75
Bothe bare þe hede, *and* bare fote goo;
One me þ*ou* vouchede no thyng saue,
Bot bade me wende thy wones fro.

Þou sawe me dede, *and* bownn to graue
One berely seuen dayes and moo; 80
Fful littill gude j oughte þe þoo
When þ*ou* forbede me my beryeng!
Thi pater nostere bade the not so,
Ffor Mercy passeth alkyn thynge.'

Thies bene the werkes of Mercy seuen 85
Of whiche God will vs arrayne,
Ffor alle schullen stirre vp *with* þ*at* steuen
Þat euer to resone myghte atayne.
Ffor here, bot if me make vs euen,
There may no grace oure gastes gayne. 90
Bot to þe heghe kyng of heuen
Þe boke sayse þ*at* we schall sayne:
'Where hase, lorde, in presone layne?
When was þ*ou* in erthe duellynge?
When sawe we the suffre payne? 95
When asked þ*ou* vs any thynge?'

'When ȝe sawe ouþ*er* blynde or lame
Þat for my lufe askede ȝow oughte,
Alle þ*at* ȝe dide in my name:
Ffor þat was j, bothe in dede *and* thoghte. 100
Bot ȝe þat hadden Christy*n*ndome,
Of my wrethe no thyng ȝe roughte!
Ȝoure sorowes schall be endeles schome,
The fire of helle þ*at* slakes noghte.
And ȝe þ*at* with my blode j boughte, 105
And loueden me in ȝo*u*r leuynge,
Ȝe schollen hafe þ*at* ȝe hafe soughte:
Mercy that passes alle thynge.'

This tyme schal tyde, þat es no maye.
Wele es hy*m* þat hase þat grace 110
Ffor to plese his God to paye,
And seche mercy willes he has space.
Ffor when oure mouthes ben cro*m*med *with* clay,
Wormes blake will vs embrace;
Þan es to late in gude faye 115
To make amendis for oure trespas.
With meknes þ*ou* may heuen p*ur*chase,
Oþ*er* mede thare the none brynge,
Bot knowe thi God in iche a case,
And loue hy*m* beste ou*er* alle thynge! 120

To God are we halden moste,
To loue hym, *and* his wrethe eschewe.[1]
Now es none so vnkynde a beste,
Ne lesse dose þ*at* hy*m* es dewe;
Ffor bestes *and* fewlis, moste *and* leste, 125
Þe course of kynd alwey þay sewe,
And we ofte breken Goddis heste;
Agayne kynde we bene vntrewe,
Ffor kynd wolde þ*at* we hym knewe,

[1] ethe chewe *Hs.*

And dred hym moste in oure doynge. 130
Jt es no3te righte þat he vs rewe,
Bot Mercy passes all thynge.

Now harlotrye for myrthe es tolde,
And vertus are tourned into vyce,
And syn full oftymes es solde 135
And lawe es ledde by conetyse;
Oure flesche es frele and ethe to folde,
And trouthe es put at littill prise!
Oure God es Glotonye, and Golde,
Drounkenhede, Lecherye, and the Dyse. f. 124c 140
Loo, here oure lyfe, and oure delyttes
Oure lufe, oure luste, and oure lykynge;
3it 3if we will repent and ryse,
Mercy schall passe all thynge!

Vnlustely oure lyfe we lede, 145
Manhede and we twynnen in two,
To heuen ne helle we take no hede,
Bot one day come, anoþer goo;
Who es a mayster nowe bot Mede,
And Pryde þat wakeneth all oure woo? 150
We schonen noþer for schame ne drede,
Totere, oure God fro top to too
Ffor to swere his hert, his soule also,
And all his membris þat we con mynge.
Ffull harde vengance will lighte on thoo, 155
Bot Mercy passes all thynge.

Now curtasye, knyghode and clergye,
Þat wont were wyfes for to forsake,
Þay are so rotede in rebaudrye,
Þat oþer myrthes liste þam none make. 160
Awaye es gentill Curtasye,
And Lightsounes his leue hase take,
And we doue Slouthe and Harlotyre,
To slepe als a sowe dose in a lake.
Þer will no wirchipe with vs awake, 165
Till Charyte be maked kynge!
Þan sall oure synnes slake,
And Mercy schall passe all thynge.

J menge[1] of þis no more to 3owe
All þofe j couthe, 3if þat j wolde, 170
Ffor 3e hafe wele herde, and howe
Þis tale bygan þat j hafe tolde.
Þies clerkes knowen wele ynoghe
Þat merlyons fete, þay bene so colde;
Jt es his kynd on banke and boughe 175
A quyke birde to hafe in holde,
Ffro fote to fote to flyte and folde,
To kepe hir fete frome[2] clomsynge.
Als j ane hawthorne gane byholde,
J sawe myselfe this selcouthe thynge. 180

[1] *erstes e über y Hs.* [2] fome *Hs.*

When he had holden hir all þe nyghte,
At þe morne he lete hir wende hir waye;
Whethir Gentrys taughte hir that or Righte,
J can not telle ȝow in gud faye.
Bot God, als þ*ou* arte full of myghte 185
Alle þose we plese þe nott to paye,
Grant vs repentance *and* replyghte,
Schrifte[1] *and* howsell are oure dyinge daye!
God, als þ*ou* arte man verrey,
Þ*ou* be oure helpe at oure endynge, 190
Byfore thi face þ*at* me may say:
That Mercy passes alle thynge. Amen.

23. *The Romaunce of Kyng Richerd þe Conqueroür*, f. 125. Hs. B meiner Ausgabe des 'Richard Löwenherz' in den *Wiener Beiträgen z. engl. Phil.* Bd. XLII, Wien 1913. Siehe dort S. 4 ff.

24. *Here begynnys the Romaunce of the childhode of Jesu Criste þat Clerkes callys Ipokreph*um, f. 163b. Ist dieselbe Fassung der Kindheit-Jesu-Legende wie Harl. 3954 und 2399. Gedruckt von Horstmann, *Archiv* 74, S. 327 ff. Über das Hss.-Verhältnis siehe Landshoff, *Kindheit Jesu*. Diss. Berlin 1889.

25. *The parlement of three Ages*, f. 169. Einzige Hs. Gedruckt von Gollancz, *Roxburghe Club* 1897.

26. *Here begynnes a Tretys and good schorte refreyte bytwixte Wynnere and Wastoure*, f. 176b. Gedruckt von Gollancz mit dem vorigen a. a. O.

Innsbruck. Karl Brunner.

---

[1] scrhifte *Hs.*

Die altenglischen Beigaben des Lambeth-Psalters.

Die Lambeth-Handschrift Nr. 427 (früher 188), welche nach einem Vermerk auf fol. 209 b im 12. Jahrhundert sich in dem Augustiner Chorherrnstift New Lanthony, südlich von Gloucester, befand, enthält außer einem lateinischen Psalter mit altenglischer Interlinear-Version (fol. 5 a—202 b) eine Reihe von Beigaben, die teils in lateinischer, teils in altenglischer Sprache abgefaßt sind, zum Teil aber auch über dem Latein noch eine altenglische Glosse aufweisen. Da Uno Lindelöf in seiner soeben zum Abschluß gelangten Ausgabe des Lambeth-Psalters[1] diese Dinge bei der Beschreibung der Handschrift (II, S. 1 f.) zwar kurz erwähnt, aber nicht mit abgedruckt hat, so sei die Gelegenheit ergriffen, letzteres, soweit Altenglisches in Betracht kommt, hier nachzuholen. Um drei Bittgebete sowie zwei hagiologische Fragmente handelt es sich dabei.

I. Gebete.

1) Nach Psalm 108 hat auf fol. 141 b—142 a ein von der Psalterhand abweichender Schreiber des 11. Jahrhunderts ein lateinisches Bittgebet (Wanley S. 269, Nr. VI) eingetragen, welches von einer Hand, die mir etwas größer und flüchtiger scheint als die des Psalterglossators, möglicherweise mit ihr aber doch identisch ist, teilweise mit einer altenglischen Interlinearversion versehen ist. Text und Glosse lauten folgendermaßen:

O summe de*us*, misero*rum* consolator omniu*m*, audi lacrimosas uoces infelicis famuli, que*m* constringunt p*er*horrendi laquei peccato*rum*. Obedini uitiis, *quibus* precurrit suu*m* tempus in miseriis, facilis ad peccandu*m* in puerili etate, pretermittens tua iussa. [fol. 142 a] Iam[2] p*er*trahit me deuictu*m* senectus
5 *heafod. deorcaþ ʒesihd. weesd sar heafdes, feallaþ teþ.*
ad occasu*m*, floret uertex, hebet uisus, crescit dolor capitis, ruunt dentes,
cwaciaþ lima, hreosad ealle færeld[4]
remu*nt* m*em*bra, decidunt tote uires.[3] *Perqui*rit ia*m* acerba mors aditu*m*

[1] U. Lindelöf, Der Lambeth-Psalter. I. Text und Glossar; II. Beschreibung und Geschichte der Handschrift. Verhältnis der Glosse zu anderen Psalterversionen. Bemerkungen über die Sprache des Denkmals. [Acta societatis scientiarum fennicae, Tom. XXXV No. 1 und XLIII No. 3], Helsingfors 1909 und 1914.

[2] Die oberste Zeile von fol. 142 a (*Jam* bis *floret*) trug ursprünglich gleichfalls eine altenglische Glosse, die aber sonderbarerweise fortradiert ist. Der Glossator ließ also den ganzen Anfang auf fol. 141 b (= 5 Zeilen) sowie den Schluß des Gebetes (= 5½ Zeilen) ohne Glosse.

[3] Auch hier (*uires* bis *mors*) ist die Glosse fortradiert.

[4] Vor *færeld* sind zwei Buchstaben mit wegradiert. Die Glosse las ursprünglich wohl *anfæreld* oder *onfæreld* oder auch *infæreld*.

ures huses, þæs beeþd[1] *se wyrsta feond helwara, secende forstulen*[2]
nostre domus, quem attendit antiquissimus hostis inferorum, querens furare 10
sawla swaswa se litiȝe deof. Eala þu stranȝa ȝod, þude beȝymst mannan,
animas uelut callidus latro. O fortis deus, qui gubernas hominem,
þu ȝescope 7 alysdest mid aȝena blod, alys me þe-læs-þe blissie
que<m>[3] creasti & redemisti proprio sanguine, libera me, ne gaudeat
min feond on ænde, dæsde ic anbidie. To-slit bendas for minum ðusend 15
inimicus meus in fine, quem expecto. Rumpe uincla pro meis milibus
synnum, þa ȝe-wridaþ me. Laecna þusend wunda, þa stincd widinnan me, 7
peccatis, que stringunt me. Sana milia uulnera, que fetent intus me, &
forȝif nu me þusend sidan þusend synna. ic on-cnawe me
ignosce nunc mihi milies mille crimina. O domine, recognosco me 20
synȝian þe anum. Ne betec þu me þam wyrstan
peccasse tibi soli. Ne tradas me pessimo ianitori[4] inferorum, sed esto
mihi pius defensor in articulo mortis. Obuiabunt te uenientem iudicem in
paterna[5] secula peccatores & agmina sanctorum. Tradentur tunc impii poenis
& perpetuis flamis. Ultra non erit miseris spes misericordie. Qui claudentur 25
in inferno, cuncti graues hospites sunt. O domine, utinam laudemus te.
Liberatio nobis [?] sit aquo inferno[6]. Amen.

2) Ein zweites lateinisches Gebet mit altenglischer Glosse (Wanleys Nr. VII), und zwar ein richtiges Beichtgebet, folgt am Schluß des Psalters vor den Cantica auf fol. 182a—183b. Dieses ist von derselben Hand wie der Psalter geschrieben und ebenso glossiert, also wohl noch ins erste Viertel des 11. Jahrhunderts (vgl. Lindelöf II, 14) zu versetzen, wenn die Glosse vielleicht auch noch ein Menschenalter jünger sein mag. Unser Gebet ist übrigens als 'Confess. Peccat.' nach einer für Bosworth hergestellten Abschrift des Lambeth-Psalters mehrfach von Bosworth-Toller zitiert worden. Und in der Tat ist es lexikalisch dadurch beachtenswert, daß es acht ἅπαξ λεγόμενα bietet (*ǣ-breed* 'Sakrileg', *ābyrȝunȝ* 'Geschmack', *ȝelpness* 'Prahlen' [fehlt B.-T.], *nihterne* 'nächtlich', *stunt-sprǣc* 'törichte Rede', *unȝetel* 'unzählig', *undolemōdness* 'Ungeduld', *werȝolness* 'Fluchen') sowie andere nicht eben häufige Wörter.

CONFESSIO PRO PECCATIS AD DEUM.[7]

s. o[8] s. o *heofonas 7 eorþan, for-þi-þe ic synful syn-*
Confiteor tibi, domine, pater celi & terrae, quia ego peccator pec-

[1] Bisher einziger Beleg für das Kompositum (Tollers Supplement).
[2] Lies *forstelan* oder *forstalian*.
[3] Die Glosse über *quem* ist fortradiert.
[4] Die Glosse über *ianitori* ist fortradiert.
[5] Lies *sempiterna*?
[6] Die Stelle muß stark verderbt sein; *aquus* für *aeus* ist allerdings eine auch sonst belegte mittelalterliche Schreibung.
[7] Überschrift mit roter Tinte geschrieben.
[8] D. i. *scilicet o*, um den Vokativ anzudeuten.

ȝede swiđe toforan þe 7 toforan þinum halȝum enȝlum ansene
5 caui nimis coram te & coram angelis tuis sanctis & coram facie om-
Ic synȝede þurh ȝemeleaste þinra beboda,
nium sanctorum tuorum. Peccaui per neglegentiam[1] mandatorum tuorum,
þurh ofermodinesse 7 þurh up-ahafenesse, þurh for-liȝer 7 þurh unrihthæmed,
per superbiam & elationem, per fornicationem & adulterium,
10 *þurh ȝitsunȝe 7 þurh idel wuldor, þurh yrre 7 þurh unrotnesse, þurh slæwþe*
per auaritiam & uanam gloriam, per iram & tristitiam, per accidiam
7 þurh slapelnesse, þurh andan 7 þurh hatunȝe, þurh æbređe[2] 7
& somnolentiam, per inuidiam & odium, per sacrilegium &
þurh manslæht, þurh ȝredinesse 7 þurh ȝifernesse, þurh todundennesse modes
15 homicidium, per cupiditatem & gulam, per tumorem mentis
7 þurh ȝelpnesse[3] heortan, 7 reaflac, þurh lease kyđnesse
& iactantiam cordis, per furtum & rapinam, per falsum testimonium
7 leasnesse,[4] þurh tale 7 þurh murenunȝe[4], þurh drun<ce>nesse[5] 7
& mendacium, per detractionem & murmurationem, per ebrietatem &
20 *þurh ofer-æt,[4] þurh ȝælsan 7 ȝalnessa, þurh saka 7 þurh ȝeflitu,*
commessationem, per luxuriam [*fol.* 183a] & libidinem, per rixas & contentiones,
þurh adsware 7 þurh wærȝolnesse,[6] þurh stunt-spæce[7] 7 idele spellunȝa,
per iuramentum & maledictiones, per stultiloquium & otiosas fabulas,
þurh asolcennesse 7 þurh biternesse, þurh fǽc[8] 7[9] hrastrunȝe,[10] þurh
25 per pigritiam & amaritudinem, per suspicionem & susurrationem, per
oferȝittolnesse 7 nytenesse, þurh idel-blisse[11] 7 þurh unrotnesse worlde.
obliuionem & ignorantiam, per uanam lętitiam & tristitiam seculi.
þurh wensumnesse mines modes 7 þurh ȝewilnunȝe flæsces.
Peccaui per suauitatem mentis meae & per desiderium carnis. Peccaui

[1] Das zweite (fränkische) *g* ist aus insularem *ȝ* verbessert.
[2] Bisher einziger Beleg für *ǣ-breed* 'Sakrileg' (Toller, Suppl.).
[3] Ein angl. *ȝelpness*, ws. *ȝilpness* 'Prahlerei' fehlt bisher unseren Wörterbüchern.
[4] Unsere Stelle ist bei Bosworth-Toller zu *leasness*, *murenung* und *oferæt* zitiert.
[5] Rasur statt *ce*.
[6] Bei Bosworth-Toller als einziger Beleg für *wearȝolness*. Da aber ein *a* für *ea* in unserem Texte nicht vorkommt, wohl aber *æ* für *e* (vgl. *ænde* oben I Zeile 15), so möchte ich auf Grund unserer Stelle lieber ein angl.-kt. *werȝolness*, ws. **wyrȝolness* 'Fluchen' ansetzen, was auch besser zum Verbum *wyrȝan* sich stellt.
[7] Bisher einziger Beleg für das Kompositum *stunt-sprǣc* 'törichte Rede' bei Bosworth-Toller.
[8] *fæc* 'Raum' paßt hier nicht. Der Sinn verlangt irgendeine, bisher allerdings nicht belegte Ableitung zu *fǣcne*, also etwa ein **fǣc(e)nness* oder **f̄cenigness*, falls man nicht *facen* 'Betrug' einsetzen will, das aber dem Sinne nach kaum ganz paßt.
[9] Davor steht am Rande 7 *þurh*.
[10] Einziger Beleg für die Form mit *ā* (B.-T.).
[11] Da *idel* der Flexion entbehrt, ist hier wohl ein Kompositum *īdel-bliss* 'Eitelfreude, nichtige Freude' anzusetzen, das mit *īdelgielp* und *īdelgield* zu vergleichen wäre.

þurh nihterne[1] *besmitenesse, þurh lyffetunʒe 7 þurh licetunʒe, þurh* 30
per nocturna*m* pollutione*m*, *per* adulatione*m* & simulatione*m*, *per*

yfelnesse 7 þurh yfelsacunʒe, þurh earfulnesse 7 onherunʒe, þurh
malitia*m* & blasphemia*m*, *per* curiositate*m* & emulatione*m*, *per*

unhersumnesse modes 7 þurh æbilʒde, þurh undolemodnesse[2] *7*
inobedientia*m* animi & indignatione*m*, *per* inpatientia*m* & 35

þurh ʒalnesse ʒamenunʒa ł ʒalfullan spæce, mines lichaman,
lasciuia ioca, *per* quin*que* sensus corporis mei,

on ʒesihþe, on abirinʒe,[3] *on swecce 7 on æthryne, on yfele ʒeþance, on*
uisu*m*, auditu*m*, gustu*m*, odoratu*m* & tactu*m*, in cogitatione mala, in

þwerre smeaunʒe, on þwerre spræce, on werrestre dæde, on þisum 7 40
meditatione praua, in locutione *per*uersa, in actione pessima, in istis &

on maneʒum 7 on unʒetelum[4] *ʒe*[5] *oþrum intinʒan ic synʒede, þara*
in multis at*que* innumeris aliis causis peccaui, quaru*m*

ic ne mæʒ[6] *ʒetel ʒehealden ne þencan ne eac-swilce ʒemunan.*
ego numeru*m* retinere nec recogitare [*fol.* 183 b] nec etia*m* remunerare 45

þisra witodlice þe
ualeo. Istaru*m* deni*que* & multaru*m* aliaru*m*, qu<e>[7] uolens nolens aut sciens

ic dyde 7 ic for-ʒemeleasede
aut nesciens contra uoluntatem tua*m*, d*omi*ne, feci & neglexi, tibi,

d*omi*ne, facio confessione*m*. Tu, pius & misericors, tribue mihi plena*m* 50
misericorditer indulgentia*m*, qui uiuis & regnas, d*eu*s, *per* om*n*ia sec*u*la sec*u*lor*um*.

3) Unmittelbar auf das vorstehende lateinische Gebet folgt in unserer Handschrift noch auf derselben Seite (fol. 183 b) ein altenglisches Bittgebet (Wanley Nr. VIII), das aus 15 Stabreimversen besteht, hier aber fortlaufend wie Prosa in 10 Zeilen geschrieben ist. Dieses Gebet ist von späterer, aber noch dem 11. Jahrhundert angehörender Hand hier zum Ausfüllen der Seite eingetragen. Da es mit einem Satzschlusse *(butan he þæs yfles ær ʒe-swíce)* die Seite beschließt, kann man nicht entscheiden, ob nur der Raummangel den Schreiber zum Abbrechen zwang. Dasselbe Versgebet ist uns nämlich noch in der Cott. Hs. Jul. A. II, fol. 136 a—137 b (geschrieben um 1100) überliefert, wo indes noch weitere 64 Verse folgen. Es ist seit Fr. Junius üblich geworden, die durch farbige Initialen in der Cotton-Hs. hervorgehobenen drei Teile des Gebetes, die jedesmal

[1] Bisher einziger Beleg für das Adjektivum *nihterne* 'nächtlich' (B.-T.), während das Adv. auch sonst vorkommt.

[2] Bisher einziger Beleg für das Kompositum *undolemōdness* 'Ungeduld' (B.-T.).

[3] Bisher einziger Beleg für *ābyrʒunʒ* 'Geschmack' (Tollers Suppl.).

[4] Bisher einziger Beleg für das Adj. *unʒetel* 'unzählig' (B.-T.).

[5] Das *ʒe* vor *ōþrum* scheint nur durch ein Schreibversehen aus dem Vorhergehenden wiederholt.

[6] *ic ne mæʒ* steht in der Handschrift unter *ego*, nicht darüber.

[7] Statt *e* Rasur.

mit *Ela* (d. i. *eala*) beginnen, als drei verschiedene Gebete aufzufassen, so daß unsere Lambeth-Hs. nach der bisherigen Zählung das erste Gebet ganz, von dem zweiten aber nur die ersten 8 Verse enthalten würde. Indes ist diese Zerlegung in drei getrennte Gebete inhaltlich durch nichts gerechtfertigt und verbietet sich meiner Ansicht nach schon deswegen, weil erst am Schluß des Ganzen die liturgische Abschlußformel *Amen* steht. Unser Schreiber hat jedenfalls das zweite *Eala* in keiner Weise hervorgehoben.

Das Gebetfragment unserer Lambeth-Handschrift ist bereits von H. Logeman in der Anglia XI, S. 103 abgedruckt worden, ohne daß allerdings dort seine metrische Form und seine Zugehörigkeit zu dem längst bekannten Julius-Text[1] erkannt wäre. Wülker hat aber dann bei der Neuauflage von Greins Bibliothek der angelsächsischen Poesie (II, S. 211 f.) unsere Handschrift mit benutzt.

II. Hagiologisches.

Am Schluß der Handschrift, soweit sie beschrieben ist, folgen noch zwei Pergamentblätter (= fol. 210—211), die vielleicht ursprünglich gar nicht zu unserem Kodex gehört haben, zumal sie durch eine lateinische Litanei des 14. (?) Jahrhunderts (= fol. 202b bis 205a) sowie Gebete des 15. Jahrhunderts (fol. 209b) von dem Hauptteil getrennt sind.[2] Über ihren Inhalt gibt Lindelöf nichts weiter an, als was bei Wanley unter Nr. XXV zu lesen war. Inzwischen hatte aber F. Liebermann in seiner Schrift über 'Die Heiligen Englands' (Hannover 1889, S. IV) den Inhalt näher charakterisiert als zwei Fragmente von 'Stiftslegenden der Patroninnen von St. Mildred's Minster in Thanet und St. Sexburg's Minster in Sheppey', die ursprünglich aus einem umfassenden Leben der hl. Mildryđ stammten. Eine weitere Beleuchtung des Inhalts muß ich einer Spezialstudie über die Mildryđ-Legenden überlassen. Aufgezeichnet sind unsere beiden Fragmente in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Die Abfassungszeit des Textes, aus dem sie stammen, wird aber wohl noch ins 10. Jahrhundert reichen; zum mindesten muß sie vor 1011 fallen, da die im zweiten Fragment als Grabstätte der Mildryđ erwähnte Kirche in diesem Jahre von den Dänen zerstört worden ist. Jedes

[1] Die älteren Drucke verzeichnet Wülkers Grundriß S. 377. Zum Inhalt vgl. Brandl, Ae. Literatur S. 1093.

[2] Leider habe ich vor Jahren, als ich den Kodex in der Hand hatte, mir zu notieren vergessen, ob die beiden Blätter zusammenhängen oder lose Einzelblätter bilden, wie der Inhalt vermuten läßt. Lindelöf gibt an, daß dahinter 'zwei Pergamentblätter weggeschnitten zu sein scheinen'; vielleicht handelt es sich dabei aber nur um die Falze der beiden vorhergehenden Blätter, mit denen diese eingeheftet sind (vgl. Napier, ZfdA. XXXIII, S. 67). Auch diese Beobachtung scheint dafür zu sprechen, daß es sich um nichtzusammenhängende Einzelblätter handelt.

der beiden Fragmente füllt genau ein Blatt aus, so daß sowohl der Anfang wie das Ende in den Satzzusammenhang fällt — dies ein deutlicher Beweis, daß sie aus einem größeren Ganzen genommen sind. Das zweite Fragment stimmt meist wörtlich (bis auf den Schluß von Zeile 16 ab) mit einer Stelle (I, § 17—25) der von Liebermann herausgegebenen *Halgan on Angelcynne* (S. 5 ff.) überein und ist von Liebermann am genannten Orte auch im Variantenapparat verwertet. Diese Übereinstimmung erklärt sich daraus, daß hier sowohl unser Legendenfragment wie jene *Halgan* aus einer gemeinsamen Quelle schöpfen, der verlorenen 'Legende der kentischen Königsfamilie im 6. und 7. Jahrhundert', von der sich auch sonst noch zahlreiche Spuren in der älteren historischen Literatur der Engländer finden (vgl. Liebermann).

Unsere beiden Fragmente der Mildryđ-Legende sind schon bei Cockayne, Leechdoms (1866) III, 428—432 gedruckt. Da indes Cockaynes Abdruck nicht ganz fehlerfrei und obendrein schwer erhältlich[1] ist und die bischöfliche Bibliothek des Lambeth-Palace nicht zu den bequem zu benutzenden Bibliotheken gehört, mögen die beiden Fragmente hier nochmals nach meiner Abschrift folgen:

a) St. Mildryđ (fol. 210a—b).

[Beginnt mit dem (vom Erzbischof Deusdedit oder Theodor gesprochenen) Segen bei der Aufnahme der Mildryđ in das von ihrer Mutter Eormenburh (genannt Domne Eafa) erbaute Kloster zu Minster auf der Insel Thanet.]

Benedicta & beata sis semper in aeternum & in thronum Dei. Connumerata & computata sis cum choris uirginum. Đa hyre modor hi mid þyssere bletsunȝe hyre dus onfanȝen hæfde, heo hy aþenedum limum æt-foran þam halȝan wéfode astrehte 7 hy mid teara aȝotennysse to Drihtne ȝebæd. Đa heo hyre ȝebed ȝe-endod hæfde, heo up-astod 7 to hyre modor cneowum onbéah; 7 heo hy da mid sibbe-cosse ȝeȝrette 7 ealle da ȝe-ferrædene sámod; 7 hy hire wæter to handa bæron æfter reȝollicre wisan. Him da eallum æt-ȝæderum sittendum onȝan seo abbodyssa, hyre modor, of đam Dauíticum sealmum ȝyddian 7 þus cweđan: *Suscepimus, Deus, misericordiam tuam in medio templi tui* [Ps. XLVII, 10], swaswa Anna seo haliȝe wuduwa 7 Simeon se ealda sunȝon 7 drymdon, da hy þæt mycele 7 þæt for-mære[2] béarn mid heora earmum be-clypton 7 in-to dam temple bæron 7 offrodon. Heo sanȝ þa oder fers: [*fol.* 210b] *Confirma hoc, Deus, quod operatus es in nobis a templo sancto tuo, quod est in Hierusalem* [Ps. LXVII, 29]. Heo sanȝ þæt dridde: *Saluos nos fac, Domine Deus noster, & congrega nos de nationibus, ut confiteamur nomini sancto tuo & gloriemur in laude tua* [Ps. CV, 47]. Đy-

[1] Die drei Bände der 'Leechdoms' sind jetzt so schwer erhältlich, daß im Antiquariatsbuchhandel das letzte auftauchende Exemplar mit 80 s. bezahlt wurde.

[2] Diese Nebenform *formǣre* 'sehr berühmt' neben häufigem *fore-mǣre* ist für das Wörterbuch zu notieren.

licum 7 fela odrum ȝodcundlicum wordum heo hyre leofe bearn ȝeorne lærde 7 to Ȝode tihte. Wæs hit hyre eac ead-dæde, swa lanȝe swa hyre inȝehyd wæs eal mid Ȝodes ȝaste afylled.[1] Næs heo, swa nu ædelborene
20 men synt, mid ofer-mettum afylled ne mid woruld-prydum[2] ne mid nydum ne mid æfeste ne mid teon-wordum. Næs heo saeful ne ȝe-flit-ȝeorn. Næs heo swicol nanum þæra-þe hýre to dohte.[3] Heo wæs wuduwena 7 steop-cilda áriȝend 7 ealra earmra 7 ȝeswincendra frefriend 7 on eallum þinȝum eadmod 7 stille. Wæs heo swyde ȝe-myndi, þæt we ealle of twam man-
25 num comon 7 of eordan láme ȝe-sceapene 7 ȝe-wrohte wæron 7 to þam eft ȝe-wurdan sceolan. Ge-munde ...

b) St. Seaxburh (fol. 211a–b).

[Der Anfang des Satzes läßt sich ergänzen aus den *Halgan* § 16: *And sancte Eormengild, hyre moddrige, mid hire wunode od hire lifes ende and heo silf þar hyre liereste gecéas be hire lib-bendre: þæt is þonne an míl be easton sancte Myldryde mynstre; and hyre mihta þar oft wǽron eude and git syndon.*]

... dær eude wæron 7 ȝyta[4] syndon.

7 *sancta* Eadburh þa to dam mynstre fenȝ æfter *sancte* Myldryþe;[5] 7 heo da cyriccan arærde, de hyre lic-hama nu inne rested.

Đonne wæs *sancte* Seaxburh 7 *sancta* Æþeldryd 7 *sancta* Wihtburh, hy
5 wæron Annan dohtra, East-Enȝla cynȝes.

Đonne wæs *sancta* Æþeldryd forȝyfen twam werum, Tondbryhte Sudȝyr-wena ealdor-mæn 7 Ecȝferde Nordhymbrena cyniȝe, to cwéne; 7 héo deah-hwæþere hyre mæȝd-hád ȝe-heold od hyre lifes ende. 7 heo da hyre lie-reste ȝe-ceas on Éliȝ-byriȝ; 7 dær hyre mihta oft eude syndon.

10 Đonne wæs *sancte* Eormenhild, Ercenbrihtes dohtor 7 Seaxburȝe, for-ȝyfen Wulfhere, Pendan sunu Myrcena cinȝes, to cwéne. 7 on hyra daȝum Myrcena deod onfenȝ fulluht. 7 dǽr hi be-ȝeaton *sancte* Wærburȝe da haliȝe fæmnan; 7 heo resteþ on dam mynstre, þe is ȝe-cweden Héanburh.[6] Đonne rested *sancte* Eormenhild on Eliȝbyriȝ mid hyre meder 7 mid hyre
15 modrian *sancte* Æþel[*fol.* 211b]dryda; 7 heora mihta dær[7] oft eude syndon.

7[8] *sancta* Seaxburh 7 *sancta* Eormenhild on-fenȝon haliȝrifte on dam mynstre, þe is ȝe-cweden Middeltune[9] on Kentlande; 7 þæt iȝland on Scæpýȝe[10] hyrd into Middel-tune; 7 hit is dreora mila brad 7 seofan mila lanȝ. Da ȝe-licode dære halȝan cwéne Seaxburȝe, þæt heo dær-binnan for

[1] Cockayne druckt fälschlich *afyllod.*

[2] Ein *ἅπ. λεγ.* (B.-T.).

[3] Cockayne übersetzt hier fälschlich: *she was not a deceiver in any of those things which seemed good to her.* Vielmehr muß es heißen: 'Sie ließ keinen von denen im Stich, die in sie ihr Vertrauen setzten.'

[4] Cockayne trennt *a* von *gyt* und scheint es also als selbständige Partikel *a* 'immer' aufzufassen. Zu ae. *gyta* vgl. afries. *ieta.*

[5] Cockayne druckt fälschlich *Mildryþe.*

[6] D. i. Hanbury in Staffordshire (Liebermann).

[7] Cockayne druckt fälschlich *dæs.*

[8] Von hier ab hört die Übereinstimmung mit den *Halgan* gänzlich auf.

[9] D. i. Milton in Kent.

[10] D. i. die Insel Sheppey, nördlich von Milton in Kent.

myrhde 7 for mærde hyre dær mynst*er*[1] ʒe-timbrode 7 ʒe-stadelode, swa ʒeo men cwædon, þ*æt* drittiʒum ʒéarum ne ʒe-stilde næfre stefen cearciendes wǽnes ne ceoriendes wales.[2] Ða þ*æt* mynster ʒe-timbrod wæs, da com hyre to Ʒodes enʒel on nihtliere ʒe-sihde 7 hire bodode, þ*æt* ǽr feala ʒearum hædene leod sceolde<n>[3] das þeode ʒe-winnan. Hæfde heo þa ʒe-healdan þ*æt* cynerice þrittiʒ wintra hyre suna Hlodhere to handa. 7 heo da æt him ʒe-bohte his dæl dæs éardes to freo-dome into dam mynstre, ða hwile de cristendom wære on Enʒlalande ʒe-healden. 7 þa ʒe-bletsunʒe heo þærto on Rome be-ʒeat, þam-de þa are to Ʒodes þeowdome …

Leipzig. Max Förster.

---

[1] Der knapp an die Schrift herantretende Einband gestattet nicht mehr zu erkennen, ob die Silbe *er* auf dem inneren Rand ausgeschrieben oder durch ein Abkürzungszeichen ausgedrückt ist.

[2] Hier liegt jedenfalls das Subst. *wealh*, *walh* 'Egge, Walze zum Brechen der Schollen' vor, welches uns schon aus zwei Glossen zu lat. *occa* 'Egge' in der Cleopatra-Hs. A. III bekannt ist: Wr.-W. 458[7] occa *furh-fylging* [so ist wohl statt Wülkers *furh, fylging* zu lesen], *walh* und Wr.-W. 495[20] occa *wealh oþþe wyrding* [wo die Glosse *wyrding* offenbar nicht sowohl lat. *occa* 'Egge' im Sinn hat als mlat. *olca* 'pflügbares Land' (auch als *olchia*, *hochia* überliefert, afrz. *ouche*), welches auch tatsächlich im Zusammenhange der Aldhelm-Stelle (*Anthonius, caelestis aratri stivarius et evangelici sermonis sator, a quo primitus per Aegyptum fertilis coenobiorum seges et foecunda conversationis occa granigeris germinavit spicis*, … ed. Giles S. 32) verlangt wird]. Angesichts unseres obigen dritten Beleges in einem zusammenhängenden Texte sehe ich übrigens keinen Grund ein, mit Toller (s. v. *wyrding*) in dem zweiten Glossenbeleg ae. *fealh* 'Felge, Egge' einzuführen.

[3] Auch hier tritt der Einband so dicht an die Schrift heran, daß nicht zu entscheiden ist, ob hinter *e* noch ein *n* folgt. Jedoch kann *hǣđene lēod* (lies *lēode*) wohl kaum (mit Cockayne) als Singular aufgefaßt werden, sondern verlangt ein Pluralprädikat (*sceolden*).

Zum Guillaume d'Angleterre.

(Schluß.)

In dem somit sich regenden Zweifel an der Ursprünglichkeit der Schlußangabe, *La matiere si me conta...*, können zwei Merkmale uns bestärken. Einmal die Länge des sie umschließenden Schlußwortes zur Erzählung hinter dem wirklichen Ende dieser. Jenes umfaßt fünf Zeilen (*Tes est de cest conte la fins: Plus n'an sai ne plus n'an i a. La matiere...*, V. 3362 ff.), während das Schlußwort des Erec, des Cliges und sehr wahrscheinlich (vgl. 'Zeitschrift für französische Sprache und Literatur' 38, 103) des Löwenritters (Karrenritter und Graal hat Chrétien selbst nicht vollendet) nur aus einer einzigen Zeile besteht (*Li contes fine ci a tant*, Erec; *Ci fenist l'uevre Crestiien*, Cliges; *'Del Chevalier au Lion' fine*, ChLy.). Sodann eine Stileigentümlichkeit: die Einführung des Prädikats durch *si* nach vorangeschicktem Objekt in den Worten *La matiere si me conta Uns miens conpainz*, V. 3364. Diese ist aus der Sprache Chrétiens nicht wieder belegbar, scheint auch außerhalb letzterer ein ungewöhnliches Verfahren zu sein, sofern zu dem Objekt nicht ein Relativsatz gehört (wie in *Tous chials que vous encontrerés Hui et demain, si m'amenés*, Eust. 1131, s. ferner A. Tobler, Anm. zu Vrai Aniel V. 77, während etwa *Le vilain que aveit enrichi*, sc. *aventure*, *Si l'ad regieres enporri*, Fab. Avian 353, 28 etwas anders geartet ist), und ist somit offenbar, sei es eine Kühnheit, sei es eine Ungeschicklichkeit ihres Urhebers, dem die Fesseln von Versmaß und Reim kein anderes Mittel ließen, um den Stoff dem Inhalt gegenüberzustellen.

Die Angabe, daß der Dichter den Stoff zu seinem König Wilhelm aus dem Munde eines gewissen Rogier vernommen, rührt demnach schwerlich von Chrétien her. Ihren Verfasser vermute ich vielmehr in dem Überarbeiter seiner Dichtung. Chrétien selbst ruft eine von ihm gelesene Geschichte als Quelle dieser an; er unterscheidet einzig, augenscheinlich zugleich scharf, zwischen *conte*, wie er sein eigenes Werk (V. 34), und *estoire*, wie er die fremde Grundlage desselben (V. 33, 46, 414) bezeichnet[1] (daher wird

[1] Genau wie im König Wilhelm ist auch im Erec, im Cliges und im Graal *conte* Ausdruck für die Schöpfung des Dichters selbst, für die gereimte französische Erzählung (s. Erec 6958; Cliges 45, 4637; Graal 1536, 6177, 6477), *estoire* solcher für die angebliche Quelle dieser, allemal gleichfalls, wie gelegentliches *lire*, *escrit* oder *livre* anzeigt, eine Geschichte, die der Dichter gelesen haben will (s. Erec 3590, 5738, *Lisant trovomes an l'estoire* 6736; Cliges 46, 2384, *Si con tesmoingne li escriz* 5816; Graal 2769, 3224, 6179, *E se les paroles sont voires Ter con li livres les devise* 4579). Innerhalb des Textes der eigentlichen Erzählung ist die Scheidung in der Ver-

nebenbei bemerkt, auch die Verweisung *ce dit li contes,* V. 3351, in welcher *conte* unerwartet Bezeichnung der Quelle wird, naturgemäß nebst dem sie umgebenden Texte auf den Überarbeiter zurückgehen, und Reimbrechung verkettet sie in der Tat mit den verdächtigen Schlußversen von V. 3361 an). Der Überarbeiter aber hat seine Person mit derjenigen Chrétiens verschmolzen. Er legt die Begründung *Plus n'an sai* des Verses 3363 Chrétien in den Mund, wie er unter der Maske dieses nach meiner Auffassung bereits in den Versen 1967 bis 1970 gesprochen hat, die ich durch Einklammerung aus ihrer Nachbarschaft heraushebe: *Des anfanz au roi m'an revois (, Que chiés le borjois vos leissai. Des anfanz tant conté vos ai Que plus conter ne vos an doi, Si vos reconterai del roi). Li borjois l'a si esprové Que*..., und er weist stillschweigend alle Einschübe in die ursprüngliche Fassung und alle bewußten Änderungen des Wortlautes derselben, die seinem Kopfe entsprangen, ihm zu, der nicht mehr gelebt haben wird. Indem er sich hinter den berühmten Chrétien versteckte und so den Schein erzeugte, als habe die Dichtung schon in ihrem erweiterten Umfange, mit ihrem um Einzelzüge und ganze Szenen durch ihn bereicherten Inhalte die Werkstatt Chrétiens verlassen, durfte er des erhofften Beifalls und zumal Lohnes für den Vortrag dieser Erzählung gewiß um so sicherer sein.

wendung der beiden Ausdrücke durchgehends, nur einmal im Graal nicht (*si con li contes dit* 689, *l.* daher vielleicht *li livres*), innegehalten, nicht jedoch merkwürdigerweise in den Einleitungsversen (*estoire* steht statt *conte* Erec 23, *conte* statt *estoire* Cliges 22 und Graal 63); die zutreffenden Bezeichnungen sind aus klaren Gründen in den fraglichen Versen nicht einführbar, und so kann ein leiser Argwohn gegen die Ursprünglichkeit dieser und der durch Inhalt, Rede, Reim eng mit ihnen verbundenen Verse der Einleitungen wach werden (zu dem gereimten Vorwort des Erec s. 'Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.' 38, 96 ff.). Im Chevalier au Lyon und im Chevalier de la Charrette ist eine Regelung der Benennung von Dichtung und von Quelle hingegen scheinbar nicht beobachtet. Den Platz von *estoire,* das nicht zur Anwendung gelangt, nimmt in der handschriftlichen Überlieferung dieser Texte *conte* ein: *Et dit li contes, ce me sanble, Que*... ChLy. 2685; *Car si con li contes afiche, Il i avoit*..., ChCharr. 468; *Des joies fu ... la plus delitable cele Que li contes nos test et cele,* ib. 4702. Indessen beginnt *conte* an der letzten dieser Stellen, ChCharr. 4702, in dem Augenblick zu unserer Befriedigung die Chrétiensche Erzählung zu bezeichnen, in dem man *nos* in *vos* (was unter den Handschriften nur E bietet) verwandelt; diese Änderung macht der im Texte unmittelbar vorhergehende Gedanke *Mes toz jorz iert par moi teüe* (die *joie*), *Qu'an conte ne doit estre dite* geradezu zur Pflicht. Zweifelhaft kann es hiernach werden, ob *conte* an der ersteren Stelle des ChCharr., *si con li contes afiche,* an welcher es Bezeichnung der Quelle bleibt, und als solche befremdet es jetzt noch stärker, ursprüngliche Lesart sei; wirklich mag ja ein früher Schreiber, welcher übersah, daß *conte* auf der einen, *estoire* nebst *escrit* und *livre* auf der anderen Seite für Chrétien getrennte Werte waren, sorglos *li contes* für ihm vorliegendes *li escriz* oder *li livres* eingesetzt haben, eine Vermutung, die dann auch auf die Stelle des ChLy., *Et dit li contes* 2685, anwendbar wird.

In welchem Verhältnis mag nun der am Schluß des Textes erwähnte Rogier zur Dichtung stehen? Nicht Chrétien, der den Schlußversen ja fernsteht, sondern der Überarbeiter hat denselben als Gewährsmann Chrétiens eingeführt. Er hat ihm diesen, da Chrétien aus einer geschriebenen Quelle schöpfte, undenkbaren Dienst rein angedichtet. Es war offenbar ein Mann, der sich seiner außerordentlichen Teilnahme erfreute, dessen Namen er preisen, ja verewigen wollte. Es war kein anderer als er, der Überarbeiter, selbst. Seine Tätigkeit an der Dichtung Chrétiens unterschlug er, seinen Namen aber stachelte die Eitelkeit ihn unter irgendeinem Vorwande anzubringen. So warf er sich denn zum *conpagnon,* zum Spielmannsgefährten, Chrétiens, den er den Hörern somit als Zeitgenossen von sich vorstellt, und zum Spender des dichterischen Stoffes auf, und ließ diese Unwahrheiten, vermehrt um die Schmeichelei, daß er vieler angesehener Männer Freund sei, die ihm Gunst erwirken sollte, durch Chrétiens Mund verkünden. Daß er hierdurch einen Widerspruch zu der Äußerung Chrétiens, *An l'estoire trovai et lui,* schuf, mag ihn ebenso wie jener früher berührte Widerspruch, den er in die Erzählung hineingetragen, entgangen sein oder, hoffte er vielleicht, werde bei dem Abstande von derselben um über dreitausend Verse seinen Hörern entgehen.

Die im Laufe der vorstehenden Erörterungen verlassene Angabe der einleitenden Verse, die Geschichte, die Chrétien dichterisch bearbeiten wolle, sei in Saint-Esmoing zu finden (*Qui les estoires d'Angleterre Voldroit ancerchier et anquerre, Une, qui mout fet bien a croire Por ce que pleisanz est et voire, An troveroit a saint Esmoing. Se nus m'an demande tesmoing, La l'aille querre, se il viaut,* V. 11 ff.), verträgt sich, um auf das Verhältnis derselben zu derjenigen des 46. Verses, *An l'estoire trovai et lui,* zurückzukommen, mit dieser durchaus. Ihres Zweckes wurde oben gedacht; es ändert sich nichts an dem Wesen desselben, wenn wir ihm die Fassung geben, er sei, einem Zweifel daran, daß Chrétien eine Geschichte in Verse bringen wolle, die er gelesen, also aufgezeichnet gefunden habe, die demnach nicht ein Erzeugnis seiner Phantasie sei, sondern für wahr gelten dürfe, durch Hinweis auf den Fundort derselben vorzubeugen. Ja, sie ist vielleicht erst nachträglich durch die Äußerung des 46. Verses angeregt worden; sie rührt dann nicht von Chrétien, sondern vom Überarbeiter her und berichtet dann ganz gewiß eine bloße Erfindung. Eine so törichte Begründung, wie die in den Worten (die Geschichte) *mout fet bien a croire Por ce que pleisanz est et voire,* V. 13 f., enthaltene, mag man einem Chrétien de Troyes nicht zutrauen (ebensowenig ein Zugeständnis an den Reim, wie er sich in dem Ausgang von *Esmoing* verrät, falls dieses der

Name Edmund ist). Auch den Reimvers zu *La l'aille querre, se il viaut,* dem letzten der obigen inhaltlich zusammengehörigen Verse, *Crestiiens dit qui dire siaut,* V. 18, darf man so lange zaudern, Chrétien zuzusprechen, als der hier notwendige Sinn des zweiten *dire* aus dem 12. Jahrhundert ungestützt bleibt (vgl. oben S. 91); von sich zu prahlen, wie es mit der Bemerkung *qui dire siaut* geschieht, ist außerdem nicht Chrétiens Art (vgl. auch 'Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.' 38, 101). Der auf *Crestiiens dit qui dire siaut* folgende 19. Vers, *Qu'an Angleterre ot ja un roi,* hat dann ursprünglich ohne *Que* begonnen, also eine selbständige Aussage enthalten.

Schon gegen die Echtheit der zehn Anfangsverse der Dichtung (*Crestiiens se viaut antremetre Sanz rien oster et sanz rien metre De conter un conte par rime Ou consonante ou lionime, Aussi con par ci le me taille, Mes que par le conte s'an aille. Ja autre garde n'i prandra: La plus droite voie tandra, Que il onques porra tenir, Si que tost puisse a fin venir*) wird Argwohn sich regen dürfen. In immer neuen Wendungen versichert hier der Erzähler, seiner Quelle getreu folgen zu wollen. So nachdrücklich betont Chrétien seine Wahrheitsliebe anderwärts nicht; wir lesen nur Äußerungen wie *Crestiiens comance son conte Si con l'estoire nos reconte,* Clig. 46, oder *Mes ne fet pas a trespasser Por langue debatre et lasser Que del vergier ne vos retraie Lone l'estoire chose veraie,* Erec 5737. Am Überarbeiter, der sich der Untreue gegen eine bereits, und zwar von einem Dichter von Ruf, geschaffene Dichtung schuldig weiß, sie aber aus Furcht vor Schaden, aus Gewinnsucht verheimlichen will, wäre jener Eifer in der Tat eher begreiflich. Chrétien selbst mag sich auch im Guillaume mit der schlichten Erklärung *Mes l'estoire plus ne reconte Ne je n'an vuel mantir el conte,* V. 34, begnügt, der Überarbeiter aber beim Beginn oder nach Abschluß seiner Tätigkeit sie allein nicht mehr für eindringlich, wirksam genug gehalten haben. Ist Chrétien der Verfasser jener Verse, so verwendet er ferner *conte,* V. 3, in ihnen auffälligerweise als Bezeichnung der seiner Reimdichtung zugrunde liegenden Geschichte, wie die Bestimmung *sanz rien oster et sanz rien metre* von vornherein andeutet, also in dem dem Worte *estoire* im nachfolgenden von ihm zugewiesenen Sinne (vgl. hierzu oben); auf anderes geht *conte* in der gleichen Wendung *conter un conte,* ChLy. 61. Erst mit dem 19. Verse, *An Angleterre ot ja un roi,* beginnen also wahrscheinlich echte Worte Chrétiens. Die Erwähnung dieses als Dichters des König Wilhelm verdanken wir demnach erst dem Überarbeiter; erst ein solcher hat nach meinem Dafürhalten auch im Erec den Namen Chrétien de Troyes in den überlieferten Text eingeführt.

Dem Wortlaut der Dichtung in der von Foerster geschaffenen kritischen Ausgabe dieser liegt im allgemeinen die Cambridger Handschrift, C, zugrunde; für manche Stellen freilich erwies sich die abweichende Lesart der Pariser Handschrift, P, als die bessere, aus welcher dem kritischen Texte auch etwaige in C fehlende Verspaare zugeführt wurden, für andere wiederum sowohl die gemeinsame als auch die verschiedene Überlieferung beider Handschriften als unannehmbar und eine eigene Vermutung als erforderlich. Feinfühlig entschied Foerster dort, wo die Handschriften nicht übereinstimmten, und scharfsinnig besserte er, sobald keine von beiden Formen des Wortlauts befriedigte; bei der letzteren Tätigkeit nützte bisweilen der Ausdruck in einer vornehmlich P nahestehenden altspanischen Prosabearbeitung der altfrz. Erzählung, E. Noch einige weitere Änderungen erlaube ich mir im folgenden vorzuschlagen; sie gelten nur solchen Stellen, die zum Eigentum Chrétiens de Troyes gehören:

33. *Mes l'estoire plus n'an reconte Ne je ne vuel mantir el conte*, l. mit P *plus ne reconte* ... und ... *n'en vuel* ..., s. oben S. 101, Anm.

67. Rings um *crient* stehen Zeiten der Vergangenheit; daher darf *crienst* in Betracht kommen; so auch Erec 229, Graal 3172.

235. *cez trois nuiz*, l. nach Ausscheidung des oben umgrenzten Abschnittes *ceste nuit*, s. S. 100.

329. *C'est a buen droit, se il s'an diaut, Qui ot consoil, s'il ne le croit.* L. *si ne le croit.*

357. *Que nule rien nee n'an portent. nule richece* in C für *nule rien nee* in P besäße in Erec 1444 ein Seitenstück.

471. *Mes tant estoient de jant loing, Que nule fame a cest besoing* (nämlich zur Entbindung der Königin) *N'i pöist mie a tans venir. mie*, die Lesart von P, verträgt sich mit *nule* weniger gut als *ja*, die Lesart von C.

519. *que que m'an chiee*, l. *que qu'il m'an chiee.*

540. *Ja tant que me batent li flanc* ... C hat *tant com*, welches den Vorzug verdient.

599. *Par tot le monde et ci et la.* Hinter *monde* ist ein Komma am Platze.

611. ..., *Se je ne fusse plus destroiz D'autrui mesaise que del mien. mesaise* ist erst vom 15. Jahrhundert ab als Maskulinum nachweisbar; daher kann es eine unbesonnene Besserung des Überarbeiters für *afaire* sein, das diesem zu nüchtern erschien (*afaire* G. d'Angl. 2171. Erec 2698. ChLy. 4831. Clig. 3384 usw.). Als neutrales Substantivum, s. Foersters Anm. in der großen Ausgabe, läßt sich *del mien* hier nicht recht vorstellen.

622. *Onques an cors n'ot tel deable Fame qui son anfant manja, Ce ne fu onques ne n'iert ja.* Die große Ausgabe druckte

Onques an cors n'ot tel deable! Fame qui son anfant manja, Ce ne fu onques ne n'iert ja und merkte an: 'Nie gab es einen solchen Teufel (ein so verworfenes Geschöpf) im menschlichen Leib oder in Menschengestalt, d. h. auf Erden gab es nie einen solchen Menschen'. Der ersten dieser drei Zeilen legt Foerster die Lesung von P zugrunde, an deren Stelle C *Onques ou cors n'ot le deable* bietet. C verbinde Z. 623 mit Z. 622, sagt Foerster, und meine offenbar: 'Nie hat ein Weib in ihrem Leib einen solchen Teufel (*tel* müsse es heißen, *le* passe nicht) gehabt, daß sie ihr Kind gegessen habe'; doch weise der Reim den notwendigen Konjunktiv *manjast* ab, und der kritische Text schreibe Z. 622 darum nach P. Z. 623 bewahrt in der großen Ausgabe aber den Wortlaut, den sie in C hat, *Fame qui son anfant manja*; in P lautet diese *Feme ses enfans ne manga*, bildet sie also einen selbständigen Satz. Die vorliegende kleine Ausgabe des König Wilhelm vereinigt im Gegensatz zu der früheren großen die Verse 622 und 623 zu einem Satze. Vielleicht, da die erwähnte Anmerkung dies für unmöglich erklärte, nur infolge versehentlichen Ausfalls des Ausrufungszeichens hinter *deable* beim Drucke. Gleichwohl ist die Vereinigung richtig. Aber der Gedanke *Onques an cors n'ot tel deable*, oder vielmehr, wie C überliefert, *Onques ou cors n'ot le deable Fame qui son anfant manja* muß erst die Verneinung verlieren, um sinnreich zu werden. Diese, *onques ne*, ist gewiß eine vorausgreifende Wirkung der verneinenden Aussage von V. 624, *Ce ne fu onques ne n'iert ja*. Gedankenlos trug der Überarbeiter die Verneinung aus diesem Satze in den unserigen hinein. Sie führte in P später zu einem einigermaßen folgerichtigen Umbau der ganzen Wendung (*Onques an cors n'ot tel deable! Feme ses enfans ne manga!*), während C in *ou cors* u. *ot le deable Fame qui son anfant manja* den ursprünglichen Wortlaut noch bewahrt. Kurz, Chrétien selbst schrieb, wie ich vermuten möchte, *Certes, el cors ot* (oder *a*) *le deable Fame qui son anfant manja*.

628. *Tantost quatre d'aus an eslisent.* Foerster bleibt hier bei C, obwohl er diese Lesart in einer Anmerkung der großen Ausgabe zugunsten von *Jusqu'a quinze d'aus an eslisent*, wohin er *Dusques a quinze s'en eslisent* P besserte, verwarf. Erklärt sich die Verschiedenheit der Zahl in den beiden Handschriften, *quatre* C und *quinze* P, (und ferner in der spanischen Bearbeitung, die 25 schreibt) aus ursprünglicher Angabe einer unbestimmten Zahl, undeutlichem *auquanz*? Da außerdem *en* neben *d'aus* nicht viel für sich hat, könnte man dann auf *Tantost auquanz d'entre aus eslisent* (zu *d'entr'aus* vgl. beispielsweise ChLy. 43) als Urform der Zeile zurückschließen.

631. *Et li rois la grant alëure Les i mainne. la grant alëure* ist bemerkenswert; der übliche Ausdruck ist *grant alëure* (s. Erec

2768. 2774. 2900. 3620; Clig. 3688. 5664; ChLy. 935. 3933. 5694. 6673; ChCharr. 327. 5560; Graal 1054. 3702. 5998). P hat *mout grant alëure*, wie man auch Erec 254 liest.

647. *Ele est de vos tote saole, La dame, ne plus ne demande.* 'Und begehrt weiter nichts' will nicht recht passen; daher glaube ich an eine Verirrung aus *Ele est de vos tote saole: La dame plus ne vos demande.*

658. *Plëust or De que fuisse quites ...!* C hat *a Dieu.* L. *Plëust De que je fuisse quites* (*plëust De* wie Graal 9021).

711. *Si ont la litiere aportee.* Man darf *S'i* schreiben. vgl. Erec 2142. Clig. 1271. ChCharr. 4801.

713. *Si con lor plot et abeli...* Statt *lor*. der Lesart von P. hat C *au*. welches auf *aus* weist. In solchen bejahenden Nebensätzen der Art und Weise. auch in Nebensätzen der Zeit und der Bedingung und in neutralen oder in adverbialen Relativsätzen, bestehend aus dem Adverbium. beziehungsweise der Konjunktion oder dem Neutrum des Relativpronomens. ferner *dont* oder *où*, und einer Form eines mit einem Personalpronomen im Dativ sich verbindenden unpersönlichen Zeitwortes. welches 'scheinen'. 'gefallen'. 'freistehen'. 'gelegen sein an' oder ähnliches bezeichnet, trägt das Pronomen in der guten altfranzösischen Zeit die betonte Gestalt. wofern das Zeitwort subjektlos bleibt. kein *il* also hinter dem Adverbium usw. (wie in *s'il li plest*, ChLy. 5247) ertönt. Daher ist *si com aus plot* die bessere Lesart. Zum Beweise sei auf Stellen verwiesen wie *Si richemant come aus pleisoit*. G. d'Angl. 1957. *si com moi sanble*. Clig. 158. ChLy. 6027. Graal 1119. *tant con lui plot et sist*. Clig. 4283. *tel ... con toi pleira*. ChCharr. 930 — *quant aus plaira et buen lor iert*. ChCharr. 4129. *quant lui plot*. Graal 3315. *quant lui vandra a volanté*. Clig. 5710 — *se toi plest*. G. d'Angl. 1980. *se lui plest*. ChLy. 1629. Graal 2028. *se lui plëust*. Clig. 2431. ChLy. 3331. *se toi siet*. Graal 3721 — *ce que lui plest*. ChCharr. 5782. *ce que lui plot*. ChLy. 3902 (P *li*. A *il li*. F *il lui*), Graal 3862. *ce que moi an sanble*. Clig. 777 (*que il m'en s*. C R) gegen *ce que li sanble* Clig. 5751 (S; A P C aber *lui*. B T anders). *ce que li siet* Erec 5447 (C V A E. doch *lui* H B P). *tot ce que li sist* Clig. 6155 (augenscheinlich in keiner Hs.; P B *lui sist*. R *ce que il li sist*. C A *quant que il li sist*. vgl. zu diesem Vers 'Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.' 27. 151); *Trestot quanque lui plest et siet* ChLy. 1151 (Besserung Foersters aus *quanque li plest* der Mehrzahl der Hss.. P A *quanqu'il li pl.*); *la ou lui pleira*. Graal 4749. Auch bei Verneinung des Zeitwortbegriffes trifft man *Et cil sont ... träitor qui metent luite As cuers aubler. dont aus ne chaut*. ChLy. 2739 (H P F L V gegen *ne lor* A S); Bevorzugung der betonten Form auch im negierten Daß-Satz zeigt... *Quant il lor prist a sovenir Que lui ne fust ne bel ne buen*, ChLy.

4053 (H F L). Wir dürfen somit auch *se lor lëust*, G. d'Angl. 1841 in *se aus lëust*, *se li plest*, ib. 2395 (freilich in einem, wie mir scheint, überarbeiteten Zusammenhange) in *se lui plest* und *se li plëust*, Clig. 54 in *se lui plëust*, was sich in P B T übrigens vorfindet, bessern.

751. *li maronier* gelangte aus P in den Text. L. wie in V. 2410 mit C *marinier*; vgl. auch Clig. 243, Graal 7451.

771. *A la mer vint, si a trové Un des batiaus tot apresté.* L. *s'i a trové*, vgl. z. B. 776.

853. *Ha! los* (Wolf), *que mar fusses tu nez!* Seltsam der Konjunktiv. Die große Ausgabe klammerte die nur in P überlieferten Verse 853 bis 856 mit Recht ein.

950. *Einsi tote jor se contient* (der König). *Ne la nuit pas ne se rapeise: N'est place, ou reposer li pleise. De nule part ne puet veoir: Or viaut ester, or viaut seoir. De nule part ne puet veoir* ist hier unverständlich; auch Foerster merkt in der großen Ausgabe an. *veoir* passe nicht. Sinn kommt in diese Worte erst hinein, wenn man *N'est* im vorhergehenden Verse in *Ne* bessert und *Ne place, ou reposer li pleise,* mit denselben zu einem Satze vereinigt, also *Ne place, ou reposer li pleise, De nule part ne puet veoir: ...* liest.

1042. *N'i a ne pain ne vin ne el, Qui par son comandemant n'aille.* Zu *sel*, wie C statt *el* liest, vgl. 1806 und Graal 2070.

1047. *Mes or me revuel je teisir Del roi, que droiz est que vos die De la rëine et de sa vie.* Folgt man C, wie der kritische Text in diesen Versen tut, so muß man *que droiz est que vos die* mit seiner bedenklichen Wortfolge *que vos die* in *droiz est que je vos die* ändern. P zeigt dieses *je* hinter der Konjugation *que* und vor dem tonlosen Pronomen: *Mes or me vuel del roi teisir; Car droiz est que jou vos redie ...*

1097. *Qu'a fame voldra ceste prandre, An cui li pleisoit mout antandre, Et lonc tans pansé i avoit Sanz ce que dit ne li avoit. entendre en auc.* ist eine seltene Verbindung (anzutreffen auch Ly. Ys. 2239); Chrétien scheint nach diesem Tätigkeitsbegriff nur *en auc. r.* (*ententif en auc. r.*, ChCharr. 3594; vgl. *entendre en auc. r.*, Joufr. 1187, Prior. Veg. 1267) und *en* c. Infin. (*metre s'entente en* c. Infin. ChLy. 228, 5376, *metre s'entendue en* c. Infin. Erec 2440) zu kennen. Auffällig ist ferner der Reim von *avoit* als Hilfsverbum mit sich selbst im folgenden Verspaar; dieses wiederholt außerdem nur den bereits im Vers 1089 (*et s'an cela*) mitgeteilten Gedanken, wofern *i* in *pansé i voit*, 1099, auf die Königin weist, und bringt eine unglaubwürdige, den Landesherrn roher Gesinnung gegen seine Gattin, deren Tod er herbeigewünscht hätte, beschuldigende Mitteilung, falls jenes *i* sich auf *a fame voloir ceste prandre*, V. 1097, bezieht. Nicht Chrétien,

sondern der Überarbeiter des K. Wilh. schuf daher wohl die Verse *Qu'a fame*, 1097, bis *ne li avoit*, 1100 (gleich anderen in ihrer Nähe, so z. B. vermutlich 1065 bis 1072).

1141. *Tu ies sires et chastelains, Et mes pere fu uns vilains. sires et chastelains*, weder sprachlich (Mangel des unbestimmten Artikels) noch begrifflich (*sire*) dem Ausdruck *uns vilains* scharf gegenübertretend, stammt aus C. P überliefert *Tu ies .i. barons castelains*; Foerster läßt deswegen nebenher *Tu ies et ber et chastelains* für den kritischen Text zu. *sires*, und anläßlich dieses das Bindewort *et*, in C und *barons* in P sind wohl als Mittel anzusehen, den in der gemeinsamen Vorlage um zwei Silben zu kurz, und zwar als *Tu ies uns chastelains*, vorgefundenen Vers gebührend zu verlängern. Im Urtext aber lautete dieser, wie ich vermute, *Sire, tu ies uns chastelains* (Einflechtung von *sire*, in die Rede auch V. 1148).

1148. *Sire, je sui none velee.* L. wohl *fui.*

1158. *Et si a ancore greignor Achoison, se l'osasse dire: Mes ceste vos doit bien soffire.* Das unpersönliche *a*, das übrigens das Adverbium *i* vor sich, also die Schreibung *s'i*, verlangen würde, darf auf Grund von *Un po plus pres de lui s'est treite, Car ore a* (hat sie) *aucune acheison, Don metre le puet a reison*, Clig. 1385; *Lors arroiz meillor acheison De lui retenir an prison*, Graal 6081 dem persönlichen *ai* weichen. Unecht dürfte auch die, aus C übernommene, dreisilbige Lautung *ancore* sein; vor konsonantischem Anlaut entspricht bei Chrétien *ancor* der Regel, vgl. Guill. d'Angl. 643, 862, 1022, 2132, 2236, 2485, 2701, 2873 (3154 in wahrscheinlich nicht ursprünglichem Zusammenhange). Im Vers 2133 steht *ancore* am Versschluß, *qu'ancore* in V. 3008, aus P (angenommen der Vers sei echt), darf mit *que ancor* (C *qu'ancor.* — 1) tauschen, und nur Vers 2116, *S'estoie ancore mout petiz Et mout anfes, quant ce avint*, zeigt nochmals, in C, das dreisilbige *ancore* (in P durch *a cel jor* vertreten); aber er wird in *mout* eine Verirrung für sinnverwandtes *assez* (vgl. auch die Fortsetzung des Satzes, *Et mout anfes*) enthalten und so einstmals *S'estoie ancore assez petiz* (vgl. etwa auch *Ancore estoie anfes assez*, Erec 6274) gelautet haben. Auch Erec, Cliges und Löwenritter weisen im Versinnern durchgängig das zweisilbige *ancor* vor konsonantischem Anlaut auf. Karrenritter ebenfalls, nachdem man, wie man gewiß darf, *La rëine ancore l'an prie*, ChCharr. 146, in *Et la rëine ancor l'an prie* (C E) und *Ne dites mie ancore bien*, ib. 2481, in *Ne dites ancor mie bien* (zu dieser Stellung von *mie* vgl. *Si n'est or pas a esprover*, Erec 6302) gebessert hat. An unserem Orte, G. d'Angl. 1158, überliefert nun P das erwünschte *ancor*; es hat *Et si ai ancor moult grignor Ocheison.* P scheint demnach den ursprünglichen Wortlaut der Zeile besser wiederzugeben. Denkbar ist

aber auch, das *si* hinter *et* stamme nicht von Chrétiens Hand, ein auf *ancore* folgendes *assez* sei durch diese Zutat aus dem Verse herausgedrängt worden, und dieser habe im Urtext somit *Et ai ancore assez greignor Acheison* (vgl. etwa *Ancor l'amast il assez plus*, Clig. 1192) gelautet.

1180. *Maint mauvés sont de buens issu, Maint de mauvés, qu'estoient buen.* Eine Anmerkung in der großen Ausgabe schlägt versehentlich die Lesart von P, *Et des mauvais rissent li boen*, als neue Besserung der zweiten Zeile vor. Vielleicht liegt, da *maint* in diesen Sätzen wenig Sinn hat (auch nur in C sich wiederholt), daher wohl unecht ist und im Verse 1180 (im folgenden Verse ist es eigenes Werk von C) erst durch das *mainte fois* des Verses 1179 hervorgerufen wurde, Entstellung aus *Que mauvés sont de buens issu Et de mauvés issoient buen* vor.

1338. *Crient chascuns, qu'an leu et an eise Ne puissent ja venir a tans Tuit cil, qui miauz sont an espans De li servir et enorer. Tuit cil qui*, die Lesart von C, schafft zu *puissent* unerwarteterweise ein anderes Subjekt als *chascuns. Tout qui miex mix*, l. *Tuit qui miauz miauz*, diejenige von P, das Subjekt eines neuen Satzes darstellend, *a tans* also zum Satzschluß machend, ist ansprechender. Für *puissent* braucht deshalb nicht *puisse* einzutreten, vgl. hierzu A. Risop, 'Arch. f. n. Spr.' CV, 448.

1380. *Ne puet garir ne repasser* (verdruckt für *respasser*), *Cui Nature le fet user.* Das Personalpronomen bezieht sich auf *l'autre sausse*, l. also *la*. C, dem Foerster P hier vorzog, hat *Qui nature* (d. i. *Cui nature*) *li fet user*, wessen Natur sie ihn gebrauchen läßt.

1388. *Tot an vilenie porrissent*, s. hierzu oben S. 89, Anm.

1392. *Mes Nature de buene orine Les aprant si fort et doctrine, Qu'il ne daingnent mauvestié feire.* Statt *Les aprant si fort et doctrine*, der Lesung von C, zeigt P *Si les aprent et endoctrine;* wirklich kehrt *doctriner* nicht, wohl aber *endoctriner* anderwärts bei Chrétien wieder: Clig. 2290, Graal 8149.

1441. *Mout les ont chiers, et si ont droit.* Der Ausdruck an Stellen wie *Et cil fable et mançonge an font, Qui s'an vantent, et droit n'i ont*, ChLy. 28; *Por ce vostre fiz me meseroit, Mes certes il n'i a nul droit*, ChCharr. 4894 berechtigt zur Änderung von *et si ont droit* in *et s'i ont droit* (zu ebensolcher auch an den Stellen Clig. 6059 und ChLy. 1434, während Baist Graal 9020 zutreffend *et s'i a droit* schreibt). Indessen möchte ich diesen Vers nebst dem ihm voraufgehenden Verspaar 1439 f. und den ihm folgenden drei Versen 1442 bis 1444 dem Überarbeiter zusprechen. Die direkte Rede, zu welcher diese sechs Verse in den beiden Handschriften noch hinzutreten, schloß in der ursprünglichen, Chrétienschen Fassung der Dichtung schon mit den Worten *Honie soit tote ma gorge, S'il* (die Zwillingsbrüder) *onques furent de la forge*

(aus der. dieser Schmiede. Kinder dieser Väter), mit dem Verse 1438, und unmittelbar auf diesen folgte dort V. 1445, *Einsi des deus anfanz devinent.* Die demonstrativische Verwendung des Artikels in *de la forge* (s. zu solcher A. Tobler, Verm. Beitr. II, Kap. 6) entging aber dem Überarbeiter: er vermißte eine genitivische Bestimmung hinter dieser Angabe, und so fügte er *Dan Gancelin et dan Fouchier,* die Namen der beiden Pflegeväter, zu letzterer hinzu; der Zwang, zu diesem Verse einen Reimvers zu dichten, führte ihn dann auf *Et s'a chascuns le suen mout chier,* V. 1440, einen hier störenden und in den Versen 1441 bis 1444 eine Reihe weiterer solcher nach sich ziehenden Gedanken: denn der bis zum Verse 1438 streng durchgeführte Zweck der Rede der Leute ist offenbar allein, die Ähnlichkeit der beiden Knaben untereinander und ihre Unähnlichkeit mit ihren vermeinten Vätern, ihre natürliche Hingezogenheit zueinander und ihre übereinstimmende Abneigung gegen andere Knaben festzustellen.

1499. *Cort a sa huche, si a pris Le pan,* l. *s'i a pris.*

1525 u. 1530. *atandi* ist Druckfehler für *antandi,* wie in der großen Ausgabe richtig steht.

1563. *Ce que je vif et que je sui, Sui je par vos, tres bien l'otroi. Sui je par vos* erscheint mir unverständlich. *Sui,* welches dann *par* als Präposition nach sich zog, beruht vielleicht auf gedankenloser Wiederholung des vorhergehenden *sui* in der letzten gemeinschaftlichen Grundlage von C und P und mag *doi,* dem dann *a vos* folgte, dort verdrängt haben: *Doi je a vos.*

1586. *Vos nen estes point anpiriez De chose que dite vos aie.* Die Verwandlung von *nen* in *n'en,* die Zulassung von proleptischem *en* also, zu der Foerster nicht geneigt ist, s. die Anm. in der großen Ausgabe, dürfte erlaubt sein, vgl. '*Amis!' fet il, 'or an tastez Un petit de cez pastez froiz! ...'*, Erec 5148; *N'an iert eschapez mes que il De la tormante et del peril,* Clig. 2413; *Lui n'an est gueires De mon cuer ne de mon servise,* ib. 4502; *Se tot mon pooir n'an feisoie De pes feire antre vos et moi,* ChLy. 6793; *Mes un autre ancor an ferai Des seiremenz,* ChCharr. 4997; *Vos n'an verroiz nule Des puceles don vos parlez,* Graal 7740; *Je m'an tanroie a mal paiié Del chastel, se je n'an issoie,* ib. 8300; ib. 4637.

1657. *Ja n'arestez An leu, sel vos lo et ansaing, Se n'i veez vostre gaaing.* Für *sel* ist wohl *jel* zu schreiben; P hat *ce.*

1717. *Conpainz! a grant mescise An aloie or androit ma voie* gibt die Lesung von P wieder. C bietet *Aloie or androites ma voie,* ohne *en,* dar. In der Tat kommt hier die bloße Tätigkeit des Gehens, das Gehen an sich ohne Beziehung auf einen Ausgangspunkt in Frage. Da *androites* Chrétien aber fremd ist, sei vermutet, daß *Aloie or androit ma voie,* worin die überlieferten beiden Lesungen offenbar zurückmünden, eine Verfehlung für *Je aloie*

or androit ma voie darstelle; zum Ausbleiben der Inversion des Subjekts vgl. G. Ebeling, Zur Chastel. de Saint-Gille, V. 102, Sonderabdruck S. 10.

1750. *Certes, ne moi ne rien chaussist Del corroz mon pere granment. rien* kann nicht zwischen der tonlosen Negationsform *ne* und dem Prädikat stehen. Die überlieferten Lesarten sind *moi ne rein chaussist* C und *mi ne recausist* P. Die erstere in *moi rien ne chaussist* zu bessern, hindert *granment*; *rein* bleibt daher unklar, wenn *-in* nicht eine nichtssagende ungetilgte Verschreibung darstellt. Die einwandfreie Lesart von P ist also vielleicht auch diejenige der letzten gemeinschaftlichen Grundlage beider Handschriften und als *moi ne rechaussist* zugleich des Urtextes gewesen.

1831. *De si loing que venir le voient Contre lui corant se desroient.* Chrétien dürfte *com* statt *que* geschrieben haben, vgl. Erec 361, 1534; Clig. 6531; ChLy. 6676.

1841. *se lor lëust*, l. *se aus lëust*, s. oben zu 713.

1856. *A lor salut ne respont mot.* Der Reim *randu* : *salu*, Erec 6236, spricht für *salu*.

2082. *An la vile li juenes rois ... Estoit venuz le jor devant, Et li rois Guillaumes s'i vant D'autre part sa marcheandise.* Das *si vant* der großen Ausgabe, das die Lesung von C wiedergibt, erscheint durch Foerster jetzt in *s'i vant* 'verkauft für sich dort' gebessert. In der Tat ist das das Verbum nach dem Subjekt einführende *si* nirgend Chrétien selbst bestimmt beizulegen; es begegnet immer nur in einer von beiden Handschriften, vgl. aus C *Et li rois qui lever la voit Si demande que ele avoit*, V. 220 (vielleicht zudem bloßer Schreibfehler für *Li*, wie P und nach diesem Foerster liest), *Et lor parole s'est tote une* V. 1423 (P und Text *est si*), *Que vilains si est uns maufez* V. 1477 (P und Text *Vilains iriez est vis maufez*) und aus P *Marins et Loriaus si s'esperdent De ce qu'il öent* V. 2995 (C und Text *tuit*). Auch dem Erec, dem Cliges und dem Karrenritter (bis auf die nicht mehr von Chrétien gedichtete Stelle *Meleaganz si m'a tenu, Li fel träitres, an prison*, ChCharr. 6890) ist es unter gleichen Umständen fremd. Im Löwenritter freilich begegnet es einmal so: *Et la costume si est teus Que* .... ChLy. 5155 (laut V G A S, denen gegenüber P H jedoch *est cha hors* aufweisen) und zu wiederholten Malen nur im Graal (Par. Hs. 794): *une des nieces Mon oste si li anvea Hersoir*, sc. *l'espee*, 3627; *E vos si soiez bien venuz*, 3985; *E vos si soiez bien trovez*, 4555. Die Stelle von *si vant* C nimmt in P, das den Vers außerdem mit *Que* statt mit *Et* eröffnet, *regnant* ein; die Zeile schließt sich hier also inhaltlich offenbar an das Vorhergehende, freilich gekünstelt, an. Vielleicht ist *regnant* als eine Verirrung für *revant* aufzufassen, das auch in C nur ersetzt er-

schiene. *Et li rois Guillaumes revant D'autre part sa marcheandise* wäre durchaus annehmbar; zu *re-* beim Zeitwort neben *d'autre part* oder *de l'autre part* vgl. *D'autre part refont lor labor Li legier bacheler, qui saillent*, ChLy. 2354; ib. 4561; *D'autre part grant joie ravoit El chastel*, Graal 2696, vgl. auch Charr. 2864; *De l'autre part revoldroit miauz Estre arse ... Que ...*, G. d'Angl. 1204; *Et mes sire Yvains maintenant De l'autre part se rachemine*, ChLy. 5811.

2157. *'Comant', fet li rois, 'a il non? Et avez vos de lui anquis, Qui il est et de quel päis?'* C überliefert die mittlere Zeile als *Avez le vos, fet il, anquis*, P als *Et avez vos ancore anquis.* Foerster verwirft mit Recht sowohl *fet il* als *ancore* (s. die Anm. in der großen Ausgabe) und vermutet auf Grund von *Ne riens de lui anquis n'avons* 2160 P für den Urtext *de lui* an Stelle dieser Lesarten. Als Lesung der Zeile erlaube ich mir jedoch *[Seignor,] avez li vos anquis* vorzuschlagen, vgl. *enquerre a auc.*, sei es mit einer Angabe der Beziehung, *d'auc.* oder *d'auc. r.*, Guill. d'Angl. 2170, Erec 4686, Clig. 5168, 5196 (ChCharr. 6756), sei es mit einer solchen des Zieles, *auc. r.*, Guill. d'Angl. 2160 C und Text, ChCharr. 2091, Graal 4061, 6531, sei es mit einem abhängigen Satze ChLy. 4899, ChCharr. 4034, Graal 3423, 5263, 8692. *Et avez vos de lui anquis Qui il est ...?* kann nur 'Und habt Ihr hinsichtlich seiner gefragt, wer er ist ...?' besagen und läßt darum die abzulehnende Möglichkeit offen, andere als der Fremde selbst seien über die Person dieses befragt worden. Indem ich *Seignor, avez li vos anquis* vorschlage, vermute ich, C und P fanden in ihrer Quellhandschrift nur *Avez li vos anquis* vor und ergänzten dann ein jeder auf seine Weise, C unter nur unbedeutender Schädigung des überkommenen Wortlautes, die beiden fehlenden Silben.

2166. *Proierai lui qu'avuec moi soit.* Die große Ausgabe bot, C folgend, *Proierai li*; das jetzt aus P aufgenommene *lui* stellt den betonten Akkusativ dar. Auch *Proierai li* war angängig, vgl. zum Dativ der Person bei *proiier* Ebeling zu Auberee 21 und aus Chrétien *et si li prie Que ... retort*, Erec 2285; *Et prie lor que ne lor griet*, Clig. 3972; *Por la röine ... Del ciel ... li prie ... qu'il ne s'an aut mie*, ChLy. 4066 u. a. Stellen.

2186. *Ainz point outre parmi la presse* für *parmi outre la presse* C (in P durch *devant tote la presse* vertreten) findet in *Si tenoit chascuns une hache, Tel don l'an pöist une vache Tranchier outre parmi l'eschine*, ChCharr. 1105, die überlieferte Wortstellung aber in *Et fiert le premerain an l'uel Si parmi outre le cervel Que ... Li sans ... an saut*, Erec 4447 (andere Beispiele Gaufrey 3015, Jongl. et Trouv. S. 108, letzteres bei E. Lommatzsch, Gaut. de Coincy S. 78) eine Stütze.

2274. *et mout l'enore Tant que an la vile demore.* Ist das nur in P vorhandene Verspaar 2273 f., was mir fraglich erscheint, echt, so darf man *come* für *que* einsetzen.

2296. *Lues que ... il furent an mer dedanz, Comance a anforcier li vanz, La mers anfle, li vanz anforce.* In der vorletzten Zeile erscheint *anforcier* verfrüht (vgl. auch Foersters Anm. in der großen Ausgabe). Man erwartet *Ancomance a vanter li vanz* (*ancomancier* Clig. 4645, ChLy. 4134, ChCharr. 5755 und noch öfter bei Chrétien, *vanter* im Guill. d'Angl. selbst 2363, 2376). C und P stimmen überein, der offenbare Irrtum reicht also in die letzte gemeinsame Vorstufe für beide zurück.

2300. *dehurtent et folent,* s. hierzu oben S. 94.

2322. *L'une ore ..., l'autre ...*; vgl. *Une ore ..., l'autre* in V. 944; an beiden Orten ist jenes die Lesart von P, dieses diejenige von C.

2495. '*Ha! dame*', *fet li rois,* '*nel dites! ...*' *nel dites* stammt aus P. C hat wie in V. 657, wo es den Vorzug vor *nel dites* P bekam, *ne dites.* Vgl. auch Clig. 123 (und anderwärts LRois, Ler., S. 335, Julian 3827).

2529. *et si a pris L'anel, si l'a an son doi mis.* Die Lesart von C *et si l'a pris, L'anel,* mag ein Schreibfehler sein, die proleptische Verwendung des tonl. Personalpron. an sich aber war auch Chrétien nicht ungeläufig, vgl. Stellen wie Clig. 5660, Graal 982, 1061, 1350, 2566, 3004 usw. und sieh die obige Bemerkung zu V. 1586.

2599. *Ne n'an alez ja merveillant,* s. hierzu oben S. 95.

2606. *Et si sonjoit que vis li iere, Qu'aussi com s'il fust en riviere Parmi une forest chaçoit Un cerf.* Dem, wie Foerster, gr. Ausg. Anm., darlegt, hier wenig angemessenen Ausdruck *riviere* 'Wasserjagd', den P überliefert, entspricht in C unverständliches *biere,* das den Vers um eine Silbe kürzt. Vielleicht ist dieses aus *bruiiere* (*en bruiiere* und nicht im Palast der Herrin von Sorlinc, wo er in Wahrheit ist) verderbt.

2649. *Tot son pleisir li voldra fere, Qui qu'an parot, tot plainnement.* Das tonlose Pronominaladverbium *an* muß nach der Konjunktion *que* ausscheiden. *qui que parot* begegnet auch Erec 5726.

2881. *Desmesureemant s'esjoit, Si qu'il s'an espert a mervoille.* Freude ist sonst nicht die Ursache eines *esperdre se*; vgl. aus diesem Text 2995. Schwerlich wählte Chrétien dieses Zeitwort. Auch in der Umgebung dieses Verses sprechen Gedanke und Ausdruck wiederholt gegen Chrétien als Verfasser der betreffenden Zusammenhänge, vgl. beispielsweise 2821 ff. (die Echtheit von 2821 f. bezweifelte schon Foerster; der Bericht *Premiers conta de la rëine, Que li marcheant li tolirent, Et de l'enui que il li firent,*

2828 bis 2830, ginge höchstens als Parenthese aufzufassen, da die folgenden Worte *Mes usez plus plore et sospire, Quant il lor comança a dire Comant* ... 2831, inhaltlich sich eng an *A chascun mot sospire et plore Si duremant qu'onques ne fine*, 2826 f., anschließen; ein so heftiger Schmerzausbruch, wie 2831 ihn verkündigt, mußte eigentlich alle Worte ersticken und war durch die Erzählung *comant il trancha les panz De sa cote ou il les lia*, seine Zwillinge, gewiß nicht gerechtfertigt, u. a. m.) oder 2877 f. (mit den unklaren Worten *Car la veritez m'an tesmoigne* C, *Quant la v. le t.* P) oder 2881 ff. selbst (*Qu'or sai je ce que ne savoie*, 2885, ist ein Lückenbüßer nüchternen Inhalts; auch der folgende Vers *Ansamble o moi mon frere avoie* ist neben *Or sai je bien certainnemant, Que compaignon somes et frere*, 2891, überflüssig; *Et bien l'ai des ici gardé*, nur in P, sollte nicht *des ici*, sondern *desqu'ici* oder *dusqu'ici*, vgl. *dusques en ci*, 1539 P, oder *jusque ci*, vgl. 1166, *Mes bien l'ai jusque ci gardé*, 2125 C, *jusqu'a chi* P, 3124, Charr. 4077, Graal 1655, aufweisen.)

2940. *Ne fina tant qu'a l'ostel vint.* C hat *jusque* für *tant que* P; vgl. *Ne fina jusqu'a Jehan vint*, Clig. 6176.

2948. *Lor pere par le poing li baillent, Si li a contee et desclose Tote l'avanture et la chose Lorians au roi de Quatenasse, Si qu'un seul mot ne l'an trespasse, Si li mostra a antresaingne Les deus panz.* Man erwartet *Si li ont contee ... Tote ... la chose, Si li mostrent an antresaigne* ... Wirklich überliefert P *Si li ont contee* und *Et si li mostrerent l'ensegne*, jedoch auch das unnütze Verspaar *Lorians* bis *trespasse*, nur mit *Trestout* an Stelle von *Lorians*, so daß P in seiner Quelle gleichfalls die Singulare sah und erst aus eigenem Gefühl für das Natürliche diese in Plurale verwandelte. Den von C gebotenen, aber, wie gesagt, noch älteren Wortlaut der Verse, der in den kritischen Text überging, möchte ich für eine Verschlimmbesserung durch den Überarbeiter halten, der den Lovel allein zum Wortführer machen wollte, weil er dies V. 2922 ff. gewesen war.

2971. *Se mi dui fil vos ont aidié Por ce que norriz les avez, Feire le durent, ce savez.* Hinter *aidié* ist ein Komma am Platze, weil *Por ce que ... avez* dem Satze *Feire le durent* untergeordnet ist.

3077. *Ne savez, douce amie chiere, Que j'ai trové an ceste voie. Ne savez* darf als Frage gelten, vgl. A. Schulze, Altfrz. Fragesatz S. 144.

3099. *du pleissié*, l. *del pleissié*.

3148. *Sire rois, et je vos merci De mes deus fiz mout hautemant. A cest premier mercïement I avez Sorline conquesté* (Antwort der Herrin von Sorline, der Gattin König Wilhelms, auf eine unklare Rede ihres bisherigen Feindes, des Königs von Quatenasse,

die mit der Bitte um Verzeihung schloß). *mercïement* ist die Lesart von P; in C steht *comancement*. Der spanische Wortlaut *y por esta mercet que me pedides perdonouos* bestimmte Foerster, *mercïement* zu wählen, obwohl ihm ein weiterer Beleg für die *m.* hier beizumessende Bedeutung 'das Um-merci-Anflehen' nicht vorlag; *comancement* sei ganz allgemein (s. d. Anm. in der großen Ausgabe). *a cest premier comencement* erinnerte sprachlich an *Si dist en son premerain commenchement*, H. de Val. § 502 bei Godefr., Compl. s. v. com., *El chief de cest comencement ... Vos mosterrai une aventure, Ki ...*, MFce, Guig. 22 (vgl. auch den gegensätzlichen, im folgenden das Lebensende bezeichnenden Ausdruck *le derriien finement: Con nous dit li vrais testamens Que li daerains finemenz Iert en mout poi d'eure venus*, Trois Amis 614 in 'Ztschr. f. rom. Phil.' 22, 80 und den ähnlichen der Stelle *Icest dolent que respondra Quant le somoneor vendra Al daerain jor de jüise, ...?* Bes. Dieu 659) und hätte wohl den Sinn 'gleich mit diesem Beginnen, Handeln'. Etwaige Verbindung von *a cest prem. com.* (als 'zuvörderst') mit dem vorhergehenden Satze *je vos merci* zwänge zur Änderung von *I avez Sorline conquesté* C, *Aues nos ...* P, vielleicht in *Ui avez ...* oder nacktes *Vos avez ...*, entspräche wohl auch der Absicht des Dichters dieser Zeilen nicht, der das *conquester* zu motivieren getrachtet haben mag. Die Ausdrucksweise ist in beiden Hss. gezwungen. Wenig klar ist auch der Sinn des Adverbs *i*, das C vor *avez ... conquesté* überliefert und oberflächlich, nicht Chrétiens Art gemäß, die Ausdrucksweise *de mes deus fiz*, deren Stelle 'für die Erziehung, Ausbildung meiner Söhne durch Euch, an Eurem Hofe' einnehmen sollte.[1]

Berlin. G. Cohn.

[1] Von der eingehenden Anzeige der Guillaume-Ausgabe durch J. Acher, *Rev. d. lang. rom.* 55, 446 ff., ist der vorstehende Aufsatz wesentlich verschieden. Die Vollendung dieses, der erst später zum Druck eingereicht wurde, fiel mit dem Erscheinen jener übrigens ungefähr zusammen; vgl. auch *Archiv* CXXX, 170.

Rabelais.

Kritische Darstellung der modernen Rabelais-Forschung und ihrer Probleme.

(Fortsetzung.)

II. Wanderjahre.

Du Bellays Reise nach Rom und sein Aufenthalt daselbst ist das erstemal kritisch dargestellt von V. L. Bourilly, *Le Cardinal du Bellay en Italie, Rev. Étud. Rab.* 1907, p. 233 ff., p. 329 ff. Doch beschränkt sich die Darstellung nur auf die politischen Ereignisse, in denen Du Bellay und Frankreich eine Rolle spielen, Rabelais selbst ist nicht berücksichtigt, doch ist Bourillys Arbeit ein sprechender Kommentar für die Briefe Rabelais'. Diese zeigen, daß er damals die Stellung eines Sekretärs im Dienste Jean du Bellays und der französischen Gesandtschaft innehatte. Die Zeugnisse dafür sind drei Briefe Rabelais' an Geoffroy d'Estissac. Sie sind in einer Abschrift des 17. Jahrhunderts erhalten unter dem Titel *Trois lettres de M. François Rabelais, transcriptes sur les originaux, escrites de Rome 1536.* Der zweite Brief dieser Sammlung ist in einem zweiten Exemplar vorhanden und zeigt die Signatur Franc. Rabelais. Nach J. Boulenger, *Étude critique sur les lettres écrites d'Italie par François Rabelais, Rev. Étud. Rab.* I, 97 ff., dürfte auch dieser zweite Brief eine ziemlich gleichzeitig erfolgte Abschrift des Originals sein. Die Briefe selbst enthalten Berichte über die Vorgänge in Italien, wobei die Exaktheit der Details und der erzählten Ereignisse hervorzuheben ist, für welche wir eine Kontrolle in der Korrespondenz des damaligen französischen Gesandten Charles Hémard, Bischof von Mâcon, und des venezianischen Gesandten Bragardin haben. Rabelais' Mitteilung im Briefe vom 30. Dezember 1535: *Le Saint Pere par election du Consistoir a envoyé par devers luy deux legatz, savoir est, le cardinal de Senes et le Cardinal Caesarien. Depuis y sont d'abondant allez les cardinaux Salviati et Rodolphe, et Monseigneur de Sainctes avecques eux. J'entends que c'est pour l'affaire de Florence et pour le different qui est entre le duc Alexandre de Medicis et Philippe Strossi, duquel vouloit le dict duc confisquer les biens, qui ne sont pas petits*, wird von Bragardin am 11. Dezember 1535 bestätigt: *È stato hoggi a visitation mia domino Philippo Strozzi, il quale, havendo fatto molti longi discorsi meeco delle cose della libertation della patria sua, della qual monstra non esser senza speranza, mi disse, che li R^mi^ cardinali Salviati et Redolphi hanno mandato a richieder licentia a Cesare di andar a Sua Maesta per procurar la libertà della patria loro e cosi l'hanno havuta.*

La dimandono mo al Pontefice et quelli che favoriscono la parte del Duca Alesandro, ostano quanto possono a questo. Rev. Étud. Rab. V, 372. Auch die Tatsache, daß der Herzog den Kardinal Cibo in Mailand als Gouverneur zurückgelassen, findet sich in den Aufzeichnungen Bragardins: *Mi ha detto anchora che il castello ha fatto il preditto Duca in Fiorenza è tuto in bona difesa et che sua Signoria li ha posto uno de Medici per castellano.* Es ergibt sich daraus, daß Rabelais seine Nachrichten als politischer Gewährsmann an Geoffroy d'Estissac übermittelte. Dafür spricht auch der Umstand, daß er sich einer Geheimschrift bedient: *faulte de chiffre m'enguarde vous en escrire davantage.*[1] Diese Korrespondenz mit dem Bischof von Maillezais muß ziemlich regelmäßig gewesen sein, da er am 29. November, 30. Dezember, 28. Jänner, 15. Februar schrieb, anderseits muß sie auch die Zustimmung des Kardinals gehabt haben, da Rabelais die königliche Post dafür benutzen konnte. Diese drei Briefe sind jedoch nur der spärliche Rest einer umfangreichen Korrespondenz, welche nach Rabelais' eigenen Angaben ein Paket Briefe aus Ferrara, ein zweites aus Rom, einzelne Briefe vom 18. und 22. Oktober, 29. November 1535 umspannte.

Rabelais benutzte seine Verbindungen am Hofe Pauls III., um seine Stellung gegenüber der Kirche zu regeln. Am 17. Januar 1536 erlangte er vom Papst ein Breve mit der Lossprechung vom Vergehen der kirchlichen Apostasie und der Erlaubnis, die ärztliche Praxis mit Zustimmung seiner Oberen *citra adustionem et incisionem, pietatis intuitu ac sine spe lucri vel questus* auszuüben. Zugleich durfte er in ein anderes Benediktinerkloster übertreten.

Diese Angelegenheit der *supplicatio pro apostasia* ist nicht ganz klar. Rabelais spricht von ihr im Briefe an D'Estissac als von einer beendeten: *Pour le present, je vous peux advertir que mon affaire a esté concedé et expédié... En tout cas il ne me reste que lever les bulles sub plumbo.* Das erhaltene Dokument ist aber ein Breve, nicht mit Blei-, sondern mit Wachssiegel. Außerdem verlangt Rabelais dann wieder im letzten Satze der Supplicatio ein Breve. *Et quod ... fieri possit in literis per breve S. V. prout videbitur expediendis, attento quod Orator est praesens in curia.* Er verlangt also ein Breve, spricht aber in seinem Briefe immer von einer Bulle. Die Annahme J. Boulengers, *la supplicatio pro Apostasia et le Bref de 1536, Rev. Étud. Rab.* II, 110 ff., eine Geldverlegenheit sei die Ursache gewesen, daß Rabelais statt einer Bulle das Breve genommen, wird hinfällig durch die ausdrückliche Erklärung im letzten Briefe: *J'ay, Dieu mercy, expedié tout mon affaire, et ne m'a cousté que l'expedition des Bulles. Le*

[1] Brief aus Rom vom 30. Dezember 1535.

sainct Pere m'a donné de son propre gré la composition... Es ist also deutlich gesagt, daß die Anfertigung erstens wenig kostete, zweitens daß sie bezahlt wurde, woraus sich die Haltlosigkeit von J. Boulengers Annahme ergibt. Könnte man in diesem Breve nicht eine Bestätigung und Rekapitulation der früheren Erlasse, einschließlich der Bullen, sehen, so daß also die *supplicatio pro apostasia* nach der Ausfolgung der Bullen geschrieben wurde? Auch die Überlieferung der Supplicatio und des päpstlichen Breve ist nicht recht klar. Die einzige uns bekannte Fassung rührt von Leroy her, der sie von dem Pfarrer von Meudon, Grandet, erhalten hatte. Daneben steht eine zweite Abschrift von Dubuisson-Aubenet, 1652, der sie auch von Grandet bekommen hatte, die nur wenig von der ersten Fassung abweicht. Die Supplicatio dürfte in dem vorliegenden Text von dem eigenhändigen Konzept Rabelais' herstammen, während das Breve wahrscheinlich vom Original abgeschrieben ist, das Rabelais in Meudon verwahrte.

Die andere Frage, warum Rabelais schon als Doktor bezeichnet wird, dürfte sich leichter lösen lassen. Da er sich in seiner Supplicatio sehr zweideutig ausdrückt: *Facultati medicinae diligenter operam dedit, et in ea gradus ad hoc requisitos suscepit, publice professus est, et artem hujusmodi practicando pluries exercuit in suis ordinibus susceptis praedictis,* so daß die Titel, die zu tragen er berechtigt war, nicht genannt werden, konnten sich die Aussteller des Breve in der päpstlichen Kanzlei täuschen und, wie Boulenger annimmt, den Doktortitel dazusetzen. Dabei sei darauf hingewiesen, daß ein Günstling des Kardinals Jean de Lorraine, zu dem Rabelais wiederholt Beziehungen hatte, nämlich Paul Sadolet, später Bischof von Carpentas, Sekretär der Breve Pauls III. war und so Rabelais kennenlernen mußte. Die Forschung hat sich mit diesem Namen bis jetzt noch nicht befaßt. Vgl. A. Collignon, *Le Mécénat du Cardinal Jean de Lorraine, Annales de L'Est* 1910.

Von den sonstigen Beschäftigungen Rabelais' wissen wir durch seine eigene Aussage, daß er sich mit der Erlernung des Arabischen beschäftigte, das er vom Bischof von Karamo lernte. *L'evesque de Caramith, celuy qui en Rome, fut mon premier précepteur en langue arabique* ... usw. *Briefve Declaration d'aucunes dictions plus obscures (Catadupes).* Im Gefolge des Bischofs befanden sich viele Griechen, die sich mit der Erwerbung alter Manuskripte befaßten. Es ist nicht unmöglich, daß Rabelais daran beteiligt war und deshalb das Arabische lernte. Während des dritten Aufenthaltes in Italien ist er ja mit der Aufgabe betraut, Handschriften für die königliche Bibliothek zu sammeln.

Jean du Bellay brach seinen Aufenthalt plötzlich ab und verließ in größter Eile Rom. Nach Bourilly waren es Gründe poli-

tischer Natur, welche den Kardinal bewogen, Franz I. aufzusuchen, den er am 10. März in Lyon traf. Wir wissen nicht, ob Rabelais seinen Herrn begleitete oder Rom erst mit dem Gefolge verließ, für welches der Papst am 14. April den Geleitsbrief ausstellte.

In Lyon war der Kardinal von Tournon, ein Eiferer, der auch Marot zum Widerruf gezwungen hatte, investiert worden, und es dürfte dies, wie Tilley vermutet, ein Grund mehr für Rabelais gewesen sein, sich ganz in den Schutz der Du Bellay zu stellen. Unter Berufung auf das Breve des Papstes trat er mit Zustimmung des Kardinals in dessen Abtei Saint-Maur des Fossés ein, welche 1533 säkularisiert worden war. Wir besitzen kein Dokument über seinen Aufenthalt daselbst. Die einzigen Anhaltspunkte, welche sich mit Wahrscheinlichkeit ergeben, sind aus der *Histoire du diocèse de Paris* des Abbé Lebeuf 1883, t. II, p. 433 ff., aus der *Architecture* des Philibert de l'Orme, Erbauer des Schlosses, und aus der Bittschrift Rabelais' geschöpft. Nach der Säkularisation wurden die Mönche Kapitelherren, und wir ersehen aus der *Supplicatio*, daß sich Rabelais unter ihnen befand. P. Niceron schreibt Band XXXII, p. 357 seiner *Mémoires*: *Il (Th. Corneille dans son Dictionaire Géographique) ajoûte qu'on trouve les Provisions de Rabelais dans les Registres de l'Archevêché de Paris, parmi celles des Chanoines qui furent nommés incontinent après la secularisation: mais qu'apparemment il ne prit pas possession puisqu'il n'en est fait nulle mention dans les Registres du Chapitre de S. Maur. On voit cependant par une nouvelle supplique que s'il ne prit pas possession par lui même, il le fit par Procureur, parce qu'il étoit alors à Rome.* Die Angelegenheit ist dadurch unklar, daß die *Supplicatio* von einer Bulle Pauls III. spricht, während die Herausgeber der *Gallia christiana*, die Brüder Sainte-Marthe, und Lebeuf noch eine Bulle Klemens' VII. erwähnen. Es sind also zwei Säkularisationsbullen vorauszusetzen, eine von Klemens VII., 1533, die wahrscheinlich erfolglos war, eine zweite von Paul III., die von Jean du Bellay in Rom erlangt wurde, wobei jedoch Rabelais vom Kardinal schon unter die Mönche des Klosters aufgenommen war, als das erste Domkapitel in Abwesenheit des Kardinals tagte. Die Bulle Klemens' VII. spricht von *octo canonicatus et totidem praebendas pro octo canonis saecularibus*, während die Sentenz von 1536 nach der *Gallia christiana* eine Änderung hatte: *In ejusdem vero executione anno 1536 novem sunt canonicatus* etc. Dieser neunte war Rabelais, der durch den Erlaß Pauls III. vom 17. Januar 1536 in jedes Kloster der Benediktiner eintreten konnte, das ihn aufnehmen wollte. Die zweite Säkularisationsbulle durch Paul III. wird durch den *État des bulles des papes, des legats et de quelques antipapes qui con-*

firment la donation des biens et la concession de plusieurs privilèges ... jusqu'à Clément VII inclusivement en 1536 bezeugt, denn wir finden hier eine Bulle Pauls III., die eine Bulle Klemens' VII. bestätigt mit der Erklärung, daß es sich hier um die Ernennung von acht Prioraten handle, die Saint-Maur unterstanden.

Was die Erklärung dieser zweiten *Supplicato* betrifft, so dürfte es sich, wie Clouzet, *Saint-Maur, Paradis de Salubrité, Aménité et ... Délices, Rev. Étud. Rab.* 1909, 259, vermutet, um eine Reklamation der Geistlichen von Saint-Maur gegen Rabelais handeln, da er während der Säkularisation nur dem Namen nach Mönch war und sich der Säkularisationsforderung, die dem Gebrauche gemäß von den Mönchen der zu säkularisierenden Abtei gestellt wurde, nicht persönlich angeschlossen hatte, sondern per procurationem vertreten wurde, und da ferner die Bulle Pauls III. wahrscheinlich erst nach der ersten Kapitelversammlung vom 28. Jänner 1536 erlassen wurde. Hauptgrund war wohl der Neid der Geistlichen, ihr Einkommen durch einen Neunten vermindert zu sehen. Die Antwort des Papstes fehlt, doch scheint sie abschlägig gelautet zu haben, denn Rabelais bezeichnet sich niemals als Kanonikus von Saint-Maur, nicht einmal auf dem offiziellen Akt von Meudon. Es wird daher auch nur mit einem kurzen Aufenthalt Rabelais' zu rechnen sein, und da er im Frühjahr 1537 in Montpellier ist, wird er bis Ende 1536 in Saint-Maur geweilt haben, da er mit der Regelung seiner kirchlichen Stellung nicht bis 1540 gewartet haben wird, wie man früher glaubte. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß dieser Mißerfolg Rabelais von nun an dauernd von Jean du Bellay fernhielt, da dieser gewöhnlich in Saint-Maur verweilte. Am 17. März 1537 nimmt er am Gastmahl teil, welches in Paris zu Ehren Dolets veranstaltet wurde. Die Namen der Tafelgenossen sind in einem lateinischen Gedicht erhalten. Hervorzuheben ist, daß von den Teilnehmern Budé, Berault, S. Macrin, J. Voulté, N. Bourbon, Cl. Marot und Dolet Schützlinge des Kardinals de Lorraine waren, und diese Verbindung mit den Angehörigen der Clientèle Lorraine läßt vielleicht doch auf regeren Verkehr mit dem Kardinal de Lorraine und dessen Bruder schließen, als Collignon, *Le Mécenat du Cardinal Jean de Lorraine*, anzunehmen gewillt ist. Rabelais dürfte sich die Gelegenheit, durch Paul Sadolet, Sekretär der Breve Pauls III., in Verbindungen zu den Guisen zu treten, kaum haben entgehen lassen.

Wenig Neues hat die Forschung über den Aufenthalt in Montpellier gebracht, da dieser durch Dokumente seinem Verlaufe nach bekannt ist. Rabelais dürfte hier die Gastfreundschaft des Bischofs von Montpellier, Guillaume Pellicier, genossen haben, den er auf seiner zweiten Reise nach Italien kennengelernt hatte. Denn

auch während dieser Zeit wissen wir nichts von einem Verdienste Rabelais', so daß sich also wieder der Gedanke an fremde Hilfe nahelegt.

Am 3. April 1537 bezahlte er dem Vermerk im *Liber procuratorum* zufolge für sein Lizentiat vier Pfund, er wurde wahrscheinlich am gleichen Tage Lizentiat, doch fehlt die Lizenz. Es ist dies nach Dr. Gordon, *Rabelais à la Faculté de Médecine de Montpellier*, ibid. 1876, dadurch zu erklären, daß die Thesen in der Kapelle Saint-Michel der Kirche Notre Dame des Tables abgehalten und der Grad des Lizentiaten im bischöflichen Palaste übertragen wurde. Wie nun Plattard, *Licentiatus pro doctore an habeatur*, *Rev. Étud. Rab.* IV, 270 ff., 396/97, aus Tiraqueaus *De legibus connubialibus* darlegt, ist das Lizentiatenexamen die wahre Prüfung: *licentiatus in favoralibus habetur pro doctore, quia qui est in potentia propinqua actus videtur esse in actu*, und der Doktortitel eine Würde, die der Lizentiat nach Gelegenheit früher oder später erhielt.

Rabelais muß nach dem Doktorat in Lyon gewesen sein, denn Bourilly, *Deux points obscurs dans la vie de Rabelais. Rabelais à Lyon en août 1537, Rabelais et le sieur de la Fosse 1540, Rev. Étud. Rab.* IV, 103 ff., zeigt im Gegensatz zu Picot, *Rabelais à Lyon en août 1540, Rev. Étud. Rab.* IV, 45 ff., daß der Brief des Kardinals von Tournon vom 10. August 1537 zu datieren ist, da der Kardinal zweifellos an den Kanzler Du Bourg geschrieben, der aber 1538 gestorben war, 1536 mit ihm in Lyon geweilt habe, so daß also nur das Jahr 1537 übrigbleibe. Picot glaubte den Adressaten von Rabelais' Brief entweder in der Person des Antonio da Fossano, Professor an der Universität in Turin, oder mit dem Augustiner Girolamo Negri aus Fossano bestimmen zu können. Bourilly dagegen versucht mit größerer Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, daß der Brief Rabelais' an den Seigneur de la Fosse, Barnabé de Verre, gerichtet war, der zu den Vertrauten Guillaume du Bellays gehörte und früher auch an der Einigung der beiden Kirchen gearbeitet hatte, dann aber umgesattelt war. Rabelais hätte ihm, ohne von dieser Wandlung gewußt zu haben, politische Nachrichten und Geheimnisse seines Herrn mitgeteilt, woraus Unannehmlichkeiten entstanden wären. Rabelais schien sogar unschlüssig gewesen zu sein, wohin er sich wenden sollte, doch wurde die Angelegenheit beigelegt. Diese Affäre mit dem Kardinal scheint eine größere Bedeutung gehabt zu haben, als man bis jetzt anzunehmen gewillt ist. Tournon spricht nämlich in seinem Brief von der Königin von Navarra: *Et s'il n'eust parlé de moy en ladicte lettre et aussi qu'il s'advoue au roy et royne de Navarre, je l'eusse faict mettre en prison*... Es scheinen diese Worte auf bisher noch nicht in

Betracht gezogene Beziehungen Rabelais' zu Marguerite zu deuten. Welcher Art diese sein konnten, darüber bleibt den Vermutungen freies Spiel. Sicher ist, daß die Königin Rabelais las, denn sofort nach dem Erscheinen des dritten Buches macht sie in einem Briefe an ihren Gemahl eine Anspielung auf dasselbe. Es ist durchaus möglich, daß Rabelais durch die Du Bellay in Angelegenheiten der Einigung der beiden Kirchen mit Marguerite in Verbindung trat. Dadurch gewännen sich neue Gesichtspunkte für die Beurteilung der Affäre Tournon, da dieser als Führer der Ultramontanen die Reformation nach Kräften verfolgte. Später fiel sogar Du Bellay seinen Ränken, und damit steht auch die Flucht Rabelais' 1546 in Zusammenhang. Hervorzuheben ist ferner, daß die letzten Nachrichten über Rabelais von einem Dienstmanne Tournons herrühren. Auf alle Fälle sehen wir, daß Rabelais der Königin ein treues Gedenken bewahrt, da er das III. Buch unter ihren Schutz stellte und auch im Prolog des V. Buches ihrer in warmen Worten gedenkt. Es dürften auf diese Weise eher persönliche Gründe im Spiel gewesen sein als die Rücksichtnahme auf seine offizielle Stellung. Die Worte Tournons lassen vielleicht die Annahme zu, daß Marguerite sich für Rabelais verwendet hat, anderseits kann man auch an Jean du Bellay denken. Man sieht also, daß Rabelais der réforme militante vielleicht mehr bezahlt hat, als man bisher glaubte.

Rabelais dachte damals an die Hochschullaufbahn. Die Doktoren, welche an die Universität kommen wollten, mußten öffentliche Kurse abhalten, deren Wahl ihnen überlassen blieb und welche vom 18. Oktober bis Palmsonntag dauerten. Rabelais wählte die Prognostika des Hippokrates, welche er Graece, d. h. nach einem griechischen Original interpretierte. Die Angabe von Petit de Jullevilles *Histoire de la langue et de la littérature française* III, 31, und Marty-Laveaux, V, XXVII, daß er am 27. September den griechischen Text des Hippokrates erklärte, beruht auf einem Irrtum, denn an diesem Tage wurde die Versammlung abgehalten, in der die Kurse bestimmt wurden. Dr. Santi, *Le cours de Rabelais à la faculté de Montpellier*, *Rev. Étud. Rab.* III, 309. Aus der Eintragung geht hervor, daß Rabelais bei dieser Versammlung nicht anwesend war, da sein Freund Jean Esquiron für ihn ein Thema wählte. Rabelais wird damals noch durch das Verbot des Kardinals Tournon in Lyon zurückgehalten worden sein. Das von Esquiron gewählte Thema wurde von Rabelais später selbst geändert.

Nach Aug. Germain, *L'école de Médecine de Montpellier* p. 71, ist Rabelais von 1488—1793 der einzige Mediziner, der einen griechischen Arzt nach dem Originaltext erklärt hätte. Doch handhabt er die philologische Methode ohne Kritik, obwohl er in

der Medizin ein philologisches Ideal verfolgt, die Glossen der Araber und die Kommentare beiseitezuschieben. Nach Plattard darf man ihn nicht als Vorläufer der gegenwärtigen medizinischen Methode hinstellen.

In den Oden des Macrin, erschienen 1537 bei Gryphius, ist von einem Besuche in Narbonne die Rede: *Testes tuarum Parisii artium Testesque Narbo Martius atque Atax* usw. Es ist schwer, die Richtigkeit der Behauptung zu beweisen, denn die Archive von Narbonne enthalten nichts Diesbezügliches. Anderseits ist das curriculum vitae Rabelais' gerade 1537 sehr genau bekannt, und ein Aufenthalt in Narbonne läßt sich schwer zwischen die bekannten Daten einschieben. Überhaupt wurde die Frage, ob Rabelais in Narbonne, Chartres verweilt hat, noch nicht in Betracht gezogen.

1537 hielt Rabelais in Montpellier einen Anatomiekursus an einem menschlichen Körper, welche Vorlesung er 1538 in Lyon wiederholte. Es ist kaum anzunehmen, daß Rabelais selbst das Messer führte, da ihm dies ja nicht gestattet war, außerdem damals diese Beschäftigung immer von einem Prosektor vorgenommen wurde. Rabelais' Kenntnisse in der Anatomie waren sehr genaue, und Dr. Le Double, *Rabelais, Anatomiste et Physiologiste*, Paris 1899, bringt dafür anschauliche Beweise, indem er die Vergleiche, welche Rabelais zur Beschreibung der verschiedenen Organe anwendet, im Bilde festhält und dieses der wirklichen Gestalt der Organe gegenüberstellt, wobei sich die scharfe Beobachtung durch den fast immer gelungenen Vergleich ergibt. Rabelais betätigte sich auch in der Chirurgie, denn er erfand zwei chirurgische Instrumente, eines zur Reduktion von Schenkelknochenbrüchen, das andere zur Operation von gequetschten Leistenbrüchen (hernia strangulata). Dem Beispiel Le Doubles folgend, beschäftigten sich noch andere Ärzte mit Rabelais. So Dr. F. Brémond, *Rabelais médecin*, Dr. Mollet, *Rabelais clinicien*,[1] Dr. Benoist, *Rabelais accoucheur*, A. Heulhard, *Rabelais chirurgien*. Über die allgemeine Entwicklung der Medizin im 16. Jahrhundert vgl. Daremberg, *Histoire des sciences médicales* I, S. 325 ff., wo die Einteilung getroffen ist in die Reformatoren der Medizin durch humanistische Gelehrsamkeit ohne Kontrolle der Alten durch das Experiment, zweitens in die Reformatoren der Medizin durch die Anatomie. Rabelais spricht um 1532 in der Vorrede der *Epistulae Manardi* nur im Sinne der Humanisten, ohne an die Kontrolle durch die Praxis zu denken. Dem ist aber, wie die Kurse von 1537 und 1538 zeigen, nicht mehr so, und man wird

---

[1] Paris 1904. Für die Erklärung von Heilmitteln und medizinischer Ausdrücke vgl. *Rev. Étud. Rab.* III, 176 ff., 311 ff.

wohl behaupten können, daß Rabelais diesen früheren einseitigen Standpunkt aufgegeben hat. Plattard betrachtet Rabelais nur von dem ersten Standpunkt aus und untersucht mehr die Vorbilder und Autoritäten, als daß er auf die Wandlung hinwiese, die sich auch in den letzten zwei authentischen Büchern verfolgen läßt, vgl. Buch III, c. 3, 4, und den Prolog des IV. Buches. Damit hängt wohl auch zusammen, daß in den ersten beiden Büchern die antiken Ärzte zitiert sind, in den folgenden die Medizin von der anatomischen Seite gezeigt wird.

Als Physiolog spricht Rabelais seine Ansicht aus in der Stelle über den Kreislauf des Blutes, *Pantagruel* III, c. 4. Obwohl nach dem Urteil Le Doubles ziemlich verwirrt dargestellt, ist seine Ansicht ein Fortschritt gegenüber der Lehre Galens zweier Blutarten. Vgl. diesbezüglich die Erklärungen von P. Dorveaux und P. Barbier, *Rev. Étud. Rab.* III, 176 ff., 311 ff. über bei Rabelais vorkommende Heilmittel und medizinische Ausdrücke, Albarel, *La Psychologie de Quaresmeprenant, Rev. Étud. Rab.* IV, 49 ff. Dazu Plattard l. c., *Les sciences médicales,* p. 127 ff.

Da die Lehrtätigkeit Rabelais' zu Ostern ablief, dürfte er auch um diese Zeit Montpellier verlassen haben. E. Picot, *Rabelais à l'entrevue d'Aiguesmortes, Juillet 1538, Rev. Étud. Rab.* III, 333, weist auf Grund eines Briefes des Antoine Arlier, Stadtbeamten in Nîmes, nach, daß Rabelais Zeuge der Zusammenkunft Karls V. und Franz' I. bei Aiguesmortes war. Wo er zum Gefolge des Königs stieß, der seit April im Süden weilte, noch in welcher Eigenschaft, ist bis jetzt nicht festgestellt. Da aber Du Bellay den König begleitete, so wird er wahrscheinlich im Gefolge des Kardinals der Entrevue beigewohnt haben, ohne daß man besondere politische Beweggründe dahinter zu suchen hat. Wohin sich Rabelais nachher wandte, ist nicht zu ermitteln. Vielleicht war er in Turin, wo gerade Guillaume du Bellay schwer krank war, möglicherweise blieb er bei Jean du Bellay in Paris. Er tritt erst 1539 wieder hervor, als er in Montpellier wieder Vorlesungen hielt, wie folgende Inskription: *Ego Guido Bellaisius dyocesis Lugdunensis, veni ad hanc universitatem medicine Montispessulani studendi gratia et elegi mihi patrem reverendum Franciscum Rabelaesum, doctorem bene meritum* usw. zeigt. Rabelais dürfte also zu den Professoren der Universität gehört oder im Dienste der Universität Vorlesungen gehalten haben.

1540 ist Rabelais das drittemal in Italien. Tilley[1] vermutet, daß die strengen Verordnungen des Jahres 1540 den Anlaß boten, Frankreich zu verlassen, besonders das Edikt von Fontainebleau. Doch zeigt ein Brief Pelliciers vom 23. Juli 1540, daß er schon

[1] *Fr. Rabelais,* p. 81.

längere Zeit im Dienste Guillaume du Bellays war, da Anspielungen auf frühere Briefe vorkommen. Dies beweist, daß er noch vor dem Edikt von Fontainebleau abgereist ist. Drei Briefe Pelliciers, damals Gesandter in Venedig, lassen auf eine ähnliche Korrespondenz wie im Jahre 1536 schließen. Außerdem wissen wir aus einem Schreiben des Jean de Boyssoné, daß Rabelais anfangs Jänner 1541 durch Chambérry gekommen ist. *Rabelaisus his diebus hac iter fecit meque invisit. Nescio si per hanc ipsammet viam ad vos redibit, nam incertus erat, quid ageret, cum hinc abiit.* Das Motiv dieser Rückkehr ist unbekannt, und es dürfte kaum angehen, an den Tod seines Sohnes zu denken; Boyssoné hätte sich dann nicht so vorsichtig ausgedrückt. Vielleicht ist es erlaubt, auf einen ähnlichen Fall wie anläßlich des Briefes des Kardinals de Tournon zu schließen. März 1541 ist er, nach einem Brief Pelliciers an Langey zu urteilen, wieder in Turin. Auch dieser Aufenthalt Rabelais' bleibt in seinen Einzelheiten dunkel. Bourillys Untersuchungen über Langey, *Guillaume du Bellay, seigneur de Langey,* Paris 1905, lassen nur vermuten, an welchen politischen Ereignissen und Intrigen Rabelais Anteil nehmen konnte, ohne daß sich jedoch greifbare Beweise erbringen ließen. Aus den Angaben im III. Buche kann man entnehmen, daß er Langey auf dessen Inspektionsreisen begleitete, da er von der Umgebung des Passes von Mont Genèvre spricht: *les montaignes de Briançon et Ambrun, Pant.* III, ch. LII, und Langey Winter 1540—41 längere Zeit im Gebiete der Waldenser längs der Durance weilte.

Erwiesen ist es dagegen, daß Rabelais mit Langey im November 1541 nach Frankreich zurückkehrte. Nach den Darlegungen Clouzots, *Le véritable nom de Saint-Ayl, Rev. Étud. Rab.* III, 351 ff., ist der Brief von Saint-Ayl beweisend für die Anwesenheit Rabelais' in Frankreich. Die Untersuchungen Clouzots zeigen, daß der Brief an Hullot gerichtet war, Advokat in Orleans und damals Vertreter der Interessen der Kaufmannschaft der Loire gegen Gaucher de Sainte-Marthe. Auf Grund verschiedener Urkunden wird auch der Herr von Saint-Ayl bestimmt. Es ist Etienne Lorens, der ebenfalls im Dienste Langeys stand und 1542 mit seinem Herrn nach Frankreich zurückkehrte. Rabelais begleitete sie und benutzte die Gelegenheit, 1542 eine neue, von allen Ausfällen gegen die Sorbonne gereinigte Ausgabe des *Gargantua* und *Pantagruel* zu besorgen. Wie aus Boulengers Untersuchung, *Valeur critique des Textes de Gargantua, Rev. Étud Rab.* VI, 97, hervorgeht, ist diese Ausgabe aus dem Jahre 1542 die Edition letzter Hand für die ersten zwei Bücher. Die von Du Verdier erwähnten *Stratagèmes, c'est à dire Prouesses et Ruses de Guerre du preux et trescelebre Chevalier Langey au commence-*

ment de la tierce Guerre césarienne sind inhaltlich verloren. Wir wissen nur, daß die lateinisch geschriebene Denkschrift von Claude Massuau ins Französische übersetzt wurde. Nach Veröffentlichung dieser Werke wird Rabelais nach Saint-Ayl gegangen sein, wo Etienne Lorens urkundlich am 25. März 1542 bezeugt ist. Die Beziehungen zu Hullot und Claude Framberge datieren aus der Zeit ihrer Studien an der Universität Orleans, als Rabelais, wahrscheinlich um 1528, dahin kam.

Rabelais begleitet Du Bellay wieder nach Turin, Mai 1542. Langey kehrte jedoch Winter 1542 schwerkrank nach Frankreich zurück, wo er auf der Reise am 9. Jänner 1543 stirbt. Aus Buch III ch. 21, IV ch. 26 und einem von Bourilly, *Rabelais et la mort de Guillaume du Bellay, Rev. Étud. Rab.* II, veröffentlichten Briefe des Martin du Bellay an Jean: *le medecin Rabelais s'excuse et m'a escrit qu'il n'avait jamais pensé à la conservation de ces memoires ... Vous l'aures veu maintenant car il m'assure qu'il vous aura esté trouvé pour vous dire que feu M. de Langey lui avoit ordonné 150 livres par an jusques a ce que on luy eust donné quelque benefice de plus grand valeur nous asseurant qu'il a bien faict son devoir auprès de feu nostre frère,* geht hervor, daß Rabelais beim Tode seines Herrn zugegen war, und man kann voraussetzen, daß er dem Begräbnis Langeys in Le Mans am 5. März beiwohnte. Auf Grund dieser testamentarischen Verfügung bekam Rabelais wahrscheinlich die Pfründe Saint Christophe de Jambet in der von René und Jean du Bellay geleiteten Diözese Le Mans. Nach der Bezeichnung *medecin* zu schließen, stand Rabelais Langey hauptsächlich als Arzt zur Seite, ob auch als Sekretär, bleibt fraglich.

Der Verlauf der folgenden Jahre ist dunkel und noch wenig durchforscht. Am wahrscheinlichsten ist die Vermutung, daß Rabelais damals ein Wanderleben führte. Buch V, 30 heißt es: *Un verrat qu'autrefois j'avois veu à Limoges,* und V, 26: *le vieux chemin de la Ferrate,* und dies scheint auf einen Aufenthalt in Limoges zu deuten, der für jene Zeit nicht unmöglich wäre, da Jean du Bellay von 1541—1546 Bischof von Limoges war. Vgl. *Rev. Étud. Rab.* V, 325: *Rabelais en Limousin.* Der Aufenthalt daselbst könnte nach dem Tode Langeys anzusetzen sein. Anderseits vermutet Clouzot, *La Brosse en Xantonge, Rev. Étud. Rab.* V, 195, aus der Erwähnung zweier Schlösser des Geoffroy d'Estissac im Buch IV, Kap. XXXI, nämlich des Schlosses Colonges-les-Royaux (Deux-Sèvres) und von La Brosse en Xantonge, Charente-Inférieure, daß Rabelais gegen 1545 dort geweilt habe. Doch dürfte dieses Jahr kaum angehen, da Geoffroy d'Estissac 1543 gestorben ist, 1545 Rabelais am dritten Buche arbeitet, überhaupt diese Zeit in einer offiziellen Stellung an den Hof gebunden erscheint. Er

wird viel wahrscheinlicher in den Tagen von Maillezais das Schloß besucht haben, da er in seinem Briefe aus Rom von Madame d'Estissac spricht, welche entweder Jeanne de la Brousse, die das Schloß in die Familie der d'Estissac brachte, oder Anne de Daillon, Frau des Louis d'Estissac, Sohn der Jeanne de la Brousse, ist. An St. Maur ist wohl schwerlich zu denken, da ja ein Aufenthalt daselbst angefochten worden war, anderseits die Anspielung im dritten Buche, Kapitel III, auf St. Babolin bei St. Maur nichts für diese Zeit besagt, da die ersten fünf Kapitel wahrscheinlich nicht gleichzeitig verfaßt sind.[1] Rabelais behandelt im III. bis V. Kapitel das Thema der öffentlichen Anleihen, welches gerade in den Jahren 1536—1544 im Mittelpunkt des Interesses stand.[2] Vgl. E. Lavisse, *Histoire de France* t. V, p. 242. Will man schon aus dem dritten Buche den damaligen Aufenthalt Rabelais' erschließen, so kann man darauf hinweisen, daß Rabelais die dritte Auflage des *De legibus* von Tiraqueau noch vor dem Erscheinen dieses Werkes im Jahre 1546 gelesen haben muß, da er beinahe wörtlich einige Stellen übersetzt, die zum erstenmal in der Ausgabe von 1546 stehen, dann die bei Tiraqueau angedeuteten Zitate ausführt und ordnet, während sie bei Tiraqueau noch in unfertigem Zustande vorkommen.

Die Ideen Tiraqueaus finden sich hauptsächlich in den Kapiteln *Comment Rondibilis medecin conseille Panurge* und *comment Hippothadée théologien donne conseille a Panurge*. Rabelais wird das Werk in Paris bei Tiraqueau selbst gelesen haben und durch ihn bestimmt worden sein, das III. Buch zu einer Thesenschrift zu machen. Als das Werk Tiraqueaus erschien, war Rabelais schon in Metz, daher diese von Barat, *Rev. Étud. Rab.* III, *l'influence de Tiraqueau sur Rabelais* vorgebrachte Ansicht der Entstehung des III. Buches durchaus einwandfrei ist. (Vgl. die Ausführungen Lefrancs über die These des III. Buches.)

Die Annahme, daß Rabelais um 1545 in Paris weilte, wird von anderer Seite bestätigt. Aus einem Gedicht des Claude Chappuys, *Discours de la court*, ersehen wir, daß Rabelais dem Gefolge Franz' I. angehörte und das Recht hatte, den Titel eines *maître de requête* zu tragen. Diese Nachricht wird durch Jean Bouchet

[1] Hervorzuheben ist, daß ch. I, II die Erzählung noch in der Richtung der ersten zwei Bücher fortführen, während im ch. III ein anderer Ton hervortritt. Auch das II. ch. zeigt die Spuren dieser plötzlichen Schwenkung, die von Ereignissen zu theoretischen Erörterungen übergeht. Als deutliche Gegenschrift auf Machiavellis *Principe* dürfte der Entwurf nach 1532, vielleicht gleichzeitig mit dem *Gargantua* erfolgt sein.

[2] Die öffentliche Meinung hatte sich gegen die Anleihen des Hofes in den Jahren 1536, 37, 44 ausgesprochen, und man wird im Hymnus Panurges auf die *debteurs et emprunteurs* einen deutlichen Anschluß an den Hof erblicken.

in seinen *Epistres morales et familiers*, Poitiers 1545, infol. bestätigt, da er sagt:

> *Marot, Sagon, Brodeau et Rabellaiz,*
> *Marcault, Colin et aultres en grand nombre,*
> *Tous escripvans dessoulz la Royale umbre*
> *Du Roy Françoys, des lettres amateurs ...*

Wir wissen nicht, auf Grund welcher Ansprüche Rabelais dieses Amt erhielt, doch kann man vielleicht an Pellicier denken, der auf Rabelais' Mitwirken beim Sammeln der alten Handschriften hingewiesen haben kann. (Vgl. Lefranc, *Rev. Étud. Rab.* II, 51, VII, 411, *Rabelais, secrétaire de Geoffroy d'Estissac et maître des requêtes.*

Das dritte Buch erschien 1546 bei Christian Wechel in Paris und geht, wie Lefranc, *Le tiers livre et la querelle des femmes, Rev. Étud. Rab.* II, 1 ff., 78 ff., auseinandersetzt, auf den zwischen 1542 und 1550 herrschenden Streit über die Frauen zurück. Seit den Angriffen, die Jean de Meung im 2. Teil des *Rosenromans* gegen die Frauen gerichtet, war das Thema nicht mehr zur Ruhe gekommen. Matheolus von Boulogne sur mer in einem verlorenen lateinischen Werke, dessen Übersetzung am Ende des 15. Jahrhunderts gedruckt wurde, Martin Lefranc im *Champion des dames* und in den *Quinze joies de mariage*, Giovanni Nevizzani in den *Sylvae Nuptialis Libri Sex*, Cornelius Agrippa mit der *Declamatio de nobilitate et praecellentia foeminei sexus*, Erasmus' *Institutio Christiani Matrimonii*, Gratian du Pont in den *Controverses des Sexes masculin et feminin* wiederholen immer die Angriffe gegen die Frauen. Tiraqueaus *De legibus* bringt in den Ausgaben von 1512, 1515, 1524, 1546, welch letztere eine Antwort auf Antoine Heroets *Parfaicte Amye* war, neues Material gegen die Frauen. Ihm schließt sich nun Rabelais im III. Buch an. Daß das Buch von den Zeitgenossen so verstanden wurde, zeigt die Äußerung des Fr. Billon in seinem *Fort inexpugnable de l'honneur du sexe feminin* 1555, worin Rabelais als der Führer der Pantagruelisten, der Frauenfeinde, bezeichnet wird So erklärt sich die Sonderstellung, welche das III. Buch im Roman einnimmt. Man kann auf eine offizielle Stellung Rabelais' vielleicht aus dem Umstande schließen, daß Fragen behandelt werden, die gerade die Hofkreise damals interessierten, und Rabelais sich an mehreren Stellen den Unternehmungen des Königs anschließt, so III, ch. 48 über die heimlichen Heiraten, ferner Namen erwähnt, die für den Hof eine gewisse Bedeutung haben, wie Blois, Chambord, Triboulet. So erklärt sich das Privileg von 1545 mit seinen schmeichelhaften Ausdrücken, wie überhaupt das Hervortreten Rabelais' nach einem elfjährigen Schweigen.

In direktem Zusammenhang mit der Veröffentlichung des III. Buches steht Rabelais' Flucht nach Metz im Jahre 1546, vgl. Lefranc, *Les dates du séjour de Rabelais à Metz 1546—47, Rev. Étud. Rab.* III, 1 ff. Als wertvolle Ergänzung zur Vorgeschichte der Flucht ist die Konstatierung A. Collignons, *Le Mécénat du Cardinal de Lorraine, Annales de L'Est* 1910, p. 96, zu betrachten, daß Jean du Bellay, der 1545 in Ungnade gefallen war, diese dem Kardinal de Tournon zuschreibt und Jean de Lorraine um Hilfe gegen die Verleumdungen seines Feindes bittet. Da Rabelais schon einmal mit Tournon zu tun gehabt hatte, ist es begreiflich, daß er, seines Gönners beraubt, flüchtete. Ausschlaggebend für die Zeitbestimmung der Flucht war der Brief des Johann Sturm aus Zabern ohne Datum, in dem von einem Aufenthalt Karls V. in Speier gesprochen wird. Nach Gachards *Voyage des souverains des Paysbas, Collection des chroniques belges* II, 331, weilte Karl V. in der Tat 1546 in Speier, war aber 1547 nicht in dieser Stadt. Auch die Gründe, welche Rabelais gerade Metz aufsuchen ließen, sind durch die Untersuchungen H. Clouzots, *Nouveaux documents sur Saint-Ayl, Rev. Étud. Rab.* VI, 190, erhellt. Dieser hatte nämlich bei Metz Besitzungen, auf denen Rabelais Unterkunft fand, bis er in die Dienste der Stadt Metz trat. Die traurige Lage Rabelais' war daher nicht so drückend, und wir verstehen es, daß Saint-Ayl den Jammerbrief Rabelais' ohne weiteren Kommentar an den Kardinal überbrachte. Der Aufenthalt selbst ist in seinen Einzelheiten ganz in Dunkel gehüllt, auch das IV. Buch bringt keine Nachricht darüber, ebensowenig über die Frage bezüglich seiner Verbindungen nach Nancy und Lothringen, auf welche Clouzot, *Un portrait de Rabelais à Nancy, Rev. Étud. Rab.* IV, 244 ff., die Aufmerksamkeit lenkt. Der Arzt Antoine Le Poix in Nancy besaß ein Bild Rabelais' mit Versen, die nicht sehr freundlich klangen. Vielleicht hatte Rabelais von Metz aus nach Nancy Verbindungen angeknüpft, da er manchmal lothringische Verhältnisse streift. Auch der Termin seiner Rückkehr ist nicht sicher bestimmt; Rabelais dürfte bis Ostern oder Johanni 1547 in Metz geblieben sein. In Paris scheint er am 10. Juli 1547 gewesen zu sein, da die Worte der *Sciomachie: à Paris au jour que combattirent les seigneurs de Jarnac et de Chastaigneraye* auf den Zweikampf dieses Tages anspielen.

Der Grund, der Rabelais nach Frankreich zurückkehren ließ, dürfte in Zusammenhang mit Du Bellays Reise nach Italien im Jahre 1547 zu bringen sein. 1549 war der Kardinal im November wieder nach Lyon zurückgekehrt, mußte sich jedoch von dort auf Befehl des Königs nach Rom zum Konklave begeben, welches bis zum 7. Februar 1550 dauerte. Im Herbst desselben Jahres kehrte der Kardinal nach Frankreich zurück.

Man kann nun annehmen, daß Rabelais nach Paris eilte, sich dem Kardinal anschloß und mit ihm von Reims aufbrach, die ganze Reise also unter dem Schutze Jean du Bellays vollendete.

Die Zeugnisse, auf Grund welcher man früher die Reise nach Italien in das Frühjahr 1548 ansetzte, haben nach den Auseinandersetzungen L. Romiers, *Notes critiques et documents sur le dernier voyage de Rabelais en Italie, Rev. Étud. Rab.* X, 113 ff., ihre Gültigkeit verloren. Es ist der Almanach für das Jahr 1548, die erste Ausgabe des IV. Buches vom Jahre 1548 und eine Quittung, welche Rabelais dem Bankhaus Benvenuto Olivieri in Rom am 18. Juni 1548 gab. Diese Quittung zeige vielmehr, daß Rabelais Frühjahr 1548 schon in Rom war, da der Gerent nicht persönlich, sondern mittels der Anweisung das Geld an Rabelais schickte. Bezüglich der Ausgabe des IV. Buches schloß Plattard in seiner Vorrede zur Ausgabe des IV. Buches, daß dieses zwischen 1546 und 1548 geschrieben wurde, da sich die ersten Kapitel an das III. Buch anlehnen, anderseits wieder Ereignisse erwähnt würden, die in das Jahr 1548 zu setzen seien. Die Ausgabe sollte die friedfertige Absicht des Autors vor aller Welt klar zeigen. Nach Romier dürfte Rabelais aus Geldverlegenheit die Handschrift dem Verleger übergeben haben und das Buch zur Herbstmesse am 3. November erschienen sein. Die Erwähnung der *nouveaux Henricus,* welche Plattard zur Annahme des Jahres 1548 veranlaßten, sei für die Zeitbestimmung nicht ausschlaggebend, da das Prägungsedikt erst am 31. Jänner 1549 erschien, dagegen schon nach der Thronbesteigung Heinrichs II. Geldstücke geprägt wurden, welche man Henris nannte. Es stelle sich also kein Hindernis entgegen für die Annahme, daß Rabelais pekuniärer Verhältnisse halber die vorhandenen Teile der Erzählung dem Verleger übergab, der sie noch im Herbst herausgeben wollte. Die gleiche Annahme gelte auch für den Almanach von 1548.

Nach dem Konklave brach Du Bellay erst am 19. Juli 1550 von Rom auf. Aus den Briefen, die er während der Reise schrieb, ersehen wir, daß sich Rabelais nicht unter den Dienern des Kardinals befand. Er dürfte vielmehr mit diesem am 22. September 1549 mit den *dix ou douze serviteurs* abgereist sein, ohne aber den Kardinal begleitet zu haben, als dieser sich von Lyon auf den Befehl des Königs zum Konklave begab. Rabelais' Name fehlt auch in der Tat in der Liste derer, welche während des Konklaves um den Kardinal waren. Der einzige französische Arzt, der unter den physici, chirurgi, aromatarii, barbitonsores erwähnt wird, trug den Namen 'magister Natalis'. Da Rabelais außerdem das Konklave mit Schweigen übergeht, so ist er zur Zeit desselben sicher nicht mehr in Rom gewesen.

Die Zeit von 1547—1551 wäre also, im Anschluß an Roumiers Ausführungen, folgendermaßen anzusetzen:

1547 Ende Juni: Abreise von Metz.
— 10. Juli: Paris.
— 27. Juli: Abreise von Reims mit dem Kardinal.
— gegen den 15. August: Lyon, Druck des IV. Buches, welches mit der Angabe 1548 erscheint.
— August—September: Reise durch Turin, Po, Piacenza.
— 11. September: Ferrara.
— 15. September: Bologna.
— 16. September: Abreise von Bologna nach Umbrien.
— 27. September: Ankunft in Rom.
1548 18. Juni: Quittung Rabelais' über 32 Goldstücke.
1549 14. März: Sciomachie, deren Beschreibung er in Briefen an den Hof sendet.
— 22. September: Abreise nach Lyon.
— Ende Oktober: Ankunft in Lyon.
1550 Zwei Zusammenkünfte von de Chatillon mit Rabelais.
1550—51 Winter: Reise nach Le Mans bei Übertragung der Pfarre Saint-Christophe de Jambet. (H. Clouzot, *Rev. Étud. Rab.* IX, 459.)
1551 Frühling: Rabelais auf St. Maur. Dritte Zusammenkunft mit de Chatillon.
— Sommer—Herbst: Vollendung des IV. Buches während der Spannung zwischen Heinrich II. und Julius III.

Das Privileg vom 6. August 1550 legt die Annahme nahe, daß das IV. Buch[1] damals für den Druck fertig war. Außerdem zeigen verschiedene Anspielungen, die Erwähnung der Gefangenhaltung des Landgrafen Philipp von Hessen im 17. K., die Anspielungen auf die Sitzungen des Konzils von Trient (Juli 1549, K. 18), die Eroberung der Pferdeinsel 1549, K. 67, daß um 1550 das Buch vollendet war, da alle diese Anspielungen um 1552 kein Interesse mehr gehabt hätten. Die Ursachen dieses Aufschubes sind nicht klar. Tilley denkt an das Edikt von Châteaubriand

[1] Die ersten elf Kapitel des IV. Buches sind 1548 unter dem Titel *Le quart livre des faicts et dictz heroiques du noble Pantagruel. Composé par M. François Rabelais, Docteur en Medecine, et Calloier des Isles Hieres, Lyon* ohne Angabe des Druckers erschienen. Plattard glaubt in seiner Untersuchung dieser Teilausgabe den Drucker auf Grund einer typographischen Marke und der Lettern im Nachfolger des François Juste, Pierre de Tours, bestimmen zu können. Das Buch sei in dieser Fassung teilweise nach 1546 entstanden, denn im II. K. der unvollständigen Ausgabe (K. V der vollständigen) ist eine Anspielung auf die sechste Sitzung des Konzils zu Trient, welches am 29. Juli 1546 zusammentreten sollte, jedoch am 18. Juli auf später verschoben wurde. Diese 11 Kapitel sind nach Plattard als *ballon d'essai* zu betrachten. Vgl. dagegen die Darlegung Roumiers.

1551 und will die Zwischenzeit mit Änderungen erklären. So ist der neue Prolog, der auf die Eroberung von Tripolis durch die Türken anspielt, erst nach September 1551 geschrieben, da diese Nachricht erst im September 1551 in Frankreich bekannt wurde. Diese in der Zwischenzeit erfolgten Zusätze bilden eine fortlaufende Kette von Ausfällen gegen den Papst und die römische Kurie und sind in der Tat ein Anschluß an die Politik des Königs, dessen Unternehmungen sie in nicht mißzuverstehender Weise unterstützen, so daß Tilleys Vermutung als richtig erscheint. Denn die Episode der Decretales, welche am deutlichsten den Anschluß an die Politik des Königs zeigt, kann erst nach 1550 geschrieben sein, da diese antivatikanische Politik erst nach 1550 deutlich hervortrat.

Hat die Forschung den letzten zehn Jahren der Rabelaisbiographie weniger hinzuzufügen vermocht, so ist der Kommentar des Werkes um so weiter vorgeschritten, wie die vollständig veränderte Beurteilung des IV. Buches zeigt. Lefranc hat in seinen *Navigations de Pantagruel, étude sur la géographie Rabelaisienne* neues Licht über die Veranlassung und Absichten des *Quart livre* gebracht. Auch dieses ist aus dem Geist der Zeit heraus zu beurteilen, denn es schließt sich eng an die damals aktuellen Fragen der Expeditionen nach Nordamerika und Kanada an und berücksichtigt in weitem Maße die damals erschienenen Reiseberichte und Weltbeschreibungen. Schon im *Pantagruel* läßt Rabelais seinen Helden eine Reise vollführen, deren Etappen sich bis zum Kap der Guten Hoffnung bestimmen lassen, und verspricht zu erzählen, wie Pantagruel *passa les monts Caspies, comment il naviga par la mer Atlantique, et desfit les Cannibales, et conquesta les isles de Perlas; comment il espousa la fille du roy d'Inde dit Prestre Jehan.* Pantagruel sollte den Atlantischen Ozean durchqueren und durch die damals vermutete Durchfahrt zwischen Nord- und Südamerika nach Ostindien kommen. Das IV. Buch nimmt, wie Lefranc betont, diese Voraussetzung wieder auf, da die Reise auch diesmal über Amerika geht und nicht um Afrika herum. Ein wichtiges Moment spielt dabei das Interesse an Seegeschichten, das besonders durch die Reisen des Jacques Cartier genährt wurde. Dieser Einfluß von Cartier läßt sich bei Rabelais direkt nachweisen. 1545 veröffentlichte jener eine Reisebeschreibung: *Brief récit et succincte narration de la navigation faicte es ysles de Canada Hochelage et Saguenay et autres, avec particulieres meurs langaiges et cérémonies des habitants d'icelles, fort delectable a veoir.* Die zwei Kapitel, welche Cartier am Beginn seiner Reisebeschreibung einer Vogelinsel widmet, scheinen für die Episode der Isle sonante Vorbild gewesen zu sein. Rabelais dürfte Cartier auch persönlich

gekannt haben, wenigstens besitzen wir darüber die bestimmte Nachricht von Jacques Doremet, Geschichtschreiber von Saint-Malo: *Rabelais vint apprendre de Jacques Cartier les termes de la marine et du pilotage à Saint-Malo pour en chamarrer ses bouffonesques Lucianismes et impies épicuréismes* (*Navigations* S. 60). Rabelais selbst kennt Saint-Malo, da er III 24, 49 vom *Port Sammalo* = Saint-Malo spricht und die kleinen Inseln Sark und Herm zwischen Guernesey und Jersey IV, 66, erwähnt. Nach L. Sainéan, *Les termes nautiques chez Rabelais, Rev. Étud. Rab.* VIII, 1—56, sind die bretonischen Fachausdrücke, deren sich Rabelais für nautische Begriffe bedient, noch heute dort in Gebrauch, während sie der Schriftsprache fehlen. Ist es somit erwiesen, daß Rabelais in Saint-Malo einige Zeit zubrachte, so läßt sich allerdings das Wann nicht bestimmen.

Ebenso kann man mit Gewißheit ansetzen, daß Rabelais einen anderen berühmten Forscher seiner Zeit kannte, nämlich Jean Fonteneau, gewöhnlich Alfons le Saintongeais genannt, der seinen ständigen Wohnsitz in La Rochelle hatte. Er beendete 1544 für den Dienst des Königs eine Kosmographie, die ihm hohes Ansehen bei den Gelehrten des Hofes erwarb. Rabelais führt ihn am Ende des III. Buches unter dem Namen Xenomanes mit deutlichen Anspielungen auf sein Werk ein, und Lefranc vermutet, daß ihn Rabelais von Maillezais her kannte. Eine ansprechende Vermutung macht Clouzot, *Rev. Étud. Rab.* VII, 475, *le Capitaine Chappuys et maître Alcofribas.* Dieser Kapitän ist Michel Chappuys, capitaine des navires, der 1538 nach Fréjus gekommen war, um die Befehle des Königs entgegenzunehmen. Dort kann ihn Rabelais getroffen haben. Clouzot vermutet, daß Rabelais seine nautischen Kenntnisse davon habe, daß er mit dem Kapitän Seereisen machte. Das Wort *facteur* bedeute Vertrauensmann, Geschäftsträger, und Rabelais, der sich diesen Titel beilegt, sei dem Kapitän als Vermittler zur Seite gestanden, die Beute zu verkaufen. War also Rabelais schon durch die Bekanntschaft mit den berühmtesten französischen Seefahrern mit den Problemen der Seereisen vertraut, so hat er auch die Berichte gelesen, welche über die neue Welt handelten, und deren Einfluß sich schon im *Pantagruel* zeigt. Die zwei großen Kompendien, aus denen das 16. Jahrhundert seine Kenntnis schöpft, sind der *Mundus novus* und der *Novus orbis,* letzterer 1532 von Johann Huttich herausgegeben. Rabelais hat den *Novus orbis* für die Reise des Pantagruel nach Utopien benutzt. Er übernimmt aus ihm die Namen Cap virido, Cap de bona sperantza, letzteres sogar mit der gleichen Schreibung. Die Vorlage des *Novus orbis* zeigt sich in der Herübernahme der Kannibalen- und Perleninsel, ferner in der Verlegung des Reiches des Priesters Jehan nach Indien. Er läßt ferner

Pantagruel den gleichen Weg nehmen, den bei Seb. Münster die Spanier auf der Reise nach Indien einschlagen. Auch die Orte werden in der gleichen Reihenfolge übernommen.

Rabelais muß auch die Karten seiner Zeit studiert haben. Denn nach Lefranc ist die Isle des Macreons mit der auf allen damaligen Karten vorkommenden Isle des démons[1] zu identifizieren. Ebenso dürfte der auf den Karten vorkommende Name von Margaster insula und die bei Island vorkommende Insel Papy für Rabelais den Anlaß zur Erfindung eines Gaster- und Papimaneneilandes gewesen sein.

Es war also unter dem Einfluß der Entdeckungen Cartiers, daß Rabelais die Fortsetzung seines Romans als Seereiseroman folgen ließ. Dabei ist zu bemerken, daß das Ziel der Reise, das Orakel *estoit prés le Cathay en Indie superieure.* Dieses Cathay ist, wie Tilley, *The short way to Cathay, Modern Language Review* 1910, zeigt, eines der Hauptmotive aller Entdeckungsreisen, welche nur deshalb unternommen wurden, um einen kurzen Weg nach Cathay zu finden, welches in China liegend gedacht wurde. Man glaubte allgemein, daß es entweder im Nordwesten oder im Nordosten oder direkt im Norden eine Durchfahrt durch Amerika gäbe. So hatten auch die Reisen des Jacques Cartier und Jean Alfons keinen anderen Zweck, als Indien und Cathay im Nordwesten durch die Entdeckung einer Durchfahrt zu erreichen. Diese Ansicht war so verbreitet, daß die zeitgenössischen Karten diese Durchfahrt einzeichneten und als *riazo de Fransa* eintrugen. Doch nimmt Rabelais nicht die Ansichten von Cartier und Jean Alfons auf, welche im St. Lorenzo die gesuchte Durchfahrt sahen, denn die Erwähnung von Südwestwinden und die Nähe des ewigen Eises zeigen deutlich, daß Rabelais an die Nordwestpassage denkt. Diese Änderung ist zweifellos auf die Karte im *Ptolemäus* des Sebastian Münster zurückzuführen, wo diese Durchfahrt mit den Worten angegeben ist: *Per hoc fretum iter patet ad Moluccas.*

Vgl. die Ausführungen A. Tilleys, *Rabelais and geographical Discovery, Modern Language Review* II, N. 4, III, p. 217, V, p. 68 und die Karten in Lefrancs *Navigations de Pantagruel.*

In Zusammenhang mit diesen Fragen steht die Diskussion über den *Disciple de Pantagruel,* der, 1538 erschienen, die im IV. Buche behandelte Reise schon vorweggenommen hat. Es ist heute noch zu keiner rechten Einigung über die Frage gekommen, und Rabelais wird bald als Autor, bald als Überarbeiter be-

[1] André Thevet berichtet in seiner *Cosmographie universelle,* daß diese Insel von den Seefahrern sehr gefürchtet wurde. Es ist nicht unmöglich, daß Rabelais diese Nachricht von Thevet selbst erfuhr, da er ihn seit 1536 kannte.

trachtet. Lefranc vertritt die erste Meinung mit dem Hinweis darauf, daß der *Disciple* seit dem II. Buche angekündigt sei. Außerdem hätte Rabelais einem Nachahmer nicht Stellen entnommen, die Charakteristika des IV. und V. Buches bilden, da Ereignisse, Namen, Mythen, Vorfälle während der Reise, ja selbst deren Ziel bei Rabelais wiederkehren. So kommen die personifizierten Fleischwürste, das Land der Laternen, die Geschichte des Riesen Bringuenarilles, die Werkzeuginsel im *Disciple* und bei Rabelais vor. Es erscheint Lefranc wenig wahrscheinlich, daß Rabelais einem Fremden so viele charakteristische Züge entlehnt hätte. Er betrachtet daher den *Disciple* als ein *ouvrage populaire,* welches als provisorische Fortsetzung zum II. Buche geschrieben war. So Lefranc im *Bulletin de la soc. d'hist. moderne* 1901, Nr. 3 und in den *Navigations de Pantagruel* S. 31/32, 193, 221/22.

Vergleicht man dagegen den *Disciple* mit den ersten beiden Büchern, so sieht man, daß der Verfasser weder medizinische noch klassische Bildung besitzt, über wenig Humor und Satire verfügt, niemals zur Charakteristik greift und einen anderen Stil als Rabelais schreibt. Es fehlen dessen Wort- und Satzanhäufungen zur Verdeutlichung eines Begriffes, zur Hervorhebung und Veranschaulichung von Vorgängen, der starke Gebrauch lateinisch-französischer Wortbildungen, die genauen Zahlenangaben, vielmehr gebraucht der *Disciple* einfache Worte und runde Zahlen, dann gewisse Lieblingsworte, *merveilleux*, und Lieblingswendungen, Superlativ mit Relativsatz, die bei Rabelais nicht in dieser Anwendung vorkommen. Wie daher J. Schober, *Rabelais' Verhältnis zum Disciple de Pantagruel,* Diss., München 1904, auf Grund dieser Verschiedenheiten hervorhebt, sprechen diese Unterschiede eher für einen fremden Autor als für Rabelais. Dieser dürfte nicht einmal als Überarbeiter des *Disciple* zu betrachten sein, da von den 850 Worten, die Rabelais in die französische Sprache einführte, kein einziges im *Disciple* wiederkehrt. Daß Rabelais nicht der Autor ist, ersieht man aus der Ausgabe des Jahres 1542, da er sonst bei der Revision, die er damals vornahm, wahrscheinlich auch den schon vorhandenen Abschluß des II. Buches ebenfalls überarbeitet und angefügt hätte. Außerdem macht sich der *Disciple* schon dadurch verdächtig, daß die erste Ausgabe mit dem ohne Zustimmung Rabelais' vorgenommenen Nachdruck des *Gargantua* und *Pantagruel* 1538 von Denis Janot in Paris erfolgte, in welcher Zeit Rabelais nicht in Paris weilte. Am auffälligsten ist aber die Ausgabe von Rouen 1545, die schon vor dem Erscheinen des III. Buches den Titel trägt: *Navigation du compagnon à la bouteille,* während Panurge erst am Ende des III. Buches die Reise zum Orakel der göttlichen Flasche unternehmen will. 1545 war aber Rabelais in Paris an

der Arbeit zur Vollendung des *Tiers livre,* hätte also den *Disciple* nicht in Rouen, wo er nie etwas zu tun hatte, drucken lassen. Die Gründe, die Lefranc anführt, passen schlecht in ein Zeitalter, in dem jeder nahm, wo er fand; außerdem sind sie sehr subjektiv und beweisen weniger als die Untersuchungen über Sprache und Stil.

Vor der Publikation des IV. Buches hatte Rabelais auf die Pfarren von Meudon und Saint-Christophe de Jambet, welche er nach der Rückkehr aus Italien erhalten hatte, erstere nach Clouzot, *Rev. Étud. Rab.* IX, 457, am 18. Jänner 1551, die zweite etwas später 1551, verzichtet, wahrscheinlich, um der geistlichen Gerichtsbarkeit nicht mehr zu unterstehen, da ihm als Pfarrer der Diözese von Paris leichter der Prozeß gemacht werden konnte. In der Tat wurde das Buch sofort nach seinem Erscheinen von der Sorbonne zensuriert und der Verkauf vom Parlament durch 14 Tage bis auf die Entscheidung des Königs verboten. Diese Tatsache läßt manche Schlüsse zu auf das Verhältnis des Autors zu Tiraqueau, in dessen Beziehungen zu Rabelais damals eine Spannung eingetreten zu sein schien. Schon in der Ausgabe von 1545 des *De legibus* sind alle auf Rabelais bezüglichen Stellen unterdrückt, besonders solche, wo dessen Wissen gerühmt wird, ebenso das griechische Epigramm Rabelais', das 1524 die zweite Auflage einleitete. Außerdem übergeht Tiraqueau 1549 in seinem *De nobilitate* bei der Aufzählung der älteren und jüngeren Ärzte Rabelais' Namen. Ferner ist erwiesen, daß unter den zwölf Richtern, die am 1. März auf Verlangen der theologischen Fakultät den Verkauf des IV. Buches verboten, auch Tiraqueau mitstimmte. Wären damals seine Beziehungen zu Rabelais noch dieselben gewesen wie früher, hätte er den Beschluß vielleicht hintanhalten können. Die Gründe dieser Entfremdung sind nicht aufgedeckt.

Nach der Resignation, die auf den 9. Jänner 1553 angesetzt werden könnte (*Rev. Étud. Rab.* IX, 459), verschwindet Rabelais, ohne daß es möglich wäre, seinen Aufenthalt zu bestimmen. Die letzte Nachricht über ihn lesen wir in einem Briefe des Denys Lambin, der damals im Dienst des Kardinals de Tournon stand: *Audimus Franciscum Rabelaesum in carcerem esse conjectum vinculisque constrictum* (3. Novbr. 1552). In einem zweiten Briefe, ebenfalls vom November, sagt er: *De Rabelaeso meras fabulas esse puto. Nihil enim de eo Lugduni auditum est. Dedi quibusdam negotium ut rumores excipere meam in hac re negligentiam supplerent,* und im Dezember schreibt er: *Nihil de Rabelaeso audivi.* Diese Worte lassen erkennen, daß Rabelais Ende 1552 noch lebte. Das genaue Datum seines Todes ist dagegen auch heute noch nicht bestimmt. Ein Epitaph von Jacques Tahureau, veröffentlicht im Mai 1544, scheint die Tradition, nach welcher Rabelais 1553 starb, zu

bestätigen. Auch das Epitaph von Ronsard im zweiten *Bocage* dürfte auf 1553 hinweisen, da die vier ersten Sammlungen von 1553, die zweite Ausgabe der *Oden* vom Mai 1553, der *Livre de Folastries*, erschienen im April, die zweite Ausgabe der *Amours* im Mai, die zweite Ausgabe des V. Buches der *Oden* aus dem August nichts vom Tode Rabelais' erwähnen. Dieser wird also erst nach der Veröffentlichung dieser Werke, nach August 1553 und vor Mai 1554, gestorben sein.

Auch über den Ort des Todes herrscht Ungewißheit, doch dürfte Rabelais wahrscheinlich in Paris sein Leben beschlossen haben. Scévole de Sainte-Marthe spricht in seinen *Elogia* von Meudon: *Mortuus et apud Meudonum, vicum agri Parisiensis, ad quartum lapidem, ubi tenue sacerdotium, Cardinalis beneficio, possidebat.* Diese Angabe wird von Colletet berichtigt: *Il mourut, non point à Meudon, comme le dit Scévole de Sainte-Marthe, et comme la plupart des écrivains le croyent, mais à Paris, l'an 1553, âgé de soixante-dix ans, en la rue des Jardins sur la paroisse Saint-Paul, au cymetière duquel il fut enterré et proche d'un grand arbre que l'on y voyait encore il y a quelques années.* Colletet will diese Nachricht von Charles Faye, sieur d'Espesse, erhalten haben, der *conseiller du roi* und Gesandter in Holland war. Dieser wußte sie von seinem Vater, dem président d'Espesse, *qui estoit un des grands amys de ce docte deffunct.* Doch Colletets Zeugnis ist auch nicht recht sicher, da er sich in den Personen irrte. Denn nicht Jacques Faye, der Vater des Charles Faye, war der Freund Rabelais', sondern der Großvater des Gesandten, Barthélemi Faye, Gerichtspräsident des Parlaments in Paris. Der président d'Espesse zählte, 1543 geboren, beim Tode Rabelais' erst zehn Jahre, doch ist es immerhin möglich, daß sich in der Familie der d'Espesses diese Einzelheiten frisch erhielten. Auf Colletet berufen sich noch Guy Patin, in einem Briefe an Falconnet, und P. de Saint-Romuald in seinem *Tresor chronologique* III, 591: *Ce n'est pas dans sa cure que notre François Rabelais, curé de Meudon, a fini ses jours, comme le vulgaire a cru jusqu'à présent, mais à Paris, dans une maison de la rue des Jardins, et fut enterré dans le cimetière Saint-Paul au pied d'un arbre qui s'y voit encore aujourd'hui, selon que le sieur Patin, docte médecin de Paris, l'a sceu de feu M. de d'Espesse, conseiller d'Estat et ambassadeur en Hollande, qui l'avait appris de feu M. le président d'Espesse, son père.* In seinen *Annales chronologiques et historiques* I, 392, schreibt er unter dem 9. April 1553: *François Rabelais, de Chinon, mourut en la paroisse Saint-Paul, à Paris, où il est inhumé et où il s'étoit fait apporter, malade, de sa cure de Meudon.* Diese Angaben gehen auf eine Abschrift der Totenregister der Pfarre Saint-Paul zurück, welche im 18. Jahrhundert überschrieben

wurde. Die Handschrift, heute in der *Bibliothèque historique de la ville de Paris*, Nr. 11 479 a, p. 507, berichtet: *François Rabelais, decedé agé de 70 ans, rue des jardins, le 9 avril 1553, a esté enterré dans le cimetière de Saint-Paul.* Am Rande wurde hinzugefügt: *Pris dans le livre des tombeaux d'Etienne Pasquier.* Vgl. *Rev. Étud. Rab.* IX, 460.

Größere Genauigkeit läßt sich nicht mehr erzielen, und gleich dem Geburtsjahr harrt auch das Todesjahr noch einer endgültigen Bestimmung. Ein wenig bekanntes Epitaph findet sich im *Nouveau Dictionaire, ou Histoire abregée de tous les hommes qui se sont fait un nom par des Vertus, des Forfaits, des Erreurs.* Caen. Le Roi, 1786, 6. Aufl.:

Pluton, prince du sombre empire
Où les tiens ne rient jamais,
Reçois aujourd'hui Rabelais
Et vous aurez tous de quoi rire.

Wien. Stephan Hofer.

[1] Vgl. dazu: H. Potez, *Trois mentions de Rabelais à la fin de l'année 1552*, *Rev. Étud. Rab.* I, 57. — Lefranc, *Remarques sur la date et sur quelques circonstances de la mort de Rabelais*, *Rev. Étud. Rab.* I, 59. — H. Vaganay, *La mort de Rabelais et Ronsard*, *Rev. Étud. Rab.* I, 143. — Laumonier, *L'épitaphe de Rabelais et de Ronsard*, *Rev. Étud. Rab.* I, 205.

Über spanisch *que.*

I.

Weigert, *Untersuchungen zur span. Syntax* S. 203 hat aus Cervantes folgenden Satz hervorgehoben: *seguile en fin, como os he dicho, con deseo de saber qué habria hecho la fortuna de mi amigo Timbrio, el cual, como después supe, con algunas heridas se había escapado y seguido por la montaña otro camino diferente del que yo llevaba: vino á parar al puerto de Rosas, donde estuvo algunos días, procurando saber qué suceso habría sido el mío; y q u e en fin, sin saber nuevas algunas se partió en una nave y llegó á Napoles* und erklärt das *que* als 'wohl hervorgerufen durch die Vorstellung, daß der Satz *se partió* von dem noch in der Erinnerung gebliebenen *supe* abhänge.' Sein zweites Beispiel *D. Quijote mi amo, según he oido decir en esta tierra, es un loco cuerdo y un mentecato gracioso, y q u e yo no le voy en zaga* scheint mir nicht hierhergehörig, insofern *que* + *le* = *á quién* ist: 'ein spaßhafter Narr und [ein Narr], dem ich nicht folge', mit asymmetrischem Ausdruck der Attribute zu *mentecato.* Eher kann man hierher den Cervantes-Satz ziehen, den Bello § 995 und Ebeling, *Probl. d. rom. Syntax* S. 161 anführen: *En fin, señora, ¿que tú eres la hermosa Dorotea, la única hija del rico Clenardo?* 'kurz, du bist ...?'

Das erste Beispiel jedoch gewinnt dadurch an Bedeutung, daß sich ein ähnliches unberechtigtes *que* auch im modernen Spanisch, gerade bei *en fin,* findet (wenn nicht ausdrücklich bemerkt, sind alle Stellen unverkürzt wiedergegeben): Blasco Ibañez, *La Barraca* S. 132: *aquel domingo era mejor que los otros, brillaba más el sol, cantaban con más fuerza los pájaros, entraba por el ventanillo un aire que olía á gloria: ¡cómo decirlo! ... e n f i n , q u e la mañana tenía algo de nuevo y extraordinario;* S. 165 *Á don Joaquín le inspiraba gran simpatía el viejo. Había corrido mundo, tenía la deferencia de hablar con él en castellano, era entendido en hierbas medicinales, sin arrebatarle por esto clientes; e n f i n , q u e resultaba la única persona de la huerta capaz de «alternar» con él;* S. 158 *La gente de las barracas respetaba á don Joaquín ...* [Auslassung] *¡Lo que aquel hombre había visto! ¡Lo que llevaba corrido por el mundo! Unas veces empleado del ferrocarril; otras ayudando á cobrar contribuciones en las más apartadas provincias de España; hasta se decía que había estado en América como guardia civil. E n f i n , q u e era un pájaro gordo venido á menos;* S. 241 *Pero la paz ajustada espontáneamente ante el blanco ataúd del pequeño, no por esto se turbaba. Algo fríos y recelosos, eso sí; pero todos cambiaban*

su saludo con la familia; los hijos podían ir por la vega sin ser hostilizados, y hasta Pimentó cuando encontraba á Batiste movía la cabeza amistosamente, rumiando algo que era como contestación á su saludo. [Nun neuer Absatz.] *En fin, que, si no los amaban, les dejaban tranquilos, que era todo lo que podían desear.* S. 173 f. wird ein Besuch Nelets bei Marieta beschrieben: ein Absatz erzählt die Fragen Marietas, ein zweiter, wie Nelet vor dem Reichtum, in dem M. lebt, erschrickt, ein dritter, wie er durch das ganze Haus bewundernd geht, und nun wird die ganze Situation in einem neuen Absatz resümiert, der gewissermaßen alle wegen der Menge des tatsächlich Geschehenen bisher nur angedeuteten Stimmungen Nelets wie einen Orgelton klingen läßt: *En fin, que su primera visita le hizo esperimentar la satisfacción del que se halla establecido y cuenta con clientela.* De Pereda, *Tipos trashumantes* S. 83: *De resultas de todo esto, nací yo hecho una miseria, y hágase Vd. la cuenta que el verme vivo á los siete años le costó á mi padre un sentido. El ruido de una puerta me tumbaba en el suelo; el aire me hacía toser; con el frío, sabañones; con el calor, agonías; con el agua fresca, pasmos; con la templada, vómitos ... en fin, que llegué de milagro á los diez y ocho años.* Blasco, *Cuentos aragoneses* II 99 (ich führe stets nur die Anfangsworte jedes Satzes an), *Miá tú que a mí m'han pasao cosas en este mundo. Se me quemó la casa ..., me robaron la burra ..., se me perdió un billete de cincuenta pesetas ..., hí mantenido á mi suegro ..., en fin que es pa tentar á un hombre ....*

Daß in dem klassischen wie in den modern-spanischen Beispielen *en fin* steht, kann nicht Zufall sein, die verschiedene Stellung des *en fin* in jenem und in diesen ist wohl nebensächlich. Es ist begreiflich, daß man bei Aufzählungen das Schlußglied so einleitet, als ob ein Verbum dicendi vorhergegangen wäre, da es naturgemäß weit von dem Anfang der Enumeration entfernt ist, und überhaupt sich beim letzten Glied einer Reihe ein Bedürfnis nach Variation geltend macht.[1] In zweien der neuspan.

[1] Man kann damit das *also* vergleichen, das im Deutschen oft beim letzten Glied einer Reihe eintritt und offenbar besagen soll, daß natürlicherweise dieses letzte Glied nicht fehlen darf. Es ist mir aus dem Stil Meyer-Lübkes ganz geläufig, vgl. z. B. *Rom. Gramm.* II 48: 'Die Plurale auf *-urĭ* erfreuen sich [im Rum.] ebenso großer Beliebtheit wie die auf *-e*, und zwar nehmen auch hier die fremden Wörter nicht minder Anteil als die einheimischen, vgl. *ceasure, duhure* ... Im Vergleich zum 16. Jahrhundert hat übrigens *-uri* noch zugenommen, vgl. *Cod. Schei. arce* ..., *suspiri* .... während heute *arcurí, suspinuri* ... gebräuchlich sind. Sonst also gehören in diese Klasse: *frig, ghem* ...' Es ist gewissermaßen, als ob der Gelehrte dieses letzte Glied als selbstverständlich erscheinen lassen wollte: er bezieht sich ja in diesem auf lauter aus der Elementar- (nicht der historischen) Grammatik bekannte Beispiele. Dieser Asymmetrie bei Aufzählungen steht das Nivellierungsbestreben gegenüber, das darin sich kundgibt, daß auf ein

Beispiele geht ein *decir* voran, von dem man zur Not das *que* abhängen lassen könnte, aber das Beispiel mit dem am Anfang eines Absatzes stehenden *en fin que* und im dritten Beispiel der Punkt nach dem *se decía*-Satz und der selbständige Neubeginn eines Satzes mit *En fin que* deuten darauf hin, daß das *decir* nicht mehr untergelegt wird. Ein Satz ohne Ellipse müßte so lauten wie der folgende portugiesische (Gomez Amorim, *O amor da patria* 322) *Interrogado, o cocheiro asseverou que os cavallos é que sabiam o caminho, que tinham sido dados n'aquelle dia* ... [Ausl.], *que ella ignorava onde tinha ido* ... [Ausl.], *que estava no fundo do tren* ... [Ausl.], *que foram os cavallos quem o guiara e finalmente que se os cavallos quizessem para lá voltar, elle lhes deixava a libertade de o fazerem.* Daß tatsächlich *decir* zu ergänzen ist, sieht man aus folgenden drei Beispielen aus Blasco Ibañez, *Sangre y arena,* wo ein andalusischer Bandit dreimal seine weitschweifigen Erzählungen mit *pa* [= *para*] *abreviá* unterbricht, worauf ein *que* folgt, das offenbar nur durch [*digo*] *que* erklärbar ist: S. 208 *No quiso pararse y le metí una bala al que iba en la rueda. Pa abreviá: que el otomóvil se etuvo un poco mas allá y yo di una galopada pa reunirme con el señó y ajustar las cuentas,* S. 215 *Negué y me pegaron con los fusiles. Volví á negar y gorvieron á pegarme. Pa abreviá: que me tuvieron hasta la aurora, gorpeándome en todo el cuerpo* (ohne *que* auf derselben S. 215: *No podía viví acordándome de los gorpes y la burla — Pa abreviá otra vez: un día aparesió un de los siviles muertos*), S. 229 *Me saltaron no sé cuántos tiros, ¡pero na! Yo también solté lo mío al salir, y según disen toqué á dos guardias. — Pa abreviá: que me juí agarrao al cuello de la jaca pa que no me hicieran blanco, y los siviles se la vengaron dándoles una paliza á los del cortijo.* Ähnlich im Katal.: Vilanova, *Quadros populars* 84 *un jove que tinya agrado y vivor y cop d'ull per entendre la cúbica aviat s'en endú la partida. Limpio: que la viuda's pot decantar y casarse ab el fadrí,* wo das *limpio* spanischer (Geschäfts-?) Sprache entlehnt ist.

Man könnte für diese Konstruktionen auch an Fälle erinnern wie *Barraca* S. 286 *Le venían siguiendo: alguien intentaba sosprenderle traidoramente por detrás. Pero esta sospecha duró poco. Talvez fuese algún perro vagabundo que huía al aproximarse él.* [Nun neuer Absatz.] *En fin: lo cierto era que huía de él fuese quien fuese,* endlich aber auch daran denken, daß mit dem eben genannten *pa abreviá: que* in der Rede des Banditen in *Sangre y arena* auf S. 212 ein *totá: que* = *total: que* 'das Resultat [war], daß' alterniert: *Le* [einem Wucherer] *envié una razón*

erstens einmal irrtümlich in genauer Parallele zum ersten Glied mitunter auch *zweitens einmal* in erregter Rede folgt.

pa que no hiciese pená á la gente, y el muy ladrón, en vez de hacerme caso, avisó á la guardia siví pa que me persiguiera: Totá: que le quemé un pajar, jice contra él otras cosillas …, eine Wendung, die noch S. 128 vorkommt: *Esa moza es de cuidado. Parece que tira á las armas blancas, que sabe dar puñetazos como un marinero inglés, y además, conoce ese modo de reñir de los japoneses que llaman el «jitsu». Total, que se atreve un christiano á darla un pellizco y ella, con sus manitas de oro, sin enfadarse apenas, le agarra y le deja hecho un guiñapo* (wir würden eher übersetzen 'wenn einer …, so ergreift sie ihn'), im Katal. Pin y Soler, *Jaume* S. 23 *neda currera per arreplegar la gorra, 'no per la gorra,' deya ell ab naturalitat homèrica, sinò per la petaca qu'era dins 'me l'havia regalat aquella!' … Total, que mentres los d'a bordo hagueren virat cridant y navegant fins a trovarlo, se passaren cinch horas,* 160 *Succehí lo de sempre quan truearan a la porta del carrer. La criada feya la ronsera, no trobava la clau, se li apagava 'l llum, total que tenia por de baixar a obrir,* wo die mit *total que* eingeleitete Handlung nicht immer ein Resultat der früheren,[1] sondern einfach eine dieselben abschließende ist, was man am besten aus einer Stelle wie S. 347 sieht *m'ha fet saber 'su efectuado enlace' oferintnos 'su casa habitación 112, Mayor 2°'. Total que vinhen al segon pis de casa 'l Truytas,* höchstens könnte man hier übersetzen: 'd. h. sie wohnen …' Auch ohne *que* kommt *total* zur Bedeutung 'kurz und gut', 'schließlich', vgl. die beruhigende Rede, die einer eifersüchtigen Gattin von einem Bekannten *Sangre y arena* S. 324 zuteil wird: *Total, na. Too — liquido* , 'kurz und gut, nichts ist vorgefallen, alles barer Unsinn!', *Jaume* S. 127 *era instruhida, rationable, total una perfecta criatura,* 173 *Anara de noya en noya, 'ls parlava baixet y ellas reyan. Total los deya: las mamás en una tartana, nosaltres pendrem las altras,* 199 *Los demes jovens se 'l miravan y com s'havian alabat de que passarian* [Ausl.], *no sabian qué dir pera excusarse entr'ells. — Total! digué Guadalupe, cap de vostés se sent lo cor prou segur ni 'l cap prou serè pera passar.*[2] Auch *resultado*, *que* kommt in ähnlicher Verwendung vor, in

[1] Die Darstellung einer zeitlich auf eine andere folgenden Handlung in der Form der Konsequenz ist bei naiver Erzählungsweise beliebt: so liest man in der kat. Chronik Muntaners gar oft ein *axi que* 'und so [kam es] daß', statt 'darauf': ein Beispiel für viele (S. 20 ed. Lanz) *E puix va daltra part e feu altre tal, axi que, com hom se pensa quell fos en un lloch, ell era en un altre, e lla hon no podia anar a cavall anava a peu ab los almugavers. E axi que mena tant fortment la guerra, quels Sarrahins no sabien que s fessen.*

[2] Kat. *total* bei Catalá *Cayres vius* S. 160 *ens donèm la mà y — Total: un dihent de pare-nostre,* 'wir geben uns die Hand und — das Ganze [dauert nicht mehr als] ein Vaterunser' steht in der urspr. Bedeutung 'das Ganze', nicht 'das Resultat', wie in den anderen Fällen.

beiden, der Buchhaltersprache entnommenen Ausdrucksweisen wird gewissermaßen rechnerisch vor ein Resultat ein 'Summa:' gesetzt.

II.

Gegen Weigerts Auffassung von span. *que* als Relativum in Fällen wie *Que es rico y liberal. — Que no quiero riquezas, señora Hortigosa* habe ich *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1911, S. 276 Anm. protestiert, dabei das *que* als Konjunktion gefaßt und, von Fällen wie *fugendo van que no aguardan* ausgehend, das *que* mit 'unter dem besonderen Verhältnisse daß' übersetzt. Ich möchte hier zu erwägen geben, ob der Typus *Que no quiero riquezas* 'ich will doch keine Reichtümer' (als Antwort auf die Zumutung, einem Reichen sich zuzuwenden) nicht von einem nicht ausgesprochenen *si, vamos, vaya* oder *señora* abhängig zu denken wäre, vgl. Fälle, wo ein solches *vaya* nachsteht: *Sangre y arena* S. 359 (es lobt einer ein Pferd trotz der sichtlichen Abneigung des Gesprächspartners, worauf dieser sagt:) *¡Que no lo quiero, vaya!* wo man ebenso *¡Vaya que no lo quiero!* oder endlich *¡Que no lo quiero!* finden könnte. Deshalb ist aber die Erklärung des *¡Que no lo quiero!* etwa durch ein frz. *Tu peux parler autant que tu veux, que je ne voudrais pas davantage ton cheval* ebenso möglich. Ganz anders muß wieder ein Fall wie Echegaray, *O locura ó santidad* II 2: Eduardo: *Lo que no sabes es quererme* — Duquesa: *¡Que no te quiero! ¡Cruel! ¡No lo crees tú al decirlo!* gefaßt werden: hier ist das *que* tatsächlich von einem *dices* abhängig, und das Charakteristische dieser Ausdrücke besteht darin, daß stets die Aussage eines A durch einen B wiederholt wird. — Moreira, *Estudos da lingua port.* I S. 163 faßt ptg. *que não* in Fällen wie *Ninguem como eu vos entende! — Que não, que estava zombando* das erste wie das zweite *que* als abhängig von einem *digo* oder *entendo:* für das zweite *que* möchte ich dies ebenfalls annehmen, da der Sinn des Satzes ist 'nein, Sie scherzen', nicht etwa (wie wenn *não* + *que* den Typus '*que*-Satz nach Bejahung resp. Verneinung' darstellte) 'nein, daß Sie scherzen' = 'Sie scherzen ja nicht', wo im Ptg. nach meinen Ausführungen *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1912, S. 694 *nao, que não está zombando* stehen müßte. — Sicher ein von einem Verbum dicendi abhängiges *que* finden wir De Pereda *l. c.* S. 84: *pero, créame Vd.,* [soy] *aborrecido de cambiar de médicos y de medicinas. Tan pronto que baños calientes de esta clase; tan pronto que de la otra; hoy que friegas, y mañana que restregones; hasta que un médico de regimiento que pasó por el pueblo y que venía recomendado á un amigo mío, me aconsejó que tomara los baños de mar,* das im Deutschen unübersetzt bleibt: 'jetzt Bäder ... heute Reibungen, morgen Frottierungen' und offenbar nicht von dem erst viel später folgenden

aconsejó abhängig ist: die vielen *que* sollen durch ihre Wiederholung die vielen *parere* andeuten, die die Ärzte aussprachen.[1] Ob ähnlich folgende Stelle zu fassen ist? S. 30 *¿Qué me respondió?* [der Ministerpräsident; nun Auslassung] ... *Lo de siempre: que el estado del país; que el desbarajuste de las pasadas administraciones; que los compromisos contraídos; que la demagogía; que la revolucion latente; que la necesidad de cimentar las instituciones ... ¡Farsa, señores, farsa todo!* Wieder deuten die anaphorischen *que* die vielerlei Schlagwörter an, die in der Luft schwirren, aber hinter den Punkten verbirgt sich das nicht ausgesprochene Verbum, das der Sprecher angesichts der wohlbekannten Subjekte anzuführen für überflüssig hält, das auch der zitierte Ministerpräsident weniger deutlich gesprochen haben mag, da es ihm auf sonore Cliché-Ausdrücke ankam. Die vielen Ansichten, die 'die Leute' äußern, werden endlich in der Form (S. 86) *Y lo que más rabia me dá, es que todo el mundo dice que me quejo de vicio y que patatin y que patatan,* wo das *que* vor dem 'den Leuten' ironisch zugeschriebenen *patatin — patatan* analogisch nach dem vorausgehenden *dice que me quejo* eingetreten ist. Nicht mehr um verschiedenes Sagen, sondern um verschiedenes Tun handelt es sich in einem offenbar durch analogische Übertragung zu erklärenden Ausdruck S. 195: *Ahí le tiene Vd. metido en sus haciendas todo el año de Dios. Hoy que está levantando la presa de una fábrica de harinas; mañana que vá á los cierros con un regimiento de cavadores; otro dia, que está cercando una miés que compró la víspera; ahora, que construye una casa de labor; despues, que entró la peste en la ganadería y ha tenido que visitarla con los albéitares; cuándo que los colonos; cuándo que el administrador ... Nunca jamás tiene un dia para ver á su familia:* man sieht hier noch, wie von offenkundigen Berichten von Tatsachen (*entró la peste en la ganadería y ha tenido que visitarla*) zu Berichten von Tätigkeiten (*está levantando* etc.) übergegangen wird. Auch hier steht das *que* als Exponent der Vielfältigkeit der Beschäftigungen, und auch hier werden schließlich nur mehr die Subjekte (*los colonos, el administrador*) genannt, um gewissermaßen das Außer-Atem-Kommen der Sprecherin zu veranschaulichen, die schließlich in den

[1] *Que* wird so zu einem Exponenten indirekter Rede und wird dort angewendet, wo man eine Rede als indirekte kennzeichnen will, so beim Wiederholen einer Partnerrede: Blasco, *Cuentos aragoneses* I 45 (es wurde vorher gefragt: *¿En qué ano murio D. Jaime I?*, darauf der Partner: *¿Jaime I. dice usté? — Si. — ¿Que en qué año murió?* wo das Deutsche durch die Wortstellung des abhängigen Satzes ('In welchem Jahre er starb?') dasselbe Ziel erreicht. Hierher vielleicht auch ein Satz wie ptg. *Casa Mour.* II 167 [es ist ein Unsinn] *ligar a sua existencia á de um homem que não póde servir-lhe de boa companhia?! — E porque que naõ póde, meu padrinho?* Oder aber wie volksfrz. *pourquoi que = pourquoi [est-ce] que?*

die ganze Situation resümierenden Ausruf *Nunca jamás* ... ausbricht. Daß hier etwa nicht *hoy que* 'heute [heißt es] daß', sondern *hoy que* 'heute, daß' wie *desde* ... *que* (siehe oben) zu fassen wäre, glaube ich nicht, ebensowenig daß wir mit dem relativen *que* ... *que* zu tun haben, das Tobler fürs Altfranz. *V. B.* II 164 Anm. belegt und aus dem Span. aus den um das erste *que* verkürzten Wendungen wie *tarde que temprano*, 'früher oder später', *uno que otro* 'einer oder der andere' bekannt ist. Wie ist das *que* S. 101 zu fassen? (vorher heißt es: *Una noche falta quien toque el piano para bailar. Galindo* [Auslassung] ... *toca lo que se necesita. No tiene voz, ni condicion alguna de cantante, y cuando llega el caso, acompañándose él mismo al piano, suelta un par de canciones picarescas de acá o de allá, que alborotan la reunion. — Si se trata de hacer coplas, nadie le gana á hacerlas pronto y al caso, aunque le ganen todos á poetas.* [Nun neuer Absatz]) *Que no se baila, ni se canta, ni se hacen coplas, y la gente se agrupa en los gabinetes, medio aburrida, medio soñolienta. — Allí está Galindo para reanimar los decaidos espiritus. Para entónces son las anécdotas frescas, ó los recuerdos de Calcuta, ó de Constantinopla.* Soll man hier von einem *en fin, que* ausgehen (man beachte, daß das Anekdotenerzählen das letzte Mittel Galindos ist, die Gesellschaft zu unterhalten), oder soll man an einen vorschwebenden Typus *ahora que* ... *ahora que* ... wie in den früher zitierten Beispielen denken, wobei die ersten Glieder anders ausgedrückt wären? Jedenfalls zeigt der Indikativ *baila, canta, hacen*, daß von einer anderen Konstruktion als etwa frz. *qu'on danse — c'est lui qui joue au piano, qu'on fasse des couplets, c'est lui qui réussit à évincer tous* etc. auszugehen ist. Auch kann man das *que no se baila* an Beispiele anknüpfen, wie sie mir Prof. Kalepky gütigst aus Pérez Galdós, *La de San Quintin*, zur Verfügung stellt: S. 6 (Zwischenbemerkung zu einer Rede) *Que te resbalas* 'Du entgleisest', S 9 *¡Que se atasca!* 'jetzt bleibt er stecken', wo vielleicht von einem *ahora, que se atasca* auszugehen ist, während Kalepky überall ein [*es*] *que* = frz. *c'est que* als ursprüngliche Fügung annimmt. Am wahrscheinlichsten scheint mir jedoch auf Fälle, wie sie Ebeling *l. c.* S. 160 erwähnt: *¿Que se necesita hacer vida religiosa? ... pues seré tan religioso como el primero*, zurückzugreifen, also auf eine ursprüngliche Frage vom Typus ital. *che hai paura*, wobei man allerdings nicht mit Ebeling *qué*? [mit Akzent!] *se necesita* interpretieren muß.

III.

Zu einem andersgearteten *que*, dem *que* in *este sí que se puede decir cabello de oro* hat Tobler *V. B.* I, 57 ff. ('*que*-Sätze, anknüpfend an adverbiale Ausdrücke der Versicherung, Beschwörung, Vermutung, Bejahung, Verneinung, an Interjektionen') das

Nötige bemerkt. *Sí que* muß schon (wie ja auch aus der interkalarischen Stellung *este — sí que — se puede decir* ersichtlich ist) zu einer Einheit verwachsen sein, was katalanische Beispiele wie Guimerá, *Filla del Mar* S. 76 Catarina: *Es més repelosa aquesta.* — Gregori: *A mí sí que* 'gegen mich jawohl', Pous Pagés, *Per la vida* 61 *Fas bé de dar-te bon temps. Jo sí que … D'ença que no t veig, que no fúmoc pas res de bó,* Vilanova, *Quadros populars* S. 47 *¿Y aquestos altres? tira, aquestos sí que, amigo, quins uns. Son del taller Tonto* (wo der Ausruf *quins uns!* sich mit einem zweiten nicht vertrüge), ferner die für unser Gefühl merkwürdigen (*Revolta* 102) *aixó sí que mai* 'das nie', (166) *aixo sí que no* beweisen. Mit *sí que* vergleiche man frz. *presque* in einer Antwort auf *Est-ce que tu as tout mangé? — Presque.* Span. *sí que* ist offenbar gleichzustellen span. *eso que,* kat. *aixó que* (vgl. frz. *avec cela que* mit der nichtironischen Nuance, die Kalepky, *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXXI, S. 471, nachweist[1]): *La Barraca* S. 154 *Nunca el saber se ha visto*

[1] Kalepky scheint *avec ça que tu ne te troubles pas* 'na ja, du siehst ja auch sehr ruhig aus!' (in ironischem Sinn) als 'bei solchem Verhalten' zu deuten. Ich denke eher an 'und bei dem Umstand, daß', d. h. es wird die ironisch behauptete Tatsache als Nebenumstand hingestellt: ein feiner Trick der Ironie, die gewissermaßen vertuschen will, worauf es ihr hauptsächlich ankommt. Also etwa deutsch; 'und dabei bist du ja gar nicht aufgeregt': ein *et* steht denn auch Weber, *Les rentrées* 84 *Montrez-moi dix femmes unes, de dos — Hé là! Vous allez bien, vous! Dix! Et avec ça!* 'und dabei sind Sie nicht einmal unbescheiden': man fingiert, daß man eine Menge guter Eigenschaften aufgezählt habe und nun auch im Hinblick auf die Bescheidenheit nicht enttäuscht werde. Natürlich ist das alles bei dem abgekürzten *avec ça* ganz vergessen. — Zu dem von Kalepky *a. a. O.* zusammen mit (ironischem) *avec ça que* behandelten *plus souvent que j'irai* möchte ich bemerken, daß mir die erste der geäußerten Hypothesen (*plus souvent que* wie *heureusement que*) plausibler scheint als die Erklärung (*vous me direz*) *plus souvent* (*d'y aller*) *que j'irai*; nur stimmt m. E. *plus souvent que* eher zu *si longtemps que,* wo ich (s. unten) *que* relativ fasse. Die Ironie besteht darin, daß man sich stellt, als ob man eine Handlung, die einem nicht im Traum einfällt auszuführen, nicht nur einmal, sondern öfter ausführen wollte. Der ursprüngliche Dialog würde also lauten: *Vous n'y allez pas cette fois? — Plus souvent que j'y irai,* 'jawohl, öfter werde ich hingehen'. Es liegt ja im Wesen der Ironie, das, was man in Wirklichkeit ablehnt, als Herzenswunsch darzustellen, etwa wenn man ironisch sagt *Ich wünsche nichts sehnlicher als das!* oder *Gleich, auf der Stelle gehe ich hin!* Als *plus souvent que* zu einer bloßen ironischen Einleitung im Sinne von 'das fehlte noch!' geworden war, konnte es sich auch mit dem Conditionnel verbinden. So hört man in der ironiereichen Sprache der Juden dergleichen, wozu man die schöne Analyse bei Fritz Mauthner, *Kritik der Sprache* II 152 nachlesen mag: 'Der mauschelnde Jude sagt …: "Stöcker ein Gottesmann!" oder "Heißt ein Geschäft" oder "Ich werde nach Amerika fahren". Er drückt dabei durch Achselzucken und Augenspiel die Meinung aus, ja, er scheint durch die positive Form Gott den Gerechten zum Zeugen dafür anzurufen, daß Stöcker kein Gottesmann sei, daß der Antrag kein Geschäft zu heißen verdiene, daß er nicht daran denke, ein Schiff zu besteigen.' Vgl. noch meine Einwände gegen Kalepky

peor alojado; y eso que por lo común no había palacios; Sangre y arena S. 116 *en los veinticuatro años que llevo con mi Teresa, no la he fartao ni con el pensamiento y eso que soy torero y tuve mis buenos días, y más de una moza me puso los ojos tiernos* 'und dabei bin ich doch ...', S. 161 *«Lobito»* [ein Stier] *venía al encuentro del marqués, mojando con su hocico bondadoso las botas del jinete, y eso que era un animal de gran poder y le tenían miedo los demás de la torada.* De Pereda, *l. c.* S. 99: *en su boca no se distingue la verdad de la mentira, y eso que se las echa gordas,* S. 106 *jamás se constipa ni se queja del estómago: y eso que no se abriga más que lo de costumbre, y come tanto como habla.* Im Katalanischen wird anders interpungiert: Guimerá, *Filla del Mar* S. 105 *A quanta de gent la* [ein Lied] *deus haver ensenyada, oy? — A ningú; mal-viatje'l mon dolent! T'ho juro. Y aixó que sempre l'he sapiguda,* S. 106 *qui m'ho havía de dir á mí que vindrá un temps en que m'agradés tant ser al mon! Y aixó que ara'l mon es més petit!,* S. 116 *Si fins quan tu venías s'apartava de mí: y aixó que jo li deya, que tu n'estavas contenta.* Vilanova *l. c.* 213 *Però, qué vol que'ls hi diga? es* [sc. Papageien] *una lley de bestioles. No sé, me amohina. Y alló que molts els hi donan escudella y sigronots.* Ich denke, daß hier von jenen in diesem *Archiv* CXXXII S. 151 erwähnten Fällen des nachgestellten *aixó* (ptg. *isso*) = 'so', 'fürwahr' auszugehen ist und dann wie bei *sí que* sich an ein mit *sí* gleichbedeutendes *eso, aixó* ein *que*-Satz schließen konnte. Daß auch nach bloßem *y* ein derartiges *que* folgen kann, zeigen folgende katalan. Beispiele nicht ganz klar: *Revolta* 159 *Vos proveu de tornar a fer mistos. — Aixó que'm vegi en llibertat. Y que* ['und dabei'] *no vinré pas a demanarles consentiment: t'ho ben asseguroc per endavant,* wo man immerhin das *que* zu *asseguroc* beziehen könnte, ebenso vielleicht wie Vilanova *l. c.* 85 *y fins se fa fer la moneda expressa a la Ceca. Y que aixó no son fábules; tothom lo coneix* zu *coneix,* nun aber *Revolta* 209 *si no es un lladre, ne té tots els aires. Y que no hi posoc ni'n treç una coma de com aná.* Sicher wieder ist das *que* im Mallorquinischen nach *y llavó* anzunehmen: Alcover, *Rondayes mallorquines* IV *Y que hi havia que fer? Era'l «Princep-Orp», y negú hi volia peres. Y llavó que no hi havia qui l'aplegás: era més pront que la vista,* IV 287 *som nou gigants que les gordam, tres a cada portassa. Y llavó que, en estar*

und neuerdings Løseth, *Bull. d. dial. rom.* VI 10. Die Überbietung des Partners, die in dem *plus souvent* liegt, hat ihre Parallele in abwehrender Aufnahme einer Partnerrede etwa in der Form *und wenn du das hundertmal sagst, glaub ich dir nicht* oder *Per la vida* 83 *I per aixó no més ja t penses tenir dret a matar-me. — Cent vegades que pogues, te mataria.*

desperts, tenim els ulls cluchs, y, en dormir, els-e tenim badats, V 165 *Es tros que té de dona, es de lo més garrit que se sia vist may; y llaró que té una veu qu'ecsiza.* In allen diesen Fällen kann man jedoch auch ein Verbum dicendi supplieren: *y aixó* [*dich*] *que, y llaró* [*dich*] *que.*

Über ptg. *não que* mit Indikativ und ein anderes *não que* mit Konjunktiv spricht Tobler *a. a. O.*, über das erstere *não que* mit Indikativ (jedoch nicht immer!) in der Bedeutung 'ich brauche nicht zu sagen, daß' habe ich *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1912, S. 692 ff. ausführlich gesprochen, über ptg. *nem que* 'als ob' mit Konj. Toblers Deutung 'und doch [ist] nicht [der Fall] daß' gegenüber die etwas verschiedene 'und [man könnte] auch nicht [sagen] daß' vorgeschlagen, fand aber damals schon den Konj. Impf. auffällig. Bevor ich eine neue und, wie mir scheint, plausible Erklärung des *nem que* gebe, seien Beispiele für span. *ni que* mit Konj. 'als ob' angeführt: *Barraca* S. 43 *Eso sería* ... [Auslassung] *para los que no han pagado nunca; pero él, que siempre había cumplido, que nació allí mismo, que sólo debia un año de arrendamiento, ¡quiá! Ni que viviera uno entre salvajes sin caridad ni religión!; Sangre y arena* S. 20: *¿Pero es que no sabes na de las cosas del oficio?* ... [Auslassung] *¡Ni que fueras mi enemigo, so sinvergüensa! ¡Paece como que deseas mi muerte, malaje!*, S. 92 (zu einem Parteigänger des Torero, der nur für diesen lebt) *¡Pero hombre! — le decían algunos — ¡Ni que os acostaseis juntos! ¿Eres tú, acaso, el que va á casarse con él?*, S. 189 *todo irritaba al torero, arrogante y bravucón, al ver llegada la hora del peligro. — ¡Ni que me yevasen à la horca!*, S. 205 *¡Qué bruto eres! ¡Ni que fueras de jerro durse!*

Zweifellos ist nun für ptg. *nem que*, span. *ni que* 'als ob' auszugehen von dem *Zeitschr. a. a. O.* S. 694 Anm. erwähnten ptg. *cantara que nem un rouxinhol* 'er sang, wie kein Vogel [gesungen hätte]' oder span. (*Sangre y arena* S. 226) [Pizarro] *se metió en una tierra que ni el propio Paraíso ... un reino donde está el Potosí: no digo más,* welch letzteres Beispiel mit den Punkten nach *que ni el propio Paraís* zeigt, daß Ellipse eines Satzes ['hätte schöner singen können'] vorliegt. (Katalanische Beispiele habe ich *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1913, S. 478 Anm. gegeben.[1]) Ein *¡Ni que fueras mi enemigo!* ist also zu ergänzen 'nicht einmal, wenn du mein Feind wärest, [könntest du dich bösartiger beneh-

[1] Zu der daselbst erwähnten Ellipse kat. *com si tal cosa* (die auch Cuervo, *Diccionario* s. v. *como* 1 d *β aa* erwähnt) vgl. noch span. (*Barraca* S. 250) *Ya se habían bebido dos cántaros, y como si nada ... Ya iban tres, y tan firmes,* wo an den Punkten die Lebendigkeit des Bewußtseins der Ellipse noch zu erkennen ist, ferner S. 84 *si le buscaban las cosquillas era tan hombre como el que mas.*

men]'. Auch sonst kommen ja in spanischer Rede Ausrufe mit *ni* vor, die ähnlich zu ergänzen sind. S. 81 *Aquí lo* [*el diestro*] *tienes, Encarnación* ... [Auslassung]. *Ni el propio Roger de la Flor* [sc. hätte es schöner machen können]! *Y Encarnación, no necesitaba preguntar más, pues sabía que su marido, en virtud de lejanas y confusas lecturas, consideraba á este personaje histórico como el conjunto de todas las grandezas,* S. 114 *El apoderado, con andaluza gravedad, le ofrecía la mano felicitándole. — Chócala! Has estao muy güeno! Ni Castelar!* Ein 'nicht einmal Castelar [hätte es besser machen können]' wird so zu einem 'wie Castelar [hast du es gemacht]', und ebenso ein 'nicht einmal, wenn du mein Feind wärest, [könntest du es ärger machen]' zu einem 'als ob du mein Feind wärest, [machst du es]'. Ebenso kat.: Vilanova, *l. c.* 193 *Si'l ditxo ja ho diu, — exclama l'home; — quan se vol retreure un matrimoni ben avengut, ja se sab: ni Joseph y María* [sc. könnten bessere Gatten sein]. Da *que fueras mi enemigo* ein irrealer Kondizionalsatz ist, so wird klar, daß stets das Konj. Impf. oder das kondizionale Plusquamperfektum steht, ferner aber auch, daß span. *ni que*, ptg. *nem que* nicht zu den '*que*-Sätzen anknüpfend an adverbiale Ausdrücke ...' (etwa wie ptg. *não que*) gerechnet werden darf: das *ni*, *nem* gehört ja zu der (nicht ausgesprochenen) Apodosis, das *que* heißt 'gesetzt den Fall, daß'. Das ursprüngliche Verhältnis zeigt der von Moreira, *Est. da lingua Port.* II, S. 16 angeführte Satz *a tal filha da Genoveva de Prazins não havia de ser sua nora, nem que a levasse o diabo,* wo Moreira, Tobler widersprechend, mit Michaelis 'selbst wenn' übersetzen will; immerhin ist zu bemerken, daß eine Negation vorangeht, so daß ich übersetze: 'sie könnte nicht ihre Schwiegertochter sein, auch dann nicht, wenn sie der Teufel holte'.

IV.

Es ist sehr schwer, von den *que*-Sätzen nach adverbialen Ausdrücken die Fälle von 'Aussage, bestehend aus Nomen und Relativsatz' (*V. B.* I, 248 ff.) abzugrenzen. Tobler rechnet unter letztere nur Fälle von nominativischem Nomen + Relativsatz nur ein Beispiel mit akkusativischem Substantiv: span. *Maldiciones que se echaba El nieto de Lain Calvo.* Geßner, *Zeitschr. f. rom. Phil.* XVIII, 475 f. hat dagegen in aspan. *hy iazen essa noche e tan grand gozo que fazen* das *que* relativisch gefaßt, 'so große Freude (ist) die sie treiben'.[1] Und so, nämlich relativisch, könnte

[1] Als Beweis dafür, daß diese Auffassung richtig ist, mag dienen, daß neben *¡tán bien que ...!* auch *¡tán bien como ...!* sich findet: *Sangre y arena* S. 403: *¡Mardita sea! ¡Tan bien como se presentaba la corrida, y reservarle la mala suerte este toro.* Im Katal. Pous Pagès, *Per la vida* S. 9 *I tant com la* [l'horta] *veia! Moltes festes, al matí, se passava hores i hores*

man auch die *que*-Sätze nach Zeitadverbien fassen, die Tobler mit Fällen wie *heureusement que* zusammenstellt: ein *si longtemps que je n'avais eu l'occasion* ... kann doch wohl ursprünglich 'so lange Zeit, die [= in der] ich nicht Gelegenheit hatte!' heißen und danach *justement qu'elle avait son même fouet à chiens* 'gerade [= in dem Augenblick], wo sie hatte ...' sich gerichtet haben. Portugiesische Sätze wie *Em grave dia que vos vi, amor* gibt Tobler in einer Anmerkung zu einem französischen Satz mit *heureusement que*, was natürlich bei der Bedeutung von *em grave dia* = 'unglückseligerweise' möglich ist. Zieht man nun aber neuspanische Fälle in Betracht, wie *Barraca* S. 171 *Tres semanas que no traen ustedes el estipendio prometido, y así no es posible la instrucción* 'seit drei Wochen, welche Sie nicht das Honorar bringen!', S. 220 *Y el matón* ... [Auslassung] *sufrió el tono imperioso con que le hablaba, mirando al suelo como avergonzado.* [Nun neuer Absatz.] *Desde la noche anterior, que se sentía otro, Sangre y arena* S. 9/10 *Era el torero que tenía más contratas. Desde la corrida de Pascua de Resurrección en Sevilla (la primera importante del año taurino), que andaba Gallardo de plaza en plaza matando toros,* in andalusischer Mundart S. 218 *Dende ayer mañana que no he probao más que un mendrugo,* S. 239 *Denque empezó á fijarse en esa señora* ... [Auslassung], *que yo le conocí á Juan lo que pensaba,* so kann man ptg. *em grave dia que* auch nach *em um dia que, em dos dias que* etc. erklären. Fürs Katal. vergleiche man Pous Pagés, *Per la vida,* S. 6 *L'horta era un troç d'ell mateix, carn de la vera carn i ànima de la vera ànima, com un fill. De petita, d'un no-res que l'havia anada pujant a poc a poc, fins a fer-ne lo que era ara.* S. 8 *De molts anys, quasi de quan va començar a pendre una eina pera ajudar al seu pare, que no pensava en altra cosa,* S. 30 *Toda la vida den Miquel Barneda* ... [Auslassung] *havia sigut un llarc i dolorós via-crucis.* [Neuer Absatz.] *De naixensa que ls seus pares el tingueren avorrit,* 42 *I com no ls havía d'estimar! De quan venia al mon que no'ls deixava més,* 65 *Jo si que* ... *D'ençà que no t veig, que no fúmoc pas res de bo!* wo das *que* auch eine Wiederholung des auf *si* folgenden *que* sein kann, 99 *Tantes setmanes que no passava per aquell camí més que forçat i de mala gana, ara tornava a fer-lo com en el bon temps,* wo der urspr. Ausrufssatz

assegut al peu del marge de l'hort, contemplant fixament l'erm sorrencós. Aus der Konstruktion *tant que, tant com* und Wendungen mit *si* wie S. 10 *Aquell mateix dia, a posta de sol, si n'havia tombat de feina!* 'ob er Arbeit vor sich gebracht hat [fragt ihr?]' + 'welche Arbeit hat er geleistet!' kontaminiert ist die folgende (S. 32) *'Ja saben que hi tene experiencia en aquestes coses'. I tanta si n tenia!* Vgl. noch *Rev. d. dial. rom.* VI 119.

tantes setmanes que ...! zu dem mit *ara* beginnenden Satz in konzessivem Verhältnis steht,[1] 114 *Ja serien aqui d'estona* ... [Auslass.] *De mitja tarde que s passa, Revolta* 40 *De sempre que s'havia cuyt ell mateix el menjar,* 59 *Jo tota la vida que n'havia fet de mistos,* 149 *Tots aquests dies que estic rumiant que podria fer dels diners.* Auch der Typus *ni may que l' l'hagués coneguda* (Belege bei Nonell, *Gramática de la llengua catalana* S. 214) gehört hierher.

Ebenso glaube ich bei kat. *prou que* eher relatives als konjunktionelles *que* annehmen zu müssen: V. Catalá, *Solitut* S. 167 *Ja ho veyeu vós. — Prou que ho veya, ermitana,* höchstens kann man Einfluß von *sí que* annehmen, deutsch etwa 'Ob ich es sah!' mit betontem 'ob', urspr. 'Gut [war's], wie ich es sah' = span. *lo bien que lo ví,* wohlgemerkt nicht: 'gut [war's], daß ich es sah' wie in frz. *heureusement que je le vis*: es soll nicht das Sehen als eine gute Fügung dargestellt, sondern das Gutsehen als Tatsache bekräftigt werden. Man vergleiche noch folgende Beispiele: Catalá, *Cayres vius* S. 148 *¿Que no me sents, Cela?* ... — *Prou que te sent;* Lluís Via, *Fent camí* S. 20 *no m'hauría entès, y ell en cambi prou que's feya entendre,* 'er machte sich gut verständlich'. Das *prou que* wird zu einem adverbialen 'gut', 'tüchtig', 'selbstverständlich', 'ohnehin': *Cayres vius* (Einleit. VII) *jo prefereixo que cada llibre* ... [Auslassung] *marqui un punt determinat en la mentalitat y'l gust de son autor. La diversitat cromática, la complexitat harmónica prou que's trobará, si'n es cas, desprès, a fí de comptes, al revisar l'obra total* ('ohnehin'); S. 147 *No te'n mancarán pas, dòna! Prou qu'en Xamot espera que jo me ne vagi* ('ohnehin'), S. 152 *Era certa aquella anada; certa, positiva, propera! Prou que la sabia decretada de temps, mes fins ara* ... (hier 'allerdings'?), *Solitut* S. 172 *Qué se'n hi dona, ermitana? Prou que hi está fet a la sera nomenadá,* wo Vogel übersetzt 'er weiß längst, was er für einen Namen hat'. Daneben findet sich *prou* (ohne *que*): Pous Pagés, *Per la vida* S. 8 *Prou n'havia parlat a centes vegades an el vell Falguerona* ... [Auslassung.] *El seu pare* ... *sempre sel treia del davant an la mateixa resposta.*[2] Mit diesem *prou que* läßt sich cat. *massa que* 'zu viel'

[1] Ein ähnliches frz. Beispiel, in dem der Ausrufssatz kausal empfunden wird, ist: Daudet, *Lettres de mon moulin* I: *Depuis si longtemps qu'ils* [les lapins] *voyaient la porte du moulin fermée* [Ausl.], *ils avaient fini par croire que la race des meuniers était éteinte:* 'da sie seit so langer Zeit ...' Ähnlich *Per la vida* 79 *Fosca que era la nit* ['finster wie die Nacht war' = 'bei der Finsternis der Nacht']; *am l'ombra del fullam, en Pau no podia distinguir a l'home de la soca.*

[2] Daß die Wendung *prou que* schon an affektischem Wert zu verlieren beginnt, sieht man daraus, daß sie auch in Nebensätzen vorkommt, wie Pous Pagés, *Per la vida* S. 34 (man kümmerte sich nicht viel um das Kind)

83 *On vols que u* [Arbeit] *trobi? Massa que ho saps que no puc treballar,* 86 *No vulguis fer creure lo que no es. Massa que la veia la vostra mala sang!* und ein ironisches spanisches *poco que* zusammenstellen: *Sangre y arena* S. 219 *no dejamos vivo á uno de esos gandules. ¡Y poco que me gustaría haserme caballista del monte! Siempre me ha tirao eso!* 'wenig, was mir gefiele!' = 'gar sehr gefiele mir', 'ohnehin gefiele mir'. S. 281 *Pero á los pocos días, en todo el barrio no se hablaba de otra cosa* [davon, daß der *torero* die Pilgerfahrt zur Maria de la Macarena mitmachen würde], *con un orgullo de vecindad. ¡Y poco hermosa que iba á salir este año la Macarena!* ebenso katal.: Pous Pagés. *Revolta* 50 *Poc que haurien esperat tant* 'kaum hätten sie so lang gewartet'. 165 *Ja us han deixat anar? Poc que'm pensava veureus fins al vespre.*[1] Daß das *que* in Beispielen wie *Sangre y arena* S. 87 *¡Tanto que había él trabajado por Juan!*, S. 212 (der Bandit spricht) *En sus cortijos hay orden pa que me den lo que pía y me dejen en paz. Esas cosas no se orvidan nunca. ¡Con tanto rico pillo que hay en el mundo'* relativ ist, unterliegt keinem Zweifel (vgl. die Ersetzbarkeit des *que* durch *como*: *Cuentos valenc.* 187 *Pues no faltaba más, que ella resultase una ingrata con tanto como la amaban allá en Paiporta*), bemerkenswert ist, daß beide Konstruktionen, *con tan (tanto) ... que* und *tan (tanto) ... que* sich kontaminiert haben: Ist noch

---

De primer, perquè prou que la necessitaren per altres coses la sera pobresa, vgl. Vilanova *l. c.* 12 *la fresqueta* ... [Ausl.] *'ns amoroseix la cara ab fregadíe suau, que sembla que'ns hi rellisqui seda y que ben segur que Deu* ... [Ausl.] *nos la envia.* Ebenso steht es mit urspr. affektischem span. *apenas si*, das auch im Nebensatz vorkommt: Blasco Ibañez, *La Barraca* S. 59 *una conjuración instintiva, en cuya preparación apenas si mediaros palabras.* Vgl. *Rev. d. dial. rom.* VI 99 f.

[1] Also ironische Wendung wie frz. *plus souvent que*. Vgl. noch ironisches frz. *un peu* bei Courteline, *Messieurs les Ronds-de-Cuir* S. 56 *Soupe* ... [Auslassung] *exhortait Lahrier au silence, par une mimique compliquée, des deux bras. Mais Lahrier se moquait un peu de Letondu! il tenait la scène à faire et ne l'eût pas lâchée pour beaucoup d'argent,* 'ein wenig' = 'nicht wenig'. Weber, *Les rentrées* S. 54 *Mais ce grand monsieur, dans l'avant-scène, tout rougeaud, avec des favoris blancs: je le connais. — Un peu! C'est le grand-duc Ernest, «l'Archiduc-Réclame», comme on l'appelle dans les coulisses:* 'ein wenig [kenne ich ihn]' > 'und ob!' (ähnlich wie im Deutschen wird dem Partner gewissermaßen eine bescheidene Frage souffliert: 'ob ich ihn kenne?' *si je le connais un peu?*; oder *un peu!* = 'ein wenig [urspr. = 'nicht sehr', aber ironisch = 'sehr] kenne ich ihn!': Gyp, *Vertu de la baronne* S. 42 *Est-ce que vous allez raconter ce — cet incident à Monsieur votre frère? interrogea-t-il timidement. — Un peu! si tu crois que je serai assez bête pour vous laisser obtenir la construction pour rien!* Wie die Ironie verblaßt, sieht man an dem *hasta* des folgenden spanischen Satzes: Blasco Ibañez, *La catedral* 28 *¡Un Luna de la Santa Iglesia Primada metido á torero! Poco rieron los canónigos y hasta el señor cardenal, según me han dicho, al conocer el caso.*

ein Beispiel wie die Fortsetzung des Satzes auf S. 87 *¡Con el tesón que había deseutido con los empresarios!* als Prolepsis des eigentlich in den Relativsatz gehörigen *con* 'die Hartnäckigkeit, mit der er diskutiert hatte' zu fassen (vgl. Tobler, *V. B.* I², 243), so erklärt sich S. 242 *El es quien me ha obligao á ponerme esos gorros traios de Madrid, con los que estoy muy mal, lo conozco, hecha una mona de las que bailan en los organillos. ¡Con tan rica que es la mantilla!* 'wo doch die M. so schön ist' als Kontamination von *con tanta hermosura que tiene la m.* und *tan rica que es la m.* zu fassen. Hierher gehört endlich ptg. *mais que:* Queiroz *l. c.* S. 310 *Ah, já sabe? — E mais que sei, senhor parocho! O senhor padre Natario* ... [Auslassung] *contou me tudo* 'ob ich es weiß' (nach Fällen wie *mais bem que o sei,* wo *mais* elativisch, nicht komparativisch ist).

Dagegen ist wieder zweifellos mit Toblers *O filho, que não sei a quem me sães* (mit *que* nach einem einer Interjektion gleichen Vokativ) zusammenzustellen Queiroz, *O crime do padre Amaro* S. 4: *Não, não, lá que ha favor, ha; e que o homem tem padrinhos, tem, disse o chantre,* wo *lá* in der von mir *Zeitschr. f. frz. Spr.* 1912 behandelten Bedeutung 'gewiß, sicherlich, fürwahr' fungiert (oder ist von Fällen wie dem von Moreira *l. c.* II S. 60 zitierten *lá que os filhos não tem culpa nos erros dos pais, é certo* auszugehen, wo *lá* = 'quanto a' 'was betrifft' bedeutet? Vgl. noch Leite de Vasconcellos, *Lições de philol. port.* S. 324 *lá que elle vem, vem* 'é certo que elle vem'). Und mit diesem ptg. *là* ist ital. *va là* (auch im Plural *andate là*) zusammenzustellen, das allerdings nicht 'gewiß', sondern ganz seinem Ursprung getreu 'geh weg!' bedeutet, nun aber ebenso wie unser *geh weg, gehen Sie weg* (süddeutsch [*gengens*]) interjektionell gebraucht wird: Serao, *Capelli di Sansone* S. 261 *Andate là: la stampa in Italia è vigliacca;* Fogazzaro, *Idillj spezzati* S. 57 *Va là, taci — disse il padre aspramente, Fedele* S. 253 *non fa niente, andate là, non fa niente.* Nun mit *che*: *Capelli di Sansone* S. 110 *E tu, come firmi? — Non ho deciso ancora. — Va là, che non vuoi dirlo,* ohne Beistrich nach *là*: Testoni, *La sgnera Cattareina* S. 8 *E lî: Sono tradita, o madre! — E me: Va là che ti dà volta il zanfanello!* 'fürwahr, das Hirn schnappt dir um!'; Térésah, *Rigoletto* S. 286 *Le viene la muffa in faccia, verità santissima! — Va là che ci vuole l'umido per i funghi! Io sono arida come un sarmento!* Auch nach dem interjektionell gewordenen *andiamo!* findet sich das *che*: De Roberto, *La Sorte* S. 249 *Ma andiamo che io non ho dove pigliar le vent'onze,* S. 68 *non eviterai nè un giorno di carcere nè una lira di multa. — Ma andiamo che io non voglio esser posto in prigione!* Mit diesem ital. *andiamo che* läßt sich im Span. *vamos que, anda(d) que* (letzteres bei Cuervo

s. v. *andar* 9a) vergleichen, nur daß die Interpunktion verschieden ist: *Barraca* S. 195 *¿Conviene en treinta y cinco duros? Vamos, que si*, wo das *que si* also etwas verschieden von dem sonstigen *que sí* (= frz. *que si!* 'ja doch!') ist, das von (nicht ausgesprochenem) *digo* abhängt (ganz ähnlich diesem *vamos que si*[1] ist *verdad que si*: *Sangre y arena* S. 194 *Era el primer torero del mundo. ¡Aquella estocada del cuarto toro! — ¿Verdá que sí? — preguntara Gallardo con orgullo infantil*), *Sangre y arena* S. 183 *Vamos, hombre — decia Gallardo — que ni por too el oro der mundo torearia uno en Seviya*, S. 184 *¡Toros en Sevilla y para colmo la primera persona que se echaba á la cara — una tuerta! Vamos, hombre; que lo que pasaba á él no le ocurría á nadie*, wo der Strichpunkt den wahren Sachverhalt verdeckt, S. 242: *Vamo que muchas se mueren de envidia viéndola á usté!* (nicht *qué*, daher nicht 'wie viele Frauen'!) S. 167/8; *Que no me hablen de los extranjeros! Yo los admiro porque han hecho revoluciones y mucho de lo que pensamos se lo debemos á ellos; pero en esto de los toros ¡vamos, hombre! ... ¡que no dicen más que disparates!*, wo weder die Punkte noch die Rufzeichen die richtige Abteilung *pero en esto de los toros* [nun affektische Einschaltung: *vamos, hombre, que*] *no dicen más q. d.* ahnen lassen, S. 304 *Vamos, mamita, que la cosa no era para tanto. Una corrida como todas:* Echegaray, *O locura ó santidad* I 3: *Vamos, don Tomás. Que no le diga usted esas cosas á papá.* De Pereda *l. c.* 89: *¡qué buen humor tiene ese señor de Zorrilla! Pues anda! que se ha largado.*

Man sieht hier, wie *vamos, hombre* einer Interjekton gleichgestellt wird[2] (vgl. it. *sissignore che*, *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1912, S. 690), und so können Weigerts Beispiele S. 114 für ein auf

---

[1] Hierher gehört auch ptg. *vá que sí*, allerdings in anderer Bedeutung 'meinetwegen ja', wofür ein Beispiel bei Moreira, *Estudos da lingua portug.* I S. 159 — Mit ital. *o ... o che*, das Tobler so reichlich belegt, vergleicht sich ptg. *ou bem que vamos ou bem que ficamos*, Moreira *l. c.* II S. 90. — Bei span. *mucho que sí* (De Pereda, *Tipos trashumantes* S. 90 *¿No se acuerda Vd. que le dije que el médico me habia tornado, ántes de bañarme, dos libras? — Mucho que sí*) ist wohl *que sí* von einem *me acuerdo* abhängig, also strenggenommen nicht hierher zu ziehen. Eigentümlich ist das mallorquin. *de manera que sí*: *Rond. Mall.* V 106 *¿Y' vares esser tu que llevares les flors y ens uys de les faveres? — De manera que si* 'ob ich es war!'. Es ist wohl aus Fällen zu erklären wie 238 *¿E-hi estas encarada? diu en Tia; — ¡De manera que hi estich! diu ella* 'ich bin es tüchtig' (das Adj. zu supplieren). — Ein *que* nach kat. *vay* 'freilich': Pous Pagés *l. c.* S. 10 *Ara vay que ningú m'empeta la basa! Poc a poc se va lluny i segur.*

[2] Was auch für *hombre* aus der Anwendung Frauen gegenüber klar wird (auf ein *hombre!* = 'Mensch!' wird man sich nicht berufen dürfen, da wir Deutschen ein ähnliches *Mensch!* nicht auf Frauen anwenden würden): Blasco

Señor! oder *Señora!* folgendes *que*, auch wenn nicht immer von einer Interjektion präzediert, doch hierher gezogen werden, da *Señor!* eben einer Interjektion gleichkommt. Vgl. noch Echegaray, *l. c.* II V *¡Ah, Dios mio, que la luz de mi conciencia se apaga, que mi voluntad desfallece, que la desesperación se apodera de mi* ganz gleich einem (II 9) *pero ¡ay! que mi voluntad vacila.* In dem Beispiel De Pereda *l. c.* S. 93 *Hablando yo de estas cosas, á los tres dias, con un compañero de posada, me dijo que él tambien habia rodado mucho por el mundo buscando la salud, y que no la habia encontrado hasta que se la dió un curandero ¡pásmese Vd! un remendon que trabaja en un portal de esta misma ciudad. ¡Y decir á Dios que hay médicos que gastan coche! Pues señor, que me alegró la noticia, que me animé y que fuí á consultar con el curandero. Le digo á Vd. que es preciso verlo para creerlo* ist mir nicht klar, ob *que* von *pues señor* abhängt (wie it. *sissignore che*), oder ob es wie das *para abreviar, que* zu fassen ist. Von *Josú* 'Jesus!' ist wohl das *que* abhängig *Sangre y arena* S. 235 *¡Pero esto! ¡Josú! ¡Esto que no hay en toa Seviya un hombre que se atreva á tanto,* also ist *Jesús* ebenso einer Interjektion gleich wie wenn es neben *ay de la mala hembra* auch *¡Jesús¡ de la mala hembra* heißt (Weigert S. 138). Oder *esto que* wie *eso que?*

Es sei noch auch auf ptg. *por signal que* aufmerksam gemacht: Michaelis gibt für *por signal* nur die Bedeutung 'zum Zeichen, zum Zeugnis' an, in der Literatur kommt man aber mit dieser Übersetzung nicht aus. Queiroz *l. c.* S. 85 [ich soll nicht eingezahlt haben?] *Até fui a primeira! Credo! Duas moedas de cinco reis, por signal* 'zum Zeichen, daß ich wahr spreche', S. 546 *Mais finalmente, apanhara-o. E tocadito, por signal* 'und gut tüchtig, fürwahr (wohlgemerkt)'; urspr. 'zum Zeichen [daß ich es weiß, will ich dir sagen:]', S. 598 *Que a sombra d'elle nao era, era elle mesmo em carne e osso. A sahir da loja de Fernandes por signal, e todo peralta,* und nun mit *que*: Diniz, *As pupillas do snr. reitor* S. 223 *Vi esta manhã o sangue, é o que eu queria dizer. E por signal que não era tão pouco* 'und wohlgemerkt, es war nicht wenig'. S. 219 *Segui o caminho e cheguei á porta das raparigas. Estava já lá o Pedro do abbade, o João das pontes, o tio Gaudencio das Luzes ... por signal, que anda escangalhado o velho* 'wahrhaftig, der Alte geht ...'. *Casa mour.* I 110 *E' onde está a fonte da Moira. — E' onde nós um dia fomos com a Anna do Védor colher agriões. Está certa? — E' verdade. E por signal que* ['und zum Zeichen, daß es wahr ist, kann ich auf-

Ibañez, *Cuentos valencianos* 60 sagt der Vater zu oder von seiner Frau: *Vamos, hombre, que era cosa de caerse de risa. ¿Tan mal le había ido á la madre cuando se casó?*

klären'] *que nos saiu da quinta do Emigrado um cão grande que la havia, e se atirou a mim com uma furia!* C. Castello Branco, *A Brazileira de Prazins* 75/6 *Veja você! aquelle moinante que me pedia uma vez dois patacos p'ra cigarros, e* *por signal que* *nunca m'os pagou*, 135 *o bodegueiro informou* ... [Ausl.] *que na freguezia de Culros havia comedias nos trez dias de entrudo,* *por signal que* ['zum Zeichen, daß das wahr ist, mag die Mitteilung dienen, daß' = 'da ja, wie denn'?] *o seu filho* ... [Ausl.] *fazia de namorado no «Medico fingido»*, 163 *o Jose Dias, que o operario conheceu como se o visse ao meio dia, metteu se ao caminho de Villalva,* *por signal que* ['zum Zeichen, daß er ging, mag dienen, daß' = 'und dabei'??] *levava sapatos de boracha que brilharam ao luar como um espelho.*[1]

Von span. Wendungen, die mit *heureusement que* gleichbedeutend sind, sei erwähnt *suerte que*. *Sangre y arena* S. 232 *Suerte que el 'Plumitas' era feo y andaba haraposo y sucio como un vagabundo. Si no, se va con él;* ferner *gracias que* = lt. *Deo gratias quod* 'Gott sei Dank, daß': *Sangre y arena* S. 80 *La muchedumbre se abalanzó sobre Juanillo, como si fuese á devorarlo con sus expansiones de entusiasmo.* *Gracias que* *estaba allí el cuñado para imponer órden, cubrirle con su cuerpo* ..., S. 271 (Gallardos Landgut war in schlechtem Zustande) *Gracias que* *Gallardo contaba con el ingreso seguro de las corridas.* Etwas anders ist *gracias á que* zu fassen: 'Dank dem Umstand, daß', was wohl einer weniger gläubigen Anschauung entspricht, aber die Verwendung entsprechend ital. *meno male* 'noch gut, daß'[2] ist *gracias á que* und

[1] Ptg. *até que* bei Diniz, *Casa mourisca* II 39 *Em poucos momentos Mauricio estava a seu* [Berthas] *lado. —* *Até que* *finalmente a encontro, Bertha*, 121 *Até que te pilhei! — exclamou a Anna do Védor, batendo as mãos, e esquecendo-se, no impeto da exclamação, de manter o mesmo tom e tractamento, que até alli estivera usando com o fidalgo*, das man in sich durch Anbildung an ein *finalmente que* 'endlich, daß' erklären könnte, wird wohl eher ein ganz gewöhnliches *até que* = 'bis daß' sein: '[ich suchte Sie] bis ich Sie schließlich finde' = 'Endlich finde ich Sie', '[ich wollte dich stets fangen], bis ich dich [wirklich] fing' = 'Endlich hab ich dich!'

[2] Das Ital. sagt in solchen Fällen *meno male che* oder *buono che*, über ersteres vgl. *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1912, S. 703, zu letzterem Neera, *Sottana del diavolo* S. 53 *Ma Nicola Bordello ora che aveva dato stura all'eloquenza non intendeva di finirla così subito.* *Buono che* *si fece portare un altro quartuccio prima di entrare nei particolari della sua disgrazia.* 'Zum Glück [sc. für ihn].' Ein valsess. *caradéche* (= *caro dio che*) *'per fortuna che'* erwähnt Salvioni, *Rev. d. dial. rom.* 178. Ist hier die Anrufung Gottes ein Ausdruck der Zufriedenheit, so ist sie in dem *Zeitschr. f. rom. Phil.* erwähnten gleichgebauten kat. *Santa y bona Maria que* 'es mag noch hingehen daß' als achselzuckendes Sichabfinden mit dem Lauf der Welt gemeint (wie in *Mein Gott, da kann man nichts machen!*) — Fürs Katal. finde ich Pous Pagés, *Per la vida* S. 7: *Per aixó l'* ['l jardí] *estimava tant, i n'estava gelós, fins al punt de no voler que ningu, fora d'ell, hi treballés: ni la seva mateixa dòna ni l' seu fill* ... [Auslassung] *Bon goig que ls hi deixés ennaigar, a*

gracias que gemeinsam: De Pereda, *Tipos transhumantes* S. 13: *Además,* [waren sie] *mal alojadas y achicharradas de calor* ... [Auslassung] *Gracias á que han conseguido alquilar por toda la temporada un mal carruaje que las lleva por la mañana al baño y por la tarde á pasear al Sardinero.* Den ursprünglichen Ausruf erkennt man noch an der Interpunktion S. 100 *Cuando vengo, le pasaré la cuenta de todo; y si paga, que no pagará, eso saldremos ganando ¡y gracias que no nos deve mas, que bien hubiera podido ser!*[2]

Dem ursprünglichen Ausruf steht noch nahe *cuidado que,* z. B. De Pereda, *l. c.* S. 112 *sabe de corrido toda la fraseología literaria y musical de moda entre la gente madrileña.* [Neuer Absatz] *Y cuidado que esto no es grano de anís* 'und wohlgemerkt, dies ist nicht wenig', daneben findet sich *cuidado si* in derselben Bedeutung, da ja in solchen Fällen das *si* 'ob' nur eine positive Antwort auf die (indirekte) Frage zuläßt: S. 168 *Y en verdad que sentiré tenerla* [ich werde bedauern, einen Bart zu tragen], *porque con ella perderá el cútis su frescura: ¡cuidado si es fresco y sonrosado mi cútis!* 'und wohlgemerkt, meine Haut ist doch frisch!' Vgl. darüber *Rev. d. dial. rom.* VI 96 ff.

Nachtrag. Man könnte für das mallorqu. *de manera que sí* noch an eine andere Erklärung denken. Das Wörterbuch von Amengual sagt von *de manera* 'mod. adv. que suele usarse para captar la atencion al empezar á hablar, ó al empezar nueva oracion, sin que tenga otra significacion particular'. Verknüpfung des Folgenden mit dem Vorhergehenden durch eine konsekutive Partikel, auch wenn kein streng konsekutives Verhältnis besteht, findet sich in allen Sprachen (*so* im Deutschen, *comme ça* im Volksfrz., *axí que,* wie erwähnt, im Altkat.). Demnach ist *de manera que sí* die Entsprechung eines span. *pues si* 'also ja!' und *¡de manera que hi estich!* insofern mit *de manera que sí* gleich, als anstatt der Bejahungspartikel bejahende Wiederholung des Verbs eingetreten ist. Das Formelhafte des ähnlichen span. ptg. *de modo que* sieht man daraus, daß neben wirklich die Konklusion aus der Partnerrede ziehender Verwendung wie De Pereda *l. c.* S. 193 (ein Mädchen erzählt

---

l'estiu, quan la feina apretava; i encara, perqué no podia donar l'abast à tot, ni deixar les demés terres ermes 'eine schöne Freude war's' = 'es war schon viel, daß'. Daneben findet sich *gracies que:* S. 31 *No us en veureu mai cap ajuda. Gracies que vagi tirant i fent la viu viu, sort que: Revolta* 125 *tot el vespre l'estigué agullonant de mala manera. Sort que l'home, acostumat an aquells temperis, ja era devingut insensible als reganys y a les paraulades,* ferner *vàlga(li)* 'es mag (ihm) helfen' > 'es mag (für ihn) angeführt werden' > 'es ist (war etc.) noch gut, daß': Vilanova *l. c.* 32 *¡Pobre minyó! ... vàlgali la gent que li han volgut be, y me l'han tret d'aprop, que sinó, ell y sabre, y sabre y ell los agarro,* 40 *y vàlgali qu'ara la plassa no està en estat de siti, ò sinó, ben segur que li formarían causa,* 63 *y valga que'ls civils fan respecte y la* [sc. la gent] *detura, ò sinó n'hi havía una de Sant Quintí.*

einem anderen von einer im Teatro Real gemachten Bekanntschaft, worauf das andere Mädchen:) *De modo que vás muy á menudo al Real?* (Gedanke: 'da du mir von einer im T. R. gemachten Bekanntschaft erzählst, muß ich schließen, daß du oft dorthin gehst'), sich S. 190 ein Fall findet wie der folgende: *Dichosa de tí, que puedes vivir en la Corte con todas las ventajas que te dan tu posicion y tu figura! — No tanto como creeis — contesta Ofelia entre desdeñosa y presumida. — Ay! no me digas esas. Di que Dios dá nueces. — De modo que mejor que aqui, desde luego os confieso que se pasa allí el tiempo; pero de esto á lo que vosotras pensais* ... 'nun, ich kann euch gleich sagen, besser verbringt man dort die Zeit als hier, aber immerhin, das, was ihr denkt, ist es nicht', wo *de modo que* weder aus der Rede der Partnerin noch aus der der Sprecherin die Konsequenz zieht, oder vgl. ein ptg. Beispiel wie Queiroz, *l. c.* S. 176 *É melhor para vossé viver só. De modo que vista-se, e vamos vêr a casita,* wo das Sich-Anziehen keineswegs die Folge der Notwendigkeit des Alleinlebens ist, höchstens die Folge der Abgeschlossenheit der Rede des Sprechers ('so, nun habe ich meine Ansicht gesagt, daher ziehen Sie sich an') sein könnte. Zum 'Imperativ anakoluthisch im abhängigen Satze' vgl. frz. *c'est pourquoi soyez attentif* (Tobler *V. B.* I² 30). — Über span. *como el que más* vgl. schon *Rom. Syntax* 706.

Wien. Leo Spitzer.

Kleinere Mitteilungen.

Dante and Gower.

In his excellent book, *Dante in English Literature from Chaucer to Cary*, Mr. Paget Toynbee says: 'It seems probable that Gower had no direct knowledge of Dante'; and again: 'To Gower, in fact, Dante appears to have been little more than a name.' Is it not possible, however, that Gower may have been indebted to Dante in the Latin note appended to the *Confessio Amantis*, where he speaks of the obligation to pass on to others what he himself has received? This note is thus translated by Macaulay, Gower's editor (*Camb. Hist. Eng. Lit.* 2. 158): 'Since every man is bound to impart to others in proportion as he has himself received from God, John Gower, desiring in some measure to lighten the account of his stewardship, while yet there was time, with regard to those mental gifts which God had given him, amid his labours and in his leisure composed three books for the information and instruction of others.'

May not Gower have here had in mind the beginning of Dante's *De Monarchia*? This runs (trans. Henry): 'All men on whom the Higher Nature has stamped the love of truth should especially concern themselves in laboring for posterity, in order that future generations may be enriched by their efforts, as they themselves were made rich by the efforts of generations past. For that man who is imbued with public teachings, but cares not to contribute something to the public good, is far in arrears of his duty, let him be assured. ... Often meditating with myself upon these things, lest I should some day be found guilty of the charge of the buried talent, I desire for the public weal not only to burgeon, but to bear fruit.'

It may be, of course, that there are other mediæval parallels of which I am ignorant, or that the thought came to these two authors independently; but the possibility of influence by the elder poet upon the younger does not seem to me excluded.

Yale University. Albert S. Cook.

Runic monuments known as obelisks.

In my monograph, *The Date of the Ruthwell and Bewcastle Crosses* (*Trans. Conn. Acad. of Arts and Sciences*, Vol. 17, December, 1912), I refer to these crosses as being at present obelisks, and add (p. 123, note): 'Alexander Gordon (*Itinerarium Septentrionale*, 1726, p. 160) says of the Ruthwell Cross that it "is, in Form, like the Ægyptian Obelisks at *Rome*"; and Bishop Nicolson, in his *Scots Historical Library* (1702), p. 64, says of the monuments of northeastern Scotland: "*Hector Boetius* [1536], in one of his particular Fancies, thinks them relicks of the *Ægyptian Fashions*."'

The antiquaries who dealt with the memorial stones of Northern Europe in the 16th and 17th centuries seem to have been inclined to dwell upon the analogy between these monuments and the Egyptian obelisks. An example of this practice may be worth quoting here. It is taken from the *Compendious History of the Goths, Swedes, and Vandals* (London, 1658), translated, with abridgments, from the *Epitome* of Olaus Magnus' *Historia de Gentibus Septentrionalibus,* which latter was first published at Rome in

1555. These two chapters are Nos. 16 and 17 of the First Book, according to the translator's reckoning (pp. 11—12):

'*Of the Warlike Obelisks of the* Goths, *and Stone-Monuments raised.*

'It was the most antient custome of the old *Goths* and *Sucons*, that when they had had the sharpest battels in the fields or Mountains, they were wont there to raise stones, as it were *Piramids* of the *Ægyptians*: and upon these engraving, the famous *fasts*[1] with some short inscription, they supposed that the memory of their deeds should be perpetuall, as the usuall Songs composed in verses compendiously, and by succession derived to these daies, have propagated this matter to the memory of posterity. For in the Northern parts, there are seen most hard Mountains of an Ash colour, that are far harder than Marble: these sometimes by an Earth-quake or Thunder, or other Motion of Nature use sometimes to be so shaken, that the stones cut forth, and falling downwards, receive the form partly of a Pyramis, and partly of square Pillars, partly of four Corners and Obelisks, as if they were made by the excellent work of Nature, and it is uselesse, and vain to adde any more to them. But these Pyramids or Pillars are found amongst the *Heslengi*[2] in greater quantity than elsewhere in the North. But Obelisks of high stones, raised by the forces of Gyants, and Champions are seen no where more frequently than in the publick high wayes amongst the *Ostrogothi*, and *Vestrogothi*, and *Sucons*: and also in vast desarts, which long since have been made desolate of Inhabitants, by Famine, Warr, Plague, and are not yet reduced to their former condition, by reason of the sluggishnesse and negligence of the Indwellers, the Land not yet, or very rarely, becoming fallow ground. And these stones, raised in very many places, are 10. or 15. or 30. foot long, and 4, or 6. foot broad, notably scituated, but in a more wonderfull order, and, with some notable Character, for many reasons were placed there: and they signifie by a learned, right long order, the battels of Champions; by a square order, Troops of Warriers: and by a round order the Burialls of families: and by a wedge fashion, they shew that there, or neere that place, the Armies of Foot or Horse had there fortunately prevailed. But the writings are begun on the right hand at the foot of the stones, end in the top, and then turning about they end in the left foot; or else the letters are in the same order elevated or pressed down within. And every letter hath the thicknesse and length of the greatest finger of a man. And though many of them by the injury of weather and dirt, and many at the bottom of the stones, by length of time out of memory are eaten away, yet the like effects of them are clearly read in the same manner. *I* Uffo *fighting for my Country, killed 32. Champions, and at last slain by the Champion* Rolvo,[3] *rest here. Moreover, I* Jugolvas[4] *that conquered all violent men, and defended the oppressed, being full of Scars, and grown old, girt about with my sword, am placed here, when*[5] *as other men sought for glory by Warrs, I* Halsten *striving for peace, deserved immortal praise.*

'*Of* Obelisks *for* Sepulchres.

'But neither the old *Goths*, nor other *Northern Nations*, wanted a Remembrance of their *Ancestors*, but for those they were pleased to lay up in the

[1] gesta. [2] *Epitome*, Heslingos; *Historia* (p. 48), Helsingos.
[3] *Historia*, Roluone. [4] Ingoluus. [5] Properly new sentence here.

ground, they set up Honourable Statues of high stones, as we see at this day mighty stones wonderfully joyned together, like to a most high and broad gate, raised upwards and overthwart by the strength of Giants, especially two large miles from the City *Scare* as one goes to the Church of *Kelby upon* a Rock. For there are seen in the High-way three most huge Stones (as I said before) most curiously engraven with *Gothick Characters*: And if any man who is a curious searcher for such like stones, would go over Desarts, as well as open Fields, to search for them, he shall find infinite Spectacles, that I need not now be more tedious to mention. But there may be one cause more ready, by reason that not far from that most antient City *Scare* there was a Kingly Castle called *Aaranes*, (whereof I shall speak particularly elsewhere) about which in former Ages and Generations most cruel Wars were fought: Concerning which my most dear Brother and Predecessour *John*, Arch-Bishop of *Upsal*, writ wonderful things.

'There are also amongst the *Ostrogothi*, and the Upper *Sueons*, Castles of great and Noble-men built every where in the Countries, in places fortified by Nature: neer whose Walls and Fields, you shall see huge Stones of the Antients, stuck fast into the ground, in a wedge fashion, round, long, and upright scituation: the upper parts whereof being adorned with some Writings of the *Goths*, do teach, as it were by the command of some Governour then living, what their Successours ought to fly from or follow; namely, to embrace Vertue, and to detest Vice, &c. Nor may we doubt but in that Age the like Edict was observed in the *Northern Countries* against the imbalming of the bodies of wicked Princes and Tyrants, that they should not have a seemly burial. The Obelisks of good Princes, and Stone Monuments, are yet plainly seen; many years before the *Catholick Faith* was planted in the *Northern Kingdomes, Signed with the Sign of the Cross,* having such like Inscription: *After that I, seduced by the fraud of Devils, had erred, I Germundus dy converted to the God of the Christians, and here lie buried expecting his Judgment*: Moreover elsewhere upon a stone these words are found; *I Holmstam being dead, who had relinquished worshipping of Idols, am living in the Faith of Christ.*'

Yale University. Albert S. Cook.

Altenglisch *ȳre* der Singular zu *ōran* 'Ör'.

Es ist seit den Anfängen der altenglischen Lexikographie üblich geworden, aus dem oft belegten Plural *oran* einen Singular **ora* herauszulösen, der seitdem in allen Wörterbüchern und auch noch bei Joseph Matzerath, 'Die altenglischen Namen der Geldwerte, Maße und Gewichte' (Bonn 1913), aufgeführt wird. Und doch ist ein Beleg für diese Form nirgendwo zu finden. Matzerath S. 22 führt zwar einen 'Sg. nom. *óra* (north. Form)' unter der Rubrik 'Formen' eigens an. Er hat diese Angabe aber vermutlich nur den Glossaren von Cook und Lindelöf entnommen. Denn in dem Abschnitt 'Belege' vermag auch er nur Beispiele für den Plural beizubringen. Unter diesen Pluralbelegen erscheint die eigentümliche Form *ór*, die 29 mal im northumbrischen Priestergesetz stets mit pluralischen Zahlen verbunden vorkommt. Dieses pluralische *or* wird man meines Erachtens schwerlich als 'unflektierte' Form aufzufassen haben,

sondern eher als eine Abkürzung, wie solche ja gerade bei Geld- und Maßbezeichnungen häufig vorkommen, auch ohne daß das Vorliegen einer Abkürzung eigens kenntlich gemacht ist. Ein pluralisches *or* m i t Abkürzungsstrich erscheint denn (nach Cooks Angabe in seinem Glossar) auch tatsächlich zweimal in der Glosse des Lindisfarne-Evangeliars (Luk. XIX, 13 und 16), wo es in Skeats Ausgabe mit *oro* aufgelöst ist. Zu den bei Matzerath genannten Pluralformen sollten dann noch drei weitere hinzugefügt werden: nämlich der nordhumbrische Plural *ora*, der in der Schreibernotiz am Schluß des Lindisfarne-Evangeliars zweimal auftritt (*æhtu ora seulfres* und *feouer óra seulfres*, St. John, ed. Skeat S. 188), die romanisierten Formen *ores* (Leis Willelme; Belege in Liebermanns Glossar s. v. *ores*) und *oras* (Leg. Edwardi 12, 4, um 1130: *XII oras* Ak. pl.) und endlich die junge Reduktionsform *ore* im späten Quadripartitus (IV Athelred 9, 2).

Eine Singularform ist nun aber tatsächlich belegt, nur lautet sie nicht **ora*, sondern ws. *ӯre*, angl. *ēre*. Formell macht diese Form keine Schwierigkeiten. Denn wenn der Plural *ōran* sicherlich richtig aus dem an. Plural *aurar* abgeleitet wird — die Sache stammt ja aus Skandinavien —, so dürfte den Engländern auch die altnordische Singularform zugegangen sein. Diese heißt aber an. *eyrir*. Das an. *eyrir* ist seinerseits wieder dem lat. Münznamen *aureus* entlehnt, dem es auch lautlich, wie ein richtiger *io*-Stamm gebildet, entspricht. Nun ist zwar der altnordische Diphthong *ey* sonst im Englischen zu *ei* geworden, mit einziger Ausnahme des Eigennamens *Lēsnig* neben *Leisnig*. Aber wie das an. *au*, *ǫu* die zwei Entwicklungen zu me. *au* und *ǫ* sowie das an. *ei* die Entwicklungen zu *ei* und *ę̄* aufweist, so mag auch bei *ey* eine solche Doppelentwicklung anzunehmen sein. Diese Annahme wird noch dadurch erleichtert, daß, wie bei an. *ei*, auch bei an. *ey øy* eine Monophthongierung zu *ø* im Ostskandinavischen schon in vorhistorischer Zeit eingetreten war, während das Westskandinavische den Diphthong zunächst beibehielt. So ließe sich unser angl. *ēre*, ws. *ӯre* vielleicht auf die früh monophthongierte ostskandinavische Form (adän. *øre*, schwed. *öre*) zurückführen. Vielleicht ist es aber besser, eine Art Umsetzung des an. *eyrir* in die entsprechende englische Lautgestalt anzunehmen, da die beiden altenglischen Formen genau die dialektische Spaltung des *i*-Umlautes von ursprünglichem *au* wiedergeben und eine Form mit *ӯ* schon im 10. Jahrhundert in England belegt ist.

Die Belege für den Singular *ӯre* sind nun die folgenden:

1. Zunächst erscheint, woranf schon Björkman, 'Scandinavian Loan-Words' S. 11 hingewiesen, diese Form in einer Regestensammlung der Benediktinerabtei Peterborough aus den Jahren 972—992 (De Gray Birch, Cartularium Saxonicum, III S. 370, Nr. 1130; nicht bei Kemble). Diese Stelle ist um so wichtiger, weil hier der Singular *ӯre* und der Plural *ōran* dicht nebeneinander stehen:

> *On þissum ge-write cyd, hwet þa festermen*[1] *synd þes landes ecapes, þe Adeluuold biscop gebohte æt mislicum mannum ut on Wideringa-eige ærest on Gureuerde .XXIIII.accra ⁊ þer-to god ge-botl; ⁊ him man scalde*

[1] Da Björkman, wenn ich seine Worte in der Morsbach-Festschrift S. 3 Anm. 2 recht verstehe, für *festermen* nur die beiden Belege aus dem ndh. Priestergesetz und seiner Yorker Liste kennt, sei auf die 26 Belege in der obigen Urkunde ausdrücklich hingewiesen.

wid .XII. mancusas goldes 7 .VIII. oran mære-wites[1] *feos; 7 him weron festermen Frena 7 Sigeferd 7 Oggod. Þa bohte man æt Mannele 7 æt his wife .LX. æcera mid þrim pundum 7 mid anum ýre; 7 him weron festermen Þurlac 7 Oggod.*

2. Einen zweiten Beleg fand ich kürzlich in einer Freilassungsurkunde der Benediktinerabtei St. Peter zu Bath aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts (J. M. Kemble, Codex diplomaticus aevi Saxonici, VI S. 210; B. Thorpe, Diplomatarium Anglicum ævi Saxonici, S. 643). Der darin genannte Abt Ælfsige starb 1087.

Her swutelað on þissere Cristes-bec, þæt Ægylsige bohte Wynric æt Ælfsige abbude mid anon yre goldes.

3. Endlich habe ich selbst letzthin in der Morsbach-Festschrift, S. 153 ff., ein Testamentfragment aus der Mitte des 12. Jahrhunderts gedruckt, welches einem Kloster des Denalagu-Gebietes, vielleicht St. Edmundsbury (weil die Handschrift sich dort befand), entstammt. Hier haben wir mit Singularbegriff verbunden jedesmal eine Form mit einem ē-Laut (*an œre* 4, *[h]oþer [h]œrœ* 4, *an œrœ* 8, *half-twelf*<*t*> *ere* 10; die Handschrift schreibt auch sonst *œ* für *e*), dagegen als Plural stets eine Form mit ō (*twœlf orœn* 1, *fyf orœ* 2, *twa ore* 3, *fyf orœ* 5, *twa ore* 7, *fyf ora* 10, *twa ore* 11 und 12).

Bei einer systematischen Durchsicht der alten Urkunden werden sich sicher noch weitere Beispiele finden. Aber ich glaube, daß das Vorgebrachte genügt, um zu erkennen, daß der Eintrag im Wörterbuch lauten muß: ws. *ȳre*, angl. *ēre*, Plur. *ōran*.

Leipzig. Max Förster.

Chauceriana I.

1. Die 'Nonnen-Kaplanin' (me. *chapeleinē*).

In Chaucers Prolog zu seinen Canterbury Tales (A 164) heißt es bekanntlich, daß die Priorin Madame Eglantine eine Nonne als *chapeleynē* 'Kaplanin' bei sich habe. Lange Zeit hat man mit diesem Worte nichts Rechtes anzufangen gewußt, weil über ein solches weibliches Klosteramt nichts bekannt war. Man schlug daher allerhand Änderungen vor, wie *chastelleyne* (Morris und Selby), *chamberleyne* (Morris) oder *sekresteyn* (Furnivall). Schließlich kehrte man jedoch zur alten Lesart wieder zurück, als Furnivall in der Academy (18. Mai 1880) und in der *Anglia* (Bd. IV, 238) den Brief einer modernen Benediktinerin veröffentlichen konnte, in dem erklärt wurde, daß das Amt einer 'Kaplanin' auch heutzutage noch in den Benediktinerinnen-Klöstern bestehe und im wesentlichen die Funktionen einer Sekretärin und persönlichen Gehilfin bei gewissen gottesdienstlichen Verrichtungen in sich schließe. Derselbe Brief wies auch auf ein französisches Zeremonienbuch der Abtei Monmartre vom Jahre 1669 hin, in dem die Bestimmung erscheint: *vne des sœurs sera choisie par la mère Abbesse pour estre sa chapeline.*

Daß auch in England in älterer Zeit solche 'Kaplaninnen' vorkamen, dafür fehlte es bisher — von unserer ja nicht ganz eindeutigen Stelle abgesehen — gänzlich an Belegen. Es mag daher nicht unwillkommen sein, wenn ich die englischen Belege für eine solche *capellana* hier zusammen-

[1] Dieses *mære-wit* entspricht dem *mēre-hwīt*, welches Bosworth-Toller unter *mǣre* aus Kembles Cod. Dip. III, 255, 12 anführt: *twa pund mere-hwites seolfres.* Ein *mǣre-hwīt* 'rein-weiß' sollte als besonderes Kompositum ins Wörterbuch gesetzt werden.

stelle, die ich bei einer zu anderen Zwecken unternommenen Durchsicht der Berichte über die bischöflichen Klostervisitationen in der Diözese Norwich (Visitations of the Diocese of Norwich, A. D. 1492—1532, ed. A. Jessopp, Camden Society, 1888) aus den Jahren 1514—1532 gefunden habe.

Es kommen dabei vier Nonnenklöster der Diözese in Betracht, nämlich das alte, 1120 gegründete Benediktinerinnen-Kloster zu Redlingfield in Suffolk, die Benediktinerinnen-Priorie Campsey (jetzt Campsey Ash) in Suffolk, das in Norfolk gelegene Benediktinerinnen-Kloster zu Blackborough und das Augustinerinnen-Kloster zu Flixton in Suffolk.

In dem erstgenannten Kloster zu Redlingfield beklagt sich bei der Visitation vom 7. August des Jahres 1514 eine der vom bischöflichen Kommissar vernommenen Nonnen, die vermutlich länger, als ihr lieb war, das Amt versehen mußte, daß die Priorin ihre 'Kaplanin' nicht rechtzeitig gewechselt habe. Und der bischöfliche Kommissar verfügt dann, daß die Priorin ihre Kaplanin bis zum Michaeli-Feste (29. September) wechseln müsse. Wir lesen darüber in den Berichten (ed. Jessopp S. 138): *Domina Johanna Deyne inquisita dicit, quod ... Priorissa non mutavit capellanam a tempore praefectionis,* wozu am Rande vermerkt ist: *Ista fuit capellana priorissae a tempore praefectionis.* Unter den *Iniunctiones,* die als Ergebnis der Visitation dann erlassen wurden, heißt es u. a.: *Dominus* [d. i. der bischöfliche Kommissar] *iniunxit priorissae ..., quod mutet capellanam citra festum Michaelis proximum.*

Der Visitationsbericht über dasselbe Kloster vom Jahre 1526 nennt dann eine *Domina Joanna Dean capellana dominae* (ed. Jessopp S. 224) und der Bericht vom Jahre 1532 eine *Domina Anna Drury capellana dominae* (ed. Jessopp S. 297).

Bei der Visitation des Benediktinerinnen-Klosters zu Blackborough in Norfolk vom Jahre 1514 verzeichnet der bischöfliche Kommissar die Beschwerde einer Nonne, daß die Priorin dieselbe Kaplanin drei Jahre hindurch behalten habe: *Domina Margareta Cobbes dicit ..., quod priorissa habuit unam capellanam*[1] *per tres annos* (ed. Jessopp S. 108).

In dem Bericht über die Visitation der Benediktinerinnen-Priorie zu Campsey Ash vom Jahre 1532 lesen wir: *Domina Katerina Blomefeld, capellana priorissae, dicit, quod omnia bene et laudabiliter fiunt* (ed. Jessopp S. 291).

Bei der Visitation des Augustinerinnen-Klosters zu Flixton vom Jahre 1520 beklagt sich die Ex-Priorin Margarete Punder, daß sich ihre Nachfolgerin keine Nonnenschwester als Kaplanin halte, sondern nach Belieben allein in einer Kammer außerhalb des gemeinsamen Schlafsaales, also ohne das Zeugnis einer nebenan ruhenden[2] Nonne, schlafe. Es heißt dort (S. 190): *Domina Margareta Punder, nuper priorissa, dicit, quod ... Priorissa non habet sororem in capellanam, sed sola cubat ad placitum in cubiculo extra dormitorium absque testimonio sororis continuae.* Diese Stelle wird wohl so zu deuten sein, daß die Kaplanin in der Regel neben der Priorin schlief. Wenn dies richtig ist, wird man aber weiter daraus folgern dürfen, daß die

[1] Bei Jessopp steht *capellanum,* was neben *unam* offenbar nur ein Druck- oder Lesefehler ist.

[2] Die Betten der Nonnen waren in der Regel durch Vorhänge voneinander getrennt, wie wir aus gelegentlichen Klagen über das Fehlen derselben erfahren.

Kaplanin überhaupt die Aufgabe hatte, auch sonst wie ein persönlicher Adlat um die Person der Priorin zu sein, was uns leicht verstehen läßt, daß die Chaucersche Priorin ihre Kaplanin mit auf die Pilgerreise nimmt.

Was die sonstigen Funktionen einer 'Kaplanin' im Kloster sind, läßt sich aus den genannten Stellen leider nicht erschließen. Ich zweifle aber nicht, daß ein weiteres Heranziehen solcher Berichte über Kloster-Visitationen nicht nur zahlreiche Belege für die Existenz dieses Amtes in spätmittelalterlichen Nonnenklöstern zutage fördern, sondern auch weiteres Licht über die Amtsfunktionen einer 'Kaplanin' verbreiten würde.

Das nun gesicherte Vorkommen der Feminalform lat. *capellāna* bringt auch Littrés Angabe, daß das ältere Französisch ein Femininum *chapelainë* f. 'ancien titre de dignité dans une abbaye de femmes', wieder zu Ehren und lehrt zugleich, daß wir Chaucers *chapeleynë* nicht einfach zu dem Maskulinum *chaplain* ziehen dürfen, wie es das Oxforder Wörterbuch tut, sondern daß wir neben dem Maskulinum me. *chapelain* 'Kaplan' auch ein Femininum me. *chapeleinë* 'Kaplanin' aufzuführen haben.

Leipzig. Max Förster.

Die Dialektwörter in Spensers 'Shepherds' Calendar'.

Es ist eine gemeinhin geltende Ansicht, daß Spenser die in seinem Schäferkalender verwendeten Dialektwörter während seines Aufenthalts in der Heimat seines Vaters, der Gegend des Pendle Forest im nordöstlichen Lancashire, dem Volksmunde abgelauscht und dann in seine Dichtung eingestreut habe, um dieser ein naturalistisches Gepräge zu geben. Zuerst geltend gemacht hat dies T. T. Wilkinson in den *Transactions* der *Historic Society of Lancashire and Cheshire* (New Ser. VII, 87 ff.), der dort eine Reihe von Wörtern im Schäferkalender als der Volkssprache von Lancashire eigentümlich anspricht. Ihm folgt der Herausgeber A. B. Grosart, der in seiner Einleitung (I, 43 ff.) behauptet: 'That in agreement with the localisation of the Spensers in North-East Lancashire the entire poetry of Spenser has worked into a relative large number of Lancashire, and notably of North-East Lancashire words and idiomatic phrases' und zur Bekräftigung zwei Listen (I, 408 f.) anführt, eine von 533 Wörtern: *Lancashire dialect-words and phrases from the works of Spenser*, und eine zweite von 230 Wörtern: *North-East Lancashire words common to the Towneley Mysteries and the Shepherds' Calendar.* Die Hs. dieser befand sich nämlich damals auf Towneley Hall in Lancashire, und da soll Spenser sie bei seinem Aufenthalt in der Gegend gelesen, aus ihr einzelne Ausdrücke und sogar manches für die theologischen Gespräche der Schäfer im Kalender geschöpft haben. Das DNB folgt Grosart: 'We find many traces of the north-eastern Lancashire vocabulary and way of speaking in the "Shepherds' Calendar" and other of his early pieces.' Grosarts Behauptungen sind vor allem sehr einzuschränken. In seinen Listen führt er vom heutigen Gebrauch abweichende Schreibungen, wie *powr'd* für *poured, sory* für *sorry, strook* für *struck, stroake* für *stroke* u. a., ebenso als für den Dialekt von Lancashire bezeichnend an, wie die damals allgemein gebräuchliche Elision des Artikelvokals vor vokalisch anlautendem Substantiv (*th'end, th'element*) und eine große Zahl heute dialektischer, in Spensers Zeit aber bei allen Schriftstellern nachweisbarer Wörter (etwa *abyde* für

endure, arke für *chest, boot* für *advantage, clout* für *rag*). Außerdem übersieht er, daß Spenser seine Werke absichtlich mit Ausdrücken aus älterer Literatur, besonders Chaucer und Lydgate, durchtränkt, was der Verfasser der Glosse zum Schäferkalender, des Dichters Freund E(dward) K(irke) direkt sagt, wenn er den Gebrauch seltener Wörter durch ihre Verwendung bei den 'most excellent authors and famous poets' entschuldigt. Solche Ausdrücke haben sich allerdings oft nur dialektisch bis auf unsere Zeit erhalten, doch sind sie gewöhnlich in einem größeren Landstrich bekannt, so daß genaue Lokalisierungen unmöglich sind, besonders wenn es sich um Zeiten handelt, wo ihre Verbreitung ganz anders, so etwa ungleich größer, gewesen sein kann, und wir hierüber gar nicht unterrichtet sind. Ein so ziemlich sicheres Kriterium, ob ein Wort Spensers Leserkreis unbekannt war oder nicht, bietet nur der Umstand, ob E. K. es nötig fand, es in seiner Glosse zu erklären oder nicht. Freilich, untrüglich ist auch dies nicht, da es E. K. nur auf Verständlichkeit ankam, und er daher z. B. zu den Präs. Plur. auf *-en* nichts bemerkt. Anderseits geht er in Umständlichkeit gelegentlich zu weit und erklärt etwa *dismount* (für *descend* May), *bent* (für *obedient* September) oder *vetchie* (adj. zu *vetch*, Wicke, September), die kaum Schwierigkeiten bereiten konnten.

Nach Professor Herfords Einleitung zu seiner Ausgabe des Schäferkalenders waren die Quellen für Spensers ungebräuchliche Ausdrücke: 1. die mittelenglische Literatur, 2. Dialekt ('he uses words unrecorded in ME some of which are current in dialect of today'), 3. die elisabethanische Umgangssprache ('the test of which is an absence of a gloss'), 4. Buch- und gelehrte Wörter und 5. mehr oder weniger regellose eigene Bildungen. Weitaus die meisten der in der Glosse erklärten Wörter gehören zu 1. Sie sind bei Chaucer, Lydgate oder anderen Autoren dieser Zeit, die Spenser gedruckt zugänglich waren, nachweisbar, so etwa (January) *unnethes, couthe, sythe, stoure, sere, avail* für *bring downe*, (February) *kene, gride, rontes, foeman, breme, accoied* u. a. Von hier stammen auch die Präs. Plur. auf *-en* und die Part. Prät. mit dem Präfix *y-*. 4 und 5 ist nicht immer leicht zu scheiden. Hierher gehört wohl F e b r u a r y : *corbe* für *crooked* (französisch *courbe*), *venteth* für *snuffled in the wind* (lat.), *well-thewed* (Übersetzung von lat. *bene moratae*, s. Glosse); M a r c h : *frenne* (siehe NED 'a corrupt form of fremd infuenced by etymologizing association with forenne'); A p r i l : *bellibone* (= *bonny belle*); M a y : *jovyssaunce* für *joy, sovenaunce* für *remembrance, miscreaunce* für *misbelief, clinke* für *keyhole* (NED führt nur diese Belegstelle hierfür an, es ist wohl nach *clicket* = *latch* gebildet; vgl. auch deutsch Klinke), *stounds* für *fitteth, bestlihead* für *agreeing with the person of a beast*; A u g u s t : *peregall* für *equal, pousse* für *peas*; S e p t e m b e r : *stale* für *stout, stanck* für *weary* (von ital. *stanco*), *blacke* für *hell, crumenall* für *purse, overgrast* für *overgrown with grass, hidder and shidder* für *he and she*; O c t o b e r : *layde* adv. für *faint and unlusty*; N o v e m b e r : *dreriment* für *dreary and heavy cheere, tinct* für *dyed* oder *stained* (lat. *tinctus*); D e c e m b e r : *lambkins* für *young lambs, sale* für *sallow*. Als Dialektwörter erübrigen F e b r u a r y : *crags* für *necks*; M a r c h : *dell* für *hole in the ground, tod* = Gebüsch; M a y : *kirke* für *church*; *wark* für *work, gate* für *goat* ('northernly spoken, to turne O into A' bemerkt die Glosse); J u l y : *hale* für *hole* (gesund), *glitterand* für *glittering* ('a participle used sometime in Chaucer and altogether in J. Gower'

bemerkt die Glosse), *welter* für *wallowe*, *kern* für *churl* oder *farmer*; September:[1] *wae* für *woe* ('Northernly'), *trode* für *path*, *warre* für *worse*; November: vielleicht *cosset* für 'a lamb brought up without the dame' (das Wort ist nach dem NED erst seit Spenser üblich und vorher nicht zu belegen); *carke* für *sorrow*; *heame* für *home* ('after the northern pronunciation'). Ihrer heutigen Verbreitung nach sind diese Wörter, soweit sie in Wrights EDD vorkommen, allgemein nordenglisch und schottisch. So ist zu belegen:

crags in Sc,[2] Nhb, Dur, Yks, Lan, e. An.
dell in Sc, Nhb, Yks.
tod in Yks, Chs, Lin, Nhp, War, Glo, Oxf, Bdf, Hrt, Hnt, e. An, Sus, Dev, Som, Ch. J.
kern in Sc, Irel, Nhb.
trode als *path* in Yks; als *footstep, tread* in Sc, Nhb, Dur, Lakel, Yks, Lan, Lin.
carke in Sc, Nhb, Cum, Yks, Lan, Pem, Glo, Suf, J. W, Som.

Die Grenze zwischen den *ā*- und *ǫ*-Entsprechungen für ae. *â* ist aus den Karten bei Ellis, *On Early Engl. Pron.* V und bei Horn, *Neuengl. Gramm.* deutlich zu ersehen. Sie durchschneidet Lancashire; nordost. Lanc., die Gegend des 'Pendle Forest', wo ja Spenser den Dialekt kennengelernt haben soll, liegt noch innerhalb des *ǭ*-Gebietes, was Dialektaufnahmen, die Dr. Sixtus (Berlin) im Sommer 1912 in dieser Gegend machte und die ich im Berliner Englischen Seminar einsehen konnte, aufs neue deutlich bestätigen. Das Part. Präs. endet in dieser Gegend allgemein auf *-in* (< *ing*). Da sicher nicht anzunehmen ist, daß die oben angeführten Wörter zu Spensers Zeit nur auf einem engeren Gebiete bekannt waren, ja eher das Gegenteil wahrscheinlich ist, so ist die Theorie, daß Spenser Dialektausdrücke aus Lancashire in seinen Dichtungen verwendet, durchaus abzulehnen. Sein sonstiges Vorgehen läßt hingegen annehmen, daß er diese Wörter aus literarischen Quellen bezog. *a* statt *o* für ae. *â* fand er schon als nordenglische Spracheigentümlichkeit im Munde der Studenten in Chaucers 'Reeve's Tale'; in der ihm in Drucken leicht zugänglichen schottischen Literatur mußte dies auch auffallen. Hier, und natürlich nicht bei Chaucer und Gower, wie E. K. angibt, fand er die Part. Präs. auf *-and*, Schreibungen wie *wark* und *warre*. *Kirk* als Bezeichnung der schottischen Nationalkirche im Gegensatz zur englischen wurde damals gerade bekannt; in der Äneide von G. Douglas endlich sind zu belegen *crag* für *neck* und *welter* für *wallow, roll*, so daß nur die Quellen für *dell, tod, kern, trode, cosset* und *carke* nicht direkt nachweisbar sind, aber auch von diesen kommt *kern, trode, carke* (als verb. 'to be anxious' auch Chaucer) in altertümelnder Literatur dieser Zeit gelegentlich vor.

Die Annahme, daß Spenser Dialektwörter in seinen Dichtungen verwendet hat, gilt demnach nur in sehr beschränktem Maße, seine Haupt-

[1] Bei dieser Ekloge bemerkt die Glosse: 'The Dialecte and phrase of speache, in this Dialogue, seemeth somewhat to differ from the common. The cause whereof is supposed to be, by occassion of the party herein meant, who, being very freend to the Author hereof, had bene long in forrain countries' usw. Tatsächlich ist bloß die Anzahl der typisch nordenglischen Formen mit *a* für ae. *â* und die des Präs. Plur. auf *-en* hier größer als sonst.

[2] Die Abkürzungen sind die des NED.

quelle für die ungebräuchlichen Ausdrücke ist die ältere Literatur Englands, dann schöpfte er aus schottischen Dichtern; aus der Volkssprache nahm er nur wenige Ausdrücke, die aber keineswegs für irgendeine bestimmte Gegend bezeichnend sind.

Innsbruck. K. Brunner.

Zum Namen Polonius.

Gegen die oben (S. 141) mitgeteilten Ausführungen von I. Gollancz über den Grund des Namenwechsels (Corambis des Ersten Quarto wurde Polonius im Zweiten Quarto des Hamlet von 1604) wandte sich der Herausgeber der polnischen Übersetzung des Shakespeare, der Krakauer Anglizist Professor Roman Dybowski, in der Vorrede zum Hamlet (S. 5) in folgender Weise (ich übersetze wörtlich):

'Gollancz vermutete, daß der Shakespearesche Polonius ein satirisches Porträt des greisen Beraters der Königin Elisabeth, W. Cecil Lord Bourleigh († 1598), sein sollte, und daß Shakespeare, um die Verdächtigung abzulenken, seinem alten Hofmann einen Namen gab, der das Publikum an einen Polen erinnerte, nämlich den in ganz Europa bekannten Diplomaten Lorenz Grzymała [Wappenname] Goślicki (Goslicius), dessen Werk *De optimo senatore* (Venedig 1568) soeben in englischer Übersetzung erschienen war. Aber die Sentenzen, die Gollancz aus diesem Werk anführt, haben keinerlei auffallende Ähnlichkeit zur Gnomik des Polonius. Übrigens brauchte Shakespeare die Quelle dieser goldenen Maximen nicht weit zu suchen; die englische gnomische Literatur war ja seit jeher sehr reichhaltig; in dem zu Shakespeares Zeiten viel gelesenen *Euphues* des John Lyly (1579) finden sich Lebensregeln, in einzelnen Punkten von fast wörtlicher Analogie zu den Ratschlägen des Polonius.'

Durch diesen Einwand wird die richtige Deutung Gollancz' des Aufkommens des Namens Polonius selbst weder berührt noch gar widerlegt. Dafür, daß das Buch des Goślicki um 1600 in England sehr populär war, kann man einen anderen urkundlichen Beleg anführen. Der Krakauer Domherr Christoph Warszewicki (Varsevicius) widmete seine an den polnischen König Heinrich von Valois gerichtete Rede 'Pro avita retinenda religione' (gehalten 20. März 1574) an Goślicki, den designierten Bischof von Posen, in der Sammlung seiner Werke (De cognitione sui ipsius usw., Krakau 1600); in dieser vom 15. August 1600 an Goślicki gerichteten Widmung (folio 201, b) erwähnt er dessen Buch *De optimo senatore* lobend, es hätte nicht nur dir, sondern unserem Volk Ehre gebracht, und es hat mir jemand aufrichtig gestanden, nullius libentius quam tuum illum librum in Anglia teri in manibus hominum.

Die englische Übersetzung von 1598 beruht nicht auf der Originalausgabe, Venedig 1568, sondern auf dem Nachdruck, Basel bei Leonh. Osten 1593, wie der Titel beweist, dessen 'A golden work replenished' usw. eben den Titel von 1593 wörtlich übersetzt (fehlt in 1568); in der Ausgabe Frankfurt 1611 hat der Drucker Hummius als Verfasser fälschlich Liborius a Bodenstain genannt (auch der Titel ist etwas geändert: 'Jurisprudentiae politicae seu arcanarum disquisitionum politicarum de optimo senatore libri duo' usw.).

An das Buch des Goślicki knüpft sich noch eine andere merkwürdige Fabel; Georg Münnich, Krakauer Professor, behauptete in einer besonderen

Schrift, Göttingen 1825, daß das Werk des Goślicki ein Plagiat aus des Cicero *De republica* wäre, dessen einziges, in Polen im 16. Jahrhundert vorhandenes Exemplar Goślicki benutzt und dann vernichtet hätte! Über die vielen Exzerpte des Goślicki aus Cicero siehe Beier, *Jahns Jahrbücher f. Philolog. und Pädag.* 1826, I. Vgl. die Hallische Doktordissertation von Lopinski über Goślicki, 1872.

Der Posener Bischof, der die letzten Jahre seines Lebens (1601—1607) seiner Kränklichkeit halber in großer Zurückgezogenheit verlebte, war allerdings eine sehr markante Persönlichkeit, angefeindet in Rom, wo man seine Rechtgläubigkeit ohne Grund anzweifelte, von den Jesuiten, gegen die er die Privilegien der Krakauer Universität verteidigte. Seine Jugendschrift *De senatore* berührt sich mehrfach mit dem Werke des F. Ceriolanus de concilio; Bacos Bruder verlangte einmal vergeblich ein Exemplar derselben aus Venedig durch den englischen Gesandten; sie war bereits völlig vergriffen.

Wilmersdorf. A. Brückner.

Eine mittelalterlich-kirchliche Fassung der Sage von Hero und Leander.

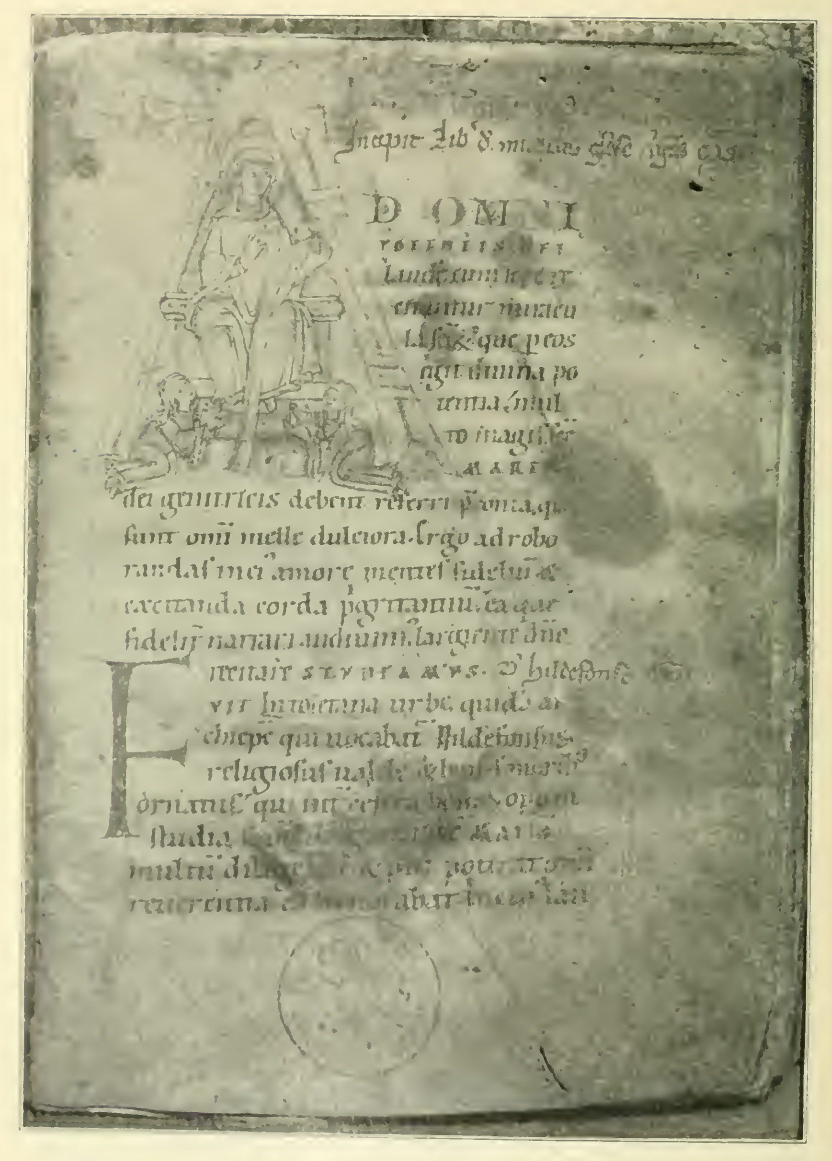
Die von Ovid in den Heroiden überlieferte (griechische) Sage von Hero und Leander hat bekanntlich zu allen Zeiten das Interesse der Völker wie der Dichter zu fesseln vermocht: ihre Bearbeitungen durch Musäus, den griechischen Grammatiker des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, durch Schiller und Grillparzer, sowie das seit dem 15. Jahrhundert in ganz Deutschland verbreitete Volkslied (*Es waren zwei Königskinder* ...) sind — um nur die Höhepunkte der Entwicklung zu nennen — Zeugen dieser Beliebtheit.[1]

Kürzlich wurde ich nun bei den Vorarbeiten für eine mittellateinische Textpublikation auf den Codex 638 des Benediktinerstiftes Admont in Steiermark aufmerksam, der eine Bearbeitung des Hero und Leander-Motivs in Form eines Marienmirakels enthält. Die Pergamenthandschrift (88 Blätter im Format 200 × 147 mm; vgl. das beigeschlossene Faksimile des Titelblattes) gehört dem 12. Jahrhundert an und umschließt 46 lateinische Marienwunder. Die ersten 42 entsprechen (mit Ausnahme des in unserer Hs. fehlenden cap. XXXVII [visio cuiusdam sacerdotis]) der Mirakelsammlung, die der Melker Benediktiner Bernhard Pez im Jahre 1731 nach einer Handschrift von Heiligenkreuz in Niederösterreich veröffentlichte[2]

---

[1] Ausführlicher Literaturnachweis bei Goedeke, *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung* VIII, 428 ff.

[2] *Ven. Agnetis Blannbekin, quae sub Rudolpho Habspurgico et Alberto I. Austriacis Impp. Viennae floruit, vita et revelationes auctore anonymo Ord. F. F. Min. e celebri conv. S. Crucis Viennensis, eiusdem virg. confess. Accessit Pothonis Presbyteri et Monachi celeberr. Monast. Prunvingensis, nunc Priflingensis, prope Ratisbonam, Ord. S. B. qui saeculo Christi XII. claruit, Liber de miraculis Sanctae Dei Genitricis Mariae. Utrumque Opusculum ex MSS. Codd. primum edidit R. P. Bernardus Pez, Benedictinus et Bibliothecarius Mellicensis. Viennae, apud Petrum Conrad Monath, 1731.* — Das Buch verfiel bald nach seinem Erscheinen dem Zensor — vermutlich wegen einiger inhaltlich etwas gewagter Mirakel — und ist nur in wenigen Exem-



Codex Admontensis 638, Titelblatt (verkl.)

plaren auf uns gekommen. Vgl. (auch für die Admonter Hs.) Mussafia, *Sitzungsberichte der Wiener Kais. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse*, Bd. 113, pp. 936 ff., 947.

und fälschlich dem Potho von Priefling bei Regensburg zuschrieb;[1] das letzte der vier unsere Hs. beschließenden Stücke trägt die Überschrift *De clerico et moniali lascivis*:

Sündige Liebe pflegt einen Kleriker nächtlicherweile zu einer Nonne des Klosters Lindau zu führen; um dem Geliebten den Weg zu weisen, hat diese stets eine brennende Kerze am Fenster stehen. Eines Abends nun, als der Kleriker zu seinem Liebchen will, findet er die hölzerne Brücke, die vom Ufer des Bodensees nach Lindau führt, versperrt und muß seinen Weg durch die Wogen nehmen. Da verlöscht ein Luftstrom das Licht und der Kleriker findet den Tod. Doch trotz seiner frevlerischen Liebe hat er die Jungfrau Maria stets hochgehalten und ist mit dem *Ave Maria* auf den Lippen in den Wellen versunken. Dafür wird er belohnt. Als seine Leiche vom See ans Ufer gespült wird, erfährt man von seiner Sündhaftigkeit und verweigert ihm das kirchliche Begräbnis; doch auf seiner Zunge sind in goldenen Lettern die Worte *Ave Maria gratia plena dominus tecum* erschienen. Ob des nie geschehenen Wunders wird zum Bischof von Konstanz geschickt; dieser bewirkt durch sein Gebet, daß man neben den Worten *Ave Maria* usw. noch die frohe Botschaft liest: *Salvatus est.* Und so wird denn die Leiche des Klerikers in der Kirche bestattet, während die Nonne sich anschickt, in reumütiger Buße ihre Schuld zu sühnen.

Man sieht: die Grundzüge der Handlung enthalten unverfälscht das Hero und Leander-Motiv; was aber der Verfasser — er war wohl, obzwar sich dies nur vermuten läßt, ein Admonter Mönch — zur Erbauung seiner Klosterbrüder aus Eigenem oder in Anlehnung an andere Mirakel hinzufügte, die goldene Schrift auf der Zunge des ertrunkenen Liebhabers, das Bereuen der Geliebten, die nicht, wie in der alten Sage, verzweifelt den Tod in den Wellen sucht, und mancher andere Zug, das alles gibt zwar Zeugnis von der Frömmigkeit und dem festen Glauben des Mannes — ein Dichter von besonderem Geschmack und großem Verständnis für die Tragik seines Stoffes aber war er wohl nicht.

Hier der Wortlaut des Mirakels:

De clerico et moniali lascivis.

Coenobium est in Suevia quod Lindaugium vocatur, lacu magno qui Podense dicitur et fluvio qui Linda vocatur, unde et ipsum coenobium vocabulum vulgare Lindowe trahit, hinc inde clausum. Per fluvium vero, parte qua coenobium ripa eiusdem fluminis imminet, pons ligneus est[2] et in ponte porta quae per singulas noctes clauditur, ne quis ingrediendi aut egrediendi licentiam habeat. In hoc coenobio fuit quidam clericus, officio diaconus, vita stultissimus amoribusque maxime deditus; unam de monialibus[3] ada-

---

[1] Vgl. Mussafia *a. a. O.* S. 937; Gröber, *Grundriß der rom. Philologie* II, 280.

[2] Das bayrische Städtchen Lindau liegt bekanntlich auf einer Insel im Bodensee, und die hölzerne Brücke, die noch heute besteht, führt nicht über einen Fluß, sondern verbindet den Ort mit dem Seeufer. Der Verfasser des Mirakels scheint also nur eine ungefähre Vorstellung von der Örtlichkeit gehabt zu haben, was darauf schließen läßt, daß er nicht aus der Gegend war. — Das gefürstete freiweltliche Frauenstift der Stadt — dieses ist wohl unter dem *coenobium* der Legende zu verstehen — soll schon im Jahre 866 bestanden haben und wurde 1803 aufgelöst.

[3] Hs.: *moniliabus.*

mavit, ad quam venire per noctes in tenebris consuevit; per dies non licuit, quia res clam fuit. Illa autem, ut absque errore eam certius et citius invenire posset, in fenestra cubilis sui quae eminentius prospiciebat candelam ardentem pro signo posuit. Denique, cum quadam nocte ex condicto illius illuc venire haberet, tardius veniens portam clausam invenit. Quid ageret caecus amore? Quo se verteret? Iam enim, ut si videbat, redire non licuit, quia se venturum certissime spopondit.

Consilium igitur praeceps arripuit, vestimentum exuit et socio qui secum venerat dedit; redire eum facit, undis se committit et, quia natandi gnarus fuit, ad signum candelae ardentis emergere [se] disposuit. In undas autem descendens, matutinos de sancta Maria inchoat, invitatorium Ave Maria gratia plena imponens. Quamvis enim stultissimus esset, tamen cursum sanctae Mariae omni vita sua a puero summa devotione cantavit. Iamque ad medium fluvii cantans enataverat et ecce candela cui intendebat spirante vento extincta est. Ille litoris nescius, ubi enatare posset ignorans, huc illucque vagabatur incertus. Tandem viribus deficientibus mergi coepit et aquis perfocatus extinctus est longeque infra undis impellentibus ad litus eiectus est. Die facto, cum redire tardaret, socius eius moram suspectam habens cur redire tarderet mirabatur. Et quaerens eum et non inveniens requirit dilectam de dilecto. Respondit non venisse nec se illum vidisse. Audiens ille heu, heu ingeminat, pugnis pectus verberat, quia aquis submersus sit proclamat. Currit ille, currit et illa, quaerit ille et illa ibi et ibi, nec longe inferius in litore eiectum mortuum aquis turgidum inveniunt. Et curiosius intuentes, ecce signum dulce in ore eius reperiunt. In lingua quippe eius pro dentibus eiecta, aureis litteris scriptum apparuit ave Maria gratia plena dominus tecum. Mortua quippe lingua quid vivens frequentaverit testabatur. Tam devotus namque circa cursum sanctae Mariae extitit, ut nec inter ludos tabularum, cum hora cursus eius dicendi erat, nec alia aliqua stultitia occupatus umquam negligeret. Justum ergo erat, ut lingia mortua hoc loqueretur quod vivens in usu semper habebat. Cadavere igitur humeris hominis imposito ad ecclesiam monasterii portant et currentibus omnibus in medio exponunt. Omnibus autem rem ignorantibus maximeque quid sacramenti haberet signum quod apparuit, socius eius rem omnem ut erat prodidit. Mulier quoque videns se deprehensam humiliter et lacrimabiliter iniquum amorem confessa est. His auditis sepultura eius venit in dubium. Missum est ad episcopum Constantiensem. Episcopus vocatus venit, quod factum erat vidit et audivit. Statim rem a domino et eius genitrice iubet postulandam, ut certiores aliquo ad hoc signo redderentur. Licet enim signum quod apparuit certum et sufficiens esset testimonium, tamen nil cito praesumere volebant, quia salvationem eius qui in tali negotio deprehensus erat valde suspectam habebant. Facta igitur oratione, cum linguam relegissent, ut prius ave Maria gratia plena dominus tecum invenerunt deinde reperiunt scriptum et additum: Salvatus est. Postea in ecclesia sepultus est. Mulier vero in magna poenitentia vitam finivit.

Brünn. E. Winkler.

Voltairiana.

In sehr erfreulicher Weise mehren sich in Frankreich die Veröffentlichungen wichtiger Quellenschriften von oder über Voltaire. Und wenn man in Deutschland diesen Studien mit geringen Ausnahmen gleichgültig gegenübersteht, so ist dies nur ein Zeichen dafür, wie wenig Interesse man an unserem heutigen Frankreich nimmt, und wie wenig man es kennt. Denn Voltaire ist einer der Grundpfeiler dieses Landes und seiner heutigen Entwicklung; die Majorität der Gebildeten blickt auf fünf Generationen von *Voltairiens* zurück, und Romain Rolland vermutet im letzten Bande

seines *Jean-Christophe,* wohl nicht mit Unrecht, daß die neukatholische Strömung, daß Barrès, den rechtsstehende Blätter als den modernen Chateaubriand feierten (!), daran nichts ändern würden. Die Majorität bleibt *Voltairienne,* weil sie es schon zu lange ist.

Wem Voltaire und sein Geist fremd bleibt, dem wird Frankreich ewig fremd bleiben — seine Sprache ewig eine Fremdsprache im wahren Sinne des Wortes bleiben. Wer ihn sein Leben lang durch die gefärbte Brille Lessings ansieht, der wird kaum viel objektiver sein als der französische Spießbürger von Anno 1870, der glaubte, daß die Preußen Kinder fressen. Die Gebildeten Deutschlands sehen ihn aber immer noch durch diese Brille, sonst wäre es wohl nicht möglich, wie mir das geschehen, daß man zu dem Vorschlag einer Vorlesung über Voltaire in einer Volkshochschule bemerkt, das sei doch zu langweilig. Es ist erschreckend für denjenigen, der beiden Kulturen angehört, zu konstatieren, wieviel besser man heute in Frankreich über Deutschland unterrichtet ist, als bei uns über das Nachbarvolk. Ein Roman wie *Jean-Christophe,* der beider Völker Kulturen vereint, vermischt, in der tiefsten und idealsten Weise, der kann heute in Deutschland nicht mehr geschrieben werden, dazu sind den Gebildeten die Kulturgüter des Volkes jenseit der Grenze zu fremd. Im 18. Jahrhundert war das umgekehrt; freilich war das die Zeit Friedrichs des Großen. —

Lange ehe man wußte, daß in München ein Nest von Voltairischen Originalhandschriften sei, ehe man gefunden hatte, wo sie herstammten, waren die Petersburger Handschriften den Forschern wohlbekannt. Sie stammen, wie die Münchener, aus höfischem Besitze, nur sind sie an Ort und Stelle geblieben und damit nie aus dem Gedächtnis der Interessenten verschwunden.

Um so seltsamer, daß man jetzt erst an eine Veröffentlichung geht. Im Jahre 1913 hat Fernand Caussy die Bestände inventarisiert;[1] nun, 1914, gibt er den ersten der auf neun Bände berechneten Inedita dieser Bibliothek heraus.[2] Zwei Bände werden Historisches enthalten, ein Band Literarisches, die übrigen sechs Bände Korrespondenz.

Der erste Band, der mir vorliegt, wird kaum allgemeinen Beifall finden, und ich möchte meine Bedenken sehr nachdrücklich fassen, um in den weiteren Bänden eine Änderung zu erzielen: Der Herausgeber gibt zuerst aus dem *Essai*: *Le chapitre des arts,* das etwa fünfzig Seiten seiner Veröffentlichung umfaßt. Am Anfang erhalten wir die Angabe: '*Pétersbourg, VIII, fo 31, autographe*'. Und dann, soweit ich sehe, nicht einmal mehr auch nur einen Hinweis auf die Blattzahl der Quelle; da es sich z. T. um Auszüge zu handeln scheint (S. 38, 43, 47 usw.), so ist die Kontrolle an der Handschrift gegen das übliche Verfahren sehr erschwert. Bei anderen kürzeren Stücken ist das weniger empfindlich, der Herausgeber zeigt seine Belesenheit durch Einfügung von Handschriften anderer Provenienz.

Fast noch lästiger wie die Unterlassung der Blattangabe ist eine fast souveräne Verachtung allen Konkordanzen gegenüber. Der Herausgeber

---

[1] *Inventaire des manuscrits de la bibliothèque de Voltaire conservée à la bibliothèque impériale publique de St-Pétersbourg.* Paris, Imprimerie nationale 1913, 1 vol. 8⁰. [Der Band ist aber auf dem Wege des Buchhandels nicht zu beschaffen; er scheint ein Sonderdruck aus den *Nouvelles archives des missions scientifiques et littéraires* und unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschienen zu sein. H. M.]

[2] Voltaire, *Œuvres Inédites.* T. I. *Mélanges historiques.* Paris 1914.

überläßt dies im wesentlichen dem Leser und ist so sparsam wie eben möglich mit Hinweisen. Dadurch hat die Publikation etwas Unfertiges, den Charakter einer kolossalen Materialsammlung, zu der oft der Schlüssel fehlt, wenn man keine Spezialstudien machen will.

Der Herausgeber hat freilich in der Vorrede diejenigen nicht eben allzu sanft angepackt, die es mit dem kostbaren Gut älterer Zeit anders machen (S. 8): *Ce n'est pas assez que de nous donner le texte des manuscrits originaux et les leçons des éditions publiées par un auteur: on nous dénonce les variantes des contrefaçons, et il n'est pas une coquille dont on daigne nous faire grâce. Autour du texte, on amoncelle un commentaire épineux, où se versent pêle-mêle les références d'archives et les notions du Larousse, des réflexions de méthode et des rapprochements littéraires...*

(9) *Que de telles méthodes soient nécessaires pour de certains auteurs, c'est ce qu'il ne m'appartient pas de décider ici ... Mais appliqués à Voltaire, ce génie lumineux et simple par excellence, ces procédés sont le comble du ridicule et de la niaiserie.*

Wenn man diese Bemerkungen mit dem schwer verwendbaren Texte vergleicht, so muß man wohl schließen, der Herausgeber habe aus der Not eine Tugend gemacht. Vollends verfehlt aber scheint folgende Bemerkung: *Surtout rien de blessant à l'œil comme ces notes qui pendent en haillons au bas des pages, comme ces textes hérissés de chiffres qui font l'effet de salissures de mouches sur le miroir.* Hätte doch der Herausgeber ein wenig mehr solcher *salissures* zur Erleichterung der Lektüre angebracht! Da beispielsweise im *Chapitre des arts* auch in seiner Veröffentlichung ein halb Dutzend solcher 'Fliegenkleckse' im Durchschnitt auf die Seite kommen, um die Voltairischen Varianten und Bemerkungen, gelegentlich um eigene anzubringen, so wäre es doch auf ein paar mehr auch nicht angekommen. Wie töricht aber, gegen ein Verfahren zu polemisieren, das der Herausgeber selber nicht entbehren kann!

Ein paarmal, wo die Kontrolle mir möglich ist, bin ich nicht mit ihm einverstanden: *Mme du Châtelet, nature sèche et dominatrice* (S. 18). Vielleicht liest der Herausgeber ihre Korrespondenz durch, um dieses keineswegs gerechtfertigte, einer so komplizierten Natur gegenüber durchaus schematische Urteil zu verbessern. Oder (S. 33): *Un autre manuscrit, copié sous les yeux de Voltaire, est conservé à la bibliothèque royale de Munich* (Gall. 101 à 104). Vielleicht liest Herr Caussy meine Notiz über diese Handschriften im ersten Heft (*Janvier-mars*) der *Revue d'histoire littéraire* (XXI, 1914) S. 177 ff., um sich zu überzeugen, daß es sich um ihrer zwei handelt. Auch Charrot, auf den er sich beruft, hat ihn kaum so ungenügend instruiert, da er die eine Handschrift durch meine Vermittlung in Besançon gehabt hat.

So scheint es mir ganz gut, daß die Herausgabe des kritischen Textes des *Essai sur les mœurs* seitens des gründlichen und mit der Materie durchaus vertrauten *chargé de cours* von Besançon, Ch. Charrot, ziemlich nahe bevorsteht, um diese schwer verwendbare Veröffentlichung in sich aufzunehmen und uns anderen entbehrlich zu machen, wenigstens für das *Essai*. Die Stücke aus dem *Siècle de Louis XIV* bleiben freilich übrig. Für die übrigen Bände überwindet dann der Herausgeber, hoffe ich, ein wenig seine Scheu vor allen positiven Angaben in Form von Anmerkungen. Besonders möge das von der Korrespondenz gelten, wo zahllose Veröffentlichungen der

letzten Jahre eine Textrevision verlangen und eine neue kritische Herausgabe der Briefe ein Bedürfnis wird. Das Wertvollste, was bisher auf diesem Gebiete geleistet wurde, sind *Quelques notes sur la 'Correspondance' de Voltaire* von Ch. Charrot in *Revue d'histoire littéraire*, 1912 und 1913. Diese *quelques notes* umfassen etwa 140 Seiten Petit, und es gibt jetzt schon Nachträge und vor allem immer noch neue Briefe. So im Januar-März-Heft der *Revue d'histoire littéraire*: *Pour l'annotation de la 'Correspondance' de Voltaire* (S. 183) von L. Delaruelle und *Lettres de Voltaire etc. à G.-N. Heerkens* (S. 188), mitgeteilt von J.-A. Worp. Die Petersburger Briefsammlung kann alle diese Arbeiten in Schatten stellen, wenn sie mit der nötigen Sorgfalt veröffentlicht wird.

München. Leo Jordan.

Die linguistische Exkursion des Züricher romanischen Seminars.

Der linguistische Ausflug des romanischen Seminars in Zürich, der unter Leitung der Herren Professoren Gauchat und Jud am 28. Juli 1913 nach Graubünden aufbrach, war vom Glück so begünstigt, wie man es nur sein kann; einige Teilnehmer hatten auf Grund jahrelangen Wetterglücks die Garantie für sonnige Tage übernommen — und die haben wir denn auch gehabt.

Die Fahrt ging über Sargans, Reichenau nach Tavanasa, von wo wir nach Brigels aufstiegen. Am Wege wurde Mittagsrast gehalten, und da konnte man bewundern, was jeder sorgsam mitgebracht hatte. Besondere Würde verlieh uns ein funkelnder neuer Eispickel, der auch in jungfräulicher Reinheit wieder nach Hause kam. Ferner fand sich ein unheimliches großes Paket von abenteuerlichen Formen, einer Höllenmaschine zum Verwechseln ähnlich; es soll jedoch ein äußerst praktischer Kochapparat gewesen sein, wurde aber nie ausgepackt.

In Brigels angekommen, wurde die Wohnungsfrage möglichst rasch erledigt, und dann fand die erste Dialektaufnahme statt, die natürlich den Mittelpunkt des Interesses bildete.

Es fiel auf, wie schwer es ist, so zu fragen, daß die Antwort möglichst unbeeinflußt bleibe. Der Einfluß der deutschen Schriftsprache, in der man fragte, der Drang, sich feiner auszudrücken, dem Fremden gegenüber die Laute deutlich zu sprechen — das alles war von Bedeutung. Schon die Wiederholung der Frage alterierte die Antwort; im Affekt kam z. B. der Tonvokal oft zweigipfelig, oder, um recht deutlich zu sein, machte das Sujet keinen Hiatus.

Die Anlage unserer Fragebogen gewährte uns den Überblick über drei Dialekte zugleich; in drei Rubriken wurden die Antworten von Brigels, Zuoz und Stampa eingetragen, z. B.:

	Brigels	Zuoz	Stampa
Er hat Hunger	*el a fəm*	*el a fam*	*ly la fam*

Die Fragen waren so gewählt, daß die Eigenheiten der Dialekte in mehreren Beispielen beleuchtet wurden, z. B. die Behandlung von lat. ē und ĭ durch tres, mensa, stella, sera, nivem u. a.:

Brigels	Znoz	Stampa
trɔis	*trais*	*trɛ*
mɔiza	*maiza*	*meiza*
ʃtɔila	*ʃtaila*	*ʃteila*
nɔif	*naif*	*neif*
sera	*saira*	*seira*

Wir sahen nun in kurzen Sätzchen oder einzelnen Wörtern die grammatischen Eigenheiten an uns vorüberziehen.

A wird vom folgenden Nasal vielfach beeinflußt: rama Brigels *rɔma*, pannu *pɔn*, grande *grɔndɔ*, dagegen von *n*: manu *il méu*(ⁿ), pane *peu*(ⁿ). *AU* ist erhalten *il taur*, *pauk*, und entsteht auch aus -atu (pratu > *prau*, *kantáu*) und durch Vokalisierung von *l*: *la faultʃ*, alta > *aulta*.

ĕ und *ŏ* in offener Silbe vor finalem -*i*, -*u* ergeben im Obwaldischen das gleiche Resultat:

heri *i'ər*, apertu *ari'ərt*, neptia *la nɛ't:sa*
novu *ni'əf*, porcu *pi'ərc* (< *pyərc*).

ū gelangt über *y* zu *i* oder *e*:

luna *λi'na*, duru *di:r*
fumu *il fem:*, fructu *free*
ō flore *flu:r*, voce *vu:ʃ*.

Anlautendes *ka-*, *kū* weist verschiedene Behandlung auf:

capras *ka'urɔs*, carru *ka:r*,
aber cane *cɛ'*(*ŭ*)*u*, cuna *ci:na*.

-*c*- ist als -*g*- erhalten: pacat *paga*, -*p*- dagegen ist zu -*v*- übergegangen: scopa *ʃkeva*.

Das Neutrum von bellu ist *bi:*, dagegen mask. *il kurei'n ɔi bɛls* (prädikativ) zu: *in bi: kurei'n* (attributiv).

Nominativ-*s* finden wir in *il tis:o'nts*, *la tis:o'ntsa* und: *djeus*, dies: *il katʃa dji:s* 'es wird Tag', Martis dies: *ma'rdji:s*, endlich in prädikativer Stellung 'er ist gewesen': *el ɔi ʃtaus*, 'er ist hinkend' *el ɔi tsops*; dagegen 'ein hinkender Mann' *in om tsi'ɔp*. Den Nom. -ātor haben wir nur noch in bibitor *bɛvɛ:'dɔr* getroffen, für den Jäger gab man uns *kitʃadu:'r*.

Das Reflexivpronomen *sɔ* gilt für alle Personen: *ti ʰas sɔ rɔgurda'u*, 'du hast dich erinnert'; bemerkenswert war die Endung -*ɔl* der 1. Pers. Präs. bibo *ieŭ boi'rɔl aua*.

Das interessanteste Kapitel war aber das lexikologische, denn hier hat das Rätische besonders viel Gut bewahrt, das sonst überall verlorengegangen ist, besonders an alten lateinischen und vorlateinischen Wörtern; erst im Bergell hat das Lombardische manches verdrängt.

Lateinisches Sprachgut: Eine Reihe typisch rätischer (bündnerischer) Wörter wurde zuerst abgefragt, so:

Kirchenglocken	*il sents*	signum
die Woche	*l ɛ'mna*	hebdoma
Pfingsten	*tʃunkɔ'ismɔs*	quinquagesima
1. Mai	*kɔlɔ'nda mac*	calendae
Fastnacht	*tʃɔ'irɔr*	< incipere
Schaf	*nu'ərsa*	nutrix

weibliches Schaf	*la ciji:'ʃ*	cadīce?
Widder	*λ ano'λ*	annuculu
Zicklein	*il əndzi'əl*	haediolu
Butter	*piʒε'da*	?
ausgelassene Butter	*piε'un*	pingue
Käse	*kiʒi'əl*	caseolu
Acker	*il e:r*	agru
Gerste	*dumi'ək*	?
rot	*ci'ətʃən*	coccinu
gelb	*mε'len*	mellinu
'er hat viel Heu'	*el a bε foin*	
'du gehst jetzt nach Disentis'	*ti vas osa si muʃte:'*	
'er findet'	*el ámfla*	afflat
'er beginnt'	*el antʃoivə*	incipit
'er denkt'	*el pətra'eə*	pertractat

Es folgen Beispiele lexikologischer Übereinstimmungen mit den frankoprov. Mundarten:

zweijähriges Rind	*muc, mo'dja*	frprv. *modzon*
großes Getreidesieb	*drac*	*reϑõ'*
Brunnentrog	*beλ*	*bwe:*
Felsen	*grep:*	*gre'pa*
Tannenäste	*la da:ʒa*	*de:z*

Die schweizerdeutschen Eindringlinge sind im Obwald. von Bedeutung, aber allerdings verschieden alt:

Wald *iλwa'ul*	Schürze *il tʃɔs:*	Riegel *rigəl*
Ente *lεntə*	Taube *la tu:bə*	Bleistift *riʒbli:'*
Geißel *la gə'islə*	Truhe *la trukə*	Schneider *l ʃne:'dər*

Es wurde dann schließlich eine Anzahl romanischer Ortsnamen aufgenommen, um den geographischen Horizont der Alpenbewohner zu bemessen:

Brigels *brəil*, Waltensburg *u'ərs*, Ilanz *ljə'n*
Disentis *muʃte:'* <monasterium
Göschenen *kəʒənə'ta* (<cascina)
Oberalppaß *alpzu:* alp supra
Einsiedeln *nəs:a dunε'un* nostra domina(ne)
Prättigau *porte'ntsa* ?
Chur *kwe'ra* Curia
Pfäffers *fare:'rəs* Fabaria
Zürich *turi'c* Turīcum

Am Schluß hörten wir noch einige kräftige, schöne Heimatgedichte, die uns der Herr Pfarrer und Dichter Camathias vortrug.

Daß die Untersuchung lange gedauert hatte, das sagten uns erst unsere Beine, die, nicht von demselben Interesse gefesselt, in den engen Schulbänken eingeschlafen waren.

Nun wurde in einer Hütte gekocht und am Wege davor der Tisch — ein langes Brett, auf zwei Holzklötzen balancierend — gedeckt, worüber die heimkehrenden Ziegen sehr erstaunt waren. Tags darauf führte uns der

Herr Pfarrer zur alten Martinskapelle, um ihren schönen Altar und die verzierte Holzdecke zu bewundern. Dann sahen wir den interessanten Winterbau der Häuser, der, halb unter der Erde, mit der Scheune durch eine Brücke verbunden ist; an der Ost- oder Südseite des Hauses befindet sich ein Holzgerüst, auf dem das unreife Heu getrocknet wird (*la tali'na*); der Dreschboden (*ira:'l*) ist auch im Hause.

Wir hörten noch viele Gerätenamen, sahen auch die oberen Wohnzimmer und überhaupt die einheimische Bauart. Hierauf stiegen wir zur Eusebiuskapelle empor, die reich ausgestattet ist mit Schnitzereien und vor allem ein wertvolles Fresko birgt. Von dort hatten wir die herrlichste Aussicht über das ganze Tal. Endlich mußten wir Abschied nehmen von dem freundlichen Dorfe und hinabeilen nach Tavanasa, von wo wir über Thusis und Bevers nach Zuoz die wundervollste Fahrt genossen.

In Zuoz bewunderten wir die alten Patrizierhäuser und wanderten weiter nach Scanfs. Herr Dr. Melcher, der Redaktor des rätischen Idiotikons, hielt uns unterwegs einen kleinen Vortrag über die Flurnamen der Umgebung; die Ortsnamen sind die ältere Schicht und geben viele Rätsel auf; die Flurnamen sind teilweise durchsichtiger:

> *laret* 'Lärchenwald', *druza'tʃ* von drausa 'Bergerle',
> *pɛ'ydra so'msom* petra summa summa, *kwe'drəs* quadras,
> *i'ʒləs* insulas 'Wiesengründe am Wasser', *arpi'λa* alpicula.

In Scanfs hatte Dr. Melcher zwei ältere lebhafte Frauen ins Schulhaus kommen lassen, die uns die Unterschiede der Mundarten der beiden Nachbarorte Zuoz und Scanfs ersichtlich machten. Ein besonders redigierter Fragebogen diente uns dazu, die Unterschiede zwischen dem Obwaldischen und dem Engadin recht vor Augen zu führen; hier seien im folgenden einige solche Züge erwähnt:

a, das im ganzen Oberengadin in offener Silbe zu *e* wird (*frer*, *sel*), erleidet auch hier wie im Oberland besondere Entwicklung unter Einfluß des folgenden Nasals:

n manu *al mɛm*, obw. *me'un*, pane *pɛm*, obw. *pe'un*,
infantes *ifɛ'nts*, obw. *afɔ'nts*;
aber: fame *fam*, obw. *fɔm*, pannu *pan*, obw. *pɔn*.

au, *al*, *atu*

	obw.
tauru *tor*	obw. *taur*
altu *o:t*, Wald *go'ut*	*ault*, *waul*
pratu *pro:* cantatu *canto:'*	*prau*, *kanta'u*
aqua *ova*	*awa*
e, *i* tres *trais*, *ftaila*, nive *naif*	*trəis*, *nəif*
u: *la lyna*, mure *mykr*	*lji'na*
o flore *flukr*	*flu:r*
ɔ jocu *djo*, jovia *djo'rdja*	*djuk*, *dje'ŭrdjə*
hortu *y'ort*.	

Eine Reihe von Wörtern illustrierten uns das Auftreten jenes eigentümlichen Resultates eines romanischen Diphthongen, dessen zweiter Teil ein postpalataler Verschlußlaut ist:

no:s *nuks*, bove *bokf*, nova *no'gra*, Geißel *dje'kfla*.

Auslautendes *-n* wird zu *-m*, das auch in Ableitungen erscheint:

cane *cɛm*, bonu *bum*, fem. *bu:'ma*, bastonare *baſtume:'r*.

Die Palatalisierung von *k* vor *a* ist im Gegensatz zu Brigels ganz durchgeführt:

capras *cɛ:'vrəs*, carru *car* obw. *kaurəs*, *ku:r*
gattu *djɛt:*, Stange *ſtɛndjə* *gat:*.

Das Neutrum plur. findet sich wie im Obw. auch hier: *la lɛ'ɲa* und *mea digita *mia dɛ'inta*; das Nom.-*s* in 'der Weber' *al tsunts*.

An deutschem Lehngut ist ziemlich viel erhalten, auch manches, was wir in Brigels nicht fanden:

Jungfrau *dju'mfra*. Während aber für die 'Truhe' in Brigels *trok:a* gesagt wird, lebt hier neben *arca* auch *ſkriɲ* < scrinium. Für 'sauber' hat Brigels *ʒə'ubər*, Zuoz *nɛt* und im Superlativ *kwɛl ez ʒubər nɛt*.

Die meisten lateinischen 'Findlinge' treffen wir auch hier wieder, doch liegen einige bedeutsame Abweichungen vor:

	Zuoz	Brigels
der Widder	*al grec* < grege	*ano'λ*
die Gerste	*al grem* < granu	*dumi'ək* (wohl nicht lat.)
Juli	*lyλ*	*fenadu:'r*
Onkel	*barba*	*auk*
Leber	*fio:'*	*di:r* < duru
Apfel	*pəm*	*məil*
blind	*ərf*	*tʃəks*
er findet	*el ca'ta* < captat	*el a'mfla* < afflat
vergißt	*ſmencə*	*ambli:də*
sucht	*tʃɛ:'rcə*	*eŋkue:rə*
beginnt	*kumɛ'ntsa*	*intſoira*
denkt	*tsimpa'isa*	*petrace*

el maja 'er ißt' wird in Brigels für Mensch und Tier verwendet, in Zuoz sagt man für den Menschen *el mandj*. Für 'anzünden' scheint invitare im Rückgang:

Brigels *el əmvíde la pipe*, sonst ist für 'anzünden' *el fa fu'k* in Gebrauch.
In Zuoz *el ivi'gda la candaila*, sonst *el pica*.
In Stampa *al vida al fø*, aber *al pitsa la pipa*.

Auch latu und vetere sind nicht mehr in der gleichen Vitalität im Engadin erhalten:

Brigels: *inc voiəlada*, Zuoz *ync vi:a lardja* (selten *le:də*).
Brigels: *kiʒi'əl vɛ'dər*, Zuoz *caʒo:'l vé'gdər* (= sehr alt).

Die Vergleichung der Mundarten von Zuoz und Scanfs, die eine halbe Stunde voneinander auf ebener Talsohle entfernt sind, ergab nicht unbedeutende Unterschiede, die eine auffällige Dialektgrenze bilden:

	Zuoz	Scanfs
manu	*al mɛ:m*	*al me:m*
cane	*al cɛ:m*	*al ce:m*
pane	*al pɛ:m*	*al pe:m*
cena	*la tʃɛ:'iɲa*	*la tʃeɲa*
renes	*laz arɛ:'nts*	*laz are'nts*
cantat	*al cɛ:nta*	*el ce:nta*

	Zuoz	Scanfs
quantos infantes	*ɛkwnts ifɛnts*	*kwents ife:nts*
dente	*al dɛint*	*al de:nt*
ligna	*la lɛɲa*	*la le:ɲa*
ovile	*nui:ʎ* (Agglutination von in)	*ui:ʎ*
*mea digita	*mi:ə de:nta*	*ma de:nta*
cominitiat	*kume:ntsə*	*kume:ntsə*
*titulat 'hört'	*taiglə*	*ta:glə*
lacu	*al le:j*	*al le:e*
'bevor er kommt'	*ants ku cel reɲə*	*ents cɛl re:ɲə*
Samstag	*samda*	*sanda*
favoniu 'Föhn'	*al fuo'ɲ*	*al favu'əɲ*
arcu 'Regenbogen'	*la sam marti'ŋ*	*lare marti'ŋ*
secare 'mähen'	*sdje:r*	*zdje:r*
'wir mähen'	*zdjɛ:nts*	*muz dje:nts*
'er vergißt'	*ʃmɛncə*	*ʃmanca*

Am 30. Juli fuhren wir nach St. Moritz, um das Engadiner Museum zu besuchen, eine reiche, übersichtliche Sammlung von Hausrat, landwirtschaftlichen Geräten und Kostümen des Bündnerlandes. Der Aufstellung liegt der glückliche Gedanke zugrunde, jeden Gegenstand in seiner gewohnten Umgebung zu postieren; so sind alle Küchengeräte in einer echt bündnerischen Küche vereint. Wir sahen Wohnzimmer und eine Spinnstube, im Eingangssaal Zaumzeug, Schlitten und Jagdgeräte, darunter eine Reihe gewaltiger Fangeisen für reißende Tiere.

Dann wanderten wir zum Hahnensee und weiter auf die Fuorcla Surley, dem neuschneebedeckten Berninablock gegenüber!

Ungern nur stiegen wir ab ins Fexertal, wo aber die fröhliche Stimmung am Abend gar hoch stieg. Einer hielt einen astronomischen Vortrag, der um so wertvoller war, als diese Astronomie sich in keinem Lehrbuch finden dürfte. In später Stunde sahen dann die entrüsteten Engländerinnen des Fexerhotels eine Geisterschar unter schaurigen Lauten beim Schein eines tanzenden Lichtes heimwärtsschweben. — Am nächsten Morgen zogen die Geister ab, hinauf zur Wasserscheide am Malojapaß und hinunter ins Bergell nach Stampa.

So kam der letzte Tag, der 1. August, an dem wir noch zwei linguistische Aufnahmen vorhatten. In Stampa (Oberbergell) gab uns eine besonders sympathische alte Frau Auskunft.

Hier standen wir schon an der lombardisch-rätischen Grenze und konnten daher Einflüsse von Süden her erwarten, die dann in Bondo (Unterbergell) — eine Stunde südlicher gelegen — bedeutend stärker auftraten. Mit dem Rätischen (Oberengadin) stimmen überein:

a in offener Silbe: *kantɛ'r*, frater *frɛr*, pace *pɛʃ*;
in geschlossener Silbe erhalten: *part*, *ba:rbə*, pane *paŋ*, pannu *pan*.

Ganz lombardisch ist: cantatu *kanta'*, pratu *pra* (*au*: auru *lɔ:r* aber *rauba *raba*).

e:, *i* in offener Silbe: *se'ira*, mensa *meiza*.
mel *la meil*

o: flu:r, frunt (auch lomb.).
u: *ustium *yf:, fryt:* (auch lomb.).

Die Palatalisierung ist bei weitem nicht in dem Maße durchgeführt wie im Engadin:

capilli *kave'i,* carru *kar:,* caru *cεr, cεsa.*
gattu *gat:.*
pacat *pεgε,* resecare *rasgε'r.*

Die Archaismen der Morphologie sind kaum mehr vertreten:

ligna *la lepa.*

Dafür finden wir die interessante Pluralbildung mit *-n,* die allerdings beim Substantiv nicht mehr zu finden ist (vgl. *Arch.* CXXVIII [1912], p. 477 zu Salvioni, *Appunti alpino lombardi*).

Die Ziegen *lεn cεrrə,* die Kühe *lεm vak:ə.*

Das Pronomen wird wiederholt: 'er will' *ly l vɔl,* 'er hat Hunger' *ly la fam,* 'das Wasser gefriert' *lawa la dʒeila.*

Bis hier herunter sind deutsche Wörter gedrungen; wir finden sogar neue darunter: 'Jungfrau' *djufna* allerdings gehört zu iuvene und nicht zum deutschen Wort. Die 'Truhe', für die zwei Ausdrücke in den rätischen Mundarten vorhanden waren, heißt hier *ʃkafa,* was lombardisch ist; die 'Geißel' heißt aber *la ʃlagə,* nicht *dje'kʃla* (Zuoz).

'Brunnentrog' *bron:e, rafu:'s* (Waschhaus); 'Schnauzbart' *ʒnut:s,* Gasse *gas'ε* kehren im Obereng. wieder: *ʃmuts, dja'sa.*

Wiesel hat in Scanfs die Bedeutung 'Marder' *gwiks,* in Stampa (*gwis:*) die ursprüngliche.

Ältere lateinische Wörter werden von der Lombardei her verdrängt; semper setzt sich mehr und mehr an die Stelle von *edy:nə*; *ʃpair* = 'neben' obereng. *spe:r* hält sich noch.

Dagegen findet naturgemäß weitgehende Übereinstimmung der nichtlateinischen Wörter mit Rätien statt: 'Lärche' *la:'rəʃ,* 'Arve' *dʒembər,* 'Zwergkiefer' *la tsundər,* 'Vogelbeerbaum' *al kule'iʒəm,* 'Tannenäste' *dε:'ʃa.*

Die Eindringlinge aus dem Süden werden oft als gewählter empfunden, so ist hortu *ərt* nur ein ungepflegter Garten, der feine Ausdruck ist *dʒardi'ŋ*; 'er ißt' heißt in Brigels noch *maja* (für Mensch und Tier), in Stampa sagt man nur mehr *la vak:a maja feŋ,* wie im Oberengadin.

Bondo liegt unterhalb der Talsperre (la Porta, daher die Einteilung des Tales in Sopraporta und Sottoporta); zwischen Stampa und Bondo verläuft eine starke Vegetations- und eine bedeutsame Dialektgrenze. Da fiel einmal zunächst der Wandel des lat. *a* in offener und geschlossener Silbe auf:

cantare *kantε',* cantatu *kantε'*
lana *lεna,* cane *kεn*
barba *bεrba,* parte *pεrt,* alter < *vuε'lter,*

während Stampa nur Wandel *a* > *ε* in offener Silbe kennt.

	Stampa (Sopraporta)	Bondo (Sottoporta)
ferrariu	*fεra'ir*	*far:e:'r*
site	*seit*	*set*

	Stampa (Sopraporta)	Bondo (Sottoporta)
mel	*la meil*	*la mel*
centu	*tʃent*	*tʃɛnt*
pede	*pe*	*pɛ*
paucu	*pok*	*pok*
*rauba	*rabɔ*	*robɔ*
raucu	*rak:*	*rauk*
lignu	*leŋ*	*len*
lana	*laŋa*	*lɛna*

e ist in Sottoporta ganz verschwunden: *la kɛ:za, ky:na.* In der 1. Pers. sing. ist in Sottoporta oft *mi* für *iɔ* eingetreten: 'ich stehe hier' *mi ʃtoj kilo.*

Lexikologisch steht die Mundart der Unterporta dem Lombardischen näher als die Mundart der Oberporta, die sich stark ans rätische Oberengadin anschließt. Hier einige Beispiele:

	Stampa	Bondo
Küche	*la ceza dal fok*	*la kuʒi'nɔ*
Schaf	*la nortsa*	*la feda*
Euter	*l yvər*	*la teta, pec*
Finger	*dent*	*det*
Brennessel	*but:sani:'ga* (das dem Engadin fehlt)	*urti:'ga*
Mutterschwein	*ʃkru:ə*	*tʃu:na*

u. a. m.

Bei der Schloßruine, die über der Porta Unter- und Oberbergell scheidet, wurde Abschied genommen. Herr Prof. Gauchat faßte noch die Resultate zusammen und dankte für die ausgezeichnete wissenschaftliche Vorbereitung der Reise durch Herrn Dr. Jud und für die gütige Mitwirkung von Herrn und Frau Dr. v. Wartburg, die durch treue Mithilfe die Durchführung der Reise nach Art der 'Wandervögel' ermöglichten. Hierauf löste sich die Gesellschaft in einige Gruppen auf, die über die verschiedenen Pässe den Sommerzielen zustrebten.

Sei es mir noch gestattet, im Namen aller Teilnehmer allen liebenswürdigen Förderern unserer Reise den herzlichsten Dank auszusprechen, vor allem unseren verehrten Lehrern, den Herren Prof. Gauchat und Jud.

Graz. W. Nedwed.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Grabbes Werke. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Spiridion Wukadinović. Deutsches Verlagshaus Bong & Ko.

Das Hauptverdienst dieser neuen Ausgabe besteht in einer zuverlässigen und für die poetischen Werke wohl endgültigen Textgestaltung. Schon J. Minor hat (*Deutsche Lit.-Ztg.* 24, S. 1840/6) die Textgestaltung Griesebachs bemängelt, und eingehende Vergleiche sowie die durchaus zuverlässigen textkritischen Bemerkungen W.s lassen erkennen, wieviel hier, besonders für die 'Hermannsschlacht', nachzuholen war. So konnte eine Anzahl Druckfehler der Originaltexte verbessert, in 'Scherz, Satire' manche wertvolle Verbesserung aus dem Druckmanuskript herangezogen werden. Wichtiger ist, daß das von Griesebach nur oberflächlich benutzte Manuskript zum 'Napoleon' vollständig mit dem Druck von 1831 kollationiert worden ist, und daß der erste Entwurf zu 'Marius und Sulla', von dem Friedrich und Nieten nur textkritisch ungenügende Bruchstücke brachten, zum erstenmal vollständig gedruckt wird. Für den 'Gothland' wurde zugrunde gelegt der Druck von 1827 und das Druckmanuskript. Interessanter wäre jedenfalls ein Abdruck der ältesten erhaltenen Handschrift, der an Tieck gesandten Kopie, gewesen, aus der schon Griesebach einiges Wichtige herangezogen hat, doch ist sie benutzt worden, wo die Druckvorlage offensichtliche Flüchtigkeiten aufweist, oder wo Griesebach Kettembeils abschwächende Änderungen nicht erkannt hat. Auch in den Aufsätzen wurde überall gebessert, ebenso in den Briefen, soweit dem Herausgeber die Originale erreichbar waren.

Auch manches Neue bringt die Ausgabe. Außer dem schon erwähnten Entwurf zu 'Marius und Sulla' und einigen neu gefundenen Aufsätzen über das Detmolder Theater, mit denen dann die von Griesebach, Ploch und H. Stolz publizierten vereinigt sind, ist hier die Abhandlung 'Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe', für die W. einen freilich um die Einleitung gekürzten Druck in Runkels 'Hermann' von 1835 nachweist, zum erstenmal veröffentlicht. Auch die Briefe, von denen die Ausgabe nur die an Grabbe bringt, sind über Nieten hinaus noch um zwanzig bisher gänzlich und sieben bisher teilweise unbekannte vermehrt, während sechs seit Nietens Ausgabe verstreut veröffentlichte jetzt mit der Masse vereinigt sind. Unter den bisher unbekannten sind außer drei interessanten an Luise Clostermeier besonders wichtig zwei an Petri und einer an Henriettens Schwager Husemann, weil durch diese sowie durch ein von W. zuerst beachtetes Billett Grabbes auf der Detmolder Landesbibliothek ein ganz neues und höchst bedeutsames Licht auf Grabbes beide Verlobungen fällt. Wir können jetzt folgenden Verlauf feststellen:

Im Frühjahr 1830 lernt Grabbe Henriette Meier kennen. Im Frühjahr 1831 kommt es zur Verlobung, die jedoch nicht, wie Ziegler und nach ihm Nieten behaupten, öffentlich war (vgl. das von W. zum erstenmal publizierte sogenannte Memoire an Husemann, das Ziegler gekannt, aber nicht genügend gewertet und Griesebach aus unbegreiflicher Prüderie beiseite gelassen hat). Grabbe erlaubt ihr, zu widerrufen, sie tut es, doch kommt es zu einer Versöhnung. Am 13. Juli erfolgt der endgültige Bruch. Nun behauptet Ziegler, daß Henriette gleich am nächsten Tage abgereist sei, doch läßt sich nachweisen, daß das erst Ende September geschah. Vom 30. September 1831 haben wir ein bestürztes Schreiben Grabbes an Husemann, in dem es heißt: 'Alles, was mir die Henriette böse gemacht hat, ist nichts anderes als falsche Vermutungen. Ich selbst bin daran schuld ... Vor

allem schreibe ich dies, weil von mir wieder allerlei Heiraterei gesprochen wird, seit ich einen mir sehr teuern Ring trage. Ach, die Jette lasse ich nie ...' Grabbe muß also den Bruch vom 13. Juli nie als endgültig aufgefaßt haben, erst die Abreise Henriettens öffnete ihm die Augen über den Ernst ihrer Absage. Nun fällt aber durch das erwähnte Billett Grabbes ein recht merkwürdiges Licht auf des Dichters Verhalten während der Zwischenzeit 13. Juli bis 30. September. Zu diesem an Luise Clostermeier gerichteten, vom 6. August 1831 datierten Billett, das die kurzen Worte enthält: 'Mademoiselle, noch einen Gruß. Denken Sie mein. Ich komme wieder. Gr.', hat die Empfängerin eine Reihe von Bemerkungen geschrieben. Danach ist folgendes vorgegangen: am 28. Juli stirbt die Mutter Luisens, am 3. August dringt Grabbe der Verwaisten 'unter Wehmut und Tränen' ein Eheversprechen ab. Dieser plötzliche Entschluß muß uns wundernehmen. Drei Wochen nach dem Bruch mit Henriette, die er nach wiederum acht Wochen 'nie' lassen zu wollen beteuert, wirbt Grabbe um eine andere, die ihn übrigens schon einmal (1829) abgewiesen hatte. Der Schluß der erwähnten Notiz läßt uns erraten, wie Grabbes Entschluß zu erklären ist, er lautet: 'So viel aber ist gewiß, daß die ungewöhnliche Teilnahme, welche er (Grabbe) mir bei Mamas Scheiden bezeugt, unsere Ehe geschlossen.' Das kann sich zunächst auf Luise allein beziehen, wir erfahren jedoch auch, wie Grabbe diese Teilnahme bezeugte. 'Er küßte sie im Tode, gab ihr Rosen in die erstarrten Hände und war von ihrer Leiche fast nicht zu trennen.' Erwägt man nun, wer Grabbe ist, so bleiben angesichts dieses Verhaltens nur zwei Möglichkeiten: entweder er spielt an der Leiche bewußt Theater, was ihm immerhin zuzutrauen wäre, oder, was wahrscheinlicher ist, er spielt sich in eine erhebende Rolle hinein. Welchen Eindruck aber ein solches Benehmen auf die theatralische Luise machen mußte, die dem Dichter im Juli 1829 jenes bekannte überspannte Dankbillett für die Übersendung des Barbarossa gesandt hatte, kann man leicht erwägen: beide müssen sich völlig wie zwei Figuren aus einem sentimentalen Roman gebärdet haben. Daraus läßt sich dann auch die Abforderung des Eheversprechens erklären: Grabbe spielt sich, sei's bewußt, sei's unbewußt, vielleicht auch aus Eigensinn, nun doch zum Ziele zu kommen, in die Rolle des Beschützers der Verwaisten hinein und bietet ihr Herz und Hand an. Daß die Verwaiste bereits vierzig Jahre zählte, war bei Grabbes Temperament und bekannter Art, Realitäten anzusehen, kein Hindernis. Ihr begreifliches Zögern, das er als Bedenken des schutzlosen Weibes auslegt, stachelt ihn noch mehr an, er dringt ihr das Eheversprechen förmlich ab, mit besonderer Hast, weil er (vgl. Brief vom 14. August 1831 an Kettembeil) am 6. August (nicht, wie Grieselbach sagt, im Oktober) an den Rhein reist. Daß er nur aus der Rolle des ritterlichen Beschützers heraus handelte, scheint mir der ganze Ton in den Briefen nach der Reise zu bezeugen. Am 25. August ist er bereits zurück und schickt Luise einen Blumenstrauß zum Namenstag, am 27. August will er sie sobald mit seiner 'abscheulichen' Gesellschaft nicht belästigen, aber am 2. September heißt es: 'Das einzige Glück, welches ich auf Erden noch habe, ist die Erlaubnis, Sie zuweilen besuchen zu dürfen. Werde ich besser, werde ich es dadurch.' Jetzt wird also Luise sein Schutzengel, der früher (vgl. das Memoire und den Brief vom 8. November 1831 an Petri) Henriette sein sollte. Vom 27. September haben wir dann noch ein kurzes Billett, in dem Luise mit 'Sie allzu Gute!' angeredet wird. In dieser Zeit muß Luise ihm einen Ring ihrer verstorbenen Mutter geschenkt haben, was aufgefallen sein und zu allerlei Gerede Veranlassung gegeben haben wird (siehe den oben zitierten Brief an Husemann). Zwischen dem 27. und 30. September muß dann Henriette wohl infolge der umlaufenden Gerüchte abgereist sein, denn vom 30. haben wir den bestürzten Brief an Husemann. Am 7. Oktober legt Grabbe das 'wild hingeworfene' Memoire an Husemann

Petri vor, am 8. November (Brief an Petri) ist es noch nicht abgeschickt. Noch am 14. Januar 1832 hat Grabbe den Schmerz nicht verwunden, aber Ende des Monats trägt er Luisen, wie ebenfalls aus der obenerwähnten Notiz hervorgeht, von neuem die Ehe an. Luise zögert. Am 4. Februar aber ist sie ganz Schutzengel geworden ('Sollte man glauben, daß mich, der ich mich und die Menschen verachte, noch Leute lieb hätten?' [An Luise]). Es muß irgend etwas Bedeutendes vorgegangen sein, denn eine Woche später heißt es: 'Eine Braut, an der ich hänge [Henriette], und wieder eine andere, die ich wohl schätze, aber an der ich nicht hänge, sie jedoch an mir.' (An Th. von Kobbe, 10. Februar 1832.) Wenn Grabbe hier nicht renommiert, und die zitierte Zeile vom 4. Februar macht das unwahrscheinlich, so ist schon eine Ernüchterung eingetreten. Zehn Tage später hat dann Grabbe die Nachricht von Henriettens Verlobung erhalten. Anfang März will ihm Luise dann, wiederum nach ihrer Notiz, eine abschlägige Antwort erteilt haben, 'indes gewiß auf das allerliebreichste'. Die Besuche hören also nicht auf, man streitet sich wohl (Brief an Luise vom 17. Juli 1832), aber endlich im März 1833, nicht, wie es wohl infolge eines Druckfehlers S. XLII heißt, im Mai, kommt es zur Heirat.

Die recht bedeutsame Feststellung dieser Tatsachen ist nicht das einzig Neue, das wir über Grabbes Leben erfahren. W. konnte u. a. zum erstenmal die von Bernhard Althaus kopierten Tagebuchaufzeichnungen von Grabbes Frau benutzen, auch sonst wurde überall, zum Teil an der Hand von bisher ungedrucktem Material, gebessert, zurechtgerückt und vervollständigt. Auch in den Anmerkungen finden wir manches Interessante, z. B. die schwer erreichbare älteste Fassung vom Schluß der Hermannsschlacht, frühere Fassungen vom Hannibal und zwei Grabbe mit Recht zugewiesene Kritiken. Stilistisch ist das Lebensbild allerdings nicht recht gelungen, nicht nur weil der Herausgeber im begreiflichen Verlangen, das Neue heraustreten zu lassen, ungleichmäßig detailliert oder stellenweise unnötig pathetisch wird, sondern auch weil er den psychologischen Problemen, die Grabbes Ehe dem Biographen stellt, nicht gewachsen scheint. Da auch Nietens Darstellung ungenügend ist, möge eine kurze Skizze hier Platz finden, die hoffentlich dazu beitragen wird, die Vorgänge zu klären.

Luise Grabbe gehört zu den Menschen, die so wenig selbständige Persönlichkeit haben, daß sie nichts tun können, ohne bewußt oder unbewußt Vorbilder nachzuahmen, ja, die unangenehmsten Vertreter dieses Typus ahmen nicht einmal wirkliche Personen, sondern literarische Vorbilder nach und behängen sich schmückend mit literarischen Reminiszenzen. In der treuen, aber engen Hut des Elternhauses, in einer Kleinstadt, aufgewachsen, unter den Augen eines schöngeistig vielfach interessierten Vaters, der sie abgöttisch (Ziegler) verehrt, kommt sie nie dazu, ihre romantisch-idealistischen, lediglich aus der Lektüre geschöpften Vorstellungen an der Wirklichkeit zu korrigieren. So altert sie, während sich ihre Ideen immer mehr festsetzen. Schon steht es bei ihr fest, daß sie nur einen 'Literaten' heiraten kann, ohne Zweifel, weil sie sich als die Genossin eines bedeutenden Mannes sieht, und mit dem Eigensinn der alternden Jungfer, die die rechte Zeit verpaßt hat, schlägt sie auf ein vages Idealbild hin einige sehr annehmliche Partien (Ziegler) aus. Was für ein Mensch inzwischen aus ihr geworden ist, erkennt man aus dem so überaus charakteristischen Dankbillett für den Barbarossa. Welcher natürlich empfindende Mensch schreibt so! Die Übersendung des ersten Bandes der Hohenstaufen freut sie nicht als solche, sondern nur wegen der Hoffnung, daß sie 'in nicht gewöhnlicher Umgebung' sich einst wird rühmen dürfen, aus der eigenen Hand des Dichters sein Werk empfangen zu haben. Das schreibt nicht ein beglückter Backfisch, sondern eine Achtunddreißigjährige! Ich kann auch nicht finden, was W. S. XLIII behauptet, daß ihr Bild aus den von Nieten im

Westfälischen Magazin 1910 besprochenen Briefen an Freiligrath gewinnt. Im Gegenteil, die dort mitgeteilten Proben sind recht larmoyant und verraten, trotzdem die Schreiberin beständig merkbar bemüht ist, etwas Bedeutendes zu sagen, einen im Grunde dummen und ungebildeten Menschen. Als sie, die Vierzigerin, die Ehe mit dem 31jährigen Grabbe eingeht, hat sie bereits jeden Sinn für Natürlichkeit verloren. Nun male man sich aus, wie eine Frau, die nichts äußern konnte, ohne an den Effekt zu denken, ohne eine literarische Reminiszenz dabei zu haben (vgl. wie sie sich gegen den Vorwurf, in des Dichters Sterbestunde Kaffee getrunken zu haben, verteidigt: 'Werthers Lotte schnitt Butterbrode, als sie Werthers Tod erfuhr. Warum sollte ich nicht etwas Kaffee trinken?' [S. LXVII]), wie eine solche Frau sich die Ehe mit einem Dichter vorstellte, und mache sich klar, wie wenig der nicht nur innerlich rohe, sondern auch unnütz taktlose Grabbe zur Verwirklichung dieses Ideals beitragen konnte. Wie bezeichnend ist es gleich, daß sie sofort nach der Trauung dem Dichter-Gatten ihr Album vorlegt, ohne Zweifel in der Erwartung, daß er etwas recht Poetisches, Erhabenes hineinschreibt, mit dem sie später renommieren kann. Schon hier zeigt sich der Gegensatz zwischen beiden aufs deutlichste, ihre Unnatur und Überspanntheit fordern den unnötig scharfen Spott des unerzogenen Dichters heraus. Wie freilich wird ihr zumute gewesen sein, als er diese ihre Gedenkkammer mit den ihrer Meinung nach doch so bedeutenden Aussprüchen einen 'vollkommenen Hundestall' (Griesebach) nannte? Sie war viel zu alt, um sich der Wirklichkeit anzupassen, viel zu unreif und ungebildet, um Grabbe objektiv zu sehen und seine innere Hilflosigkeit und Unsicherheit, die sich so häufig in häßlicher und rüpelhafter Art zeigte, zu verstehen, und hatte sich, sicher nicht ohne Grabbes Zutun, viel zu tief in ihre Rolle hineingespielt, um sie etwa gegen die der milden mütterlichen Gattin zu vertauschen. Den Schutzengel ertrug aber Grabbe auf die Dauer natürlich nicht. Dazu kam dann noch, was schon Nieten mit Recht als wichtig herangezogen wird, ein sexueller Gegensatz. Die zwar üppige (Ziegler), nach ihrem überspannten Briefstil zu urteilen, aber nicht eigentlich sinnlich veranlagte Frau, der als alt gewordener Jungfer physische Bedürfnisse wohl schon gleichgültig geworden waren, erschrak vor den gewaltsamen Umarmungen des eruptiven und hitzigen Wildlings, wurde durch sie wohl noch mehr in ihre überspannten Ideen hineingejagt. Und welche trefflichen Anlässe gab Grabbe zu theatralisch empfundenen Szenen! Bald war sie die arglose Ausgenutzte, bald die entsetzliche Qualen ausstehende unschuldige Frau, deren Leben bedroht war, bald die Unverstandene, während zu anderen Zeiten wieder ihr, nach Ziegler, herrisches und männliches Wesen sie zur Unterjochung des Gatten anstachelte. Rechnet man hierzu, daß man Grabbe, so bedauernswert er immer sein mag, natürlich auch in keiner Weise in Schutz nehmen kann, so ist leicht zu verstehen, wie diese Ehe eine Hölle gewesen sein muß. Daß Luise später Gutes von Grabbe sprach, macht sie nicht besser. Da wollte sie eben die Gattin eines 'großen, gewaltigen' Dichters sein, aber charakteristischerweise war auch hier wieder ihre Bewunderung nicht echt genug, um ihr eigenes 'unglückliches' Ich darüber zu vergessen.

Im ganzen tut die Grabbe-Forschung mit dieser Ausgabe einen tüchtigen Schritt vorwärts, wenn auch, wie W. selbst sehr gut weiß, noch manches zu tun bleibt. Die Beigabe einer Bibliographie sowie eine Gesamtcharakteristik hat er sich versagen müssen, doch sei eine gute Charakteristik der Shakespeareromanie hervorgehoben. Ferner wird im Laufe der Zeit namentlich an dem unsicher überlieferten Text der Düsseldorfer Rezensionen zu bessern sein, die, wie W. nachweist, nicht in einem 'Düsseldorfer Tageblatt', das höchstwahrscheinlich nicht existiert hat, sondern in Schreiners 'Düsseldorfer Fremdenblatt und täglichem Anzeiger', das der Herausgeber jedoch

nicht auftreiben konnte, erschienen sind. Auch die von Griesebach offenbar nicht einwandfrei behandelten Brieftexte bedürfen, da W. ohne seine Schuld nicht alle Originale vorgelegen haben, noch der Verbesserung. Auch die Möglichkeit, daß noch unbekannte Briefe veröffentlicht werden, bleibt bestehen, da man Privatleute ja leider nicht zwingen kann, ihre Schätze veröffentlichen zu lassen. Wenn aber sogar ein Literarhistoriker (W. spricht von einem Münchener, ohne ihn zu nennen), der seit acht Jahren 'noch nicht dazu gekommen ist', seine eigenen Grabbe-Briefe zu publizieren, sie dem verdienstvollen Veranstalter einer wissenschaftlich wertvollen Gesamtausgabe vorenthält, so verdient das als überaus kleinlicher und die Forschung schädigender Egoismus die schärfste Verurteilung.

Charlottenburg. R. Schacht.

Erich Juethe, Der Minnesänger Hiltbolt von Schwangau. (Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von Friedrich Vogt, Heft 44.) Breslau, M. u. H. Marcus. 99 S.

J. schickt seiner Neuausgabe der Lieder Hiltbolts, die wenigstens für die Hauptquelle C auf das Original zurückgeht und den Pfaffschen Abdruck mehrfach korrigiert, ausführliche philologische und literarhistorische Untersuchungen voran, denen Burdach (A. D. B. 33, 184 ff.) die Wege gewiesen hat. J. erörtert zunächst unter Heranziehung neuen Materials die Frage nach der Person des Dichters (Kap. I) und kommt zu dem Schluß, daß er mit keinem der bis 1179 und nach 1221 mehrfach in Urkunden auftretenden Hiltbolde von Schwangau zu identifizieren sei. Es folgt eine umsichtige Prüfung der Überlieferung auf Echtes und Unechtes (Kap. II), deren Ergebnisse man annehmen darf; recht hübsch ist zumal der überzeugende Nachweis von der Unechtheit der Strophen C 16—18 (immerhin hätten sie anhangsweise mit abgedruckt werden sollen). Weniger befriedigt die literarisch-ästhetische Betrachtung der Lieder (Kap. III), und das liegt zum guten Teil daran, daß J. dem literarischen Charakter dieser Dichtung nicht voll gerecht wird. Er veranschlagt ihren biographischen Gehalt offenbar viel zu hoch. Auf Grund der Lieder Hiltbolts Liebesleben auch nur in seinen Grundzügen darzustellen, wie es S. 20 ff. versucht wird, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Und wenn Hiltbolt es unterläßt, 'an irgendeine bestimmte Tatsache bei der Äußerung seiner Empfindungen anzuknüpfen', so daß 'fast nirgend greifbare Verhältnisse unter seinen Dichtungen hindurchschimmern' (S. 29), so liegt das keineswegs daran, daß dem Dichter die Fähigkeit zu konkreter Gestaltung fehlt, sondern es erklärt sich aus dem geringen Wirklichkeitsgehalt, der dem klassischen Minnesang überhaupt eignet. Schon die Widersprüche zwischen den einzelnen Liedern hätten J. zur Vorsicht nach dieser Richtung hin mahnen sollen. Um nur das Augenfälligste anzuführen: das Lob des Liedes XIII *daz sî sô schône mir versagen kunde* verträgt sich schlecht mit der Schilderung der übellaunigen Dame von Lied VIII, die des Dichters Rede mit Zorn aufnimmt. *wan unser muot stât sô gar ungelîche* usw. (XIX, 4 ff.) steht in krassem Gegensatz zu *des sîn wir gelîches muotes* usw. (XX, 18 ff.). Die Gewährung, von der Lied XX spricht, muß bei der ständigen Klage über das *versagen* höchlich überraschen. Überhaupt erscheint gerade die Stellung der Dame gegenüber dem Dichter dem schärfer prüfenden Auge so wechselnd und schwankend, daß gerade von dieser Seite aus das Unerlebte dieser Dichtung mit Händen zu greifen ist. Der Versuch, auf dem Grunde solcher scheinbaren biographischen Kriterien eine Chronologie der Gedichte aufzubauen, den J. S. 30 f. macht, kann deshalb zu keinem annehmbaren Resultat führen, obendrein wenn er solche inneren Widersprüche zur Folge hat wie etwa die Ansetzung

von Lied VIII nach III. Denn Lied VIII beruht auf der Voraussetzung eines jüngst erfolgten *versagens* (vgl. besonders V. 4: *wan ich nû hân ir ungenâde befunden*); J. dürfte es von seinem Standpunkt aus niemals hinter das resignierte Kreuzlied setzen. J. weist mit Recht auf das Reflexionsmäßige bei Hiltbolt hin; aber die Reflexion lag diesem Dichter gar nicht, er steht hinter Reinmarscher Künstlichkeit weit zurück und bleibt doch ziemlich primitiv. Vielleicht empfindet man deshalb bei ihm deutlicher als bei anderen, daß häufig nur die Freude an einem originellen Bild, einem subtilen Gedanken und nicht etwas Erlebtes die Situation einer Strophe bestimmt (vgl. etwa Lied XIII oder XX, Str. 1). Zu beachten ist übrigens, wie sehr besonders in den reflektierenden Gedichten die Strophe nach Gedanken und Stimmung eine selbständige Einheit bedeutet, zum Teil in solchem Maße selbständig, daß manchem Gedicht jede Einheitlichkeit fehlt (vgl. das schwache Kreuzlied III, auch Lied X). Auch das ist ein Moment, das den Dichter zu der älteren Generation von Minnesangs Frühling stellt. Dankenswert ist die Untersuchung über Hiltbolts Verhältnis zur zeitgenössischen Literatur (Kap. IV), die hauptsächlich seine Abhängigkeit von Hausen und Reinmar, in einzelnen auch von Morungen ins Licht stellt, den Schatz seiner Gedanken und Bilder als Gemeingut des Minnesanges erweist und ihn als eine ziemlich unselbständige Gestalt erscheinen läßt. Die metrischen Untersuchungen (Kap. V) behandeln sehr eingehend den daktylischen Vers, der bei Hiltbolt vorherrscht; sie werden des allerdings sehr schwierigen Stoffes noch nicht Herr.

Schöneberg. A. Hübner.

Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt und Wolfgang von Oettingen. Aus Ottilie von Goethes Nachlaß. Briefe und Tagebücher von ihr und an sie bis 1832. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs. Herausgegeben von Wolfgang von Oettingen. Mit zwei Bildnissen. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft, 1913. XXIV, 427 S.

Wenn man die ersten Briefe dieses Bandes, die Billette und ausführlichen Schreiben Ottilies als Braut und als junge Frau an Goethe liest, so ist man sehr entzückt. Auch in den folgenden Jahren seit 1820 sind viele Episteln Ottiliens an Goethe abgedruckt, die indessen mehr Anmeldungen, Bestellungen sind oder sonst einen förmlichen Ton haben mit Ausnahme einiger weniger Briefe, z. B. zum Geburtstag 1828 oder nach dem Tode des Großherzogs. Neben diesen Briefen Ottiliens an Goethe enthält unser Buch eine ganze Anzahl Schreiben der Genannten an englische Freunde, an einige Verwandte, an Adele Schopenhauer, an August von Goethe und an Eckermann. Dazu kommen dann sehr viele Nummern, die von August an seine Gattin gerichtet sind. Einen fast ebenso großen Raum wie die eben genannten Schriftstücke nehmen die Briefe ein, die von den Genannten, außerdem von der Mutter und Schwester Ottiliens und einigen Freunden an sie gerichtet sind. Eine ganz besondere Abteilung bilden die Kondolenzschreiben, die an Ottilie nach dem Tode des Schwiegervaters gingen. Sie sind meist sehr bemerkenswert, z. B. die von Froriep, Quandt, Fritz von Stein, K. G. Carus, Gunda von Savigny, Henriette von Bardeleben, Nees von Esenbeck u. a. Ein Prachtstück allerersten Ranges ist der Brief von Zelter, S. 336—38. Er ist ein so wundervolles Aktenstück, daß ich nur sehr schwer der Versuchung widerstehe, ihn an dieser Stelle abzudrucken. Er charakterisiert den in sich gefesteten, ausgezeichneten, von Schmerz tief

gebeugten und doch diese Trauer männlich bezwingenden Mann so vortrefflich, daß man aus ihm allein begreifen kann, wie Goethe diesen einfachen Menschen zum Herzensfreunde wählte. (Nebenbei soll auch bemerkt werden, daß auch ein anderer wundervoller Brief Zelters aus dem Jahre 1829 mitgeteilt wird und ein paar höchst charakteristische Briefe der Rahel. Aus einem der letzteren sei ausdrücklich auf eine ausführliche Stelle [S. 236 ff.] hingewiesen, aus der man erkennt, daß Rahel den oft angenommenen Gegensatz zwischen sich und Bettine zu widerlegen sucht, und auf eine kurze, aber hübsche Charakteristik Augusts [S. 237]). Höchst eigenartig ist auch der Brief der Bettine. Es ist sehr charakteristisch, daß sie in ihrem langen Briefe mehr von sich als von Goethe schreibt, und daß sie die Rückgabe ihrer Briefe verlangt mit folgendem Zusatz, zu dem wir wohl ein Fragezeichen machen dürfen: 'Goethe hat mir mehrmals angeboten, sie mir wiederzugeben, immer mit dem Bedeuten, daß er sich ungern von ihnen trenne, ich nahm es nicht an, wie Sie sich denken können.' Es ist sehr charakteristisch, daß schon, bevor Bettine selbst schrieb, sie durch eine Bekannte am 30. März folgendes schreiben ließ: 'Sie sei zu tief afficiert, um ihr selbst zu schreiben, verlasse sich aber auf ihr früher einmal so freundlich gegebenes Versprechen, daß sie alle ihre Briefe an den Vater wiederbekommen solle, ohne daß andere Augen hineinschauen. Sie bittet dabei dringend um jedes Blatt, was sich finden könnte. Von Frau von Goethe versiegelt und ihr gelegentlich zugeschickt, würde es sie verpflichten zur größten Dankbarkeit.'

Während die beiden eben erwähnten Bestandteile: die Kondolenzschreiben als ein Chorus der Trauer um den Dahingeschiedenen und die Briefe Ottiliens an Goethe als anmutige Zeugnisse einer feingestimmten Seele aufs freudigste begrüßt werden müssen, während ebenso alle die verschiedenen Mitteilungen willkommen sind, die sich auf die von Ottilie geleitete Zeitschrift 'Das Chaos' beziehen: Sendungen von Beiträgen, Beurteilungen von Aufsätzen und Gedichten, die in der Zeitschrift standen, und dergleichen, muß man gegen andere Bestandteile der Publikation doch gewisse Bedenken äußern. Ich stehe zwar auf dem Standpunkte, daß man die Wahrheit zu bekennen hat, und bin auch der Ansicht, daß man sich nicht scheuen dürfe, selbst allzu Menschliches mitzuteilen, so bedeutend auch die Persönlichkeiten sind, um die es sich dabei handelt. Aber ich glaube, man ist bei dieser Publikation doch zu weit gegangen. Das mag noch hingehen, daß man alle die bösen Worte veröffentlicht hat, die Ottilie über ihren Gatten gesagt hat: über das schwere Unglück, unter dem sie litt, über die Absicht, die schon in den ersten zwanziger Jahren gelegentlich geäußert wird, sich scheiden zu lassen oder fortzulaufen, obgleich man durch diese Bekenntnisse den eigentlichen Grund des Zerwürfnisses nicht ganz klar erkennt. War es der tiefe Gegensatz der beiden grundverschiedenen Naturen, war es Augusts Trunksucht oder waren es seine Liebeleien oder war es endlich die rohe Behandlung, die der Gatte der Gattin widerfahren ließ, wie aus einzelnen Zeugnissen hervorgeht? Während in Augusts Briefen selbst bis in die letzte Zeit noch immer Spuren alter Zärtlichkeit hervorleuchten, sind die Briefe Ottiliens höchst kühl und die Äußerungen kurz vor seinem Tode und nach demselben geradezu von einer erschreckenden Roheit. Noch schlimmer steht es mit den anderen mitgeteilten Schriftstücken. Man erwartet geistreiche Ausführungen und erhält sie doch so gut wie gar nicht, wenn man etwa die Äußerung über Felix Mendelssohn-Bartholdy, S. 250, ausnimmt. Über Goethes Schriften findet sich sehr selten ein Urteil. Das über die Marienbader Elegie, S. 124, ist literarisch vollkommen wertlos und höchstens dadurch interessant, daß Ottilie von diesem grandiosen Selbstbekenntnis stürmischer Leidenschaft auf sich selbst exemplifiziert. Aber was sie sonst zu sagen hat und was andere ihr bekennen, hätte trotz des vorhin angeführten Strebens nach Wahrheit und trotz des berechtigten Verlangens, in das Innenleben

bedeutender Menschen zu schauen, beschränkt oder — ich scheue mich nicht, es auszusprechen — unterdrückt werden sollen. War es wirklich nötig, einen Brief der Mutter Ottiliens mitzuteilen voll der intimsten Mitteilungen, einen Brief, von dem die Mutter selbst schreibt (S. 213): 'Verbrenne diese Zeilen gleich.' War es wohlgetan, die ganze Skandalgeschichte von Ulrikens Entfernung aus dem Goethehause, die vielleicht durch die Grausamkeit Augusts veranlaßt wurde (dies scheint aus S. 220 hervorzugehen), zu enthüllen? Mußten wir wissen, daß Ulrike von Pogwisch einen Liebeshandel mit dem Engländer Smith (S. 210) und daß Jenny von Pappenheim einen solchen mit dem Engländer Mellish unterhielt (S. 182)? Wen in aller Welt geht dies im Grunde an? Aber viel schlimmer scheint mir, daß nun alles und jedes, ich möchte nicht sagen: aus dem Herzensleben Ottiliens, sondern aus ihrem unwiderstehlichen erotischen Drange, schonungslos enthüllt wird. Man wußte längst, daß sie nach dem Tode Goethes gar vieles getan, was von dem Standpunkte nicht bloß der engherzigen bürgerlichen Moral, sondern von dem wirklicher Sittlichkeit zu verurteilen ist; man wußte oder ahnte nicht minder, daß sie zu Lebzeiten ihres Gatten und zu Lebzeiten Goethes in die mannigfachsten Verhältnisse verstrickt war. Es mag noch angehen, daß Erinnerungen an den späteren Breslauer Polizeipräsidenten Heinke, der 1815, da er als Verwundeter in Weimar gepflegt wurde, alle Mädchenherzen entzündete, aufgetischt werden, denn eine solche Reminiszenz ist durchaus harmlos. Weniger nötig war es, die Liebesbriefe und die Tagebuchbeteuerungen, die sich auf die Ausländer Sterling, Des Voeux und Samuel Yaylor beziehen, alle in extenso abzudrucken. Man hat das widrige Gefühl einer Befleckung des Goetheschen Namens, einer Entweihung des Goetheschen Hauses, und bei aller Wahrheitsliebe hätte ich es für passender gefunden, derartige Stellen nur anzudeuten. Geradezu empörend aber scheint mir, daß das jämmerliche Verhältnis Ottiliens zu dem Stallmeister Batista, bei dem von Leidenschaft oder Herzensgefühl gar keine Rede sein kann, sondern bei dem es sich nur um gemeine Sinnlichkeit zu dem sogenannten schönen Mann handelt, in allen Einzelheiten klargelegt wird, daß jede Äußerung Ottiliens hier ihrem Wortlaute nach veröffentlicht worden ist. Durch solche Bekenntnisse sinkt sie von der hohen Stellung, die man ihr gern gewährt, zu der Rolle einer niedrigen Buhlerin herab, und man hätte sich begnügen müssen, derartiges anzudeuten, statt es breitzutreten.

Ich halte mich für verpflichtet, derartiges offen auszusprechen. Es ist gewiß Pflicht der historischen Wissenschaft, große Leidenschaften, selbst wenn sie Verirrungen, ja Verbrechen sind, aufzudecken, aber derartiges allzu Menschliches den Tausenden von Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft als Festgabe zu überreichen, erscheint mir nicht gerechtfertigt.

Die Sammlung selbst ist, wie man es bei dem Herausgeber gewohnt ist, sehr gut gearbeitet. Die Anmerkungen erklären mit aller Genauigkeit die Andeutungen und kurzen Hinweise der Briefe und Tagebücher. Einzelne Irrtümer kommen wohl vor. Wenn der Herausgeber z. B., S. 421, über Frau von Bardeleben nichts zu ermitteln vermochte, so ist er wohl zu entschuldigen, da es mir lange auch so ergangen ist. Jetzt bin ich über die genannte Frau, die in Börnes Briefen aus Berlin 1828 erwähnt wird, ziemlich genau unterrichtet und werde in den Anmerkungen zu der historisch-kritischen Ausgabe von Börnes Werken, Band 10, das Nähere beibringen, das auch zur Ergänzung für die Anmerkungen dieses Bandes dienen kann. — Die Einleitung, die Oettingen dem Bande vorausgesetzt hat, ist geschmackvoll. Ob sie wirklich das letzte Wort über Ottilie sagt, möge dahingestellt bleiben. Ein so komplizierter Charakter wie sie erheischt ein so eingehendes Studium, daß man nicht leicht mit ihm fertig wird. Das Wort 'haltlos', das in manchen Beurteilungen unseres Bandes, die mir zu Gesicht gekommen sind, immer wiederkehrt, gibt doch wohl nicht den Schlüssel zu dieser selt-

samen Erscheinung. Um über sie zum klaren zu kommen, müßte man die eigenartigen Verhältnisse, unter denen sie aufwuchs, die Menschen, mit denen sie zusammen war, die literarischen Einflüsse, die auf sie wirkten, genau studieren. Vielleicht hätte über sie das letzte Wort gar nicht der Literarhistoriker zu sprechen, wenn er auch noch so sehr Psychologe ist, sondern der Psychiater.

Berlin. Ludwig Geiger.

Goethes Faust. Nach Entstehung und Inhalt erklärt von Ernst Traumann. In zwei Bänden. Zweiter Band. Der Tragödie zweiter Teil. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, 1914. X, 424 S.

Der vorliegende zweite Band des Kommentars — der erste, der sehr gerühmt wurde, ist mir nicht bekannt geworden — unterscheidet sich von vielen anderen Kommentaren dadurch, daß er nicht eine Erklärung zu einzelnen Stellen des Textes, sondern eine fortlaufende Darstellung gibt. (Die Anmerkungen, die am Schluß stehen, sind meist Literaturnachweise und kurze Ausführungen.) Voran steht als Einleitung eine Abhandlung, die den Titel führt: Entstehungsgeschichte des zweiten Teils der Fausttragödie. Sie ist ganz vortrefflich. Sie gibt nicht etwa eine einfache Entstehungsgeschichte mit trockenen Daten, sondern eine lebendige Darlegung von Goethes Geistesentwicklung im Hinblick auf den Faust. Sehr hübsch werden die früheren Entwürfe im Gegensatz zur endgültigen Ausführung beleuchtet, auch die Paralipomena verwertet, d. h. solche, in denen nicht bloß Lesarten und Bruchstücke, sondern Fragmente früherer Pläne enthalten sind. Nur zwei Dinge vermisse ich in dieser Einleitung (nur an etwas versteckter Stelle, S. 62 f., wird ohne Nennung von Scherers Namen von der Sache gesprochen). Es sind beides Gedanken, die Wilhelm Scherer in seinen lange nicht genug gewürdigten Aufsätzen über Faust ausgeführt hat. Das eine ist das Eingehen auf die fehlende, aber jedenfalls beabsichtigte Szene, in der Faust Helena von Proserpina zu fordern hatte und sie schließlich durch eine Rede erlangte. Das andere ist eine genügende Ausführung über die Bedeutung der Persönlichkeit der Helena für Faust und für die ganze Dichtung. Wie Scherer die erste Szene rekonstruiert und ausgeführt hat, daß Helena unter der Bedingung auf die Oberwelt kommt, daß sie die Erinnerung an die Vergangenheit und an ihren Tod verloren hat, und wie er sodann darlegt, daß Helena stärker als Gretchen der kräftigste Widerpart gegen Mephisto, das fleischgewordene Altertum, die Verkörperung der Tat ist, kurz ein Wesen, das die großartige Wiedergeburt des Faust veranlaßt und bewirkt — das ist alles für mich stets so überzeugend gewesen, daß ich mich wundere, daß diese Gedanken in der neuen Faustliteratur und auch in Traumanns Buch keine Rolle spielen. Vieles andere dagegen wird schon in dieser Einleitung trefflich ausgeführt, z. B. Mephistos Verlust der Wette, obgleich freilich dieser unzähligemal besprochene Punkt immer etwas Unlösbares behält. Eckermanns Rolle als unermüdlicher Ansporner zur Vollendung des zweiten Teils wird gebührend gewürdigt, obgleich ich in der Beurteilung Eckermanns einen etwas abweichenden Standpunkt einnehme und das selbstgefällige Gebaren dieses Gernegroß, der sich an die Seite Schillers zu stellen erkühnte, nicht recht vertragen kann. Daß der Verfasser die zahllosen Anführungen des Tagebuches: 'Hauptgeschäft' und ähnliche Worte, auf die Arbeit an Faust wohl nicht wie Louvier und seine Genossen auf eine Geheimsprache oder ähnliches bezieht, versteht sich von selbst. Am Schluß der Einleitung wird über die Aufführung des zweiten Teils gehandelt.

Den Hauptteil des Werkes nimmt die Erklärung ein. Sie ist sehr schön geschrieben und führt vortrefflich in die Gedanken des Dichters, in seine Motive, in seine Quellen ein. Häufiger als in anderen derartigen Werken und mit größerem Nachdruck als sonst wird auf das Humoristische, namentlich in den ersten Akten, verwiesen. Vielleicht geht dies Streben manchmal etwas zu weit, namentlich wenn der Verfasser S. 168 sagt: 'Der trockene Schleicher und Streber Wagner bleibt die lächerliche Figur, die er war, bis zuletzt.' Denn man muß bei Wagner doch neben dem Lächerlichen auch das Wackere und Würdige anerkennen, nur daß eben sein Verstand und sein Können nicht mit dem ehrlichen Streben gleichen Schritt zu halten vermögen.

Ganz besonders gelungen sind die Darlegungen über die klassische Walpurgisnacht. Aus ihnen drucke ich eine Stelle ab, obgleich natürlich ein herausgegriffener Abschnitt keine Vorstellung des Ganzen zu geben vermag. In der Erklärung der Szene 'am unteren Peneios' heißt es: 'An keiner Stelle des Faust kann man so wie an dieser die erstaunliche Höhe der Kunst des alten Goethe ermessen. Jeder Zug, den er tut, scheint unabsichtlich, ganz Natur zu sein, und ist doch das Ergebnis reifster Überlegung. Chiron hat, in reinste Erinnerung verloren, gewissermaßen mit sich selber redend, nur beiläufig in einem Nebensatze, die Bemerkung fallen lassen, daß er Helena auf seinem Rücken getragen hat. Dieses Wort muß in dem verwirrten Faust, der den von der gepriesenen und geliebten Schönheit geweihten Sitz einnimmt, das Glücksgefühl bis zum äußersten entflammen; aber der Dichter weiß diese Exaltation noch zu steigern. Er bringt das anmutige Frauenbild dem Erglühten noch näher vor die Sinne, macht es noch gegenwärtiger. Nicht nur getragen wurde Helena, wie Faust von Chiron: "Sie faßte so mich in das Haar — wie du es tust", welch entzückende Inspiration! Die Vorstellung des ruhigen Sitzens verwandelt sich in die der lebendigen Bewegung der Schönheit, die Würde wird zur Anmut; dabei gestaltet sich die Erzählung immer mehr zur Handlung, und doch ist die Plastik und künstlerische Wahrscheinlichkeit des ganzen Zentaurenbildes gewahrt; denn Chiron, der alle diese Wunder berichtet und hervorzaubert, ist nicht nur das aktive Subjekt, sondern auch das passive Objekt; der mythische Mensch, der durch seine lebendige Rhapsodie in Faust das Bildnis Helenas erweckt, ist auch das sanfte Roß, das die Liebkosungen beider duldet.' Um nur eine Einzelheit in der Erlärung der Walpurgisnacht hervorzuheben, sei auf die Vermutung hingewiesen, daß die Verse der Galathea eine Vorahnung des Todes von Goethes Sohn seien. Ganz besonders schön ist die Darlegung des Helena-Aktes, nur kann ich mit der S. 245 vorgetragenen Ansicht, daß auch die Figur des Mephistopheles in ein höheres Bereich gezogen ist, nicht befreunden. Die betreffenden Ausführungen sind zwar sehr geistreich, aber ich glaube doch, daß die alte Mephistophelesnatur sich in der Kuppelei nicht verleugnet und daß Mephisto an dem Liebesspiel zwischen Faust und Helena ausschließlich seine niedere Freude hat wie an dem mit Gretchen, daß beide Vorgänge nur zwei Walzen auf demselben Instrumente sind. Auch über die Euphorion-Szene sei ein Satz (S. 249) wörtlich angeführt: 'Bei Goethe ist Euphorion ein Symbol: er bedeutet die Poesie, die aus der Ehe zwischen dem germanischen Ritter und der griechischen Heroine entspringt, dem Bunde des klassischen und romantischen Geistes, die ja beide hier im Helena-Akte nach des Dichters eigenen Worten eine Art von Ausgleichung finden sollen.'

Ich will nicht weiter ins einzelne gehen, obgleich die Bemerkungen zum 4. und 5. Akt sehr viel Treffliches enthalten und hier und da auch zum Widerspruche reizen. Nur einige Sätze mögen noch hier stehen, die nach der Anführung der Strophe 'Alles Vergängliche' die Stellung Goethes zu den Frauen darlegen (S. 381). 'Das ewig Weibliche, die geläuterte, von

jedem irdischen Verlangen freie Liebe ist der Himmelsstern, der den sündigen Menschen zu sich hinaufzieht, das Ideal, das sie von ihren niedrigen Wünschen erlöst.' Auch hier hat Goethe die Gestalt der Maria nur geborgt, um seinen eigenen Gedanken feste, vom frommen Glauben geheiligte Umrisse zu geben, denn immer erschien ihm, dem Ringenden, das Höchste 'in Jugend, in Frauengestalt', die der Dichter der 'Pandora' pries. Alle weiblichen Wesen, die er besang, sind Retterinnen, Erlöserinnen. Von Klärchen, dem Freiheitsengel, von Iphigenie, Natalie, von der Muse der Geheimnisse an bis zu den lichten Frauengestalten seines Alters bis zu Suleika, die als Huris des Paradieses ihm erschien, und zum allgeliebten Wesen der Marienbader Elegie, vor dem er sich der seligen Höhe der Frommen teilhaft fühlte — sie alle predigen des großen Erdenkämpfers, des wahrhaftigen Menschen tiefe Herzensweisheit, seine innigste Erkenntnis, daß er, der reines Feuer vom Altar brachte, dem aber das entzündete nicht zur reinen Flamme wurde, in seinen Erdennöten der Priesterin bedurfte, die ihn wie Orest von seinen menschlichen Gebrechen heilte, der Madonna, die die Wogen seines Inneren glättete und Mäßigung dem heißen Blute tropfte.'

Man muß Traumanns Werk unbedingt als eine hochbedeutsame Leistung anerkennen. Aus manchem anderen Kommentar hat man gewiß manch reiche Belehrung geschöpft; ich kenne aber kein anderes Buch über den Faust, das man mit so vollständigem Genuß, mit so reiner Erhebung liest. Der Kommentator ist mit dem Dichter eins geworden; er späht in seine geheimsten Gedanken und weiß ein herrliches Bild seiner Pläne, seiner Absichten, eine künstlerische Rekonstruktion seines Wollens zu entwerfen.

Berlin. Ludwig Geiger.

Festschrift für Lorenz Morsbach, dargebracht von Freunden und Schülern, redigiert von F. Holthausen und H. Spies. ('Studien zur englischen Philologie', hg. von Lorenz Morsbach, Heft L.) Halle, Max Niemeyer, 1913. 722 S.

Da ein sachlicher Gesichtspunkt der Anordnung der 16 Aufsätze nicht zu erkennen ist, so gruppiere ich sie unter Literatur- (und Kultur-) geschichte, Sprachgeschichte und Metrik.

In das älteste Epos führt uns ein Aufsatz Max Deutschbeins: Beowulf, der Gautenkönig, von den Beziehungen der Gauten und Schweden (Beow. 2381 ff. und 2611 ff.) handelnd. Von der schon von Müllenhoff ausgesprochenen Ansicht ausgehend, daß Beowulf als Gautenkönig nur eine Fiktion des Dichters ist, macht es D. wahrscheinlich, daß nach der Niederlage und Tötung Heardrēds durch Onela nicht Beowulf den Gautenthron bestieg, sondern dieser durch den schwedischen Sieger Onela besetzt wurde, und zwar mit dem Wæȝmundinȝ Wēohstān, der seinen Neffen Eanmund getötet — so wird klar, warum Wēohstāns Sohn Wīȝlāf V. 2603 ein lēod Scylfinȝa genannt wird. An Stelle Beowulfs als Unterstützer des Eadȝils (Aþils) auf seinem Rachezug gegen Onela tritt nach Maßgabe isländischer Überlieferung (Snorri und Arngrīm) des Eadȝils Stiefsohn, der Dänenkönig Hrōþulf (Hrolf), der nach dem Hadubardenkampf seinen Oheim Hrōþȝār verdrängt (Widsiþ 45 ff.); den versprochenen Lohn für die Hilfe muß er erst durch einen Kriegszug erzwingen.

Das ae. Reimlied (nach Sievers' Ansetzung 8. Jh. wegen *-id*) sucht sodann F. Holthausen in anglischer Form herzustellen. Etwas gewagt ist wegen der Wiederholung der Wurzel *scrīþend - scrād* (für *scrifen - scrād* Hs.) 'das fahrende Schiff' V. 13; beachtenswert *dēope þēor* 45, *wræc - fæc wīted* 64.

Einen sehr wertvollen Beitrag zur altenglischen Literatur- (und Sprach-) geschichte liefert Max Förster: Der Vercelli-Codex CXVII nebst Abdruck einiger altengl. Homilien der Handschrift (Datierung zweite Hälfte des 10. oder Ende des 10. Jh., Sprache meist ursprünglich anglisch, wests. Umschriften mit kentischen Spuren). Besonders interessant ist die Erörterung der Herkunft der Hs., welche zuerst um 1600 in der Dombibliothek zu Vercelli auftaucht. F. erwägt in erster Linie die Möglichkeit, daß die Hs. zwischen 1000 und 1125 nach Italien gekommen sei (später konnte man sie nicht mehr lesen), und zwar über Würzburg, da hierher (wie nach Fulda) Hss. aus England kamen, und anderseits ein Gregorianisches Sakramentar von Würzburg nach Vercelli gelangt ist (S. 48 ff.); in jener Zeit könnte (mit Wülkers Hypothese) auch ein Hospiz für ags. Pilger eine Rolle gespielt haben. Doch erkennt F. auch die — wohl mindestens ebenso schwer wiegende — Wahrscheinlichkeit an, daß der Kodex erst im Renaissancezeitalter durch einen humanistischen Bücherverkäufer direkt übertragen wurde, während er die Annahme der Übertragung durch Kardinal Gwala zu Beginn des 13. Jh. ablehnt. Auf eine Geschichte des Bekanntwerdens der Hs. (Blumes Entdeckung 1822) und der Ausgaben[1] folgt dann eine Inhaltsübersicht: neben den bekannten 6 Gedichten enthält die Hs. 23 Prosapredigten (meist Buß- und Beichtpredigten mit Hinweis auf Tod und Gericht), von denen bisher nur die 13. (Angl. 5) und die fragmentarische 23. von Guthlac (Gonser Anglist. Forsch. 27, S. 117 ff.) gedruckt sind. F. fügt nun Abdrucke hinzu der Predigten Nr. 2 (mit Varianten des wohl nicht selbständigen zweiten Teils der 21; verwandt ist die Wulfstan-Predigt ed. Napier Nr. XL), 6, 9, 15[2] und 22 (diese auf den Synonyma Isidors beruhend). Der Wortschatz der Predigten (aus dem lexikalische Nachträge geboten werden, besonders in Ergänzung zu Napiers 'Contributions') zeigt südanglischen Charakter. Das sächsisch-mercische Übergangsgebiet von Worcester, wo nach F. S. 34 die Hs. geschrieben sein mag, könnte nach dem Wortschatz vielleicht auch Entstehungsort der Homilien sein. — S. 125_6 *cam[p]werod* bedürfte der Emendation. — S. 164 *ȝeswencennes* ist wohl verderbt, die angl. Form ist eigentlich *ȝeswenc-nes*, die spätws. *ȝeswenced-nes*.

Eine wichtige Rolle in der ae. Prosaforschung spielen die noch immer nicht vollständig edierten Psalterglossen. Der auf diesem Gebiet als Forscher und Herausgeber bekannte Karl Wildhagen bietet eine zusammenfassende kirchengeschichtlich-literarische Studie: Zum Psalterium Romanum in England und seinen Glossierungen. Mit dem Eindringen der römischen Kirche in England wurde zunächst das Psalterium Romanum (wenn auch nicht ohne vorhieronymianische und auch spezifisch einheimische Lesarten, dabei mit besonderem Schmuck der die Gebetstunden beginnenden Psalter und mit Zufügung von Hymnen) die Grundlage des Psaltertextes, während in der irisch-schottischen Kirche das Psalterium Gallicanum Geltung hatte. Die ältesten, auf der Canterbury-Version beruhenden Texte (7. und 8. Jh.) sind — außer dem nach W. in Northumberland entstandenen Salaberga-Psalter — der Urtyp des Eadwine-Psalters und seine Glosse (Morsbach-Stud. 13), der von northumbrischem Schreiber herrührende Blickling-Psalter, dessen älteste ae. Glossen ein Gemisch mercischer und südlicher (bes. kentischer) Formen zeigen und nach W. in dem Grenzkloster Dorchester bei Oxford entstanden sind, und der Vespasian-Psalter, von südlicher Hand geschrieben, die mercische Glosse in der zweiten Hälfte des 9. Jh. nach W. in Canterbury, vielleicht nicht ohne schwache kentische Dialektspuren. — Mit dem 9. Jh.

[1] Eine neue photographische Reproduktion ist in Rom zu erwarten.

[2] Nebst der verwandten Legende von den Vorzeichen des Jüngsten Gerichts aus Hatton 116.

geht die Vorherrschaft an Westsachsen über — wohl in Winchester (Nunnaminster?) entsteht im 10. Jh. der Junius-Psalter; die Glosse ist vom Vespasian-Psalter abhängig, abgesehen davon nimmt W. (abweichend vom Ilg. Brenner, Angl. Forsch. 23) mercisch-kentische Elemente in ihr an. — Den Einfluß der Benediktiner-Reform des 10. Jh. läßt der Regius-Psalter (ed. Roeder, Morsbach-Stud. 18) erkennen mit Anlehnungen an die Benediktiner-Regel, die Glosse eine erheblich selbständige Arbeit, wenn auch nicht ohne Einfluß anglischer Vorlage (auf anglische Spuren im Wortschatz habe ich bereits 'Literaturblatt' 1906, 269 hingewiesen). In dieselbe Kategorie gehört der Bosworth-Psalter, dessen Glosse eine Kompilation aus Junius und Regius ist (ed. Lindelöf, Mém. de la Soc. néophil. Helsingfors V). — Im Zusammenhang mit der Benediktinerreform macht sich dann gegen Ende des 10. Jh. der Einfluß Frankreichs geltend: in die Psaltertexte dringt das Psalterium Gallicanum.[1] Dessen zunehmender Einfluß zeigt sich in dem Cambridger Psalter (ed. Wildhagen, Bibl. Pros. VI; wegen niedriger Technik in kleinerem Kloster, Winchcomb, vielleicht für eine Dame, geschrieben) und in dem Pariser Psalter (Malmesbury?) mit ihren Glossen, beide wegen Erwähnung Martials als Apostel nach 1000 anzusetzen.

Aus der mittelenglischen Literatur sind zwei Beiträge Chaucer gewidmet:

In dem Aufsatz 'What is the parlement of foules' bekämpft John M. Manly die seit Koch üblich gewordene Deutung auf die Werbung Richards II. und seiner beiden Rivalen um Anna von Böhmen, er meint das Gedicht lediglich als Beispiel der sogenannten demandes d'amour erklären zu können, die die Wahl zwischen zwei oder mehreren Liebhabern oder verschiedenen Bedingungen der Liebe behandeln, wobei auch zu berücksichtigen sei, daß die Feier des Valentin-Tages im 14. Jh. in höfische Kreise drang. — Wenn dies auch wertvolle Beiträge zum Verständnis sind, so wird man doch schwerlich in dem 'royal tercel', 'the worthiest of knighthood', die Anspielung auf den König verkennen dürfen. Daß es taktlos vom Dichter sei, nach Ankunft der Prinzessin im Jahre 1382 (auf das Jahr führt nach M. auch die astronomische Anspielung V. 117) die Wahl als unentschieden hinzustellen, ist kein erheblicher Einwand — nachdem der glückliche Ausgang bekannt ist, weist der Dichter (wie schon ten Brink bemerkte) auf die Werbungszeit zurück.

In die reifsten Jahre des Dichters führt uns Heinrich Spies' Aufsatz: Chaucers religiöse Grundstimmung und die Echtheit der Parson's Tale. Für die schwierige, oft diskutierte Frage der religiösen Stellung Chaucers (namentlich gegenüber der Lehre Wiclifs) ist die Echtheit der orthodox gehaltenen Parson's Tale von grundlegender Bedeutung. Koeppels auf Ähnlichkeiten des Ausdrucks beruhenden Beweis der Echtheit (Arch. 87, 33 ff.) besonders auf das religiöse Gebiet erweiternd, zeigt Sp., daß für Chaucer charakteristische Gedankengänge sich in beiden Teilen der Parson's Tale (Bußpredigt [z. Quelle Liddell Furnivall Misc. 1901] und Sündentraktat) unabhängig von den Quellen finden: Einführung des Teufels (bzw. stärkere Betonung als in der Vorlage), Erörterung der Höllenstrafen, Hinweis auf die himmlischen Freuden, auf Reue, Buße und Vergebung, auf die Person des Heilandes, ja deren Einsetzung für die Person Gottes u. a. Auf der Grundlage dieses Beweises, der die von Furnivall, Koch, v. Düring und Koeppel vertretene Ansicht der Echtheit der Parson's

---

[1] Auf diesem beruht i. a. der von Lindelöf herausgegebene Lambeth-Psalter, Act. Soc. Scient. Fenn. XXXV 1, Helsingfors 1909; vgl. die Abhandlung ib. XLIII 3, Hels. 1914.

Tale endgültig sicherstellt, wird die eingehendere und vertiefte Darstellung der religiösen Anschauungen Chaucers zu fußen haben.[1]

Im Anschluß an die englische Literatur des Mittelalters sei Wendelin Försters Beitrag aus der altfranzösischen erwähnt: Der Feuertod als Strafe in der altfranzösischen erzählenden Dichtung. Der Feuertod, mit dem im afrz. Epos besonders Frauen bedroht bzw. bestraft werden (z. B. Bertha mit den großen Füßen, die böse Stiefmutter im Dolopathos und den Siebenweisen), stammt von den Römern und späteren Märtyrern und drang von Frankreich in die Literatur der Germanen und Kelten.

Zur neuenglischen Literatur finden wir zunächst Bemerkungen zu Marlowes Doctor Faustus von Richard Rohde. R. erörtert einige textkritische Probleme (Stellung der Robin-Ralph-Szene VIII der ersten Quarto), sucht seine in Morsbachs Studien 43, S. 14 ff. ausgesprochene — wohl nicht hinreichend begründete — Hypothese von der Abfassung des englischen Faustbuches durch den Astrologen und Mathematiker John Dee gegenüber M. Förster (Shakesp.-Jahrb. 47, 360 ff.) zu rechtfertigen und verwirft die Annahme einer zweiten schriftlichen Quelle des englischen Faustbuches neben Spies.

Was W. M. Thackeray über die Liebe, ihren Wert, ihren Ursprung, ihre Symptome, ihre Dauer dachte, zeigt an der Hand einer schönen Sammlung aus seinen Romanen der als Thackeray-Forscher bekannte Th. Mühe. Die Liebe ist für Thackeray (den Pessimisten und Zyniker!) 'die eigentliche ethische Kraft, die je nach dem Grade ihrer Stärke den moralischen Wert jeder Persönlichkeit bestimmt', sie ist für ihn etwas Unsterbliches, trotz der irdischen Schlacken, die ihr anhaften.[2]

Eine Quellenstudie zu R. L. Stevenson liefert Hans Hecht mit der literarischen Geschichte des Deacon Brodie, der in Edinburg bei Tage Zunftmeister, Stadtrat und Schöffe, ja Vorsitzender eines hochachtbaren Ordens war, bei Nacht als gefährlicher Einbrecher seine Kenntnisse als Kunsttischler zur Erforschung fremder Schränke verwandte, bis er schließlich 1788 nach der Plünderung des Hauptzollamts die von ihm selbst konstruierte Hinrichtungsmaschine besteigen mußte. W. Scott gedenkt seiner im 'Heart of Midlothian'. Stevenson handelt von ihm in einer der Legends in den Edinburgh Picturesque Notes, verfaßte gemeinsam mit seinem Freunde Henley ein Melodrama 'Deacon Brodie or the double life', und Brodie hinterließ auch wenigstens psychologische Spuren in der Novelle von der Doppelnatur: 'The strange case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde'. — Auf letzteren Zusammenhang war, wie Hecht S. 204 erwähnt, bereits hingewiesen; vgl. Kellner, 'Englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria', S. 550, Fn. Als 'Neuschöpfung Stevensons' darf man übrigens das Motiv der Scheidung der Seele in zwei Persönlichkeiten wohl kaum bezeichnen im Hinblick auf Hoffmanns 'Elixiere des Teufels'.

An die Literaturgeschichte reiht sich eine feinsinnige kulturgeschichtliche Studie[3] von Johannes Hoops: Virginien zur Kolonialzeit. Von den ersten Versuchen britischer Kolonisation in Amerika ausgehend (W. Raleigh in Virginien 1584), behandelt H. die

[1] Die Frage, ob Ch. selbst beide Teile vereinigte, verneint inzwischen Koch (Angl. Beibl. 1911, 85), soviel ich sehe, nicht überzeugend, aber begründet sind meines Erachtens Kochs Bedenken gegen den Schluß J 1081 ff.

[2] Gewisse Stellen 'on love' in Jeromes populären 'Idle thoughts' lesen sich fast wie ein Aufguß auf Th.s Betrachtungen.

[3] Neue Beiträge von Roeder, 'Zur Erziehung der angelsächsischen adligen Jugend', welche für die Festschrift in Aussicht genommen waren, werden separat erscheinen.

Gründung der Kolonie Virginia durch eine Kompanie 1607. Die Kolonie, in Aristokraten und niedere Elemente fragwürdiger Art gespalten, nimmt erst einen Aufschwung, als man von einem kommunistischen System zu individueller Arbeit übergeht und neben den Gouverneur eine gesetzgebende Versammlung, das House of Burgesses (bis 1776), stellt. Der Tabak wird zur Grundlage des Wirtschaftslebens, ja Zahlmittel und Wertmesser, daraus ergibt sich Plantagenwirtschaft und weiterhin rasch zunehmende Einführung von Negersklaven. Die Plantagenwirtschaft hindert die selbständige Entwicklung von Handwerk und Industrie; die Lage der Plantagen an Flüssen und Seearmen begünstigt das Eindringen fremder Kaufleute; Städte fehlen. Während des englischen Bürgerkrieges wandert ein starkes Element von Kavalieren in die königlich und hochkirchlich gesinnte Kolonie. Doch bleibt bei dem Fehlen eines soliden Mittelstandes, der zerstreuten Siedlung und dem Mangel städtischen Lebens die geistige Kultur trotz Anfängen literarischer Tätigkeit (John Smith u. a.) und der Gründung von William and Mary College 1693 zurück hinter dem demokratischen, in Städten und geschlossenen Dorfschaften straff organisierten, bildungseifrigen Puritanertum des Nordens.

In der Sprachgeschichte bietet einen Beitrag zur Lautlehre Oskar Boerner (vgl. Morsbach-Stud. 12) mit einer Reimuntersuchung über die Qualität der betonten langen e-Vokale bei Robert of Brunne. B. weist auf Grund sehr reichlichen Materials nach, daß Robert Mannyngs' Lincolnshire-Dialekt für $\bar{æ}_2$ (= wg. ā) den geschlossenen ē-Laut hatte. Erhöhung des $\bar{æ}_1$ (= wg. ai + i) vor Dentalen zeigt sich deutlich wie auch sonst im östl. M. L. und im Norden (S. 316, 336); dagegen ist sie mir zweifelhaft vor r (S. 308, da ja die französischen Lehnwörter auf *-ēre*, mit denen B. operiert, nach S. 303 schwanken) und im Auslaut (S. 329), auch Orm hat in beiden Fällen ǣ. Dehnung in der Gruppe *ern* (S. 312) ist nicht erwiesen; vgl. Eilers, Morsbach-Stud. 26, S. 98. — Interessant sind Belege für i > ē, das auch sonst im östl. M. L. begegnet.

Sehr fleißig zusammengetragenes Material bringt Heinrich Cornelius für die englischen Ortsnamen auf -wick, -wich = ae. *wīc* 'Ort, Dorf' (auch 'Salzquelle', von *sealt-wīc* aus), ae. *wic(e)* 'Ulme' und an. *vīk* 'Bucht, Bach'. Prinzipiell falsch ist es, wenn C. völlig gleiche Entwicklung von ae. *wīc* und an. *vīk* annimmt (S. 400) und so auf Scheidung beider Worte verzichtet; an. *vīk* kann nur *-wick* ergeben. Richtig scheint C.s Resultat, daß die *wich*-Formen etwa so weit reichen wie die *chester*-Formen; vgl. seine Arbeit Morsbach-Stud. 30. Beachtenswert ist, daß auch der Südwesten und die Mitte des Mittellandes fast nur *-wick* haben; hierfür kommt, da an. *vīk* ferner liegt, meist ae. flektiertes *wīcum, -an* in Betracht. — *Brunswick* S. 375 und *Birmingham* S. 381 würde ich ausschalten.

In die Flexionslehre führt Wilhelm Breier mit Synthesis und Analysis des Konjunktivs in dem frühmittelenglischen Streitgedicht 'Eule und Nachtigall' (vgl. Morsbach-Stud. 39). Im Vergleich mit dem Orrmulum (Zenke, Morsbach-Stud. 40) stehen dem Dichter von 'Eule und Nachtigall' mehr äußerlich erkennbare alte 'synthetische' Konjunktive zur Verfügung, weil sein Dialekt im Plural des Präsens noch Indikativ und Konjunktiv in der Form scheidet. Damit hängt es zusammen, daß in 'Eule und Nachtigall' die Synthese noch stark vorherrscht, während sich im Orrmulum Synthese und Analyse ungefähr das Gleichgewicht halten. Doch ist dabei auch zu berücksichtigen, daß der Verseschmied Orm den alten Konjunktiv seltener gebraucht als der Dichter von 'Eule und Nachtigall'. — Warum soll *ich nere* S. 258, § 9 ein äußerlich nicht erkennbarer Konjunktiv sein?

In das Gebiet der Namenkunde gehört Erik Björkmans Beitrag Die festermen des Ælfric (*fester* gen. zu ostn. *fæst*), eine Liste

von Bürgen für das Wohlverhalten des Priesters Ælfric zu York (Hs. Anfang 11. Jh.). Die Behandlung der 70 Namen, unter denen 44 nordische, bildet einen Nachtrag zu Björkmans Arbeit Morsbach-Stud. 37. Zu beachten sind besonders die Namen auf *-kollr,* wie *Bretecol* S. 9. Dem cymr. *caer* entsprechen Ortsnamen in Yorkshire mit *Car(r)* S. 19.

In den Untersuchungen zur mittelenglischen Metrik endlich beschäftigt sich K. D. Bülbring höchst eingehend mit der Schweifreimstrophe an der Hand der Romanze *The Avowynge of King Arther, Sir Gawan, Sir Kaye and Sir Bawdewyn of Bretan* (ca. 1400 in nördl. Mundart). Wir haben hier eine Strophe aus 16 Zeilen (jeder der Teile entspricht dem 'Abgesang' der dreizehnzeiligen Strophe von Awntyrs of Arthur, Susanne u. a., vgl. Luick, Grdr. II², 168 ff.); es seien nur vier Zeilen angeführt: He þat made vs on þe mulde,
And fair fourmet þe folde,
Atte his will, as he wold,
The see and the sande.

Entgegen Schipper und Luick, welche allen Zeilen zwei Hebungen geben (doch beachte Luicks Einschränkung, Angl. 12, 445), kehrt Bülbring auf Grund eingehendster Behandlung der Schluß- oder Schweifreimverse sowie der Tripletverse zu der von Ellinger, dann auch Trautmann, Kaluza und Heuser vertretenen Meinung zurück, daß die Tripletverse vier, die Schweifreimverse drei Hebungen haben. — Soweit ich nach Bülbrings Beispielen urteilen kann,[1] glaube ich ihm darin beistimmen zu können, daß sich wohl die allermeisten Verse des Avowynge nach seiner Auffassung lesen lassen; bei dieser läßt sich auch der Unterschied zwischen den Triplet- und den stets kürzeren Schweifreimversen klarer formulieren. Aber (wie wohl schon aus Z. 2 des angeführten Beispiels hervorgeht) es bleiben Schipper und Luick meines Erachtens darin im Recht, daß in dem Metrum Spuren des älteren zweihebigen (nicht gleichtaktigen) Alliterationsverses durchschimmern, wobei die Tripletzeile zweiten Halbzeilen entspricht. Es liegt also doch wohl in diesem komplizierten Metrum eine jüngere 'Angleichung' eines zweihebigen, nicht gleichtaktigen Alliterationsverses an die Schweifreimstrophe vor (Luick, Angl. 12, 445): darauf weisen gegenüber Bülbrings isolierender Betrachtungsweise die historischen Zusammenhänge. — Diese Bemerkungen über das schwierige Problem müssen im Rahmen dieser Besprechung genügen.

'Dem Meister, Lehrer und Freunde', mit dessen Anregungen gar manche der besprochenen Studien zusammenhängt, ist der stattliche Band gewidmet. Er bietet ein anschauliches und mannigfaltiges Bild der Forschung auf den verschiedensten Gebieten; er sollte in keiner Seminarbibliothek fehlen.

Posen. Richard Jordan.

Ernst Windisch, Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur. (Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. 29. Bd., Nr. 6.) Leipzig, B. G. Teubner, 1912. 301 S. Hoch-4⁰. M. 9.

Die vorliegende Arbeit zerfällt dem Wesen nach in drei Teile: die Geschichte Britanniens bis zu Arthurs Tod (537 n. Chr.), eine Darstellung des Kultes und der Religion der Britannier und Gallier und schließlich eine ein-

[1] Robsons Ausgabe des Avowynge (1842) ist mir leider bei Abfassung dieses Berichts nicht zugänglich. Die Neuausgabe des im gleichen Metrum geschriebenen Sir Perceval von J. Campion und F. Holthausen ist nun erschienen in der Sammlung alt- und mittelenglischer Texte, Heidelberg, Winter, 1913.

gehende literarhistorische Untersuchung der romantischen Erzählungen des Arthur-Sagenkreises.

Die ersten beiden Teile bringen nichts wesentlich Neues, da sich der Verfasser von allen Hypothesen, auch den wahrscheinlichsten, fernhält und sich überall streng an die Quellen hält. Doch ist auch die nüchterne Zusammenfassung der Tatsachen schon von großem Nutzen, da es dem Nicht-Keltologen immerhin Schwierigkeiten bereiten wird, sich über alle Einzelheiten zu unterrichten. Allerdings schießt Verfasser oft über das Ziel hinaus, wenn er all das, was sich nicht streng philologisch erweisen läßt, als zweifelhaft bezeichnet, so z. B. davon spricht, daß es wahrscheinlich in Britannien eine vorkeltische Bevölkerung gegeben habe, was doch durch die Archäologie und Anthropologie ganz außer Zweifel gestellt wird. Zu dieser Urbevölkerung müssen auch (wenigstens dem Grundstocke nach) die Pikten gehört haben, denn die Tatsache, daß die Römer anfänglich nichts von ihrer Existenz wußten, beweist natürlich gar nichts. Wenn die Pikten bei Gildas '*transmarini*' heißen, so bezieht sich das nur auf eine Einwanderung irischer Pikten, die mit den irischen Kelten wiederholt nach Schottland hinüberkamen. Mit Recht wendet sich Verfasser gegen das Überhandnehmen willkürlicher und phantastischer Deutungsversuche auf dem Gebiet der Mythologie, doch ist man deswegen noch nicht berechtigt, die Möglichkeit einer rationellen Mythenvergleichung überhaupt zu leugnen. Wie in der Sprachwissenschaft, so lassen sich auch da gewisse Typen und Urformen (Motivreihen) rekonstruieren. Über ihre Deutung kann man allerdings verschiedener Ansicht sein.

Für den Literarhistoriker ist das Buch jedoch von der größten Bedeutung. Probleme wie die, die sich an die Arthur-Romane knüpfen, welche so innig mit dem keltischen Boden verwachsen sind, können naturgemäß nur von einem berufenen Keltologen einer Lösung zugeführt werden. Wohin es geführt hat, daß man diese wichtige Tatsache vollständig übersah, zeigt am besten die reiche Arthur-Literatur der letzten Jahrzehnte, in der sich die fähigsten Romanisten und Germanisten wiederholt bekämpften, ohne daß es einem von ihnen gelingen wollte, zu einem entscheidenden Resultat zu kommen. Der Verfasser liefert zum ersten Male den entscheidenden Beweis, daß die cymrischen Romane von *Owein*, *Peredur* und *Gereint* in der Tat von den Dichtungen Chrestiens unabhängig sind. Abgesehen von allen anderen Erwägungen, genügt hier schon der Nachweis, daß die in den cymrischen Erzählungen gelegentlich vorkommenden Lehnwörter niemals aus Chrestien genommen sind, sondern fast alle aus dem Anglonormannischen stammen. Somit ist die Abhängigkeitsfrage wohl endgültig zugunsten der cymrischen Romane erledigt. Sie konnte für jeden, der auch nur einigermaßen mit dem keltischen Material vertraut war, niemals zweifelhaft sein. Zu erwähnen wäre noch, daß der Verfasser mit Recht die Theorie Zimmers, der dem bretonischen Einfluß allzuviel Spielraum eingeräumt hatte, zurückweist; so dürfte die Tristansage zuerst im dreisprachigen Cornwall ins Romanische überführt worden sein, wie unterdessen J. Loth eingehend nachgewiesen hat. Ein interessantes, von romanischen Einflüssen noch gänzlich freies Fragment einer cymrischen Tristanversion beschließt die verdienstvollen Ausführungen des Verfassers.

Wien. Julius Pokorny.

Hermann Steinberger, Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Hirlanda von Bretagne sowie zu den ihr am nächsten verwandten Sagen. Inaug.-Dissertation, München 1913. 69 S.

Man darf an eine Doktorarbeit keinen zu strengen Maßstab legen. Dies vorausgeschickt, muß gesagt werden, daß sich an der Arbeit des Verfassers

manches beanstanden läßt. Die Tatsachen legt er nicht genügend klar. Er hält es 'nicht für unangebracht', eine Analyse der zu untersuchenden Sage zu geben, während es selbstverständlich ist. Er gibt diese, vor allem die Fassung des bretonischen Mysteriums, nicht vollständig genug wieder, so daß später erst Einzelheiten ausgeschöpft werden müssen. Er spricht seitenlang von der Gunhildsage, ohne ihren Inhalt zu geben, wenn auch nur etwa nach der Fassung, wie sie bei Wilhelm von Malmesbury zu finden ist (*Mon. Germ.*, SS. X, 466). Dasselbe gilt von der Schwanensage. Die Geschichte von Berta aber ist erzählt. Sehr störend wirkt die Anordnung des Stoffes, welche den Verfasser zwingt, auf Schritt und Tritt den Leser mit einem 'später' zu vertrösten. Bedenklicher ist es schon, wenn er die Beziehungen zu der Gunhildsage begreiflich machen will, dagegen die doch gewiß notwendige Untersuchung über die von ihm für die englischen und die nordischen Fassungen postulierte gemeinsame Quelle unterläßt und unbewiesen als solche die anglo-dänische Volksüberlieferung anspricht. — Auch sonst ist manche Unterlassung zu bedauern. Wenn S. 63 ff. die Geschichte des Ritters Galmi in den Vordergrund gerückt wurde, so war es nicht richtig, die sehr ähnliche *Histoire de Palanus, comte de Lyon* außer acht zu lassen. Diese ist, wie Ferd. Wolf bemerkt hat,[1] mindestens ebenso alt; denn sie enthält 'gleichsam als Einleitung' eine französische Übersetzung der fabelhaften Abhandlung *De origine civitatis Lugdunensis* des Arztes und Geschichtschreibers Symphorien Champier, der 1539 starb. S. 64, Absatz 3 ist demnach zu berichtigen. Das wesentliche Motiv 'Held als Mönch nimmt Beichte ab' durfte im folgenden nicht unerwähnt bleiben.[2] — Aufmerksam zu machen war auf die Person des bösen Gerhard im Huon de Bordeaux[3] und im Wolfdietrich.[4] Das letztere Epos hätte Verfasser auch sonst noch berücksichtigen können[5]; ebenfalls den Doon l'Allemant (de la Roche),[6] Parise la duchesse (s. Verf. S. 55 n.), Hildegard und Talant. Zu S. 37 ff. mache ich auf die Geschichte vom Grafen von Anjou des Jean Maillart aufmerksam.[7] Daß Verfasser die Konstantinlegende herbeigezogen hat (S. 50 f.), ist verdienstlich; ich weise noch auf meine Bemerkungen über die Erzählung vom Schicksalskinde hin und auf die dort erwähnte Gregorlegende.[8]

Soweit die Ergebnisse in Betracht kommen, ist es nicht viel, worin ich mit dem Verfasser übereinstimme. Ich glaube mit ihm, daß die beiden Fassungen, des Jesuiten Cerisiers und des bretonischen Mysteriums, auf eine gemeinsame Quelle zurückdeuten. Daß ein Zusammenhang mit der Sage von den Schwanenkindern besteht, will ich nicht von der Hand weisen; aber den S. 43 genannten Zug 'Engel erscheint dem zum Retter des Kindes bestimmten frommen Mann' als beweisend anzusprechen, ist bedenklich (vgl. die Schicksalskindnovelle!). Daß die Gunhildsage 'sozusagen' die Grundlage für die Hirlandasage darstelle (S. 33 und vorher), halte ich für fraglich; ebenso, trotz G. Paris, daß diese, die Gunhildsage, wieder ihre Grundlage habe in der langobardischen Sage von Gundeberga.

München. Walter Benary.

[1] *Berliner Jahrbuch für wissensch. Kritik*, 1835, Spalte 945—956. Schon W. spricht von normannischen Volksballaden; man beachte den Ausdruck *et nostro adhuc seculo eciam in triviis cantata* bei Wilh. v. Malmesbury.

[2] S. a. G. Paris, *Annales du Midi* 12 (1900), p. 23 n.

[3] Siehe Voretzsch, *Epische Studien* 1 (1900), S. 350, 372.

[4] Siehe Benary, *Die germ. Ermanarichsage und die französische Heldendichtung* (1912) S. 6.

[5] Siehe Herm. Schneider, *Die Gedichte und die Sage von Wolfdietrich* (1913) und dazu *Zs. f. rom. Phil.* 38 (1914), Heft 4.

[6] Siehe Benary, *Rom. Forsch.* 31, Heft 1.

[7] Siehe *Hist. litt. de la Fr.* t. 31, 336 ff. [8] *Zs. f. rom. Phil.* 37, 620 u. 623.

Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. I. Band: Die ältere Zeit. Von der Urzeit bis zum 16. Jahrhundert. Von Hermann Suchier. 2. Auflage. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut, 1913. VI, 333 S.

Eine neue Auflage von Suchiers Geschichte der altfranzösischen Literatur — sie hat zwölf Jahre auf sich warten lassen — ist mit Freuden zu begrüßen, nicht bloß deshalb, weil sie dem verdienstvollen Buch von Herzen zu wünschen war, sondern auch, weil sie dem Verfasser Gelegenheit geboten hat, zu den in dem letzten Jahrzehnt gewonnenen neuen Forschungsresultaten im Rahmen der Gesamtbehandlung der altfranzösischen Literatur Stellung zu nehmen. Dem Werk als solchem ein Loblied singen zu wollen, wäre ein überflüssiges Beginnen. Es hat sich schon längst die vollste Anerkennung erworben. Wir haben in ihm eine Leistung vor uns, in der sich in gewissem Sinne die selten reiche Arbeit eines ganzen Lebens resümiert. Die zuverlässige Gründlichkeit und fesselnde Klarheit, mit der der riesenhafte Stoff dargestellt wird, läßt das Werk als Musterleistung in seiner Art erscheinen.

Die vorliegende Neuausgabe macht in ihrer sorgfältigen Durcharbeitung dem alten Ruhm des Werkes neue Ehre.[1] Änderungen größeren Umfangs sind verhältnismäßig selten, um so häufiger begegnet man kleineren Zusätzen, Korrekturen und Streichungen, die, so unbedeutend sie auch scheinen mögen, Zeugnis ablegen von der Sorgfalt, mit der der Verfasser bemüht war, zu bessern, sei es, indem er die Hinweise und Forschungen anderer[2] verwertete, sei es, indem er seine eigenen Ansichten näher präzisierte.

S. 6 wird in einem kleinen neu eingeschobenen Satz die Romanze nach ihrer Heimat (Nordfrankreich) näher lokalisiert. S. 9 wird die schon in der ersten Auflage vorgetragene Ansicht von dem Ursprung des Maifestes nunmehr genauer modifiziert, indem dieses Fest für 'ursprünglich keltisch, dann auch germanisch' erklärt wird. Dem Satz auf S. 14: 'Die Möglichkeit, daß diesen Berichten (Gregor von Tours, Liber historiae Francorum) französische Dichtungen zugrunde liegen, ist nicht ganz zu bestreiten' wird durch Einfügung des Wörtchens 'ganz' eine größere Vorsicht verliehen. Solchen kleinen Änderungen begegnet man auf Schritt und Tritt. S. 17 ist die frühere Datierung der ältesten uns überlieferten Chansons in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts anzumerken. Der auf S. 18 neu eingeschobene Satz (über Spielleute und Mönche) ist ein Niederschlag der in den letzten Jahren gegebenen neuen Forschungen. Interessant ist ferner, daß Suchier klarer als in der ersten Auflage zu der Rajnaschen Theorie vom Ursprung des französischen Epos Stellung nimmt. Während er früher nur die 'Annahme einer Beeinflussung' gelten ließ, heißt es jetzt (S. 17): 'Auch wenn wir von dem ganz absehen, was hier über die Sage vom Sachsenkriege vermutet ist, hat die Annahme viel für sich, daß das französische Epos durch das fränkische, das schon früher ausgebildet war, ins Leben ge-

[1] Nur ein Druckfehler hat sich, soweit ich sehe, auf S. 64 eingeschlichen. Hingewiesen sei hier wenigstens auf eine Ergänzung der äußeren Ausstattung: eine Nachbildung eines Stückes der ältesten in Frankreich geschriebenen französischen Handschrift (S. 121). Über dieselbe wird in dem Text ein neuer Hinweis aufgenommen. Vgl. auch Gaston Paris, 'Journal des Savants' (1901) S. 703.

[2] Besonders wertvoll haben sich die Bemerkungen erwiesen, die Gaston Paris gelegentlich der Erstauflage in dem 'Journal des Savants' (1901) S. 645—660, 699—717, 779—788 beigesteuert hat.

rufen sei. Dennoch wollen Gelehrte jenes aus balladenartigen, halb lyrischen Liedern hervorgehen lassen, eine Ansicht, deren Erörterung wir uns hier versagen müssen. Für sie werden einige Stellen aus lateinischen Schriftstellern des 9. Jahrhunderts angeführt, welche mitteilen, daß Lieder auf die Karolinger vom Volk gesungen wurden; doch ist nichts beigebracht worden, was als Beweis gelten könnte.'

Eine durchgreifende Umarbeitung hat die Darstellung der Chansons de geste erfahren, schon äußerlich daran erkennbar, daß jetzt zwei selbständige Kapitel unterschieden werden: die ältesten erhaltenen Chansons de geste (S. 22—30) und die Königsgeste (S. 30—35). Isembart, Wilhelm, die Karlsreise und das Rolandslied werden jetzt als die 'ältesten erhaltenen Chansons de geste' zu einer besonderen Gruppe vereinigt. Die wichtigsten Änderungen betreffen hier natürlich den Wilhelmszyklus. Besonders ausführlich wird (S. 24) die 1903 aufgefundene 'Chançun de Guillelme' behandelt, die Suchier selbst neuerdings in kritischer Edition zum erstenmal herausgegeben hat ('Bibliotheca Normannica' VIII). Daran werden angeschlossen der Covenant Vivien und der Rainoart, Aliscans (in der ersten Auflage zur Geste Garin gestellt), die Enfances Vivien, die Bataille Loquifer (ursprünglich gleichfalls in der ersten Auflage der Geste Garin zugeteilt und jetzt durch wertvolle Ergänzungen bereichert) und schließlich das Moniage Rainoart und Renier. Auch für die anderen der ältesten erhaltenen Chansons fällt mancherlei Neues ab. So erhärtet Suchier seine Ansicht von der normannischen Heimat des Rolandsliedes S. 28 durch den Hinweis darauf, daß auch die Namensform Turoldus auf einen Normannen schließen lasse. S. 29 ist der Satz 'Nach den fränkischen Quellen nahm er (Karl der Große) auch dieses (Zaragoza — im Jahre 778) ein, was jedoch die arabischen Historiker leugnen' gestrichen worden (nach Gaston Paris, l. c. S. 653). S. 30 bringt Suchier eine genauere Datierung der Baligantepisode ('gleich nach dem ersten Kreuzzuge').

Auch in dem folgenden Kapitel, das die Königsgeste behandelt, sind wiederholt Änderungen zu bemerken. Aspremont läßt Suchier jetzt nicht mehr für normannisch gelten (S. 32; vgl. auch S. 56).[1] Auf derselben Seite (32) wird der Möglichkeit Raum gegeben, daß der Fierabras mit der Plünderung Roms im Jahre 846 in Zusammenhang gebracht werden kann. Suchier gewährt also hier einer zuerst von A. Graf[2] ausgesprochenen, dann von Voretzsch,[3] Lauer,[4] Roques[5] erhärteten Ansicht, der auch Gaston Paris sympathisch gegenüberstand, Aufnahme (vgl. auch Jarnik, 'Studie über die Komposition der Fierabrasdichtungen'. Halle 1903). Gleichzeitig ist das harte Urteil der ersten Auflage, die Fierabrasdichtung zeige geringe epische Kraft, jetzt (nach Gaston Paris, l. c. S. 654) durch das mildere, 'die Dichtung sei nicht ohne Züge naiver Anmut', ersetzt. Neu eingeschoben ist S. 33 eine kurze Analyse und Würdigung der Chanson Aiquin, auf die mittlerweile durch Lot ('Romania' 29, S. 380 ff.), Gaston Paris (ib. S. 416 ff., vgl. auch S. 604 ff.) und durch Bédier, 'Légendes épiques' II, S. 93 ff. (abweichende Auffassung) die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist. Die neu angefügten Schlußworte dieses Kapitels endlich (S. 35) bestimmen die Heimat der Huonsage (Flandern und Hennegau) näher und weisen auf die durch Voretzsch' Schüler O. Engelhardt ('Huon de Bordeaux und Herzog Ernst'. Tübinger Diss. 1903) aufgedeckte Beziehung hin, in der die älteste

[1] Vgl. Gaston Paris, l. c. S. 653.

[2] 'Roma nella memoria e nelle immaginazioni del medio evo' I (1882), S. 221.

[3] 'Über die Sage von Ogier dem Dänen' (1891) S. 81.

[4] 'Mélanges d'archéologie et d'histoire de l'Ecole française de Rome' 19 (1899), S. 307 ff. [5] 'Romania' 30 (1901), S. 161 ff.

(niederrheinische) Fassung der deutschen Dichtung von 'Herzog Ernst' als Quelle zur Esclarmonde steht.

Im Zusammenhang der Ausführungen über die Geste Garin (S. 35 ff.) ist außer den schon vorhin angedeuteten Änderungen in der ganzen Anordnung der neu aufgenommene Hinweis auf den historischen Aïmer, den Grafen Hademar von Narbonne (S. 38), von besonderem Interesse, wenn man die Tragweite und prinzipielle Bedeutung einer solchen Feststellung bedenkt, die auch durch Bédiers abweichenden Erklärungsversuch ('Légendes épiques' I, S. 161 ff.) nicht entkräftet worden ist.[1] Gleichfalls von prinzipieller Wichtigkeit ist, daß Suchier durch zwei neue Zusätze auf S. 53 und 54 jetzt mit größerer Schärfe seiner zuletzt 'Z. f. rom. Phil.' 32, S. 734 ff. ausgesprochenen Ansicht Raum gibt, daß die geschichtlichen Vorgänge in der Hauptsache durch die Vermittlung der Volksüberlieferung den Ependichtern bekannt geworden sind, daß dagegen die Verwertung lateinischer Chroniken allenfalls erst für die Ereignisse des ersten Kreuzzuges in Betracht komme.

Die Kapitel, die der Literatur der Provenzalen gewidmet sind, bringen gleichfalls mancherlei Neues und ergänzen und vervollständigen das herrliche Bild, das die erste Auflage von dem Werdegang der altprovenzalischen Literatur entworfen hatte. Die wichtigste Ergänzung ist, daß neben dem Boëthius jetzt auch die Fides erscheint, die in der ersten Auflage nur kurz erwähnt worden war (S. 88) und nun eine eingehende Würdigung findet (S. 58), nachdem J. Leite de Vasconcellos die einzige, lange verschollene Handschrift auf der Universitätsbibliothek zu Leiden wiedergefunden hat ('Romania' 31, S. 177 ff.). Aus den folgenden Seiten ist noch mancherlei hervorzuheben, so besonders, daß Suchier jetzt annimmt, Guilhem IX. habe, um die Abenteuer der Kreuzfahrt zu besingen, vermutlich die Form der Chanson de geste gewählt und so den Vortrag des Spielmanns parodiert (S. 59). Recht ansprechend ist die S. 61, 62 vorgetragene Vermutung, die Bevorzugung des Limousinischen über die Grenzen dieser Provinz hinaus könne damit in Zusammenhang gebracht werden, daß die Abtei Saint-Martial in Limoges im 10. und 11. Jahrhundert eine Hauptstätte der liturgischen Musik, besonders des Gesanges gewesen ist und als solche vielleicht auch die Ausbildung der weltlichen Lyrik in jener Landschaft angeregt hat. S. 62 wird Cercamon ausführlicher behandelt. Ebenso wird es mancher mit Freuden begrüßen, daß Suchier S. 66 die Vermutung von Gaston Paris aufgenommen hat, nach der die Sitte, verheiratete Frauen im Gedicht zu feiern, herzuleiten sei von dem Maifest und der dabei herrschenden Maifreiheit, 'die der verheirateten Frau das Recht gab, einmal vom Zwang der Ehe abzusehen und sich einen Liebsten zu wählen'. Auch der neu eingefügte Hinweis auf die Beeinflussung der Italiener durch die provenzalischen Lyriker (S. 87) verdient Erwähnung.

Mit dem vierten Abschnitt kehren wir zur französischen Literatur zurück. Unter den Änderungen, die wir hier wahrnehmen, verdient zunächst Hervorhebung, daß Suchier seine in der 'Mussafia-Festschrift'[2] gegebene Lokalisierung des Leodegarliedes auf das Kloster Bregne (Saint-Gérard) nun auch seiner Darstellung der altfranzösischen Literatur einverleibt hat (S. 103). S. 110 hält Suchier, trotz eines Einwands von Gaston Paris (l. c. S. 701), an seiner schon an anderer Stelle[3] begründeten früheren Datierung der Gesetze Wilhelms des Eroberers fest mit dem neuen Zusatz, daß er sie in das östliche Mercien verlegt. Beachtung verdient weiter der Zusatz auf

---

[1] Vgl. Suchier, 'Romania' 32 (1903), S. 353 ff.

[2] 1905, S. 661 ff.

[3] 'Literaturblatt' 22 (1901), S. 119 ff. Vgl. auch Liebermann, 'Archiv' CVI, S. 126 ff., 133 ff.

S. 112, 113, betreffend Robert der Torigny, dessen zwei lateinische Romane 'De ortu Walwanii' und 'Vita Meriadoci' an die 'Historia' von Gaufried anknüpfen und mit darauf hindeuten, daß die mündlichen Prosaerzählungen der berufsmäßigen Conteors der Abfassung der Versromane vorausgegangen sind. Dankenswert ist ferner der auf der nächsten Seite (114) neu eingeschaltete Hinweis auf die verlorene älteste englische Tristandichtung, die die Vorlage der ältesten französischen gewesen ist, sowie die Erörterung der antiken Züge im Tristan und der Hinweis auf die die Tristansage behandelnden Novellen (S. 116). S. 123 wird unter Verwertung der Ausführungen von Faral ('Romania' 40, S. 161 ff.; vgl. auch 'Romania' 41, S. 100—102) der Anteil, den die Nachahmung Ovids an der Ausgestaltung und psychologischen Vertiefung des Äneasromans genommen hat, ans Licht gerückt. Die der Marie de France gewidmeten Seiten (S. 132 ff.) bringen gleichfalls mancherlei Änderungen und Ergänzungen.

Das 4. Kapitel, welches die Dichtung im Kénigreich Frankreich bis 1204 behandelt, erscheint ebenfalls an mehreren Stellen bereichert und verbessert; besonders kommt hier der Zusatz auf S. 151, 152 in Betracht, der die dem Perceval Crestiens von Troyes zugrunde liegenden Stoffe und den über das Gebiet der Artusromane hinausreichenden Einfluß Crestiens betrifft.

Aus den folgenden Seiten sei noch aufmerksam gemacht auf den arabischen Ursprung, den Suchier jetzt für Floire und Blancheflor nachträgt (S. 159), und auf den Hinweis auf Christian von Troyes als Quelle für Gautier le Cordier, 'Gilles de Chin' (S. 161). Das 'Poème moral' wird (S. 162) in den Anfang des 13. Jahrhunderts nach Lüttich verlegt und im Zusammenhang damit angemerkt, daß das 'Thaïsleben' ursprünglich einen Teil des 'Poème moral' bildete, dann aber auch aus diesem ausgehoben und als selbständiges Stück verbreitet worden ist.

In dem kurzen Kapitel über das Fabliau (S. 197—200) bleibt nach wie vor zu bedauern, daß Suchier nicht auf die Kontroverse des orientalischen Ursprungs dieser Gattung eingegangen ist.

Zu S. 210 ist nachzutragen, daß der Yderroman inzwischen in der Erstausgabe von H. Gelzer (1913) vorliegt.

Das 7. Buch, welches von der Thronbesteigung der Valois bis zum Regierungsantritt Franz' I. reicht, bringt gleichfalls neue Berichtigungen, aus denen die folgenden herausgehoben seien: S. 250 wird jetzt 1411 als Todesjahr Froissarts angegeben. Auch sonst werden gelegentlich chronologische Angaben verbessert, wie das Todesjahr Karls von Orleans (S. 264), das Todesjahr Jean Lemaires (S. 278) und die Daten aus dem Leben von Alain Chartier (S. 262). Vgl. zum letzteren A. Thomas, 'Romania' 33, S. 387 ff. (vgl. auch ib. 35, S. 603, 604; 36, S. 306, 307). Auf dem von Thomas beschrittenen Wege könnte man noch zu manchem Resultat gelangen. Das Geburtsjahr von Octovien de Saint-Gelays ist nach dem neuesten Biographen, H. J. Molinier ('Essai biographique et littéraire sur Octovien de Saint Gelays', 1910, S. 3), das Jahr 1468. Einem Hinweis von Gaston Paris[1] folgend, hat Suchier sein früheres Schwanken über die Deutung des Wortes 'La salade' in dem Titel des gleichnamigen Erstlingswerkes des Antoine de la Sale aufgegeben (S. 261). Die alte, zuerst von Pottier aufgestellte, noch von Stern[2] verfochtene Ansicht von der Autorschaft der 'Quinze Joyes de mariage' hat Suchier unter dem Eindruck der überzeugenden Darlegungen Nèves und anderer[3] verlassen und sich zu der Meinung bekannt, daß die 'Quinze Joyes de mariage' Antoine de la Sale nicht zum Verfasser haben (S. 262) . . .

---

[1] l. c. S. 782, n.

[2] 'Archiv' 1870, S. 113 ff. Auch Gaston Paris stand dieser Auffasung nicht fern, vgl. 'Archiv' 1904, S. 102.

[3] Vgl. W. Foerster, 'Literaturblatt' 1903, S. 402 ff.

Wir brechen hier ab. Mit den im vorausgehenden herausgegriffenen Angaben ist die Zahl der Änderungen und Besserungen natürlich nicht erschöpft, wie es denn der eigentliche Zweck dieser Zeilen sein soll, eine Vorstellung von der sorgfältigen, überall korrigierenden Arbeit zu geben, die bei der Herstellung der 2. Auflage geleistet worden ist. Wenn gegenüber einem Werk wie dem vorliegenden ein Bedauern am Platze wäre, so könnte es nur das sein, daß die Verfasser auf die Herausgabe der in dem Vorwort zur 1. Auflage angekündigten 'Bibliographischen Anmerkungen' verzichtet haben. Sie würden mit einer solchen Zugabe weiteren Kreisen einen Gefallen erwiesen und der Brauchbarkeit ihres Buches einen guten Dienst geleistet haben.

Nach dem glänzenden Ausfall des 1. Bandes sehen wir mit Spannung nun auch dem 2. Band in neuer Gestalt entgegen.

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Franz Claus, Jean Godard. Leben und Werke. (1564—1630.) Greifswald 1913. 53 S. 8.

Man weiß, wie der Petrarkismus zusammen mit dem Neuerwachen der römischen Antike die französische Literatur des 16. Jahrhunderts beeinflußt und wie Ronsard diese beiden fremden Elemente mit der heimischen Überlieferung verschmolzen hat, um wenigstens im Sonett und in der Ode eine gewisse künstlerische Höhe zu erreichen. Nach seinem Tode verfällt auch dieser Gewinn. Eine Menge kleinerer Geister (*'la seconde volée'*) versucht auf Ronsards Pfaden fortzuwandeln, aber nur um sich in endlose überflüssige Spielereien zu verlieren. Einen von diesen fast der Vergessenheit anheimgefallenen Literaten hat nun Claus in der vorliegenden Arbeit aufs Korn genommen, nicht etwa, wie es einleitend heißt, um vergebliche Wiederbelebungsversuche anzustellen, sondern um ihn in seine Epoche wieder hineinzusetzen und uns so den Beifall, den er einst gefunden, aus seiner Zeit heraus verständlich zu machen. Dieser *poeta minor* heißt Jean Godard und lebte von 1564—1630. An seinem Leben ist wenig Anziehendes, zumal wenig über ihn bekannt ist. Nicht einmal das Todesjahr, das Cl. mit einiger Bestimmtheit auf den Titel gesetzt hat, erscheint gesichert. Daß er zeitlebens Geldmangel hatte, hätte ihn, wie man meinen sollte, zu einigen lustigen Liedern veranlassen können, in denen er sich als lachender Philosoph mit seinem Geschick abfand. Statt dessen setzt er ein griesgrämiges Gesicht auf und singt Klagetöne von der 'Pauvreté'. Deshalb gehört es zu den Wunderlichkeiten der Literaturgeschichte, daß man in diesem sauertöpfischen, faden Poeten einen Bohémien, einen Nichtstuer, einen Trinker, einen *'poète crotté et absurde'*, wie Ph. und E. Chasles geschrieben haben, sehen konnte. Ganz ungerecht ist der Vorwurf des Nichtstuns, zumal wenn man die Liste seiner Schriften, die Cl. p. 13—15 so vollständig wie ihm möglich gibt, durchsieht. Wünschenswert wäre es gewesen, daß der Verfasser uns auch über den Umfang der einzelnen Werke orientiert hätte, von denen ihm allerdings nur ein Teil zur Verfügung stand. Die *L'"H' françoise* betitelte, nicht unwichtige Schrift bildet, wie ich mich durch Autopsie überzeugt habe, einen Teil des Godardschen Hauptwerkes *La langue françoise*, Lyon 1620, und befindet sich auf der Biblioth. nat. zu Paris. Bei der Besprechung der Sonettendichtungen *Les Amours de Flore* und *Les amours de Lucresse* hebt Cl. mit Recht hervor, wie dieser Epigone der Pléjade alle die Auswüchse des Stiles, die der Petrarkismus und die Renaissance hervorgerufen, hier auf die Spitze treibt. Während die formelle Seite an den Sonetten reichlich und überzeugend behandelt wird, vermißt man eine Berücksichtigung der Motive, des Inhalts überhaupt, besonders bei den Liedern. Cl. verfährt hier zu summarisch. Da wäre vielleicht manches Anziehende in kulturgeschichtlicher Hinsicht zu sagen gewesen, z. B. über die Frauen des anhebenden 17. Jahrhunderts, ihre

Putzsucht, ihre Toilettenmittel (Schminke, Puder, falsche Haare usw.) und vieles, was für das Preziösentum so charakteristisch ist. Aber dafür entschädigt, was Cl. über die zeitgemäßen Dichtungen seines Autors zu sagen hat. Hier in den *Sonnets divers* werden gute Stimmungsbilder der stürmischen Zeit gegeben, in der Godard lebte. Er kann dabei mit Vauquelin verglichen werden, der ähnlichen Anteil an Tagesfragen nahm. Auch die *Trophées*, die natürlich Heinrich IV. gelten und eine von den drei 1594 erschienenen Henriaden ausmachen, gehören dazu. Petrarkas *Triomfi* sind das Vorbild für alle. Die nun folgende Dichtung *Le Gan* gibt manchen interessanten Aufschluß über die Geschichte der Handschuhe. Daß auch die Schriftsteller der Zeit sich einer besonderen Art von Handschuhen bedienten, wenn sie mit dem Federmesser den Gänsekiel anspitzten, mag nebenbei erwähnt werden. Eingehend behandelt Cl. Godards dramatische Dichtungen: die *Franciade* und die *Déguisés*. Leider stützt er sich dabei auf den unzuverlässigen Faguet, kennt die Diskussion über die Bühnenfähigkeit der Renaissancedramatik nicht (*Rev. d'hist. littéraire de la France*, Vol. X—XVI) und übersieht auch Toldos Bemerkungen über die *Déguisés* (*ib.* VI, 591 bis 594). Am Schluß seiner Arbeit gibt Cl. nun eine kurze Übersicht über Godards prosaische Abhandlungen. Da es ihm nicht möglich war, die in Betracht kommenden Werke selbst einzusehen (sie liegen in Paris), gibt er uns verkürzt das, was Goujet im 18. Jahrhundert und in neuerer Zeit F. Brunot auszugsweise geboten haben. Leider! Denn hier handelt es sich um das Hauptwerk Godards *La Langue Françoise*. Dieses Buch, das Goujet mit Hohn und Brunot mit Sarkasmus behandelt, verdient wieder ans Tageslicht gezogen, zum mindesten eingehend behandelt zu werden, denn es ist in zweierlei Hinsicht wertvoll: zunächst, was auch Cl. richtig hervorhebt, als eine wichtige Quelle zur Geschichte der französischen Académie (ich finde es in keiner der beiden Geschichten der Académie erwähnt) — muß doch Godard als erster Anreger zur Gründung einer solchen gelten, weil er im 4. Kapitel seines Buches den Ruf nach *Concierges* oder *Sacristains* erhebt, die über die Sprache wachen sollen. Aber die Forderung bleibt nicht nur ausgesprochen, sondern wird auch eingehend begründet. Näher darauf einzugehen, verbietet der Rahmen dieser Besprechung. Ich will nur auf den möglichen Zusammenhang zwischen Godard und Conrart hinweisen, aus dessen Cercle ja die Bestrebungen zur Gründung einer Académie hervorgingen, bis sie durch Richelieu verwirklicht wurden. Aber auch in rein linguistischer Beziehung ist dieses Buch bedeutsam. Neben orthoepistischen Bestrebungen gibt Godard als *pièce de résistance* eine lange Abhandlung über den Buchstaben *h*, wobei er, im Anschluß an Ronsards *Art poétique*, ganz vernünftige Gesichtspunkte aufstellt, die heute noch Geltung haben. Auch in bezug auf die anderen Buchstaben dürfte das Buch dem Forschenden mancherlei Ausbeute versprechen. Es ist schade, daß die Beschaffung von Büchern aus der Bibl. nat. zu Paris so erschwert ist. Wäre dies nicht so, dann würde auch die Arbeit von Cl. einen abgerundeteren Eindruck machen. So aber muß der Hebel noch einmal angesetzt werden, um alles aufzuarbeiten, was über Godard zu sagen ist.

Adlershof. Wilhelm Baeske.

Dr. K. J. von Voß, Diderots Moralphilosophie. Inauguraldissertation. Halle 1909. 85 S.

Diderot scheint nicht in Gunst bei unserer Zeit zu stehen. Einst wurde er, und zwar von den größten unserer deutschen Klassiker, am höchsten geschätzt unter den Franzosen des 18. Jahrhunderts. Aber die zweite Jahrhundertfeier seiner Geburt im letzten Jahre ist, man möchte sagen, sang- und klanglos vorübergegangen. Wie ganz anders wurde der entsprechende Tag bei Rousseau vor zwei Jahren gefeiert! Es war ein Fest des Geistes in

Frankreich und in der Schweiz; und auch Deutschland brachte ihm seine Huldigungen — mit vollem Recht. Nur sollte man denken, was dem einen recht ist, sei dem andern billig. — Angesichts dieser Sachlage erfüllt der Berichterstatter um so lieber die Aufgabe, auf die obige, zeitlich schon etwas zurückliegende Schrift aufmerksam zu machen, da sie zwar nicht umfangreich, aber um so gehaltvoller ist. Sie ist mit Wärme geschrieben und auf einen apologetischen Ton gestimmt. Diderot soll gegen Vorwürfe verteidigt werden, die man gern gegen ihn erhebt, vor allem gegen den Vorwurf zusammenhangslosen, widerspruchsvollen Denkens. Besonders scharf wird Rosenkranz vorgenommen, der Diderot, dem Deterministen und Materialisten, das Recht abstreitet, eine Ethik, ja auch nur eine Ästhetik aufzustellen. Sachlich hat der Verfasser mit seiner Verwahrung gegen diese immer wieder nachgeschwatzten Urteile vollkommen recht. Der Determinismus ist die Lehre, daß jede unserer Handlungen ihre zureichende Ursache hat; damit ist jedoch nicht geleugnet, daß der Mensch ein von Trieben beseeltes, mit Verstand und Vernunft ausgestattetes Wesen ist, das sich Zwecke setzt. Es ist schwer einzusehen, inwiefern man auf dieser Grundlage nicht eine Ethik soll aufbauen können oder dürfen. Und der Materialismus? Vorausgesetzt, daß Diderot Materialist war, eine Frage, die nicht im Handumdrehen zu erledigen ist. Der Materialismus ist der Versuch, Psychisches auf Physisches zurückzuführen oder Physisches als den substanziellen Träger des Psychischen aufzuweisen; er will also eine Antwort geben auf die Frage: Was ist? Damit ist in der ganz andersartigen Frage: Was soll ich? keiner einzigen Lösung, nicht einmal einer extrem 'idealistischen' vorgegriffen. Wer aus der Geschichte der Philosophie nichts weiß von Materialisten mit idealistischer Ethik, der möge sich doch klarmachen, daß Sinnenlust genau so eine psychische Größe ist wie etwa Begeisterung für eine sublime Idee, und daß der Materialist für die Antwort auf die praktische Frage die volle Freiheit der Wahl unter den verschiedenen als Werte in Betracht kommenden psychischen Größen hat — unter dem Vorbehalt selbstverständlich, sie theoretisch nachträglich alle auf seine material-mechanische Einheit zurückzuführen.

So verdienstlich der Kampf des Verfassers gegen die berührten Gedankenlosigkeiten ist, so möchte man doch den alten Rosenkranz gegen ein und das andere scharfe Wort seines Kritikers in Schutz nehmen. Sein Diderotbuch war — hier paßt die viel mißbrauchte Redensart einmal — zu seiner Zeit eine Tat, aus demselben Grunde, aus dem das Voltairebuch von D. F. Strauß eine Tat war. Die unverhohlene Sympathie dieser Schriftsteller mit ihren Helden wurde ihnen in der damaligen dumpfen, engbrüstigen Reaktionszeit von vielen sittlich schwer verdacht. Man riskierte damals etwas in Deutschland für seinen moralischen Ruf mit einem freundlichen Wort für Voltaire und Diderot.

Unstimmigkeiten in Diderots Moralphilosophie, die ohne den öffnenden Schlüssel unlösbare Widersprüche bleiben, erkennt nun auch unser Verfasser an, nur in anderer Weise und an anderem Ort als Rosenkranz. Aber er glaubt diesen Schlüssel zu haben, und zwar in der Unterscheidung einer esoterischen und einer exoterischen Lehre bei Diderot. Das scheint nichts Neues zu sein. Daß man den echten Diderot besser kennen lernt aus seinen sorgsam gehüteten *petits papiers*, als aus der Enzyklopädie, die den Zensor geradezu hinters Licht führen sollte, wußte man schon längst. Der englische Deismus, die französische Aufklärung, zum Teil auch die deutsche — man denke nur an Lessing —, sind gar nicht zu verstehen, wenn man nicht den einzelnen Autor bei jedem Wort sozusagen auskultiert und scheidet, was aus dem *scrinium pectoris* kommt, und was mit künstlich verstellter Stimme gesagt ist. Das ist übrigens etwas, was man von vornherein so erwarten muß in allen Zeiten einer über furchtbare Mittel verfügenden religiös-kirchlichen Zwangskultur. Neu ist die These des Verfassers, daß

Diderot auch ohne diese taktischen Rücksichten eine doppelte Moral gehabt hätte und wirklich gelehrt hat, nämlich, aus pädagogischen Gründen, eine Ethik für die Unreifen und eine für die Reifen. So kenne Diderot zwei Grundwerte, nur in verschiedener Höhenlage: das Glück der Menschheit, das Wohl der Gesamtheit, ein Wert, aus dem sich allgemeingültige Normen ergeben, und die Richtung auf die Zwecke eines sozial bestimmten Altruismus. Sodann, nur zugänglich dem höheren Menschen, der andere Wert, die Größe der Menschheit, das außergewöhnlich Große und Bedeutende, die ungezähmte Leidenschaft, die genialisch wirkende Kraft, ein Wert, der auf eine individualistische Edelanarchie im Sinne eines Jenseits von Gut und Böse führt. Eine Art von Brücke zwischen diesen beiden verschiedenartigen Werten bildet eine Gedankenreihe, die der Verfasser überschreibt: 'Esoterische Konsequenzen der exoterischen Moral'. Hier lehrt Diderot das souveräne Recht des Weisen, sich — im Interesse des Geistes des Gesetzes — über den Buchstaben des Gesetzes, der den gemeinen Menschen bindet, hinwegzusetzen. Nicht berührt von dieser Scheidung bleiben einige Voraussetzungen ethisch-psychologischer Art als 'die gemeinsame Grundlage der exoterischen und esoterischen Ethik', Sätze, die ohne Einschränkung gelten und die Diderot stets vertreten hat — außer wo er zu taktischen Zwecken sich die Heuchlermaske vorbinden muß. Es sind die Thesen der Abhängigkeit des Wollens vom Fühlen, der Begründung des Sittlichen auf das Triebleben und unsere gesamte Organisation, der Unmöglichkeit eines abstrakten Altruismus und des Determinismus.

Ich gestehe, daß ich viel gelernt habe aus dieser gewissenhaften Studie. Der Verfasser hat ganz richtig zwei Schichten in Diderots Ideen gesehen, von denen die eine über der anderen liegt. Nur will mir der Ausdruck 'esoterische Lehre', auf Diderot angewandt, nicht recht gefallen. Er schmeckt zu sehr nach Priester- oder Freimaurerweisheit, nach Geheimniskrämerei. Auch tritt die Einheitlichkeit des Diderotschen Denkens bei von Voß zu wenig hervor. Ich würde sagen: Diderot ist immer Naturalist. Nur treibt sein Naturalismus das eine Mal sentimental-rationale Gedanken hervor, das andere Mal solche romantisch-ästhetischer Art. Die letzteren behält er mehr bei sich, weil er sie als verwegen und gefährlich fühlt. Den hochinteressanten Roman '*Jacques le fataliste*' hat übrigens auch unser Verfasser nicht genügend ausgeschöpft.

Stuttgart. P. Sakmann.

Chanoine Marcel, Le Frère de Diderot. Paris. Champion, 1913. XIII, 213 S.

Diese mit großer Liebe für ihren Helden und mit peinlicher philologischer Sorgfalt geschriebene eingehende Studie hat eine lokalpatriotische und parochialgeschichtliche Seite, die für uns hier weniger in Betracht kommt. Uns interessiert der dem geistlichen Stand angehörige, den Lesern Diderots wohlbekannte Bruder des Philosophen eben Diderots wegen und um deswillen, was für die Diderotforschung abfällt aus dieser Ausgrabung einer Lokalgröße der Stadt Langres aus dem 18. Jahrhundert. Manche Irrtümer der Überlieferung und manche Unrichtigkeiten in den Angaben Diderots und seiner Tochter, der Frau von Vandeul, werden richtiggestellt. Einige Beispiele: das Haus in Langres, das als Geburtshaus Diderots bezeichnet wird, ist nicht das Haus, in dem er geboren wurde; er hat nur seine Kindheit dort zugebracht etwa vom dritten Jahre ab. — Der Pfarrer von Thivet, dessen Testament im *Entretien d'un père* die Unterlage für das berühmte Moralgespräch im väterlichen Hause Diderots bildet, starb nach den Akten nicht hundertjährig, wie Diderot sagt, sondern im Alter von 86 Jahren; und seine natürlichen Erben nagten nicht am Hungertuch, sondern hatten zu leben. — Die Kirchenbücher bestätigen nicht, was der Philosoph von seiner Großmutter sagt: um ihren Tisch herum seien 19 lebendige Kinder gesessen; er

übertreibt da etwas den allerdings notorischen Kinderreichtum in der Familie. — Etwas weit getrieben ist die Akribie in der folgenden Korrektur: Frau von Vandeul berichtet bekanntlich, daß ihr Vater schon als Knabe für den geistlichen Stand bestimmt war und im 12. Lebensjahre die Tonsur erhielt. Unser Verfasser hat nun Urkunde und Datum dieser Tonsurierung festgestellt und fügt hinzu: 'Beachten wir, daß Diderot am 27. August 1726 nicht erst 12 Jahre alt war, wie Frau von Vandeul sagt, sondern schon 12 Jahre, 10 Monate und 18 Tage.' (!) — Für andere Angaben haben wir nun die aktenmäßigen Bestätigungen. Der Lebensabriß der Tochter beginnt bekanntlich mit einer hübschen Szene bei einer Preisverteilung in Diderots Collège, bei der der Knabe seine Belobigung unter Schwierigkeiten und mit Hindernissen doch noch erhielt. Einen solchen Lobzettel, ein *bene merenti*, hat Marcel eingesehen und teilt ihn uns mit. — Die arme Verwandte, von der Diderot im Brief an Frl. Volland vom 14. August 1759 spricht, wird von unserem Verfasser nach Namen und Stand identifiziert. — Für das Gastmahl, das der Magistrat von Langres aus Anlaß der Übersendung der Büste des berühmten Landsmannes im Rathaussaal einnahm, haben wir nun den Kostenzettel und die Speisekarte vor uns; wir ersehen daraus, was man im 18. Jahrhundert in einer Landstadt unter einem *repas frugal* verstand und mit welch beneidenswert gutem Magen diese Honoratioren gesegnet sein mußten.

Viele Berichtigungen stützen sich nun aber nicht auf Akten, sondern auf ein 'das kann so nicht gewesen sein'; und dieser so konstruierte Grund ruht auf einem Gegensatz, der gewiß vorhanden war, den Diderot selbst zu leugnen weit entfernt war, den aber der Verfasser der vorliegenden Schrift sicher übertreibt; dem Gegensatz der Unkirchlichkeit Diderots und der Kirchlichkeit seiner Familie. Diese Kirchlichkeit war gewiß echt, aber sie ruhte auf der Sitte; und wenn Diderots Bruch mit der Sitte die Seinigen sicher schmerzte, so haben wir es bisher gerade als einen der schönen Züge im Leben Diderots angesehen, wie er immer über die Kluft hinüber die Hand der Seinigen wiedersucht und auch findet. Das ehrt beide Teile, daß Diderot für die Seinen eben nicht, wie für Marcel, bloß der verlorene Sohn, der Renegat und Apostat war, sondern immer noch der im Grunde gute Mensch, der Sohn und der Bruder. Eine gewisse Ausnahme bildet ja allerdings eben der Bruder, dessen Leben Marcel schildert und der sich dauernd beiseite stellt. Aber Diderot hat sich durch die Reibereien, die er mit ihm hatte, und durch die grundsätzlichen Auseinandersetzungen, zu denen die Verschiedenheit ihres Standpunktes führte, nicht verleiten lassen, sein Andenken zu verleumden. Er hat ja manches gegen ihn auf dem Herzen und manches gegen ihn gesagt; aber daß sein Bruder ein ehrlicher Mensch, ein berufstreuer Priester und ein hochachtbarer Charakter mit nicht gewöhnlichen Tugenden war, das wissen wir unmittelbar oder mittelbar gerade aus Diderots Munde. — Wenn man sich Rechenschaft gibt über den Eindruck, den das Marcelsche Buch macht, geht es einem sonderbar. Da werden zwei Bilder einander gegenübergestellt, das des Philosophen, mit den schwärzesten Farben gemalt, und das seines priesterlichen Bruders, ein Heiligenbild auf Goldgrund. Wie merkwürdig nun, daß gerade die sprechenden Pinselstriche im Bilde des letzteren und die, die ihm am meisten zur Ehre gereichen, dem Bild entnommen sind, das der Philosoph und seine Tochter von dem Priester entwarfen.

Stuttgart. P. Sakmann.

Dr. Karl von Roretz, Diderots Weltanschauung, ihre Voraussetzungen und ihre Leitmotive. Wien, Gerold, 1914. 36 S.

Der Verfasser dieser kleinen Abhandlung, die aus einer Gedächtnisrede auf Diderot hervorging, hat sein Thema recht glücklich angefaßt. Er will

seinen Helden in seine Zeit hineinstellen und die Wurzeln seines Denkens hinunterverfolgen in den Mutterboden der Gedankenwelt der Aufklärung überhaupt. Eine solche Ausweitung der Untersuchung vom Monographischen ins Ideengeschichtliche brauchen wir gerade bei den Denkern dieses Zeitalters, die auch ihrem Denken nach in der Gesellschaft lebten und webten. — Niemand wird erwarten, daß die bedeutende Aufgabe, die der Verfasser sich stellt, in einer so kurzen Skizze, gleichsam auf den ersten Anhieb, völlig befriedigend gelöst werden könnte. Unbefriedigend ist gleich die Auffassung der Aufklärung selbst, die, wie das in deutschen philosophiegeschichtlichen Darstellungen herkömmlich ist, auf eine zu schmale Grundlage gestellt wird. Auch bei unserem Verfasser hat es den Anschein, als ob diese Bewegung vor allem eine Studierstubenbewegung gewesen wäre, als ob erkenntnistheoretische und methodische Fragen das erste Bewegende gewesen wären. Bei Diderot selbst ist das neue Lebensgefühl nicht beachtet, die Tatsache, daß er ein Erlebnisdenker war wie Rousseau. Daher ist das, was über Diderot, den Ethiker, gesagt wird, dürftig, schief und zum Teil falsch; wenn er z. B. mit den Philosophen des 'Egoismus', mit Hobbes und Mandeville, zusammengeworfen wird, wenn ihm Rousseau gegenübergestellt wird als der, dem die soziale Einfühlung ein intim bekanntes Erlebnis war, als der, der das Phänomen des Mitleids so scharf erkannte. Dabei sind die Stellen in Rousseau, an die der Verfasser hier denkt, wahrscheinlich von Diderot. Für eine gewisse Verkennung von Diderots Wesen ist auch der Schluß der Studie bezeichnend. Kant wird hier als derjenige hingestellt, der die Tendenzen in Diderots Einfällen kraftvoll an sich gerissen und zur geschlossenen Weltanschauung gestaltet habe. Nein! Der Messias, für den Diderot der Vorläufer war, ist Goethe und allenfalls noch Herder, nicht Kant.

Aber Diderots Welttheorie ist recht gut, zum Teil trefflich gezeichnet; wenn man von dem einen Fehlgriff S. 13 absieht: 'der deistische Einschlag perseveriert in Diderots philosophischem Denken'. Die erkenntnistheoretischen Gedankengänge werden sehr präzis formuliert, werden richtig auf frühere Gedankenansätze ähnlicher Art (Montaigne, Fontenelle) zurückgeführt und mit ähnlichen zeitgenössischen Ideen (Voltaire, Condillac) zusammengestellt. Vorzüglich ist die Auseinandersetzung Diderots mit dem Deismus wiedergegeben, sowie seine eigenartig geniale naturwissenschaftliche Spekulation. Ich hebe den treffenden Satz hervor (S. 22): 'Hier haben Tatsachensinn und Spekulation miteinander ein ideales Schema erzeugt, welches an die besten Augenblicke von Goethes biologischem Denken erinnert.' Auf diesem Gebiet ist der Verfasser so kenntnisreich, daß es ihm gewiß viele danken würden, wenn er seine Skizze zum Bild ausarbeiten wollte.

Stuttgart. P. Sakmann.

A. Chr. Thorn, Sartre-Tailleur. Étude de lexicologie et de géographie linguistique. Avec deux cartes linguistiques. Lund, Gleerup; Leipzig, Harrassowitz, 1913. (Lunds Universitets Årsskrift. N. F. A F D. 1. Bd. 9. Nr. 2.)

Die Untersuchung von Thorn geht aus von der Karte 1276 tailleur (d'habits) des *Atlas ling.*, zieht aber in reichem Maße andere Quellen herbei. Der Verfasser beginnt mit einer allgemeinen Orientierung über die Ausdrücke, die der Atlas bietet, und über ihre geographische Verteilung, bespricht dann die Namen des Schneiders im Lateinischen und widmet endlich jeder vom Atlas belegten galloromanischen Bezeichnung einen besonderen Abschnitt.

Der Typus *[sartor]*, den heute der Atlas auf galloromanischem Gebiet nur noch im Departement Cantal belegt (über die Westalpen siehe unten),

hat nach des Verfassers Meinung einst ganz Frankreich angehört. Für Südfrankreich kann diese Annahme auf Grund der beigebrachten Beispiele ohne weiteres akzeptiert werden; für Nordfrankreich dagegen scheint mir der Nachweis mißlungen. Von den drei altfranzösischen Beispielen, die God. kennt, stammen zwei (die übrigens God. Ducange entnommen hat) aus dem Süden; das dritte lautet: *Jaquemins li sarterez* (1305, li Cohiers de la paroche Saint Hylaire etc. Arch. mun. Reims). Glaubt Thorn wirklich, daß ein Beispiel, das aus dem 14. Jahrhundert stammt, bei einem zu jener Zeit so geläufigen Begriffe wie 'Schneider' als Beleg für das Fortleben einer lateinischen Tradition verwendet werden kann? Warum verschweigt er, daß das Dokument von Reims *sarterez*, nicht *sartre* oder *sarteur* bietet? Wer beweist uns, da ein Namenregister uns nicht gestattet, die Bedeutung eines Wortes aus dem Zusammenhang zu erraten, daß *sarterez* 'Schneider' bedeutet, daß es nicht vielleicht mit *sarter* (= *essarter*), *sarteur* (= *essarteur*) zusammenhängt? Ist es Thorn, der so fleißig die Zunftordnungen und Erlasse über die Ausübung der verschiedenen Handwerke studiert hat, nicht aufgefallen, daß er *[sartor]* nirgend begegnet ist? Wie kann man endlich aus einer Bemerkung, die in einem Wörterbuch des 16. Jahrhunderts, zuerst wohl in der ersten Auflage des in der Anmerkung zitierten Werkes auftritt und dann von anderen Wörterbüchern abgeschrieben wird, den schwerwiegenden, durch nichts bestätigten Schluß ziehen, daß *[sartor]* auch nordfranzösisch gewesen ist?[1] Wenn *sartor* wirklich einmal in Nordfrankreich existiert hat, dann kann, da die altfranzösischen Quellen versagen, nur das Latein des frühen Mittelalters uns darüber Auskunft geben. Nicht sehr glücklich sind auch die beiden Paragraphen, die die Gründe des Schwindens und der partiellen Erhaltung von *[sartor]* behandeln.

[Parmentier], das der Atlas nur für die Vogesen und für einen Punkt des Departements du Doubs belegt, das aber nach einigen Dialektwörterbüchern auch in der Wallonie nicht unbekannt ist, nahm einst, wie Thorn überzeugend nachweist, ein ziemlich großes Gebiet von Ost- und Nordostfrankreich ein. Für Paris ist es nicht belegt. Warum der Verfasser, der dies S. 33 ausdrücklich feststellt, in seinen Schlußfolgerungen S. 67 doch annimmt, *[parmentier]* habe sich von Paris aus verbreitet, ist mir nicht klar. Nicht überzeugt hat mich der Versuch, als ursprüngliche Bedeutung von *[parmentier]* 'Schneider für Geistliche' zu erweisen. Der *[parmentier]* scheint ein Luxusschneider gewesen zu sein, dessen Name nie weit über das oben festgestellte Gebiet hinaus verbreitet war und der nur dort zum 'Schneider' schlechthin wurde.

[Pelletier] muß ursprünglich den Bearbeiter von Fellen und Pelzen bezeichnet haben. Schon früh nahm das Wort, was bei der Wichtigkeit der Felle und Pelze für die Kleidung des 13. und 14. Jahrhunderts verständlich ist, die Bedeutung 'Schneider' an. Ein interessantes Beispiel aus Dijon, das Thorn S. 36 beibringt, beweist, daß die Bedeutungsverschiebung dort schon im 13. Jahrhundert vollzogen war. Eines der ältesten Kartularien der Stadt berichtet von *pourpointiers, pelletiers de cuirien* und *pelletiers de braies et de chemises*. Thorn weist den Terminus für Paris, Dijon und Roussillon nach und vermutet, daß er in einem großen Teile von Frankreich bekannt gewesen ist. Heute haben nach dem Atlas nur noch der Berner Jura und ein Teil des Bezirkes von Belfort das Wort erhalten.[2]

---

[1] In der zweiten Auflage seines französisch-lateinischen Wörterbuches (1549) bemerkt übrigens Robert Estienne unter *cousturier* 'sartor' ausdrücklich: Hinc Narbonensibus vulgo dicitur 'sartre'. Die erste Auflage (1539) steht mir nicht zur Verfügung.

[2] Angemerkt sei hier ein interessanter Beleg, der Thorn entgangen ist. Boillot, Grand'Combe (Dep. Doubs), berichtet S. 237 f. unter *plətir* [= *pelletière*] : 'Couturière. Il n'y a pas longtemps, c'est la *plətir* qui se chargeait

Sehr reich dokumentiert ist der Abschnitt über *[couturier]*. Nachzutragen wären noch die Beispiele, die Ducange unter *condurerius, codurarius, codurerius, condurarius, costorarius, coustourarius* (Urkunde von St-Denis aus dem Jahre 1241!) und *cousererius* gibt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß dieser Typus, von dem der Atlas Reste im Nordwesten, im Norden, in Zentralfrankreich, in der Schweiz und im Dep. Hte-Saône erhalten hat, der aber nach den Dialektwörterbüchern noch viel weiter verbreitet ist, einst fast ganz Frankreich angehört, wenn auch vielleicht nicht ein einziges zusammenhängendes Gebiet gebildet hat. Das geht auch mit aller Deutlichkeit aus der instruktiven Karte hervor, die Thorn speziell diesem Ausdruck widmet. Bedauerlich ist es, daß er hier, wie übrigens auch im Texte, die phonetischen Formen, die teilweise andere morphologische Typen darstellen, vernachlässigt hat. Es ist nicht uninteressant, zu erfahren, daß die schweizerischen Formen (wie übrigens zum Teil die alt- und neuprovenzalischen und die altlyonnesische Form, die Thorn zitiert) *d* haben: *kuderi* und *kudiri*, was auf ein **consutura* mit einheimischer Entwicklung zurückgeht. Vgl. Odin, *koudera* (vgl. *mézera* 'mesure'), altprovenzalisch *cosdura, cordura* (neben *costura*), neuprovenzalisch *courduro, cousceduro* (neben *cousturo*). Formen mit *d* (*kudre, kydri*) finden sich auch in den Dep. Nièvre und Saône-et-L., sind aber hier wohl durch das *d* des Verbalstammes zu erklären: Typus *[coudrier]*. Endlich hat P. 102 (Nièvre) veraltetes *kuzu* = *[couseur]*[1] wo die alte Endung, im Gegensatz zu dem *ör* des *[tailleur]*, bemerkenswert ist. All das spricht für eine relative Selbständigkeit der Provinz, wenn auch der Anstoß zur Bezeichnung 'Näher' von einem Kulturzentrum gekommen sein mag. Im übrigen scheint mir die Darstellung Thorns zutreffend und auch die Frage nach den Gründen des Verschwindens von *[couturier]* in der Hauptsache richtig beantwortet: Das Nähen war nicht die Tätigkeit des Schneiders, die die größte Kunstfertigkeit erforderte. Der Schmuck, später besonders das Zuschneiden erschienen wichtiger; daher der Erfolg von Bezeichnungen wie *parmentier* und *tailleur*. Auch genossen die Modespezialisten, die *pourpointiers, chaussetiers, giponniers* u. s. f., offenbar größeres Ansehen als die simplen Näher. So sank der *[couturier]* zum Schneidergesellen oder Dorfschneider herab; schon Etienne Boileau spricht von *maistres tailleurs de robe* und *valets couturiers*. Daß *couturier* 'cultivateur' von *couture* < *cultura* einen Einfluß auf die Schicksale von *couturier* 'Schneider' gehabt hat, ist mir nicht wahrscheinlich, eher umgekehrt. Wenn *[couturier]* trotz der oben angeführten Gründe sich so zäh am Leben erhalten hat, so kommt das nach Thorn daher, daß es sich im Gegensatz zu *sartre* einer etymologischen Familie einordnete (vgl. speziell den Parallelismus mit *couturière*).

Den Sieg über alle seine Konkurrenten trug der *tailleur*, eigentlich der 'Zuschneider', davon. Auch er tritt schon im 13. Jahrhundert auf, zunächst als *tailleur de robes*, dann als *tailleur d'habits*, später kurzweg als *tailleur*.

[Cousandier] kennt heute nur die französische Schweiz. Thorn weist *cozendier* (was nicht ganz dasselbe ist) auch für das Altprovenzalische nach und stellt die Wörter neben *lavandier, ferrandier, buandier, curandier* und speziell *taillandier*, das in alten Texten da und dort auftritt. Doch scheint weder *[cousandier]* noch *[taillandier]* auf weitem Gebiet Wurzel gefaßt zu haben.

Die Arbeit von Thorn zeichnet sich durch verschiedene methodische Vorzüge aus: Der Verfasser hat gründliche sachliche Studien gemacht; die

de faire les habits d'homme; nous avons porté plus d'une culotte signée de l'artiste locale; c'est elle qui confectionnait les *ogjez* [sorte de redingote courte que les hommes portaient le dimanche] et les *habits mangeant viande* [Sonntagskleider] qu'on revêtait dans les grandes solennités.'

[1] Vgl. genuesisch (nach Frisoni) *cûzóu* f. *cûzeuia*.

Fragestellung ist im allgemeinen richtig; die Angaben des Atlas werden durch andere Quellen ergänzt und ältere Sprachstufen, soweit möglich, auch geographisch zu rekonstruieren versucht. Wohl unter dem Einfluß anderer sprachgeographischer Arbeiten ist der Verfasser dagegen zu sehr von der Idee der Schichtung beherrscht. Daß eine solche vorhanden ist, darf nicht als aprioristisches Postulat aufgestellt werden. Die Sprachgeographie soll wie andere wissenschaftliche Disziplinen auf dem Boden des Tatsächlichen stehen. Ohne diesen zu verlassen, können wir auf Grund der von Thorn beigebrachten Materialien über die Schichtung der Ausdrücke für 'Schneider' nur ungefähr folgendes sagen (Thorn hätte besser getan, statt nichtssagender Allgemeinheiten diese konkreten Ergebnisse in seinem Schlußwort zusammenzufassen): Der älteste galloromanische Typus ist *[sartor]*; er war über ganz Südfrankreich verbreitet. Über diese erste Schicht legte sich spätestens seit dem 13. Jahrhundert eine zweite Schicht: *[couturier]*, die auch Nordfrankreich überdeckte, vielleicht von dort ausging. Was in Nordfrankreich unter dieser Schicht liegt, wissen wir nicht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß *[couturier]* dort primär ist. Spätestens im 13. Jahrhundert traten verschiedene andere Wörter in Konkurrenz mit *couturier* und *sartre*: *[parmentier]*, *[pelletier]* und *[tailleur]*. Das erste vermochte nur im Osten und Nordosten von Nordfrankreich sich durchzusetzen; es ging wohl von einem provinziellen Kulturzentrum aus. *[pelletier]* war da und dort im Gebrauch, ist aber nur im Berner Jura und den angrenzenden Gebieten als herrschender Ausdruck nachweisbar. Auch *[cousandier]*, heute in der Westschweiz verbreitet, scheint sich nie ein großes Gebiet erobert zu haben. Über *[couturier]* und die angedeuteten Partialgebiete begann, wohl nicht vor dem 13. Jahrhundert, sich *[tailleur]* als dritte Schicht von größerer Ausdehnung zu legen; es hatte einen harten Kampf mit *[couturier]* zu bestehen und konkurriert heute noch vielfach mit diesem. Von *[parmentier]*, *[pelletier]*, *[cousandier]* sind nur relativ geringe Reste in sprachlich konservativen Gebieten übriggeblieben.

Die Darstellung Thorns leidet etwas darunter, daß der Verfasser eine fremde Sprache schreibt. Da und dort stören Ungeschicklichkeiten im Ausdruck und stilistische Unebenheiten. Auch des Stoffes selbst wird Thorn, obschon er in dieser Beziehung gegenüber seiner Arbeit über 'cordonnier' (s. *Archiv* CXXIX, 81—133) Fortschritte gemacht hat, nicht immer ganz Meister. Die sachlichen Erörterungen haben hier und da etwas Mosaikartiges; an Klarheit und Straffheit hätte die Darstellung gewiß gewonnen, wenn Thorn mehr Entbehrliches geopfert hätte. Trotzdem stellt die gut dokumentierte Arbeit eine anerkennenswerte Leistung dar.

Zum Schluß seien noch einige Einzelheiten angemerkt.

Z. S. 10: Warum spricht Thorn nicht über prov. *[sastre]*, das der Atlas für P. 719 (Cantal) gibt und das, wie Thorn selbst S. 19 und 21 berichtet, auch im Dialekt von Toulouse und im Dep. Aveyron vorkommt? — Die Formen des italienischen Teils der Westalpen stellen *[sartore]* dar; wir haben es in den Waldensertälern (die provenzalisch sprechen, nicht frankoprovenzalisch, wie Thorn nach S. 27 zu glauben scheint) sicher, im Aostatal höchstwahrscheinlich mit piemontesischem Import zu tun.

Zu S. 11: An den Berner Jura grenzt die Freigrafschaft, nicht Burgund.

Zu S. 27: Die Formen der Punkte 966 und 985 lauten *sartö*.

Zu S. 29: Der Verfasser schlägt irrtümlicherweise die Nordschweiz zum *[parmentier]*-Gebiet. Die beigegebene Karte dagegen ist richtig.

Zu S. 44: *couturière*, für das Thorn ein Beispiel vom Jahre 1294 als erstes gibt, kommt schon in der Auberée vor (Ed. Ebeling v. 101). Überhaupt dürfte eine Durchforschung der literarischen Texte noch dieses und jenes zutage fördern.

Bern. K. Jaberg.

G. Turquet-Milnes, The influence of Baudelaire in France and England. London, Constable and Comp., 1913. VIII, 300 S. 8.

Baudelairismus ist ein sehr komplexer, schillernder Begriff und deshalb schwer zu definieren. Es handelt sich um eine Vielheit von ästhetischen und intellektuellen Tendenzen, die nicht immer ganz klar, auch durchaus nicht widerspruchslos sind, um eine Geschmacks- und Geistesrichtung, die natürlich nicht Baudelaire allein zum Urheber und Vertreter hat, die man aber nach ihm nennen kann, da er sie am erschöpfendsten spiegelt. Von Baudelairismus war und ist zum Teil heute noch die Literatur und Kunst von fast ganz Europa angehaucht. Wie weit und tief sein Einfluß reichte, läßt sich noch nicht völlig überschauen, das muß erst die Entwicklung in den kommenden Jahrzehnten offenbaren; man kann vorläufig nur versuchen, sich ein Bild davon in den großen Zügen zu skizzieren.

Als solcher Versuch, als Vorarbeit für eine Geschichte von Baudelaires Einfluß ist das Buch von Turquet-Milnes interessant. Die beiden ersten Teile bemühen sich, das Wesen des *baudelairien spirit* und der Baudelaireschen Kunst zu schildern. Der dritte Teil führt die Vorläufer Baudelaires auf, darunter als ersten und wichtigsten Edgar A. Poe, der vierte und fünfte Teil verfolgen die Spuren seines Einflusses in Frankreich und England. Unter den Dichtern, die hier aufgezählt werden, vermißt man Rimbaud, der (abgesehen von dem Hinweis auf das Vokalsonett, p. 12) nur ganz kurz in dem Abschnitt über Verlaine erwähnt wird, und der mehrere Seiten verdient hätte. Denn Rimbaud bedeutet in gewissem Sinne (und zwar sowohl moralisch als ästhetisch) die Erfüllung Baudelaires: moralisch, da er alles verkörpert, was im Baudelairismus an Ungesundem und Giftigem steckt, Perversität, Sadismus, Satanismus — ästhetisch, da vor allem sein wunderbares *Bâteau ivre* ganz in Baudelaires Geist und Stil gedichtet ist, aber beschwingt von etwas, was dem armen, immer mühsam gebärenden Dichter der *Fleurs du mal* versagt war, beschwingt von der Kraft, die Leben gibt, von dem höchsten schöpferischen, beseelenden Hauch. Auch daß Verse und Prosa, wie Rimbauds *Bal des pendus*, *Venus Anadyomené*, *Les assis* oder *Une saison en enfer* nicht einmal genannt und flüchtig analysiert sind, muß befremden; hier klafft eine sehr störende Lücke. Unter den lebenden Dichtern wäre noch H. de Régnier mit verschiedenen Jugendgedichten zu nennen gewesen. Ob die Einteilung, für die Turquet-Milnes sich entschied, praktisch ist, weiß ich nicht. Sie zerstückelt die Darstellung in eine Reihe von Monographien, von Teilperspektiven, in denen notwendigerweise manches wiederholt wird. Das Bild wäre vielleicht zusammenhängender und übersichtlicher geworden, wenn der Verfasser Baudelaires Einfluß nach den wichtigsten Richtungen verfolgt hätte, in denen er sich äußert: *l'art pour l'art*-Gedanke, Theorie der Entsprechungen von Sinneseindrücken, Pessimismus, Mystizismus usw.

Daß dem Buche auch zwei Kapitel über Baudelaires Geist in der Musik und der Malerei angehängt sind, ist erfreulich; sie bringen unentbehrliche Ergänzungen, könnten aber noch reichlich vertieft werden. Toulouse-Lautrec und Rodin fehlen ganz. Die dreieinhalb Seiten, die Turquet-Milnes Beardsley widmet (eine davon noch dazu seiner Novelle *Under the hill*), genügen durchaus nicht, um ahnen zu lassen, was dieser große Zeichner von Baudelaire empfing, nachdem er die Nachahmung der Präraffaeliten überwunden hatte. Blätter wie *Incipit vita nova* oder die Messalinenblätter oder die Illustrationen zur 'Salome' Wildes sind ohne Baudelaire überhaupt nicht denkbar.

Bonn. H. Heiss.

N. Serban, Leopardi et la France. Essai de littérature comparée. Paris, Champion, 1913. XIX, 551 S. 8°. Fr. 12,50.

Wir sind in bezug auf die Leopardi-Forschung sehr verwöhnt. Die bedeutendsten Literaturforscher Italiens, unter ihnen A. Graf, B. Zumbini und

G. Carducci, suchten in dem ebenso hochbegabten wie tiefbeseelten Menschen Leopardi, den Dichter und Philosophen, den Romantiker und Klassiker und die formelle Einkleidung des ungewöhnlichen Gedankenreichtums zu ergründen. Zumbini wies in seinen *Studi* gelegentlich schon hin auf fremde, speziell französische Einflüsse, auf Rousseau und auf das Bekenntnis L.s in seinem Briefe an Giordani vom 30. April 1817 (Epist. I, 56). Sofia Ravasi stellte dann den Dichter unter die für Italien so bedeutsame Einwirkung der Mme de Staël. Nun unternimmt es ein *Latin d'Orient*, also ein Rumäne, in einem umfangreichen, in fließendem Französisch verfaßten und vornehm ausgestatteten Werke L. zum Mittelpunkt einer vergleichenden Untersuchung zu machen. Aus seiner Doppelstudie ergibt sich zunächst, was L. Frankreich zu verdanken, und sodann, was er diesem dafür wiedergegeben hat. Schon die Antipathie von L.s Vater Monaldo gegen das revolutionäre Frankreich gegenüber der Fülle französischer Bücher, die er dennoch in seiner stattlichen Bibliothek aufspeicherte, ist interessant, noch mehr, daß der junge Genius daraus seine geistige Nahrung, vorerst sachlich und später formell und methodisch, empfing. Wir sehen z. B., wie sich Rollins *Histoire romaine* in dem dramatischen Jugendversuch *Pompeo in Egitto* widerspiegelt, wie aus A. Gognets und N. A. Pluches sonst unbekannten Werken die *Storia dell'astronomia* und der *Saggio sopra gli errori popolari* entstehen. Wir erfahren weiter, wie aus der Lektüre von Corinne, aus Rousseau und speziell aus Montesquieus *Essai sur le goût* und sogar aus Gedanken Friedrichs des Großen der romantische Weltschmerz, nicht etwa mit Begeisterung für das Mittelalter, sondern mit immer stärkerer Einfühlung in die Antike und Loslösung von christlichen Anschauungen sich verquickt. Fast noch systematischer behandelt Serban die Rückwirkung L.s auf Frankreich, die zunächst durch den schweizerischen, mit L. befreundeten Philologen Louis de Sinner vermittelt wird. An den Ausgaben, Übersetzungen der biographischen und kritischen Arbeit und vor allem in dem Höhepunkt des ganzen Buches, dem *Essai sur l'influence de L.*, verfolgen wir mit Spannung das Interesse, das Frankreich gerade diesem italienischen Dichter, allerdings mehr vom philosophischen als vom künstlerischen Standpunkt entgegenbringt. Mehrere Dichter, wie Alfred de Vigny, Le Fèbre-Deumier, vor allem aber Musset mit seinem direkt an den *pauvre Leopardi* gerichteten Gedichte *Après une lecture*, gemahnen an den geistesverwandten und wohl noch größeren Italiener. In den vier Appendices gibt der Verfasser aus einer Selbstbiographie Monaldos ein Bild der Behandlung Recanatis durch die Franzosen im Jahre 1799, charakteristisch für L.s Vater selbst, dessen französische Bücher, unter denen Molière, Racine und Chénier fehlen, aufgezählt werden. Der III. und IV. Appendice bringen noch einige briefliche Notizen über De Sinner und die Einleitungen zu dessen Übertragung Leopardischer Dialoge.

Nicht nur der Gesamteindruck, sondern auch zahlreiche Einzelstellen berühren sehr sympathisch. So sagt Serban S. XI mit Recht: *une analogie de pensée ne cache pas forcément une influence, elle peut très bien être fortuite.* Auf S. 100 ff. entwickelt der Verfasser die *lutte acharnée* des jungen Italieners gegen den französischen Rationalismus des 18. Jahrhunderts, aus dem *le doute a passé sur L.* Daß (S. 164) dieser trotz des französischen Einflusses eine günstige Beurteilung der französischen Sprache von seiten der nordwestlichen Nachbarn seines Vaterlandes nicht vertragen kann, ist auch ein Zeichen für seinen Stolz, der ihn ja in frühester Jugend veranlaßte, allzu produktiv hervorzutreten. Man darf ferner in dem aus späteren Werken und aus dem *Zibaldone* sich ergebenden Urteil Serbans: *un grand poète doublé d'un dilettante en philosophie,* nur eine Richtigstellung des oft überschätzten systematischen Philosophen erkennen. Dazu stimmt auch die treffende Bemerkung zu Beginn des zweiten Teils, S. 265: *Ses contemporains et la génération du Risorgimento, admiraient en lui, qui*

le patriote, qui l'incroyant. Les générations suivantes ont fait attention surtout au philosophe, tandis que, de nos jours, seul le poète jouit d'une gloire sans réserves — auch in Frankreich, wo die verdienstvollen Arbeiten F. A. Aulards noch zu sehr den Philosophen hervorhoben: *Au lieu de dire en philosophe: le monde est mauvais, c'est pourquoi je suis malheureux, il dit: je souffre, donc tout est mal* — wie E. Krantz in der *Revue philosophique* Okt. 1880 (Serban S. 361) sich ausdrückt. In der Tat kann von diesem Gesichtspunkt aus E. Rod (Serban S. 367) in seinen *Études sur le XIXe siècle* die Biographen und Erklärer L.s in zwei Klassen teilen: *ceux comme P. Heyse, Sainte-Beuve* (der seinen Landsleuten L. schon 1844 in der *Revue des deux mondes* vorstellte), *Marc-Monnier, Boucher-Leclercq, qui ont vu en L. un pessimiste de hasard* und *ceux qui ont donné pour base au pessimisme du poète des idées philosophiques indépendantes de ses souffrances personnelles, come M. Aulard, comme Caro e Dapples,* wobei Rod sich zu den ersteren zählt. Hierzu vergleiche man S. 368 die Betonung des Milieus durch Bourget in seinen *Sensations d'Italie* und S. 376 den Vergleich zwischen L. und Heine des bekannten Politikers Challemel-Lacour in seinen schon vor 1869 geschriebenen, aber erst später veröffentlichten *Reflexions d'un pessimiste.*

Nur selten dürfte sich dem Leser des Werkes ein Fragezeichen aufdrängen, so z. B. S. 69/70 zu der Auswahl und Anordnung in dem Satze: *Les plus grands dramaturges, Corneille et Shakespeare, Racine et Alfred de Musset, ont emprunté aux historiens de l'antiquité, aux légendes médiévales, aux nouvelles de la Renaissance, la matière de leurs œuvres.* Oder kann man Serban zustimmen, wenn er S. 126 meint, daß so wenige italienische Schriftsteller den Wissendurst L.s befriedigten? *Si nous en exceptons Dante, Pétrarque, Boccace, Tasse et Foscolo il n'y en avait pas qui pussent fournir une nourriture substantielle à son esprit, qui continssent surtout la description des états d'âmes complexes et des synthèses géniales d'une civilisation ou d'une époque.* Aus dieser und anderen Stellen will natürlich auch der Verfasser nicht den Eindruck erwecken, als ob L. seine Bildung und Geistesrichtung lediglich aus der französischen Lektüre der väterlichen Bibliothek und nicht auch aus dem Studium heimischer und antiker Quellen gewonnen hätte. Mancher Leser würde gewiß gern auf die allerdings bequeme französische Übertragung italienischer Prosazitate verzichtet haben, um dafür in einigen längeren Proben, nicht bloß in ein paar Versen, einen Einblick in die so schwierige Umwandlung Leopardischer Verse in die französische gebundene Form zu bekommen. Denn wie sehr sich die beiden romanischen Schwestersprachen nach den verschiedensten Richtungen voneinander abheben, das hat der Verfasser auf S. 324 seines nach Form und Inhalt gleich verdienstvollen Beitrages zur vergleichenden französisch-italienischen Literaturgeschichte und zur Geistesgeschichte L.s in feinsinniger Weise dargetan.

München. G. Hartmann.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XX, 1, 2. 1914.

Språk och stil. XIV, 1. 1914.

Sievers, E., Neues zu den Rutzschen Reaktionen. S.-A. aus 'Archiv für experimentelle und klinische Phonetik', Bd. I, Heft 3. Berlin, Kerger, 1914. S. 225—52.

Broens, O., Darstellung und Würdigung des sprachphilosophischen Gegensatzes zwischen Paul, Wundt und Marty. Diss. Bonn. Betzdorf, Ebner, 1913. 69 S.

Wähmer, R., Spracherlernung und Sprachwissenschaft. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1914. 98 S.

Seidel, A., Kurze Erklärung der grammatischen Fachausdrücke zur Erleichterung des Studiums der Grammatik jeder Sprache und insonderheit des analytischen Teiles der Lehrbücher der Reformmethode Seidel. Berlin, Friedberg & Mode, 1914. 17 S.

Seidel, A., Ein phonetisches Alphabet zur Bezeichnung der Aussprache fremder Sprachen. (Beiträge zur Sprachenkunde, Nr. 4.) Berlin, Friedberg & Mode, 1914. 16 S. M. 0,30.

Hoch, Dr. W., Zwei Beiträge zur Lehre vom Satz. S.-A. aus 'Südwestdeutsche Schulblätter' XXIX (1912) u. XXXI (1914). Karlsruhe, F. Gutsch, 1914. 21 S.

Petersen, J., Literaturgeschichte als Wissenschaft. Heidelberg, Winter, 1914. 71 S. M. 1,80.

Zanta, Leontine, La renaissance du stoïcisme au XVIe siècle. Paris, Champion, 1914. II, 366 S. Fr. 12. [Die Darstellung beschränkt sich nicht auf Frankreich. In der Einleitung wird *Le mouvement stoïcien* in Italien, Deutschland und Frankreich charakterisiert und insbesondere skizziert, welche Hilfe das Christentum aus der stoischen Philosophie gewonnen hat (Neostoizismus). Der Darstellung der Elemente dieses Neostoizismus und seiner Entwicklung im Dienste des Christentums — seit den Kirchenvätern — gelten dann die beiden Hauptteile des Buches.]

Hellmann, O., Napoleon im Spiegel der Dichtung. Glogau u. Leipzig, Verlag Hellmann, o. D. 144 S.

Jenkins, T. Atk., Scolarship and public spirit. S.-A. aus den 'Publications of the Modern Language Association of America' XXIX, 1 (1914), p. LXXXVII—CXVI.

Cauer, P., Die Kunst des Übersetzens, ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Exkurs über den Gebrauch des Lexikons. Berlin, Weidmann, 1914. VIII, 178 S. Geb. M. 4.

Dreihundert Jahre. Die Haude & Spenersche Buchhandlung in Berlin. 1614—1914. Berlin, Haude & Spener, 1914. 66 S.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXV, 4. April 1914 [Körte: Hirzel, Plutarch. — Behaghel: Abegg, Die Mundart von Urseren. — Enderlin, Die Mundart von Kesswil. — Gusinde, Sprachinseln im poln. Oberschlesien. — Helm: Bacon, The source of Wolfram's Willehalm. — Ehrismann: Guth, Der gr. Alexander. — Moog: Henze, Die Allegorie bei

Hans Sachs. — Römer, Gottscheds pädagogische Ideen. — Alt: Turaparoff, Goethe u. d. Legende. — Moog: Wagner, Drama Fr. Hebbels. — Gebhardt: Olsen, Om sproget i de manske runeindskrifter. — Ackermann: De Vries, Überlieferung von Marlowes Doctor Faustus. — Köhler, Milieu bei Shakespeare. — Golther: Loth, Contributions a l'étude des romans de la Table Ronde. — Küchler: Haas, Balzacs Scènes de la vie privée von 1830]. 5. Mai [Helm: Stähly, Über die deutsche Sprache. — Behaghel: Wagner, Syntax des Superlativs. — Boysen, Gebrauch des Genitivs. — Helm: Burchardt, Das mhd. Gedicht von der Frauentreue. — Dinges, Untersuchungen zum Donaueschinger Passionsspiel. — Helm: Sintenis, Jenseitsmotive. — Bräuning-Oktavio: Graef, Mercks Briefe. — Moog: Katz, Musikal. Eindruck bei Schumann, Hoffmann und Tieck. — Gebhardt, Islandica III, IV. — Kock, Svensk ljudhistoria II, 2. — Berendsohn: Boer, Beowulf. — Golther, Sir Perceval of Gales. — Minckwitz: Herzog, Histor. Sprachlehre des Nfrz. — Lerch: Haas, Grundlagen der frz. Syntax. — Jordan: Lommatzsch, Gautier de Coincy als Satiriker. — Glöde: Tenner, Boisrobert als Lustspieldichter. — Minckwitz, Bogdan, Strigoli].

Modern language notes. XXIX, 3. March 1914 [F. Hanssen, Die jambischen Metra Alfons' X. — F. A. Wood, Etymological notes. — J. Routh, Notes on the sources of Poe's poetry. — G. F. Reynolds, Another study of Shakespeare's stage. — J. Warshaw, The identity of Somaize, II. — P. R. Kolbe, Variation in the Old High German poetry. — Otfridian poems. — O. F. Emerson, Two notes on *Patience*. — J. L. Campion, Zu Ulrichs *Lanzelot* 4720 ff. — G. G. Laubscher, Boileau and Pulteney]. 4 [J. S. P. Tatlock, Notes on Chaucer: earlier or minor poems. — G. Schaaffs, Zwei Divangedichte, I. Lieb' um Liebe. — W. Pierce, Destouches and Molière. — S. C. Chew jr., Notes on Byron. — J. M. Rudwin, Zum Verhältnis des religiösen Dramas zur Liturgie der Kirche]. 5 [G. H. Gerould, The legend of St. Christian by William Paris. — A. Le Roy Andrews, Old Norse notes. — H. F. Muller: Daphné, Alfred de Vigny historien. — J. S. Tatlock, Notes on Chaucer: The Canterbury tales].

Publications of the Modern Language Association of America. XXIX, 1. March 1914 [K. Young, The origin of the Easter play. — Charlotte Farrington Babcock, A study of the metrical use of the inflectional *e* in Middle English. — F. Tupper, Chaucer and the seven deadly sins. — J. L. Lowes, The 'Corones Two' of the 'Second nun's tale'].

Die neueren Sprachen ..., hg. von W. Vietor. XXII, 1. April 1914 [M. Esch, Die französische Lyrik der Gegenwart (I). — K. Bergmann, Nach welchen Gesichtspunkten können die gegenseitigen Beziehungen des Deutschen, Englischen und Französischen auf lexikologischem Gebiete im Unterricht dargestellt werden?]. — XXII, 2. Mai 1914 [J. Clasen, Die Reform des neusprachlichen Unterrichts und ihre Gegner. — M. Esch, Die französische Lyrik der Gegenwart (II). — E. Lerch, Zur Frage der grammatikalischen Terminologie]. — XXII, 3. Juni 1914 [K. Ehrke, Richtlinien für einen zeitgemäßen englischen Unterricht (I). — M. Esch, Die französische Lyrik der Gegenwart (III). — J. Clasen, Die Reform des neusprachlichen Unterrichts und ihre Gegner]. — XXII, 4. Juli 1914 [C. Becker, La Fontaine im Lichte der neuesten Forschung. — Die Aufsätze von Ehrke und Clasen werden fortgesetzt. — Zu jedem Heft: Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger].

The journal of Englisch and Germanic philology. XIII, 1. January 1914 [E. Feise, Zu Entstehung, Problem und Technik von Goethes 'Werther'. — Ph. Seiberth, A study in the principles of linguistic change. — R. W. Pettengill, The source of an episode in Heinrich von Neustadts Apollonius. — Eugène F. Clark, The fable *Frosch und Maus* as found in Luther and Hans Sachs. — J. Lillehei, Landsmaal and the language movement in Norway. — R. S.

Forsythe, Modern imitations of the popular ballad. — R. M. Kelsey, Indian dances in 'The tempest'. — T. S. Graves, The origin of the custom of sitting on the stage. — H. S. Hughes, Characterization in Clarissa Harlowe].

Modern philology. XI, 4. April 1914 [W. A. Nitze, The romance of Erec, son of Lac. — J. L. Lowes, The loveres maladye of hereos. — F. L. Schoell, A new source of Sir *Gyles Goosecappe*. — E. D. Snyder, Thomas Gray's interest in Celtic]. XII, 1. May [F. M. Padelford, Spenser and the theology of Calvin. — S. Moore, Studies in *Piers the plowman*. — J. A. Adams jr., William Heminge and Shakespeare].

The Scottish historical review. XI, 3. 1914 [J. Cooper, The principals of the University of Glasgow before the reformation].

Revue germanique. X, 2. Mars-Avril 1914 [L. Reynaud, La source française d''Atta Troll'. — Y. Tissot-Cantecor, Évolution du caractère de la nouvelle chez R. Kipling]. 3. Mai-Juin 1914 [G. Brockstedt, L'origine française des épopées populaires du moyen-haut-allemand. — H. Potez, L'œuvre critique de Sir Walter Raleigh].

Modern language teaching. X, 2. March 1914 [C. S. Bremner, Reform of English spelling]. X, 3. April 1914 [H. H. Whitehouse, French poetry. — Mary Tweedle, Modern languages in Scotland. — F. A. H. Le mouvement universitaire et littéraire à Paris].

The modern language review. IX, 2. April 1914 [G. C. Macaulay, The 'Ancren riwle'. II. The English text. — W. H. Williams, 'Palamon and Arcite and 'The knightes tale'. — E. Moore, The 'Battifolle'. Letters sometimes attributed to Dante. — P. Barbier fils, Deux noms de poissons. — S. H. Kenwood, Lessing in England. I. — J. G. Robertson, Notes on Lessing's 'Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters'. II, IV. — L. A. Willoughby, An early translation of Goethe's 'Tasso'].

Studi di filologia moderna. Dir. G. Manacorda. VII, 1-2. Gennaio-Giugno 1914 [G. Manacorda, R. Wagner e lo spirito del germanismo. — E. Mele, Tre grammatici, maestri di lingua spagnuola e raccoglitori di proverbi spagnuoli in Italia. — L. Bianchi, Die dramatische Kunstform bei H. von Kleist. — Communicazioni: A. Parducci, Sull'antico mistero francese della 'Casta Susanna'. — Fr. Viglione, Un ignoto poemetto italiano sulla morte di Sir Thom. More I. — Recensioni. — Necrologia. — Annunzi bibliografici. — Nuove pubblicazioni. — Collezioni e miscellanee. — Spoglio delle riviste. — Varia].

Germanisch-romanische Monatsschrift. VI, 3. März 1914 [J. Petersen, Der Aufbau der Literaturgeschichte. — Ed. Castle, Zur Entwicklungsgeschichte des Wortbegriffs Stil. — Phil. Aronstein, Th. Hardy]. 4. April 1914 [E. Stemplinger, Das Plagiat in der antiken Literatur. — F. Zinkernagel, Die Katastrophe in Lessings 'Emilia Galotti'. — H. Spiero, Vom Berliner Roman. — Ph. Aronstein, Thomas Hardy. II. — C. Battisti, Die Eklogen Dantes]. 5. Mai 1914 [H. Pollak, Das Phonogramm-Archiv der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. — G. Neckel, Das Reallexikon der german. Altertumskunde. — P. Kluckhohn, Penthesilea. — Ch. A. Sechehaye, Les règles de la grammaire et la vie du langage]. 6. Juni 1914 [G. Brandes, A. Strindberg. — A. Oesterling, Byron und Beyle. — Ch. A. Sechehaye, Les règles de la grammaire et la vie du langage. II].

The Sewanee review. April 1914 [G. Cosulich, Johnson's affection for Boswell. — Th. E. Rankin, Leading tendencies in literary art.].

Studier i modern språkvetenskap utg. af nyfilologiska sällskapet i Stockholm. V. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1914. XLIII, 252 S. Kr. 6.

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphil. Verein in Helsingfors, 1914, Nr. 3-6 [W. Söderhjelm, Les nouvelles de F. M. Molza. — O. J. Tallgren, Glanures catalanes et hispano-romanes IV, fin avec registre. — J. Poirot, Les noms de quelques personnages des *Burgraves*. — A. Långfors,

Châteaux en Brie et en Espagne. — H. Suolahti, Ein franz. Suffix im Mittelhochdeutschen. — H. Pipping, Über den Schwund des *h* in den altnordischen Sprachen. — T. E. Karsten, Ein europäischer Verwandtschaftsname. — H. Ojansuu, Finn. *Malja* — ein german. Lehnwort. — E. N. Setälä, 'Entlehnung' und 'Urverwandtschaft'. — J. J. Mikkola, Über ein angeblich germanisches Lehnwort im Kirchenslawischen. — J. J. Mikkola, Nochmals vulg.-latein. *skulka*. — U. Lindelöf, Die englische Sprache in den finnländischen Schulen. — Besprechungen. — Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen. — Das ganze reichhaltige Heft ist Axel Wallensköld zum fünfzigsten Geburtstag von Kollegen und Freunden dargebracht].

Anniversary papers by colleagues and pupils of George Lyman Kittredge. Presented on the completion of his twenty-fifth year of teaching in Harvard University. June, 1913. Boston u. London, Ginn, 1913. VII, 462 S.

Hillebrand, K., Völker und Menschen. Volksausgabe: Auswahl aus dem Gesamtwerk 'Zeiten, Völker und Menschen', nebst einem Anhang 'Briefe eines ästhetischen Ketzers'. Straßburg, Trübner, 1914. VII, 397 S. Kart. M. 4,50. [Diese von Dr. M. G. Gerhard besorgte Auswahl der wundervollen Essays Hillebrands (hier und da etwas gekürzt) umfaßt die beiden Aufsätze zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung und Gesellschaft, ferner die Artikel über Petrarca, Lorenzo de' Medici, die Borgia, Machiavell, T. Tasso, J. Milton, Defoë, Fielding's Tom Jones, Lawrence Sterne, England im 18. Jahrh., die Wertherkrankheit in Europa und zum Schluß die zwölf 'Briefe eines ästhetischen Ketzers' vom März und April 1873.]

Viëtor, Wilhelm, Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen. 6. überarb. und erw. Aufl. Mit 1 Titelbild und Figuren im Text. 1. Hälfte. Leipzig, Reisland, 1914. 194 S. M. 5.

Jewett, Sophie, Folk-ballads of Southern Europe. Translated into English verse. New York and London, Putnam, 1913. X, 299 S. 6 s.

Hauser, O., Der Roman des Auslandes seit 1810. (Veröffentlichung der Pädag. Literatur-Gesellschaft 'Neue Bahnen'.) Leipzig, Voigtländer, 1913. 192 S. M. 1. [Ziel ist Orientierung in der Masse der aus fremden Sprachen ins Deutsche übersetzten Romane. Frankreich ist am ausführlichsten behandelt und vorangestellt; England mit Scott und Dickens kommt demnächst. Kürzer sind die Romane der Italiener und Spanier, Holländer und Skandinavier, Slawen und Madjaren abgetan. Die Beschreibung kann bei so mäßigem Umfang des Buches nur skizzenhaft sein.]

Bossert, A., Essais de littérature française et allemande. Paris, Hachette, 1913. 297 S. Fr. 3,50.

Herrmann, Max, Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Mit 129 Abbildungen. Berlin, Weidmann, 1914. XV, 541 S. M. 20.

Boccaccio's Olympia ed. with English rendering by I. Gollancz. London, Chatto (1914). 56 p. 6 s. [Boccaccios reizende Ekloge auf sein verlorenes Töchterchen, im Leben Violante genannt und in der Verklärung Olympias, ist hier nach der von Hecker gefundenen Originalhandschrift abgedruckt, geschmackvoll übersetzt und mit dem me. Gedicht 'Perle' verglichen. Verwandt sind die beiden Elegien im Grundmotiv und in der Empfindung; doch widersteht Gollancz der Versuchung, einen Einfluß des Boccaccio anzunehmen, denn es fehlt an konkreten Übereinstimmungen.]

Waterhouse, G., The literary relations of England and Germany in the seventeenth century. Cambridge, University Press, 1914. XX, 190 S. 7 s. 6 d.

Fränzel, W., Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert. (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte. II. 25.) Leipzig, Voigtländer, 1914. VIII, 233 S. M. 7,50.

Gotisch.

Kock, E. A., Die Skeireins. Text nebst Übersetzung und Anmerkungen. Lund, Gleerup; Leipzig, Harrassowitz, 1914. 35 S. M. 1,10.

Altnordisch.

Hermannsson, Halldor, Catalogue of the Icelandic collection bequeathed by Willard Fiske. Ithaca, Cornell University Library, 1914. 754 S. 4°. $ 6 net. [An der Cornell University wirkte als Professor der nordeuropäischen Sprachen und als Direktor der Universitätsbibliothek von 1868—83 ein großer Liebhaber und Sammler isländischer Literatur namens Willard Fiske. Bereits 1853 brachte er von Island eine reiche Sammlung Bücher zurück, die er später unablässig vermehrte. Als er 1904 starb, vermachte er den ganzen Schatz, ungefähr 8600 Bände, der Bibliothek seiner Universität und überdies eine jährliche Dotation von $ 8000, die ausreicht, um die Sammlung immer von neuem zu vervollständigen. Die aus diesen Fonds bestrittenen Veröffentlichungen sind bekannt. Zu ihnen gehört jetzt dieser mächtige Katalog. Er verzeichnet die ganze Sammlung von Fiske, die inzwischen auf 10 200 Bände gewachsen ist, und ergänzt sie. Nur 500 Bände über Runen sind ausgeschlossen, für die ein eigener Katalog vorbereitet wird. Ausgaben der isländischen Literatur samt Erläuterungsschriften und Übersetzungen, Werke über skandinavische Sprache, Religion, Geschichte und Sitte, überhaupt alles, was sich auf Island bezieht oder von Isländern geschrieben wurde, ist hier mit Streben nach Vollständigkeit bis zum Ende des Jahres 1912 zusammengetragen. Was die Anordnung betrifft, erhalten wir zunächst in alphabetischer Reihe die Autoren oder, wo der Autor nicht bekannt ist, die Sachtitel; dann folgt ein *subject-index*.]

Thule, altnordische Dichtung und Prosa. Einleitungsband: F. Niedner, Islands Kultur zur Vikingerzeit. VI, 186 S. mit 24 Ansichten und Karten. IV: Die Geschichte vom Skalden Egil, übers. von F. Niedner. 268 S. VI: Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal, übertr. von R. Meißner. 276 S. IX: Vier Skaldengeschichten, übertr. von F. Niedner. 266 S. X: Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland, mit einer Übersichtskarte, übertr. von W. H. Vogl und Frank Fischer. 324 S. XII: Sieben Geschichten von den Ostlandfamilien, übertr. von G. Neckel. 161 S. Jena, Diederichs, 1913/14. à M. 3,50 bis M. 6. [Niedners Einleitungsband orientiert über Islands Natur, Besiedlung, heidnische Dichtung und Kultur, Bekehrung und weitere Geschichte. Hübsche Tafeln sorgen für Anschauung. Recht, Sitte, führende Persönlichkeiten und mit diesen die Lebenselemente der Saga werden fühlbar. Es war nicht leicht, in so knappem Rahmen ein derart eigenartiges Volkstum gemeinverständlich darzustellen. Eine Hilfe dazu ist es, daß sich Niedner den lapidaren Stil der Saga angeeignet hat; seine Ausdrucksweise stimmt zum Inhalt. — Durch die Übersetzungen selbst sollen uns hauptsächlich die Familiengeschichten der heidnischen und frühchristlichen Zeit nahegebracht werden. Reckenepos und Bauernbiographie haben sich da merkwürdig verbunden; eine Kraft, die sich oft zu Wildheit und Zauber steigert, wird realistisch geformt, so daß das Erhabene den Eindruck der Wirklichkeit, ja der Gewöhnlichkeit macht. Die Perlen dieser Gattung hat Niedner selbst übertragen: Egil und die vier Skaldengeschichten von Gunnlang Schlangenzunge, Björn und Thord, Kormak dem Liebesdichter und Hallfred dem Königsskalden. Es ist mächtig einherrollende Prosa. Sehr schwer muß es gewesen sein, die eingeschobenen Skaldenstrophen so klar und doch zugleich mit ihrem rhetorischen Schmuck wiederzugeben. Auch den anderen Übersetzern gebührt alle Achtung. Da und dort fällt eine Ungenauigkeit auf; so Egilsage S. 132, wo es in der Anm. 2 heißt, Alfred der Große habe die 'Einigung Englands vollendet': tat-

sächlich hatte er kaum die Hälfte des Landes vor den Skandinaviern zu retten vermocht. — Aus einer beigelegten Anzeige des Verlegers ist zu ersehen, daß die ersten 13 Bände der Sammlung 1915 vollendet sein werden. Die Fortsetzung, einschließlich der Heldenromane und Thidrekssage, soll jedoch 'nur in Angriff genommen werden, wenn der Verlag das entsprechende Interesse des Publikums für Thule findet'.]

Holländisch.

Schuchardt, H., Zum Negerholländischen von St. Thomas. S.-A. aus der 'Tijdschrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde' XXXIII (1914), 123—142.

Deutsch.

Weller, A., Die frühmittelhochdeutsche Wiener Genesis nach Quellen, Übersetzungsart, Stil und Syntax. (Palaestra 123.) Berlin, Mayer & Müller, 1914. IX, 258 S. M. 7,60.

Des Minnesangs Frühling. Mit Bezeichnung der Abweichungen von Lachmann und Haupt und unter Beifügung ihrer Anmerkungen neu bearb. von Friedr. Vogt. 2. Ausg. Leipzig, Hirzel, 1914. XVI, 459 S. M. 7.

Schneider, Karl, Zur Ausgestaltung der deutschen Sprache. Borsdorf, Hasert (1914). 160 S. M. 2,50.

Weiser, Christian, Dramen Regnerus und Ulvilda nebst einer Literaturgeschichte, hg. von Wolf von Unwerth. (Germanistische Abhandlungen, H. 46.) Breslau, Marcus, 1914. 296 S. M. 10.

Gräf, H. G., Goethe über seine Dichtungen. T. 3. Die lyrischen Dichtungen. Bd. 2. H. 1. (Des ganzen Werkes 8. Band.) Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1914. 668 S. M. 20. Geb. M. 21,50.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal von Bettine von Arnim. Neu hg. und eingeleitet von Heinz Amelung. Berlin, Bong, 1914. XXI, 574 S. M. 4.

Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur, hg. von H. Leitzmann: Nr. 5. Des Abbé de St-Réal Histoire de Dom Carlos, nach der Ausgabe von 1691 hg. von A. Leitzmann. Halle, Niemeyer, 1914. VI, 83 S. M. 1,80.

Caminade, G., Les chants des Grecs et le philhellénisme de Wilhelm Müller. Paris, Alcan, 1913. 198 S. Fr. 5.

Kilian, E., Aus der Praxis der modernen Dramaturgie. (Der dramaturgischen Blätter zweite Reihe.) München, G. Müller, 1914. 343 S.

Grillparzers Werke in 16 Teilen hg. mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Stefan Hock, mit 5 Beilagen in Gravüre und Kunstdruck und einer Faksimilebeilage. Berlin, Bong, 1914. 6 Leinenbände M. 12. Dazu ein Separatband: Gesamtregister 342 S. [Dieses ist die vollständigste Ausgabe, die von Grillparzer erschienen ist. Selbst ein so kleines Blatt in Prosa, wie das mit der Charakteristik des Kaisers Franz als 'ordinär', das bisher nur wenige glückliche Sammler vertraulich herumzeigen konnten, ist darin enthalten. Die Anordnung ist so, daß die ersten beiden Bände die Gedichte bringen, und zwar in einer vom Herausgeber geschaffenen Gruppierung, bei der 'die Einfälle und Inschriften' von 1816—71 eine merkwürdige Reihe satirischer Glossen zur Zeitgeschichte bilden. Es folgen die Dramen: nicht ganz in der Reihenfolge der Entstehung, denn die Jugenddramen sind an das Ende gerückt, als 9. Teil, aber doch so, daß die Hauptstücke die Entwicklung des Dichters markieren; die Erzählungen sind vor den Jugenddramen als zweite Hälfte von Teil 8 eingeschoben. Es folgt ein umfänglicher 10. Teil mit lauter dramatischen Plänen und Studien; dann zwei kurze mit Studien zur Philosophie und Geschichte sowie zur Ästhetik, bis 12; dann wieder ein

langer 13. mit Studien zur Literatur. Den Beschluß machen die Selbstbiographie, die Tagebücher, die Briefe und amtlichen Aktenstücke. Was die Behandlung des Textes betrifft, hat sich Hock bei Werken, die Grillparzer selbst druckte, im wesentlichen nicht an dessen Handschriften gehalten, sondern an die Ausgabe letzter Hand, was man nur billigen kann; er hat aber zur Korrektur dieser Ausgaben die Handschriften herangezogen, soweit sie ihm zugänglich wurden; leider blieben ihm diejenigen vorenthalten, die die Stadt Wien besizt. Die Textbehandlung seines Hauptvorgängers August Sauer hat Hock, wie er XVI, 383 f. andeutet, nicht genügt. Die biographische Einleitung und die reichen Anmerkungen am Schluß des 16. Teiles verraten viel Fleiß. Geradezu musterhaft aber ist der selbständig beigefügte Registerband, der zunächst die geographischen Namen verzeichnet, dann die Personen, die in Grillparzers Werken vorkommen, sowie die seiner Familie und seines Verkehrs, dann die Werke, die Grillparzer gelesen oder doch in einer Bibliothek besessen hat; dazu kommen Annalen über sein Leben, über die Theateraufführungen, Konzerte und Vorlesungen, die er nennt, und ein alphabetisches Register seiner mit Titeln versehenen Werke und Pläne. Leicht ist es jetzt, festzustellen, welche Ansicht Grillparzer über irgendeinen Schriftsteller oder Staatsmann hegte, was ihn zu einer gewissen Zeit geistig besonders beschäftigte und wie sein Gestalten mit seinem Erleben zusammenhing.]

Heilmann, D. F., Mörikes Lyrik und das Volkslied. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, 47.) Berlin, Ebering, 1913. VIII, 132 S. M. 4.

Pfeiffer, G. P., Die Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff. Berlin, Trenkel, 1914. 129 S. M. 3.

Rhyn, H., Die Balladendichtung Th. Fontanes. (Sprache und Dichtung, H. 15.) Bern, Francke, 1914. 208 S. M. 4.80.

Keller, G., Der grüne Heinrich. Roman. Studien-Ausgabe der ersten Fassung von 1854/55. Hg. von Emil Ermatinger. Bd. 1, 2. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1914. XLIII, 530; 552 S. M. 12.

Kunze, K., Die Dichtung Richard Dehmels als Ausdruck der Zeitseele. (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, H. 26.) Leipzig, Voigtländer, 1914. XV, 120 S. M. 4.

Baumgartner, A., Das erste Jahr Deutsch. Lehrbuch für französische, italienische und englische Schüler. Zürich, Orell Füssli, 1914. VIII, 224 S. Geb. M. 2,40.

Sealsfield, Ch., Das Kajütenbuch. Für den Schulgebrauch hg. von F. Eigl. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen.) Leipzig, Freytag, 1914. 184 S. M. 1,20.

Reden der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Hg. von H. Schierbaum. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen.) Leipzig, Freytag, 1914. 108 S. M. 0,90.

Calderon de la Barca, Das Leben ein Traum. Schauspiel in drei Aufzügen. Übersetzung von Gries. Hg. von R. Goldreich. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen.) Leipzig, Freytag, 1914. 130 S. M. 0,90.

Wagner, R., Der Ring des Nibelungen. Bd. 1: Das Rheingold. Die Walküre. Bd. 2: Siegfried. Götterdämmerung. Hg. von Wolfgang Golther. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen.) Leipzig, Freytag, 1914. 192, 210 S. M. 1,20 und 1,30.

Englisch.

Englische Studien. 47, 3 [A. Åkerlund, A word on the passive definite tenses. — J. Koch, Textkrit. Bemerkungen zu Chaucers *Canterbury tales*. — A. J. Tieje, The critical heritage of fiction in 1579].

Anglia, XXXVIII, 1, 2. 1914 [E. Einenkel, Die Entwicklung des engl. Gerundiums. — F. Holthausen, Nochmals die ae. Rätsel. — O. Johnsen, On some O. E. adverbs and conjunctions of time. — W. Divesmore Briggs, Studies in Ben Jonson II. — E. P. Hammond, Poet and patron in the *Falls of princes*: Lydgate and Humphrey of Gloucester. — T. S. Graves, The political use of the stage during the reign of James I. — F. Brie, William Baldwin als Dramatiker. — P. W. Long, Percy and Sidney. — E. Einenkel, Nochmals zur Fügung 'good one'. — Nachträge zum Gerundium. — O. Petersen, The *Two noble kinsmen*. — M. J. Minckwitz, Pope als Übersetzer der Ilias. II. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung. — Zu Robert Brunne, *Handling synne*. — J. de Perott, Eine portugiesische Parallele zum Heiligen-Drei-Königs-Abend. — J. H. Kern, Noch einmal zum Leidener Rätsel. — Nachträge zu Anglia XXXVII, 59 ff.].

Beiblatt zur Anglia. XXV, 4. April 1914 [Mogk: Craigie, The Icelandic sagas. — Mawer: The Vikingswieken, Die prosaische Edda. — Petry, The song of Roland, transl. by A. S. Way. — Aronstein: Berti, Gabriel Harvey. — Lüdemann, Shakespeares Parallelismus. — Ben Jonsons Poetaster and Dekker's Satiromastix. — Binz: Wolff, Shakespeare. — Ekwall: Kerol, Die metr. Unterschiede von King John und Julius Caesar. — Paulussen, Rhythmik und Technik des sechsfüßigen Jambus. — Mühe: Streißle, Personifikation und poetische Beseelung bei Scott und Burns. — Vale, Pixie Pool]. XXV, 5. Mai 1914 [Einenkel: Callaway, The infinitive in Anglo-Saxon. — David, Zur Syntax des adnominalen Genitivs in der früh-me. Prosa. — Ekwall: Wood, Some parallel formations in English. — Björkman: Stroheker, Doppelformen bei Marlowe und Kyd. — Schulze, Exmoor scolding and Exmoor courtship. — Mařik: Jacobs, Namen der Gebäude im Ae. — Michiels, Engl. Bestandteile altd. Glossen-Hss. — Borchers, Die Jagd in den me. Romanzen. — Binz: Panzer, Studien zur german. Sagengeschichte, II].

The English teachers' magazine. Vol. VI, 1912—13 [A bilinguical publication devoted to the interests of English language teaching in Japan].

Luick, K., Historische Grammatik der englischen Sprache. 2. Liefg. Leipzig, Tauchnitz, 1914. S. 145—320. M. 4.

Alexander, H., The place-names of Oxfordshire, their origin and development. With a preface by H. C. Wyld. Oxford, Clarendon Press, 1912. 251 S. 5 s. net. [Eine ausführliche Lautgeschichte geht voran; für Volksetymologie sind zahlreiche Beispiele zusammengetragen; der Einfluß normannischer Schreibung ist in einem eigenen Kapitel untersucht. Unter den Personennamen, die in den Ortsnamen stecken, fallen als sagenhaft auf: *Fin* und *Hengest*, *Garmund* und *Hrothwulf*, sowie *Wiglaf*; ferner die mythischen *Thor* und *Osa*; endlich *Hwicca*, worin Alexander eine Spur der ursprünglichen germanischen Besiedler des südöstlichen Severn-Ufers, der *Hwicas*, sieht. In manchen Fällen hat hier die Urkundenüberlieferung erlaubt, die Namenformen weit vor Doomsday-book zurückzuführen. In der Vorrede betont Wyld die Nützlichkeit solcher Ortsnamenforschung, wünscht überall auch die heutige Aussprache angegeben und fordert die lokalen Geschichtsvereine auf, sich dieser Aufgabe systematisch anzunehmen. Er hebt auch hervor, daß bei mehrgliedrigen Namen nicht immer die alte Haupttonsilbe sich erhalten hat: z. B. *Cēnulfeslǣh* > *Knowsley*, gespr. *nauzli*, oder *Cynehelmes cott* > *Kelmscott*. Deutsche Parallelen dafür sind z. B. Donaueschingen oder Friedrichroda.]

Mutschmann, H., The place-names of Nottinghamshire, their origin and development. Cambridge, University Press, 1913. XVI, 179 S. 7 s. 6 d. [Zuerst sind die alten Formen der Ortsnamen zusammengetragen, angefangen vom Doomsday-book. Dann folgt eine Liste der dadurch bezeugten Lautentwicklungen, S. 189—263. Nottinghamshire gehört zu den anglischen Grafschaften, in denen das *ī* von Wörtern wie *kniht* nicht diphthongiert

wurde. War die Diphthongierung von ī > *ei* schon erfolgt, als man noch *ih* sprach? Die Silben *er*, *ir* und *ur* wurden schon etwas früher zusammengeworfen, als man bisher gewöhnlich annahm; es geschah sehr bald nach der *r*-Modifikation *er* > *ar* im 15. Jahrhundert. Um den Übergang von *-ind(e)* zu *-ing* zu erklären, ist es nicht nötig, Analogie nach dem Verbalsubstantiv anzunehmen; *-nd* verliert nach unbetontem Vokal auch sonst sein *d*, und *-in* neigt an sich zu *-ing*; vgl. dialektisches *surtingly* < *certainly*. Mutschmann verweist dabei auf Horn, Ne. Gr. § 235. Dann werden die angelsächsischen und skandinavischen Wörter zusammengestellt, die hier in Ortsnamen erscheinen; nur wenige lateinische und französische Elemente schließen sich an. Unter den Personennamen ist die Sage nicht sonderlich vertreten; am ehesten fällt ein *Eadwacer* > *Eakring* auf, das aber fraglich ist; dagegen ist der mythische Name *Thor* als erster Bestandteil beliebt. In der Einleitung schließt M. aus der Verteilung der skandinavischen Ortsnamen auf die Art der skandinavischen Kolonisation: 'The Northern newcomers did not try to oust the original occupants of the land, but were satisfied to settle in the marshy, sandy, unattractive regions left vacant by the Anglo-Saxons', S. XVI.]

Zachrisson, R. E., Two instances of French influence in English place-names. (Studier i modern sprakvetenskap, V, 1.) Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1914. 22 S.

Beowulf nebst dem Finnsburg-Bruchstück. Übersetzt und erl. von Hugo Gering. 2. durchges. Aufl. Heidelberg, Winter, 1913. X, 123 S. M. 2.

Hicketier, F., Grendel. (Berliner Beiträge, German. Abt. Nr. 35.) Berlin, Ebering, 1914. 39 S.

Williams, Blanche Cotton, Gnomic poetry in Anglo-Saxon. Edited with introduction, notes and glossary. New York, Columbia University Press, 1914. XIII, 171 S. $ 1,50 net.

Liebermann, F., Über die Gesetze Ines von Wessex. (Mélanges d'histoire offerts à M. Charles Bémont.) Paris, Alcan, 1913. S. 21—42.

Eitle, H., Die Satzverknüpfung bei Chaucer. (Anglistische Forschungen, H. 44.) Heidelberg, Winter, 1914. XVII, 210 S. M. 5,80.

Fansler, Dean Sponill, Chaucer and the Roman de la rose. (Columbia University studies in English and comparative literature.) New York, Columbia University Press, 1914. 269 S. $ 1,50.

Rasmussen, J. K., Die Sprache John Audelays. (Laut- und Flexionslehre.) Diss. Bonn, Georgi, 1914. 90 S.

Macpherson, Ch., Meroure of wisdome Johannis de Irlandia. Habilitationsschrift. Edinburgh, The Darien Press, 1914. 36 S.

Bruce, J. Douglas, The development of the Mort Arthur theme in mediaeval romance. From the Romanic Review IV, 4. October-December 1913. S. 402—71.

Delcourt, Joseph, Essai sur la langue du Sir Thomas More d'après ses œuvres Anglaises. Paris, Didier, 1914. XXVIII, 471 S. Fr. 12. [Der gelehrte französische Anglist baut seine Studie auf einer sorgsamen Bibliographie von Mores englischen Werken auf, stellt den Wert der Ausgabe von 1557 klar, findet den Drucker von 1557 etwas frei in der Orthographie, aber im allgemeinen verläßlich betreffs Inhalt und Wortwahl, und erhärtet dies durch mehrere synoptisch gedruckte Proben. Auch teilt er die sämtlichen Briefe des More mit, die sich im Original erhalten haben. Dann hebt er aus den Texten die Besonderheiten hervor, die er in lautlicher und flexivischer Hinsicht beobachtet, geht aber auch auf die Syntax ein, die Wortbildung, die Kunstmittel des Nachdrucks, Humors u. dgl. Er weiß gut Bescheid in der deutschen Forschung und erwähnt die Freiburger Dissertation von Grünzinger (1908) über dasselbe Thema. Über den mehr traditionellen als phonetischen Charakter der Reime gibt er sich keiner Täuschung hin. Von

den altertümlichen und den neugebildeten Wörtern des More verzeichnet er eine lange Liste; sie soll nicht dessen individuellen Wortschatz, sondern nur den seiner Zeit markieren, denn Delcourt findet die anderen Engländer der Früh-Tudorzeit noch zu wenig untersucht, als daß sich bereits die Verdienste eines einzelnen herausschälen ließen. Bausteine für künftige Untersuchungen solcher Art will er liefern, und in reichlicher Menge hat er dies getan. In einer Anmerkung wird gegen Kluges Ansicht polemisiert, das Englische des frühsechzehnten Jahrhunderts sei bereits modernes Englisch.]

The Malone Society reprints 1913. Look about you. 1600. — The contention between Liberality and Prodigality. 1602. — Alarum for London. 1602. — The wit of a woman. 1604. — Clyomon and Clamyders. 1599.

Zachrisson, R. E., Shakespeares uttal. (Studier i modern sprakvetenskap. V, 2.) Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1914. S. 27—43.

Schmidt, Johannes E., Shakespeares Dramen und sein Schauspielerberuf. Berlin, Hofmann, 1914. 257 S. M. 3,60.

Pellissier, Georges, Shakespeare et la superstition Shakespearienne. Paris, Hachette, 1914. 303 S. Fr. 3,50.

Meißner, J., Jung-Shakespeare. Wien, Konegen, 1914. VIII, 284 S. M. 6.

Chambrun, The Countess de, The Sonnets of William Shakespeare. New light and old evidence. Illustrated. New York and London, Putnam, 1913. XII, 276 S.

Shakespeare, As you like it, ed. by F. W. Holme. London, Methuen (1914). XL, 119 S. 2 s. 6 d. [Kommentierte Ausgabe mit Einleitung, die für die älteste Datierung 1599 spricht und die nächstverwandten Teile von Lodges 'Rosalied' im Abdruck mitteilt. Die Anspielung auf den 'dead shepherd' Marlowe und dessen Ausspruch 'Who ever loved, and loved not at first sight' A. III, Sz. 5, V. 80 ist nicht zur Datierung mit verwandt. In der Anmerkung dazu fehlt auch der Vermerk, daß Marlowes 'Hero', woraus der Vers stammt, gerade 1598 veröffentlicht wurde. Dafür hebt H. die Charaktere hervor, die Shakespeare zur Quelle hinzufügte: Touchstone ist ihm von den komischen Gestalten Shakespeares die komplizierteste, Jacques der italienische Engländer, die Bauern William und Aubray ein milder Protest gegen die Künstlichkeit der Pastoralkomödie. Über die eingelegten Musikstücke hätte man gern noch etwas mehr erfahren.]

Quellen zu König Lear, hg. von R. Fischer. (Shakespeares Quellen in der Originalsprache und deutsch hg. im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Bdch. 1.) Bonn, Marcus & Weber, 1914. 183 S.

Shakespeare in deutscher Sprache. Hg. von F. Gundolf. Bd. IX. Hamlet, Macbeth, König Lear. Berlin, Bondi, 1914. 389 S. M. 6, geb. M. 7,50.

Downing, Charles, Shakespeare as Pan-Judge of the world. Stratford-on Avon, Shakespeare-Press, 1914. 68 S. 2 s. net.

Jonson, Ben, The magnetic Lady or humors reconciled. Ed. with introduction, notes and glossary by H. W. Peck. Thesis. (Yale studies in English, XLVII.) New York, Holt, 1914. XXXVI, 232 S. $ 2.

Winther, F., Das gerettete Venedig. Eine vergleichende Studie. (University of California publications.) Berkeley, University of California press, 1914. 160 S. M. 4.

May's, Thomas, Tragedy of Julia Agrippina, Empresse of Rome, nebst einem Anhang: die Tragödie 'Nero' und Thomas May, von F. Ernst Schmid. (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, Bd. 43.) Louvain, Uystpruyst, 1914. 217 S. M. 16 (M. 20 für Nicht-Subskribenten).

Sampson's, William, 'Vow breaker', hg. von Hans Wallrath (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, Bd. 42.) Louvain, Uystpruyst, 1914. 82 S. M. 6,40 (M. 8 für Nicht-Subskribenten).

Eichler, A., Schriftbild und Lautwert in Charles Butlers English Grammar (1633, 1634) und Feminin 'Monarchi' (1634). (Neudrucke frühneuengl. Grammatiken, Bd. 4, 2.) Halle, Niemeyer, 1913. IV, 134 S. M. 6.

Horten, F., Studien über die Sprache Defoes. Nebst einem Anhang. Bonn, Hanstein, 1914. XIV, 238 S.

Pope, Essay on man, ed. by A. H. Thompson. Cambridge, University Press, 1913. XL, 87 S. [Inhalt in klarer Gruppierung, äußere Entstehungsgeschichte, Anmerkungen über schwierige Einzelstellen, da sich Pope öfters zu wortkarg ausgedrückt hat.]

Müller, Engelbert, Englische Lautlehre nach James Elphinston (1765, 1787, 1790). (Anglistische Forschungen, H. 43.) Heidelberg, Winter, 1914. XII, 272 S. M. 7,20.

Burke, E., Thoughts on the cause of the present discontents. Ed. by W. Murison. (Pitt Press series.) Cambridge, University Press, 1913. VI, 163 S. 2 s. 6.

Lamb, Charles, Essays of Elia. Ed. by A. Hamilton Thompson. 1. Series. (Pitt Press series.) Cambridge, University Press, 1913. XXIV, 336 S. 2 s. 6.

Lamb, The last essays of Elia, ed. by A. H. Thompson. Cambridge, University Press, 1913. XXIV, 303 S. [Die Sammlung von 1833 ist hier abgedruckt. Die Einleitung bietet einige bekannte Dinge über Lamb und einige wenig beachtete über die Textgeschichte seines Elia, die dem Buche auch für Forscher Wert verleihen. In einem Anhang sind die Stellen verzeichnet, durch die sich die Sammelausgabe von 1833 von den früheren Einzeldrucken unterscheidet. Der Kommentar dient wieder dem Bedürfnis der Studierenden, die praktisch orientiert, aber nicht mit Gelehrsamkeit überladen sein wollen. Auch fehlt es nicht an einer warmen ästhetischen Würdigung von Lambs Verdiensten.]

Stahl, E. L., Das englische Theater im 19. Jahrhundert, seine Bühnenkunst und Literatur. (Siepers Kultur des modernen England, 5.) München, Oldenbourg, 1914. X, 258 S. [Ein sachkundiges und wohlgeschriebenes Buch. Voran steht eine Beschreibung der englischen Theaterbesucher; sie werden niedrig eingeschätzt; es gehörte im 19. Jahrhundert bei den bestgebildeten Engländern nicht zur Sitte, ins Theater zu gehen; der Plebs, der armen und der reichen, blieb es überlassen, ihren Geschmack den Darstellern und Dichtern aufzudrängen — dies war der Keim aller Übel. Theater und Literatur sind dabei stark auseinandergefallen; die Schauwut herrschte, und gefügige Dramenschreiber hatten ihr zu dienen. Die Stücke der Dichter, die sich über diese Schicht sensationeller Gewöhnlichkeit erhoben, von Walter Scott bis herab zu Tennyson, werden in einem eigenen Kapitel besprochen und jeder mit wenigen Strichen charakterisiert. Im Kapitel über die Theaterleiter kommen Kean und Phelps am besten weg, ihre Shakespeareleistungen boten dazu einen geeigneten Maßstab. Unter den Schauspielern ist Irving am meisten gewertet, was er durch Noblesse und durch eine eigene Art von Doppelstil auch verdiente. Den lebendigsten und freiesten Eindruck macht das Kapitel über das 'Unterhaltungsstück', in dem die echt englischen Formen des Stichodramas, der Posse, der Tagessatire, der musikalischen Extravaganza und des Pferdestückes zu Worte kommen. Shaw als eine Erscheinung, die wesentlich bereits dem 20. Jahrhundert angehört, wird nur gestreift. Das neuirische Poesiedrama gehörte bereits nicht mehr in Stahls Rahmen.]

Bendz, E., The influence of Pater and Matthew Arnold in the prose-writings of Oscar Wilde. Gothenburg, Wettergren & Kerber; London, Grevel, 1914. 114 S.

Frisch, G. A., Der revolutionäre Roman in England. Seine Beeinflussung durch Rousseau. Diss. Freiburg i. B. Pforzheim, Knoblauch, 1914. 58 S.

Walter-London, H. A., Die neuere englische Sozialpolitik. (Die Kultur des modernen England, 6.) München u. Berlin, Oldenbourg, 1914. XXIV, 179 S. M. 4.

Fuchs, Adele, Henry Lawson, ein australischer Dichter. (Wiener Beiträge, 43.) Wien u. Leipzig, Braumüller, 1914. 100 S. M. 3.

Klein, W., Der Dialekt von Stokesley in Yorkshire, North-Riding. (Palaestra 124.) Berlin, Mayer & Müller, 1914. XII, 250 S. M. 8.

Wirth, A., Tod und Grab in der schottisch-englischen Volksballade. Eine Studie zum Volkslied. Wissenschaftl. Beigabe zum 32. Jahresbericht des Herzogl. Karls-Realgymnasiums zu Bernburg, Ostern 1914. 47 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition:

Vol. 4472. B. Shaw, Plays: pleasant and unpleasant.
„ 4473. H. Rider Haggard, The wanderer's necklace.
„ 4474. T. Hopkins, The romance of fraud.
„ 4475. Dorothea Gerard, The waters of Lethe.
„ 4476. H. G. Wells, An Englishman looks at the world.
„ 4477. F. Frankfort Moore, The Ulsterman.
„ 4478. M. Pemberton, Two women.
„ 4479. J. London, The son of the wolf.
„ 4480. E. J. Benson, Dido the second.
„ 4481—82. Baroness Orczy, Unto Caesar.
„ 4483—84. C. N. and A. M. Williamson, It happened in Egypt.
„ 4485. B. M. Croker, Lismoyle, an experiment in Ireland.
„ 4486. E. J. Hardy, Still happy though married.
„ 4487. Mrs. Belloc Lowndes, The end of her honeymoon.
„ 4488. B. Shaw, Getting married and the shewing-up of Blanco Posnet.
„ 4489. B. Shaw, The doctor's dilemma and the dark lady of the sonnets.
„ 4490. G. Moore, Hail and farewell. Vale.
„ 4491. H. A. Vachell, Quinneys.

Ellinger, J., und Butler, A. J., Percival, englisches Unterrichtswerk für Realgymnasien. 1. Teil (für die III. Klasse). First English book. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1914. 162 S. K. 2,40.

Seidel, A., Englisch. Analytischer Teil. (Reform-Methode Seidel.) Berlin, Friedberg & Mode, 1914. 310 S. M. 6.

Uebe-Müller, Grammatik der englischen Sprache für Handelsschulen. 2., verbesserte Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. VIII, 200 S. M. 2,60.

Krüger, G., Die wichtigsten sinnverwandten Wörter des Englischen. 2. Aufl. Dresden u. Leipzig, Koch, 1914. 78 S. M. 1.

Krüger, G., Schlüssel zum Deutsch-englischen Übungsbuch nebst stilistischen Anweisungen. 2. verb. Aufl. (Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen, T. 5.) Leipzig, Freytag, 1914. 138 S. M. 2,50.

Becker, G., Rühl, E., Sievers, R., A first English reader mit Elementargrammatik und Übungsstoffen für den Anfangsunterricht. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1914. 176 S.

Shakespeare, W., As you like it. A comedy. Für den Schulgebrauch hg. von F. Eigl. Mit 1 Titelbild. (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1913. 135 S. M. 1,20.

Shakespeare, W., The life of King Henry V. Für den Schulgebrauch hg. von Phil. Aronstein. (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1913. 206 S. M. 1,60.

Shakespeare, W., The tragedy of King Lear. Für den Schulgebrauch hg. von G. Kohlmann. Mit 1 Titelbild. (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1914. 128, 37 S. M. 1,50.

Mecleod, Mary, The Shakespeare story-book. Ausgewählt und für den Schulgebrauch bearb. von F. H. Schild. (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1914. 142 S. M. 1,20.

Byron, Childe Harold's pilgrimage. Ed. by A. Hamilton Thompson. (Pitt Press series.) Cambridge, University Press, 1913. XXII, 286 S. 2 s. 6.

Scott, Sir Walter, Peveril of the peak. Retold for boys and girls by Alice J. Jackson. Bearb. und hg. von A. Batereau. (Schulbibliothek franz. und engl. Prosaschriften, II, 66.) Berlin, Weidmann, 1914. VI, 148 S. M. 1,60.

Lubbock, P., A book of English prose. Part II. Arranged for secondary and high schools. Cambridge, University Press, 1913. VIII, 181 S. 2 s.

Marryat, Captain, Masterman Ready. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch hg. von M. Lederer. (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1913. 156 S. M. 1,50.

Bennett, A., and Edward Knoblauch, Milestones. A play in three acts. Bearb. und hg. von H. Gade. (Schulbibliothek franz. und engl. Prosaschriften, Abt. II, 65.) Berlin, Weidmann, 1914. XVII, 117 S. M. 1,40.

English history from 1199 to 1342. Nach J. R. Greens Short history of the English people. Hg. von A. Madert. (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1914. 119, 37 S. M. 1,50.

Knocke, H., and E. Codd, Guide to English conversation and correspondence. 4th Ed. B. Hannover-List u. Berlin, Meyer, 1914. XII, 256 S. M. 3.

Baumgartner, A., Testo italiano per lo studio della corrispondence commerciale inglese. Zurigo, Orell Füssli, 1914. VII, 154 S. Fr. 2,80.

Romanisch.

Romania p. p. M. Roques. No 169, janv. 1914 [A. Jeanroy, *Le Débat du Clerc et de la Damoiselle*, poème inédit du XIVe siècle. — A. Långfors, Notice du manuscrit français 17068 de la Bibl. nationale. — E. Philipon, Suffixes romans d'origine prélatine. — A. Thomas, Variétés etimolojiqes. — Mélanges. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique]. — No 170, avril 1914 [J. Anglade, Nostradamica, II. — G. Bertoni, Il *Pianto* provenzale in morte di Re Manfredi. — L. Constans, Une traduction française des *Héroïdes* d'Ovide au XIIIe siècle. — E. Faral, Une source latine de l'histoire d'Alexandre: la *Lettre sur les merveilles de l'Inde*. — A. Långfors, *Le Dit des hérauts*, par Henri de Laon. — A. Parducci, Le *Mystère de Suzanne* et la décoration de quelques livres d'heures imprimés. — Mélanges. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes. LVII, fasc. I-II, janv.-mai 1914 [A. Dauzat, Glossaire étymologique du patois de Vinzelles (suite). — Bibliographie. — Correspondance].

The Romanic Review, ed. by H. A. Todd and R. Weeks. IV, 4, oct.-dec. 1913 [J. de Perott, The Mirrour of Knighthood. — J. Douglas Bruce, The development of the Mort Arthur theme in medieval romance. — Douglas L. Buffum, The sources of the *Roman de la Violette*. — Ol. Johnston, Old french *estovoir*. — E. H. Tuttle, Phonological contributions. — Reviews. — Notes and News]. — V, 1, jan.—march 1914 [H. R. Lang, Notes on the metre of the Poem of the Cid. — J. P. Wickersham Crawford, Notes on the tragedies of Lupercio Leonardo de Argensola. — Olin Moore, The young king, Henry Plantagenet, in Provençal and Italian Literature. — R. S. Crane, An Irish analogue of the Legend of Robert the Devil. — H. F. Muller, The use of the plural of reverence in the letters of Pope Gregory I. — J. S. P. Tatlock, Another parallel to the first canto of the *Inferno*. — Ph.

M. Hayden, A note on the ellipsis of *y* before *Irai*. — F. Anderson, Old french ẹ and ę. — Reviews. — Notes and News. — Obituary].

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller. XXXV, 1. Ausgeg. im Mai 1914 [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, X. Band: Sursettisch, Sutsettisch. Erste Lieferung, 320 S.].

Les Mabinogion du 'Livre rouge' de Hergest avec les variantes du 'Livre blanc' de Rhydderch, traduits du gallois avec une introduction, un commentaire explicatif et des notes critique par J. Loth. Edition entièrement revue, corrigée et augmentée. 2 voll. Paris, Fontemoing & Cie, 1913. 436, 478 S.

Bibliotheca romanica. Straßburg, Heitz & Mündel (o. D.). Die Nummer, etwa 5 Druckbogen, M. 0,40 (cf. *Archiv* CXXI, 260):

Nr. 203—4. Bibliothèque française: Œuvres de P. de Ronsard. Odes, Veme livre. Edition publiée d'après le texte de 1578 par H. Vaganay. 128 S.

Nr. 205. Bibl. française: La petite bourgeoise, poème satirique de l'an 1610. Mit Einleitung (12 S.) von M. Löpelmann. 51 S.

Nr. 206—7. Bibl. italiana: Opere del Metastasio, Ezio. Mit Einleitung (29 S.) von C. Battisti. 96 S.

Nr. 208—10. Bibl. española: Representaciones de Juan del Encina. Mit Einleitung (16 S.) von E. Kohler. 206 S.

Nr. 211—12. Bibl. italiana: Opere di Ugo Foscolo. Ultime lettere di J. Ortis. Mit Einleitung (4 S.) von Giov. Tecchio. 158 S.

Nr. 213. Bibl. italiana: Opere di Ugo Foscolo. Dei Sepolcri; le Grazie. Mit Einleitung (4 S.) von Giov. Tecchio. 79 S.

Nr. 225—27. Bibl. française: Œuvres de Molière. L'école des femmes; La critique; L'impromptu; Le remerciement au Roy. Mit Einleitung (36 S.) von F. Ed. Schneegans. 196 S.

Erian, J.-B., Pourquoi les Pères de l'Eglise ont condamné le théâtre de leur temps. Paris, Champion, 1914. 93 S. [Eine nützliche Zusammenstellung und Klassifizierung der Angriffe, die in der patristischen Literatur gegen das Theater gerichtet werden.]

Saroïhandy, J., Vestiges de phonétique ibérienne en territoire roman. Etude de géographie linguistique. Extrait de la 'Revue intern. des Etudes basques', VII, 4, 1913. 23 S. [Diese sehr interessante Darlegung ist von einer Karte des pyrenäischen Gebietes begleitet, das sich vom aragonischen Benasque bis nach Bayonne erstreckt. Der Westen dieses Gebietes, von Mauléon in der Soule bis zum Ozean, ist noch heute baskisch, während östlich davon, im Norden und im Süden der Pyrenäen, in Bearn wie in Aragon, romanisch gesprochen wird. In diesen bearnisch-aragonischen Hochtälern findet sich eine Behandlung der lat. stimmlosen Tenues, die unromanischen Charakter hat und von Saroïhandy in überzeugender Weise auf baskische, d. h. iberische Lautung zurückgeführt wird. Dieser unromanische Charakter besteht darin, daß intervokales *p t k* nicht sonorisiert erscheint (scopa > *escupa*; natale > *natau*; plicare > *plcca*), während die Sonorisierung nach Sonanten eintritt (monte > *monde* usw.). Dieser Lautstand verbindet heute noch die nordsüdlichen Abhänge der Zentralpyrenäen. Er ist auch in den lateinischen Lehnwörtern des Baskischen nachweisbar. Freilich ist es schwierig, das Alter dieser Lehnwörter zu bestimmen. Doch wirkt auch so die Koinzidenz überzeugend, und es erscheint der Nachweis gelungen, daß in diesem Überrest bearnisch-aragonischer Behandlung der lateinischen *p t k* das alte ethnische Substrat des aquitanischen Romanisch durchbricht und uns einen alten Zug des mit 'iberischem Akzent' ausgesprochenen Latein offenbart. Dieser Zug ist freilich im Verschwinden begriffen. Aus dem Tiefland, aus Pau und Tarbes, aus Huesca und Barbastro, dringt das ausgeglichene Romanisch der Städte in die Hochtäler

herauf und zwingt die *p t k* - Wörter in die gemeine Bahn. — Leider bedient sich der Verfasser keiner phonetischen Umschrift, so daß der Lautwert seiner Buchstaben öfters unklar ist.]

Cocchia, E., La vita di San Mummoleno ovvero la tradizione più antica intorno al uso del latino volgare nelle Gallie. Memoria letta alla R. Accademia di Archeologia, Lettre e Belle Arti di Napoli. (Estr. dagli *Atti della R. Acc.* Nuova serie, Vol. III, p. 35—52.) Napoli, Tipografia Cimmaruta, 1914. [Keiner, der sich mit der berühmten Stelle der Biographie des Athleten Gottes Mummolenus, Bischofs von Noyon und Tournay, um 660, beschäftigt, wird diese zwanzig Seiten ungelesen lassen dürfen. Auch wenn sie ihn nicht überzeugen, so lehren sie ihn doch manches. Darin gebe ich Cocchia recht, daß die beiden Versionen I: *praevalebat non tantum in theutonica sed etiam in romana lingua*, und II: *et latina et teutonica praepollebat facundia* durchaus das Nämliche sagen, was insbesondere aus der Bemerkung erhellt, die in Version II über die Sprachverhältnisse der Bistümer Noyon und Tournay folgt und die ich so verstehe und übersetze:[1] 'Die Kirche von Noyon braucht nämlich für das Volk (*vulgariter*) die romanische und die Kirche von Tournay größtenteils die deutsche Sprache. Indessen erkennt man deutlich (*dinoscitur*), daß jede der beiden Sprachen der gelehrteren lateinischen Redeweise — gleichsam als besonderes Gnadengeschenk — vollständig gewachsen ist.' Der eigentümliche Reiz dieser Stelle liegt weniger darin, daß sie die Existenz der Vulgärsprachen und ihre Verwendung durch die Kirche bezeugt,[2] als daß sie ihre Ebenbürtigkeit — neben der lateinischen — als Sprachen des christlichen Heils behauptet und damit uns ahnen läßt, wie sehr die Frage nach der gottesdienstlichen Würdigkeit der Volkssprachen die fränkische Kirche beschäftigte. Diese Stelle leuchtet hinein in die Meinungsverschiedenheiten und die Diskussionen der damaligen Homiletik, in denen die Konzilien des neunten Jahrhunderts mit ihren Beschlüssen (*ut homilias quisque aperte transferre studeat in rusticam romanam linguam aut theotiscam*) so entschieden Stellung genommen haben. Gehört nicht in diese Zeit auch die *Vita Mummoleni* der ausführlicheren Redaktion?]

Jud, J., und Spitzer, L., Zur Lokalisierung des sog. 'Capitulare de villis'. S.-A. aus 'Wörter und Sachen', Bd. VI (1914), 116—140.

Baist, G., Zur Interpretation der 'Brevium exempla' und des 'Capitulare de villis'. S.-A. aus 'Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wissenschaftsgeschichte', XII. Berlin, W. Kohlhammer, 1914. 51 S.

Ulrix, Dr. E., Over Taalgeographie. Sonderdruck aus den Verhandlungen des zweiten flämischen Philologentages zu Gent im September 1913. Sint-Amandsberg, L. Verhaeghe & Zonen, 1913. 21 S.

Voretzsch, K., Die romanische Philologie und das Studium des Französischen. Ein Beitrag zu der Frage nach den Beziehungen zwischen Universität und Schule. Vortrag, gehalten auf dem XVI. deutschen Neuphilologentag zu Bremen. Halle, Niemeyer, 1914. 32 S.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLII, 2 u. 4. Der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft. — XLII, 5 u. 7. Der Abhandlungen drittes und viertes Heft [Ph.-A. Becker, Marots Leben: IV. Wieder in Gnaden, 1537—40; V. Das Lebensende, 1540

[1] Der Text ist bequem nachzuschlagen bei Rajna in den *Mélanges Wilmotte*, 1910. p. 545. Ich bleibe bei *sicut* und halte die Emendation Novati's (*si cui*) nicht für nötig.

[2] Das tun ja sicher datierte Konzilsbeschlüsse seit 813 schon.

bis 1544. — W. Suchier, Das Problem des französischen Verses. — H. Heiß, Die Form der Cantefable. — E. Mahn, Chiastische Reimpaare im Altfranzösischen]. — XLII, 6 u. 8. Der Referate und Rezensionen drittes und viertes Heft.

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande p. p. la rédaction du Glossaire. Treizième année 1914, No 1—2. Zürich, Bureau du Glossaire [L. Gauchat, Le Glossaire des patois de la Suisse romande, notice historique. — E. Muret, Enquête sur les noms de lieu et les noms de famille. Cf. *Archiv* CXXXII, 251].

Die Lieder Raouls von Soissons, hg. von E. Winkler. Halle, Niemeyer, 1914. IX, 95 S. M. 3.

Aeneas Sylvius, Eurialus und Lukrezia, übersetzt von Octovien de St-Gelais, nebst Bruchstücken der Anthitus-Übersetzung. Mit Einleitung und Glossar hg. von Elise Richter. Halle, Niemeyer, 1914. LXIII, 189 S.

Das Pariser Reformationsspiel von 1524. Ausgabe in Lichtdruck nach dem Exemplar der Marienbibliothek zu Halle. Mit einer Einleitung von K. Voretzsch. Halle, Niemeyer, 1913. 8 S. Einleitung, 7 S. Faksimiledruck sowie ein Titelkupferblatt.

La traduction française du Manuel d'Epictète d'André de Rivaudeau au XVIe siècle, publiée avec une introduction par Léontine Zanta. Paris, Champion, 1914. 174 S. Fr. 4. [Der poitevinische Edelmann Rivaudeau hat 1576 *La doctrine d'Epictète Stoïcien, comme l'homme se peut rendre vertueus, libre, heureus et sans passion, traduitte du Grec* mit *Observations et interprétations du même aucteur sur les plus obscurs passages* erscheinen lassen, nachdem ihm als Übersetzer A. du Moulin (1544) vorangegangen war. Der Neudruck der Rivaudeauschen Übertragung füllt p. 89—164 dieser Schrift, die in einem ersten Teil ausführt, wie Rivaudeaus *Doctrine d'Epictète* sich als bedeutsames Glied einfügt in die Entwicklung der stoischen Gedankenwelt im 16. Jahrhundert, welche die Verfasserin in einer oben verzeichneten Arbeit dargestellt hat.]

Prince de Ligne. Lettres à la marquise de Coigny. Ed. du centenaire p. H. Lebasteur. Paris, Champion, 1914. XXIX, 96 S.

Œuvres inédites d'André Chénier publiées d'après les manuscrits originaux. Paris, Champion, 1914. XL, 292 S. Fr. 7.50.

Fabeln von Charles Richet, in deutscher Nachdichtung von A. Hoche und R. Berger. Mit einem Briefe Sully Prud'homme's an Ch. Richet. Berlin, Gebr. Paetel, 1914. 148 S.

Nitze, W. A., The Romance of Erec son of Lac. S.-A. aus 'Modern Philology' XI (1914), No 4, April. 45 S.

Foulet, L., Le roman de Renard. Paris, Champion, 1914. 574 S. Fr. 13. (Bibliothèque de l'Ecole des Hautes Etudes, 211e fascicule.)

Wulff, A., Die frauenfeindlichen Dichtungen in den romanischen Literaturen des Mittelalters bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Halle, Niemeyer, 1914. X, 199 S. M. 6. *Romanistische Arbeiten*, hg. von C. Voretzsch, Nr. IV.

Belz, Dr. G., Die Münzbezeichnungen in der altfranzösischen Literatur. Straßburger Dissertation. Straßburg, Du Mont-Schauberg, 1914. X, 87 S.

Lefranc, A., Grands écrivains français de la Renaissance. Paris, Champion, 1914. II, 414 S. [Der schmucke Band vereinigt sechs Aufsätze, die bisher zerstreut gedruckt waren. Ihre Ergebnisse, die über einzelne Forschungsgebiete ganz neues Licht verbreitet haben, sind allen denen wohlbekannt, die sich mit dem 16. Jahrhundert beschäftigen. Doch freut man sich, die sechs Studien hier zusammen zu haben: *Le roman d'amour de Cl. Marot* — *Le platonisme et la littérature en France à l'époque de la Renaissance* — *Marguerite de Navarre et le platonisme* — *Le Tiers livre du*

'Pantagruel' et la querelle des femmes — Jean Calvin et le texte français de son 'Institution chrétienne' — La Pléiade au Collège de France.]

Kunkel, Dr. Clara, Leben und Werk Charles Cotins. Königsberger Dissertation. Straßburg, Heitz, 1914. VII, 151 S.

Wechßler, E., Über den Witz (das Witzwort, *le mot pour rire*) aus Anlaß Molières. Heidelberg, Winter, 1914. 58 S. (S.-A. aus der Festschrift zum XVI. Neuphilologentag in Bremen vom 1.—4. Juni 1914.)

Honigsheim, Dr. P., Die Staats- und Soziallehren der französischen Jansenisten im 17. Jahrhundert. Heidelberg, Pfeffer, 1914. 226 S. [Ist ein Teildruck aus einem größeren Werke, das den Titel 'Vorgeschichte der französischen Aufklärung' tragen soll.]

Körding, H., Chateaubriand als Versdichter. Berlin, Ebering, 1913. 175 S. ('Romanische Studien', Heft XIV.)

Schiebries, Fr., V. Hugos Urteile über Deutschland. Königsberger Dissertation. Königsberg, Hartungsche Druckerei, 1914. 87 S.

Franke, C., Emile Zola als romantischer Dichter dargestellt an seinen Beziehungen zu V. Hugo. 'Marburger Beiträge zur roman. Philologie', hg. von E. Wechßler, Heft XIII. Marburg, Ebel, 1914. 100 S.

Duchon, P., La vraie chanson de Monsieur de La Palisse. S.-A. aus dem 'Bulletin de la Société d'émulation du Bourbonnais'. Moulins, E. Auclaire, 1914. 23 S.

Franceillon, C., Französische Grammatik. Berlin u. Leipzig, Göschen, 1914. 150 S. Geb. M. 0,90. (Sammlung Göschen.)

Nyrop, Kr., Grammaire historique de la langue française. Tome premier, troisième édition revue et augmentée. Leipzig, Harrassowitz, 1914. X, 550 S. M. 8. [Diese neue Auflage hat eine sorgfältige Durchsicht erfahren. Manche Paragraphen sind neu gefaßt. Die Vorrede stellt die hauptsächlichsten Änderungen zusammen. Der äußere Umfang des vortrefflichen Buches ist der nämliche geblieben.]

Staaf, E., Etude sur quelques problèmes de phonétique française. S.-A. aus 'Språkvetenskapliga Sällskapets; Upsala Förhandlingar' 1910/12. 43 S. [Voyelles libres et voyelles entravées. — La réduction des groupes de consonnes.]

Dictionnaire phonétique de la langue française, complément nécessaire de tout dictionnaire français par H. Michaelis et P. Passy. Avec préface de Gaston Paris. Deuxième édition. Hannover u. Berlin, G. Prior, 1914. XXIII, 324 S. Brosch. M. 5. Geb. M. 6.

Nyrop, Kr., Manuel phonétique du français parlé, traduit et remanié p. E. Philipot. Troisième édition revue et corrigée. Leipzig, Harrassowitz, 1914. VIII, 192 S. M. 3,25. [Über die zweite Auflage dieses wertvollen Hilfsmittels hat hier CX, 239 A. Tobler referiert.]

Staaff, E., Le développement phonétique des suffixes *-abilis* et *-ibilis* en français. S.-A. aus 'Studier i modern Språkvetenskap utg. av Nyfil. Sällskapet i Stockholm', V. 5. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1914. p. 117—130.

Bröndal, V., Notes d'étymologie romane. 1. Le problème *faîte*-first-fastigium. — 2. L'évolution sémantique du fr. *fol*. S.-A. aus 'Nordisk Tidsskrift for Filologi', Kopenhagen, 3. Bd., 1914. 28 S.

Hubschmied, J. U., Zur Bildung des Imperfekts im Frankoprovenzalischen. Die *v*-losen Formen mit Untersuchungen über die Bedeutung der Satzphonetik für die Entwicklung der Verbalformen. 58. Beiheft zur 'Zeitschrift f. rom. Philologie'. Halle, Niemeyer, 1914. X, 160 S. M. 5,50.

Lorck, E., Passé défini, imparfait, passé indéfini. Eine grammatisch psychologische Studie. Heidelberg, Winter, 1914. 73 S.

Beutler, M., Der Wortschatz in E. Rostands Dramen. Eine stilistische Untersuchung. Halle, Niemeyer, 1914. VIII, 85 S. M. 2.

Schmidt, W. Fr., Die spanischen Elemente im französischen Wortschatz. 54. Beiheft zur 'Zeitschr. f. rom. Philologie'. Halle, Niemeyer, 1914. XV, 210 S. M. 8.

Soltmann, H., Syntax der Modi im modernen Französisch. Halle, Niemeyer, 1914. VII, 266 S. M. 7.

Die französische Sprache der Gegenwart (Laute, Wörter, Sätze, Mittel des sprachlichen Ausdrucks), dargestellt von Prof. Dr. Ch. Glauser und Oberlehrerin Anna Curtius. Teil I: Laut- und Wortlehre. Heidelberg, Winter, 1914. XVIII, 333 S. Geb. M. 4.

Streuber, Dr. A., Beiträge zur Geschichte des französischen Unterrichts im 16. bis 18. Jahrhundert. I. Die Entwicklung der Methoden im allgemeinen und das Ziel der Konversation im besonderen. 'Romanische Studien', Heft XV. Berlin, Ebering, 1914. 169 S.

Grießler, M., Der freie Aufsatz im Französischen. Wien u. Leipzig, F. Deuticke, 1914. VIII, 124 S. Geb. M. 2,80.

Provenzalisch.

Friedwagner, M., Troubadours und Minnesang. S.-A. aus dem 'Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts' in Frankfurt a. M. 1913. 23 S.

Voßler, K., Der Trobador Marcabru und die Anfänge des gekünstelten Stils. Aus den 'Sitzungsberichten der kgl. bayrischen Akademie der Wissenschaften', Jahrg. 1913. 65 S.

Italienisch.

Bulletin italien. XIV, 1, janv.-mars 1914 [C. Dejob, Les dialogues dans la Divine Comédie, 2e et dernier article. — R. Cessi, La congiura di Stefano Porcari, 3e et dern. article. — R. Sturel, Bandello en France au XVIe siècle, 3e art. — G. Bourgin, Chateaubriand et l'Italie en 1814. — M. Roy, Les femmes dans l'œuvre de Fogazzaro. — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique]. — XIV, 2, avril-juin 1914 [F. Neri, 'Io son venuto al punto della rota'. — C. Dejob, L'*Orlando innamorato* et l'*Orlando furioso* (1er art.). A. Morel-Fatio, Dialogue entre Charon et l'âme de P.-L. Farnese. — M. Roy, Les femmes dans l'œuvre de Fogazzaro (2e art.). — Bibliographie. — Chronique]. — XIV, 3, juillet-septembre 1914 [J. Martin, Un saint de l'humanisme: le bien heureux Battista Spagnoli dit Mantovano, général des Carmes. — Die Artikel von Dejob, Sturel und Roy werden fortgesetzt. — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique].

Boccaccio, G., Il Decamerone, nel quale si contengono cento novelle, in dieci dì dette da sette donne e da tre giovani uomini: esposte e illustrate per le persone colte e per le scuole da M. Scherillo. Milano, Hoepli, 1914. LXXV, 617 S. Lire 4. [Gehört zur *Biblioteca classica Hoepliana*, auf deren treffliche Einrichtung und Ausstattung hier wiederholt hingewiesen worden ist, cf. *Archiv* CXXVII, 270, 494.]

Stiefel, H., Die italienische Tenzone des 13. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zur provenzalischen Tenzone. Halle, Niemeyer, 1914. XIII, 151 S. M. 5. *Romanistische Arbeiten*, hg. von C. Voretzsch. Nr. V.

Wagner, M. L., Il malocchio e credenze affini in Sardegna. S.-A. aus 'Lares, Bullettino della Soc. di etnografia italiana', II, 129—50. Roma, E. Loescher, 1913. 22 S.

Voßler, K., Italienische Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus. Heidelberg, Winter, 1914. 144 S.

Alge, Dr. A., Guida allo studio della lingua italiana, secondo un manoscritto di S. Alge. Seconda edizione. San Gallo, Fehr, 1914. IV, 270 S.

Schürr, Dr. Fr., Charakteristik der Mundart von Portomaggiore (Provinz Ferrara). Lautlehre, Bemerkungen zur Formenlehre. S.-A. aus dem

'43. Jahresbericht der deutschen Staats-Oberrealschule in Triest', 1913/14. Triest, 1914. 41 S.

Salvioni, C., Delle voci bormine *röjna* [ruina], *bröjna* [pruina], *röjća* [*rapicia]. S.-A. aus 'Rendiconti del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere', XLVII (1914), 593—600.

Spanisch.

Revista de filología española. Director Ramón Menéndez Pidal. Madrid, Paseo de Recoletos 20. I, cuaderno 1º, enero-marzo 1914. Auslands-Abonnement Fr. 17 jährlich [M. Asín Palacios, El original árabe de la 'Disputa del asno contra Fr. Anselmo Turmeda'. — R. Menéndez Pidal, Elena y María (Disputa del clérigo y el caballero), poesía leonesa inédita del siglo XIII. — Reseñas. — Bibliografía de 1913. — Noticias. — Trece láminas: Manuscrito de Elena y María. — Diese neue romanistische Zeitschrift führt sich durch die beiden bedeutenden und überraschungsvollen Aufsätze, durch ihre Rezensionen und ihre Bibliographie ausgezeichnet ein. Man wird sie auch bei uns mit Freuden willkommen heißen und erwartungsvoll nach dem greifen, was sie unter der sicheren Leitung ihres vortrefflichen Direktors uns aus den reichen literarischen und linguistischen Schätzen Spaniens spenden wird. Sie selbst umschreibt ihr Programm folgendermaßen: *La Revista de Filología Española se publica en cuadernos trimestrales, formando cada año un tomo de 400 o más páginas. Comprende estudios de bibliografía, historia de la civilización, lengua, literatura y folklore. Da información bibliográfica de cuanto aparece en revistas y libros, españoles y extranjeros, referente a filología española. Informa asimismo sobre la actividad de la Junta para ampliación de estudios y de los Institutos que de ella dependen.* — Soeben trifft auch das zweite Heft ein. Abril—junis 1914: Z. García Villada, Poema del abad Oliva en alabanza del monasterio de Ripoll; su continuación por un anónimo. — A. G. Solalinde, Fragmentos de una traducción portuguesa del 'Libro de buen amor' de Juan Ruiz. — A. Castro, Disputa entre un cristiano y un judío. — Reseñas. — Análisis sumarios. — Bibliografía. — Noticias].

Bulletin hispanique. XVI, 2, avril-juin 1914 [A. Morel-Fatio, A propos de la correspondance diplomatique de D. Diego Hurtado de Mendoza. — S. Griswold Morley, El uso de las combinaciones métricas en las comedias de Tirso de Molina. — C. Pérez Pastor, Nuevos datos acerca del histrionismo español en los siglos XVI y XVII (suite). — Variétés, darunter besonders O. J. Tallgren, Sur le vocalisme castillan, à propos des découvertes de M. Colton, cf. *Archiv* CXXVIII, 479. — Universités et enseignement. — Bibliographie. — Chronique]. — XVI, 3, juillet-sept. 1914 [P. Paris, Promenades archéologiques: Mérida. — G. Cirot, Florian de Ocampo, chroniste de Charles-Quint. — J. Mathorez, Notes sur les Espagnols en France depuis le XVIe siècle jusqu'au règne de Louis XIII. — Variétés. — Nécrologie. — Bibliographie].

Les obres d'Auzias March. Edició crítica per Amadeu Pagès. Volum II, text crític de les poesies LXXV a CXXVIII, Glossari. Barcelona, Institut d'estudis catalans: Palau de la Diputació MCMXIV. 377 S. [Cf. zum ersten Bande dieser prächtigen Ausgabe des valencianischen Poeten *Archiv* CXXIX, 286.]

Schevill, R., Ovid and the renascence in Spain. University of California Publications in Moderna Philology, Vol. 4, No 1, nov. 1913. Univ. of California Press, Berkeley, 1913. 268 S.

Chacón y Calvo, J. M., Romances tradicionales en Cuba. Contribución al estudio del Folklore cubano. S.-A. aus d. 'Revista de la Facultad de Letras y Ciencias'. Habana, Impr. A. Miranda, 1914. 85 S.

Schwartz, W., A. W. Schlegels Verhältnis zur spanischen und portugiesischen Literatur. (*Romanistische Arbeiten*, hg. von C. Voretzsch, Nr. III.) Halle, Niemeyer, 1914. X, 144 S. M. 4,40.

Tallgren, O. J., Glanures catalanes et hispano-romanes (Notes d'étymologies et de sémantique) I—IV. 110 S. Extrait de 'Neuphilologische Mitteilungen', hg. vom Neuphil. Verein in Helsingfors, XIII, XIV, XV. Helsinki, 1911/14.

Portugiesisch.

Revista lusitana dirigida por J. Leite de Vasconcellos. Vol. XVI, 1 u. 2, 1913 [J. J. Nunes, Textos antigos portugueses, continuação: glossario. observações literarias e filológicas, anotações. — S. Viterbo, As candeias na religião, nas tradições populares e na industria. — A. G. Pereira, Grammatik und Vokabular des 'Itinerario de Terra Santa' (1593) des Fr. Pantaleão d'Aveiro. — P. d'Azevedo, Duas traduções portuguesas do sec. XIV. — A. Thomás Pires, Investigações ethnographicas. — J. da Silveira, Tononymia portugnesa, esboços. — Miscellanea. — Necrologia. — Bibliographia]. — XVI, 3 u. 4, 1913 [Maria da Conceição Dias, Tradições populares do Baixo-Alemtejo (Ourique). — O. de Pratt, Notas á margem do 'Nôvo Diccionario da Lingua Portoguesa'. — A. G. Pereira, Tradições pop. de Barcellos. — Mehrere: A expressão pop. 'mais vale um gôsto que quatro vintens'. — M. Angelica Furtado de Mendonça, Cantigas populares. — J. Leite de Vasconcellos, Etnologia. — Miscellanea. — Bibliographia. — Necrologia].

Rumänisch.

Meyer-Lübke, W., Rumänisch, Romanisch, Albanesisch. 42 S. S.-A. aus 'Mitteilungen des Rumänischen Instituts an der Universität Wien', hg. von W. Meyer-Lübke. Bd. I. Heidelberg, Winter, 1914.

Academia Română. Dicționarul limbii române întocmit și publicat după îndemnul și cu cheltuiala Maiestăţii sale regelui Carol I. Bucuresti, Libr. Socec & comp. si C. Sfetea, 1914. Tomul I, Partea II, Fascicula I: *C—Cani.* — Tomul II, Fascicula V: *Grozăvatec—Holeră.* [Vgl. *Archiv* CXXX, 472.]

Academia Română. Sufixele macedoși megleno-române de origine neogreca de Dr. G. Pascu. S.-A. aus 'Analele Academiei române', Seria II, Tome XXXV. Bucarest, Socec; Leipzig, Harrassowitz, 1913. 34 S.

Varia.

Grammatik der ruthenischen (ukraïnischen) Sprache von St. von Smal-Stockyj und Th. Gartner. Wien, 1913. XV, 550 S. Kr. 15.

Sammlung Göschen. Berlin u. Leipzig, 1914. Das Bändchen geb. 90 Pf..

Ruthenisch-deutsches Gesprächsbuch von Dr. St. von Smal-Stockyj. 170 S.

Deutsch-russisches kaufmännisches Wörterbuch von M. Kulhánek. 111 S.









